Śląska Biblioteka Publiczna
29302 II
1537 J.

29302 II

ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben
von
MAX VASMER

*

Band XIV

Doppelheft 1/2
(abgeschlossen am 15. Juli 1937)

1 9 3 7

OTTO HARRASSOWITZ • LEIPZIG

INHALT

I. AUFSÄTZE

Seite

WIJK N. VAN. Zur serbokroatischen Entwicklung des slavischen Vokals *ě* 1
FRANKE OTTO. Der russische Name *Kitaj* (China) 16
VASMER M. Ein Brief B. Kopitars an W. von Humboldt . . . 20
FORSTREUTER K. Die Herkunft von Johannes Rhesa und Martin Ludwig Rhesa 25
TRAUTMANN R. Alexander Herzens Mutter 28
PLETNEV R. Dostojevskij und der Hieromonach Parfenij . . . 30
BRÜCKNER A. Die Echtheit des Igorliedes 46
BRÜCKNER A. Ein litauisches Gedicht vom Jahre 1634 53
ZELM E. Ein Brief Gogols an V. O. Balabina 54
VASMER M. Ein alb. Lehnwort im Serbokroatischen 59
MILOVIĆ J. Zmaj Jovan Jovanović und die deutsche Literatur . 60
ČYŽEVśKYJ D. Gogol'-Studien Teil 2 63
VASMER M. Poln. *szlak* 94
VASMER M. Beiträge zur slavischen Altertumskunde. XV. Nochmals Merja und Tscheremissen 95
WANSTRAT L. Zur Bedeutungsentwicklung von slav. *besěda* . . 101
ARNIM B. VON. Urslav. *glazъ* auch im Südslavischen? 104

II. BESPRECHUNGEN

WOLTNER M. Die altrussische und altukrainische Literaturforschung in den Jahren 1926—1936, Teil 1 105
BRÜCKNER A. Polonica Teil IX. 161
MATL J. Die serbokroatische Literaturwissenschaft 1914—1929. Teil 8 182
MRÁZ A. Die slovakische Literaturwissenschaft in der Nachkriegszeit 198
ZABROCKI L. Gwara Borów Tucholskich. Posen 1934 besprochen von FR. LORENTZ 209
DJORDJEVIĆ T. Sahranjivanje konja. Belgrad 1936 besprochen von M. SELESKOVIĆ 215
SCHULENBURG W. VON. Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, 2. Auflage, Leipzig 1934 besprochen von OTTO LEHMANN. 216

Fortsetzung des Inhalts auf Seite 3 des Umschlags.

ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben

von

MAX VASMER

*

Band XIV

1 9 3 7

OTTO HARRASSOWITZ • LEIPZIG

123

29302/1937
II

X-71097
29302 II

Biblioteka Śląska
3,-

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INHALT

I. AUFSÄTZE

Seite

ARNIM B. VON. Der bulgar. Ortsname *Burchanlar* 317
„ „ „ Mazedonisch-bulgarische Studien. Teil 4 . . . 278
„ „ „ Urslav. *glazъ* auch im Südslavischen? 104
BRÜCKNER A. Die Echtheit des Igorliedes 46
„ „ Ein litauisches Gedicht vom Jahre 1634 53
„ „ Polonica. Teil 9 und 10 . . . . . 161, 423
BURGHARDT O. Die Entstehungsgeschichte eines Gedichtes von Wincenty Pol. 322
ČYŽEVśKYJ D. Gogol'-Studien. Teil 2 63
„ „ Literarische Lesefrüchte. Teil 5 331
„ „ Zu einem Gedicht Tjutčevs 325
FORSTREUTER K. Die Herkunft von Johannes Rhesa und Martin Ludwig Rhesa 25
FRANKE O. Der russische Name Kitaj (China) 16
GUNNARSSON G. Polnisch *bociem* und *ciem* 303
HOLSTEN R. Ein slavisches Lehnwort für Wiesenschachtelhalm in Pommern 298
KÄUBLER R. Wogastisburg 255
KOŘÍNEK J. M. Die čechoslovakische Sprachwissenschaft 1928—1932. Teil 3 383
KOŠTIÁL J. Einige slovenische Komposita 293
KROGMANN W. Osorb. *jutry* 'Ostern' 301
MACHEK V. Zur Herkunft der slavischen Verbalklasse auf *-ujǫ/ -ovati* 272
MATL J. Die serbokroatische Literaturwissenschaft 1914—1929. Teil 8 und 9 . . . . . 182, 369
MILOVIĆ J. Zmaj Jovan Jovanović und die deutsche Literatur. Teil 1 und 2 . . . . . 60, 320
MRÁZ A. Die slovakische Literaturwissenschaft in der Nachkriegszeit 198
PLETNEV R. Dostojevskij und der Hieromonach Parfenij . . . 30
SCHWARZ E. Die Orts- und Flurnamenforschung in den Sudetenländern 1927—1936 355
TRAUTMANN R. Alexander Herzens Mutter 28
TRUBETZKOJ Fürst N. Zum Flußnamen *Upa* 353
VASMER M. Beiträge zur slavischen Altertumskunde. XV. Nochmals Merja und Tscheremissen 95
„ „ Ein alb. Lehnwort im Serbokroatischen 59
„ „ Ein Brief B. Kopitars an W. von Humboldt . . . 20
„ „ Erich Berneker † 251

Seite

VASMER M. Friedrich Lorentz † 241
„ „ Nachtrag zum Namen *Upa* 354
„ „ Poln. *szlak* 94
WANSTRAT L. Zur Bedeutungsentwicklung von slav. *běsěda* . . 101
WIJK N. VAN. Eine bisher unbekannte aksl. 3. Pers. Sg. Aor. auf -tъ 270
„ „ „ Zur serbokroatischen Entwicklung des slavischen Vokals *ě* 1
WOLTNER M. Die altrussische und altukrainische Literaturforschung in den Jahren 1926—1936. Teil I 105
ZELM E. Ein Brief Gogols an V. O. Balabina 54

II. BESPRECHUNGEN

ALMINAUSKIS K. Die Germanismen des Litauischen. Teil 1. Leipzig 1934 besprochen von J. KALIMA 449
ANDROVIĆ G. Dizionario delle lingue italiana-slovena. Mailand 1936 besprochen von J. GLONAR 226
BOEHM A. У истоков творчества Достоевского. Prag 1936 besprochen von D. ČYŽEVśKYJ und D. PROHASKA 454
DJORDJEVIĆ T. Sahranjivanje konja. Belgrad 1936 besprochen von M. SELESKOVIĆ 215
GUNNARSSON G. Das slavische Wort für *Kirche*. Uppsala 1937 besprochen von M. VASMER 463
Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums Bd. 1, Breslau 1933—1935 besprochen von M. VASMER 473
MARTEL A. Michel Lomonosov et la langue littéraire russe. Paris 1933 besprochen von E. DICKENMANN 467
MÜLLER H. W. Das Musikalische in der Dichtung M. J. Lermontovs. Frankfurt a. M. 1936 besprochen von D. ČYŽEVśKYJ . 228
ROŹDZIEŃSKI W. Officina ferraria hgb. R. POLLAK, Kattowitz 1936 besprochen von E. HAERTEL 471
SCHULENBURG W. VON. Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. 2. Auflage mit Beiträgen von J. BOLTE. Leipzig 1934 besprochen von O. LEHMANN 216
SKOK P. Naša pomorska i ribarska terminologija na Jadranu. Split 1933 besprochen von M. VASMER 465
SLODNJAK A. Pregled slovenskega slovstva, Laibach 1934 besprochen von J. GLONAR 233
TILLE V. Soupis českých pohádek. Bd. 2 Teil 1. Prag 1934 besprochen von W. ANDERSON 227
ZABROCKI L. Gwara Borów Tucholskich. Posen 1934 besprochen von FR. LORENTZ 209
Bei der Redaktion eingegangene Bücher 235, 474
Wortregister zu Bd. XIV von M. WOLTNER 477

Zur serbokroatischen Entwicklung des slavischen Vokals ě.

Im Serbokroatischen lautet das slavische ě je nach den Dialekten *e*, *ie* (*ije*, *je*) oder *i*. Diese Aussprachen lassen sich am einfachsten erklären, wenn wir von einem geschlossenen ę ausgehen; s. Leskien Grammatik d. s.-kr. Sprache I 114. Kul'bakin Сербскій языкъ [2] 18 denkt daneben an die Möglichkeit eines altskr. *i͡e*; diese Möglichkeit ist nicht zu leugnen; sogar kann der Gedanke aufkommen, daß altskr. ę und *i͡e* zwei Realisierungen ein und desselben Phonems gewesen seien, gerade so wie in gewissen russischen Mundarten; s. die ausführliche Beschreibung des auf ě zurückgehenden Phonems in O. Brochs Monographie: Описаніе одного говора изъ югозападной части Тотемскаго уѣзда, S. 26f., wo die Laute *ê*, *i͡ê*, *i͡e*, *i͡ê* als unterschiedslos gebrauchte Varianten betrachtet werden. Die allerälteste Aussprache des urslav. ě war monophthongisch; eine solche Aussprache ist nicht nur für diejenige Periode des Urslavischen anzusetzen, wo das aus idg. ē entstandene ě nach *j* und andern weichen Konsonanten zu *a* wurde (*stoj̯ati*, *kričati* usw.), sondern auch für die etwas spätere Zeit, wo mit jenem ě die alten Diphthonge *oi*, *ai* in éinen Laut zusammenfielen; *oi*, *ai* wurden damals wohl zu einem *e*-Laut, nicht zu einem *i͡e*. Auch die südslavische und čechoslovakische Metathese *el* > *lě*, *er* > *rě* weist auf eine monophthongische ě-Aussprache hin. Welchen Öffnungsgrad dieser Monophthong ě in den einzelnen Perioden des Urslavischen und der darauffolgenden Zeit der Sprachspaltung gehabt hat, läßt sich kaum mit Sicherheit sagen. Slavia II 593ff. habe ich eine mittlere *e*-Aussprache vermutet, und das ist auch jetzt noch meine Auffassung; vielleicht aber sind chronologische und örtliche Schwankungen anzunehmen, vielleicht auch hatte das ě in gewissen Perioden eine große Realisierungsbreite. Wörter wie ar. *ězva*, *jazva* (: lit. *aižaũ*, *-ýti*) und das sehr verbreitete *jadъ*, für welches ebenfalls idg. *oi-* ziemlich wahrscheinlich ist (s. Berneker Slav. etym. Wtb. I 271f.), können die Vermutung

123

aufkommen lassen, daß nach dem Zusammenfall von *oi*, *ai* mit *ē* die Aussprache des *ě* noch eine Zeitlang *ä*-artig gewesen sei. Die Entwicklung von *oi-*, *ai-* zu *i̯a-* fand wohl über folgende Zwischenstufen statt: *oi-*, *ai-* > *ě-*, — durch *i̯*-Prothese entstand *i̯ě-*, — *i̯ě-* > *i̯a-*; dieser letzte Lautprozeß erklärt sich am einfachsten, wenn wir das *ě* als sehr offen, etwa *ä*, auffassen, wie ich ja auch für das aus *ē* entstandene urslav. *ě*, welches in einer etwas früheren Zeit nach weichen Konsonanten zu *a* geworden war (*stoi̯ati*, *kričati* usw.), *ä*-Aussprache annehme[1]). Das *a* ließe sich jedoch auch durch eine Zwischenstufe *ä* aus einem mittleren *e* herleiten. Leider ist auch sonst die Entwicklung des Anlautes *ē-*, *ai-*, *oi-* nicht ganz klar. Woher haben *iskati* und *inъ*, für welche ich noch stets von idg. *oi-* ausgehe, eine andere Entwicklung gehabt als *ězva*, *jazva*? Und weshalb hat etwa russ. *jem* (ем, nach der alten Orthographie ѣмъ), mit bewahrtem *ě*, eine jüngere *i̯*-Prothese als *jazva*? Eine Parallele dazu bietet uns die altbulgarische Savvina kniga, welche bei der Wurzel *ěd-* sowohl den Anlaut ѣ- wie ꙗ- hat; dadurch wird aber das Rätsel von der verschiedenen Chronologie nicht gelöst.

Das urslavische *ě* hat sich in den einzelnen Sprachen in verschiedenen Richtungen weiter entwickelt. Im Altbulgarischen tritt es als *ä* auf; die glagolitische Schrift und auch ein Teil der cyrillischen Handschriften verwenden für dieses *ä* und für den nach weichen Konsonanten aus *a* entstandenen Laut ein und dasselbe Zeichen. Dagegen läßt sich die russische, čechoslovakische, sorbische und serbokroatische Entwicklung am einfachsten verstehen, wenn wir von einem geschlossenen *e̯*-Laute ausgehen, welcher, ebenso wie etwa das germanische *ē*[2], eine Neigung zur *i̯e*-Aussprache hatte. Für das Slovenische geht Ramovš Čas. za slov. jezik, knjiž. in zgodovino VI 8ff. von einem offenen *e̯* aus (s. das Entwicklungsschema das. S. 13), welches er allerdings als die jüngere Stufe eines urslovenischen *e̯ä* auffaßt. Ich halte diesen Lautwert *e̯ä* nicht für bewiesen, sogar nicht für wahrscheinlich. Ramovš meint, a. a. O. 9, daß

[1]) Een phonologiese parallel tussen Germaans, Slavies en Balties (Amsterdam 1934), 23.

sich nur durch diese Annahme die aus einer romanischen Weiterentwicklung von *patriarca* entstandene Form *podreka* verstehen läßt; ich sehe jedoch nicht, weshalb eine Entwicklung *ia* > *ie* > *e* (*ẹ* oder *ę* oder ein mittleres *e*) nicht möglich wäre; auch **ogъlêjь* (*Oglẹj*, *-ẹja*) < **ăgŭlē̯ĭă* beweist, wie Ramovš selber hervorhebt, keine *ä*-Aussprache des *ě*, und auch das ahd. *ie* für *ě* in Wörtern slavischer Herkunft und die Vertretung des ahd. *ie*, *ia* durch slov. *ě* in Fällen wie **pêsa* (jetzt je nach der Mundart *pệsa*, *pîəsa*) < *biezza* setzen vielmehr eine *e*-artige als eine *ä*-artige Aussprache des *ě* voraus. Die Entsprechung *-mĕrъ*: ahd. *-mar* erklärt sich sehr einfach aus dem Vorhandensein eines zweiten Kompositionsgliedes *-mar* in althochdeutschen Eigennamen (*Tagamar* usw.; bei Ammianus Marcellinus bereits *Vadomârius* usw.). Der Zusammenfall des Kontraktionsproduktes von *oje* mit *ě* (*mê* < *moje*; *mêga* < *mojega*) spricht für eine verhältnismäßig offene Aussprache des letztgenannten Vokals, im Gegensatz zum Čechischen, wo die zwei Laute nicht zusammenfielen; diese Aussprache braucht aber nicht offener gewesen zu sein als etwa *ę* oder sogar mittleres *e*. Was *Doelach*, jetzt *Dellach* aus altslov. *dolĕchъ* anbetrifft, so bin ich nicht in genügendem Maße Germanist, um diese Wörter fachmännisch zu beurteilen; es scheint mir aber, daß wir ohne Schwierigkeit auskommen, wenn wir eine Entwicklung *ě* > ahd. *ie*, *ia* annehmen.

Wenn man Ramovš' Erörterungen über die weitern Schicksale des *ě* in den slovenischen Dialekten liest, so begegnet man einer sehr großen Anzahl lokaler Lautprozesse, durch welche *e*-Laute mit verschiedenen Öffnungsgraden in offenere bzw. geschlossenere Laute übergehen. Diese große Beweglichkeit der Aussprache muß uns sehr skeptisch darüber machen, ob es überhaupt möglich ist, den Lautwert des urslovenischen *ě* genau zu bestimmen. Ramovš führt die zwei geographischen Varianten *ẹ* und *ę*, aus welchen er die späteren Entwicklungen erklärt, auf *ę* zurück (das er weiter aus *ᵉę* < *ᵊä* < *ⁱä* herleitet; a. O. 11). Die Frage kommt aber auf, ob wir nicht gerade so gut *ẹ* ansetzen dürfen, welches ja auch der Ausgangspunkt der serbokroatischen Entwicklung war. Meines Erachtens

haben wir das vollste Recht, für den urslovenischen Laut eine etwas offenere Aussprache anzunehmen als für den urserbokroatischen, zumal wir auch für das Čakavische mit der Annahme eines etwas offenern *ě* auskommen als für das Štokavische. Vielleicht war das sog. „urserbokroatische" *ę* eine nur štokavische Verengung eines urserbokroatisch-slovenischen mittleren oder sogar verhältnismäßig offenen *e*-Lautes.

Über die čakavischen Verhältnisse schrieb ich schon früher[1]). Ich fasse jetzt kurz meine Ansicht zusammen. Die čakavischen Mundarten sind teilweise ekavisch, teilweise ikavisch; eine dritte Gruppe hat *e* vor harten Dentalen, sonst *i*. Die ekavischen Dialekte sind die westlicheren. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß die *e-i*-Mundarten früher *ä-e*-Mundarten waren und daß ihr *ä* vor harten Dentalen aus *e* entstanden war, ebenso wie im Lechischen das auf *ě* zurückgehende *e* in dieser selben Position zu *a* geworden war[2]). Die *ä*-Aussprache vor harten Dentalen wird durch diejenigen Wörter bewiesen, wo vor dem *ě* ein weicher Vokal stand. Diese Fälle sind nicht zahlreich; ein klares Beispiel ist *gn^ězdo*, wo in der Gruppe *gn* auf serbokroatischem Boden, wie auch in anderen slavischen Sprachen, Konsonanterweichung eingetreten war. Nun liegt hier eine merkwürdige Entwicklung des *ě* vor: auf dem čakavischen *e-i*-Gebiet und auch in gewissen *e*-Mundarten begegnen uns *gn^ād̄ō* und daraus entstandene Formen mit verändertem Konsonantismus, aber demselben Vokalismus. Dieses *ā* entstand offenbar unter dem Einfluß des vorhergehenden *n^* gerade so wie im Urslavischen *stoi̯ati* und *kričati* entstanden waren und wie in einem Teil der altbulgarischen Dialekte КОЛѪ an die Stelle von КОА^ТЪ trat. In diesen Fällen war der direkte Ausgangspunkt *ä* und auch für das *e-i*-Čakavische ist das wahrscheinlich. Das *ä* war durch Senkung der Artikulation

[1]) Een phonologiese parallel, S. 24ff.; weiter in zwei Aufsätzen die in Germanoslavica bzw. im Sborník Matice Slovenskej erscheinen werden. [K.-N. Sb. M. Sl. XIV, 1, 50ff.].

[2]) Im Čakavischen wurde also die „Entpalatalisierung" nicht endgültig durchgeführt; darüber s. meinen Aufsatz, der in Germanoslavica erscheinen wird.

entstanden; es ist dabei nicht von *i*, sondern von einem *e*-Laute auszugehen; daraus ergibt sich der Schluß, daß der jetzige Gegensatz *i* : *e* auf einen älteren Gegensatz *e* : *ä* zurückgeht. Diese Entwicklung beruht wohl auf der Tendenz, mit dem Vokalsystem von fünf Phonemen: *a* — *e*, *o* — *i*, *u* auszukommen. Auch in dem čakavischen *e*-Gebiet kommen solche Formen wie *gn^āzdȏ* vor; sie weisen darauf hin, daß auch diese Mundarten einmal *ä*-*e*-Vokalismus gehabt haben; sie haben jedoch einen anderen Weg eingeschlagen, um zum System von fünf Vokalen zu gelangen; offenbar war in der ältesten Zeit das aus *ě* entstandene *e* mit dem ursprünglichen *e* qualitativ nicht ganz identisch; es hatte die Wahl zwischen dem Zusammenfall mit *e* oder *i*; welche Entwicklung gewählt wurde, das hing von uns unbekannten Umständen ab. Für das čakavische *i*-Gebiet ist wohl keine ältere Spaltung des *ě* in *e*/*ä* anzunehmen; das *i* dieser Mundarten geht wohl einfach auf *e* zurück, wobei Beeinflussung durch das angrenzende ikavische Štokavische mir nicht ausgeschlossen scheint. Aus dem hier Erörterten ergibt sich für das ältere Čakavische eine *e*-artige Aussprache des *ě*; dieses *e* war wohl etwas geschlossener als das alte offene kurze *e*; es scheint mir aber sehr gut möglich, daß es trotzdem weniger geschlossen war als das Štokavische *ẹ*; denn es entwickelte sich nicht wie dieses dialektisch zu *ie*. Ich gestehe aber, daß es sich hier um ziemlich feine Nüancen handelt und daß ein solcher Unterschied zwischen der älteren štokavischen und čakavischen *ě*-Aussprache, wie ich ihn hier als möglich betrachte, nicht beweisbar ist.

Wenn das urslavische *ě* ein *e*-artiger Monophthong gewesen ist und die auf induktivem Wege rekonstruierte altserbokroatische Aussprache ebenfalls *e* (*ẹ* bzw. mittleres *e*) war, so liegt die Vermutung nahe, daß der urslavische Laut bis in die altserbokroatische Periode sich wenig oder gar nicht geändert hat. Die Sache läge anders, wenn P. Skok recht hätte, der für das älteste Serbokroatische eine Aussprache *ea*, *i̯a* annimmt, deren Spuren er noch in gewissen neuskr. Formen wahrzunehmen glaubt (Časopis za slov. jez., knj. in zg. VIII 118ff.; Južnosl. filolog XII 95ff.). Er führt für diese Ansicht ein reichhaltiges

Material an, dem ich jetzt eine Besprechung widmen möchte; dabei behandle ich die slavischen Wörter und die Lehnwörter getrennt.

2. Von den von SKOK besprochenen Wörtern nenne ich an erster Stelle *gn^āzdò* (Čas. VIII 119; JF. XII 99)[1]), für welches Wort ich oben von **gn^ezdò* ausging, dessen *e*, wie ich glaube plausibel gemacht zu haben, zunächst vor dem harten Dental zu *ä* wurde, welches dann weiter durch den vorhergehenden weichen Konsonanten zu *a* umgelautet wurde. Daß diese Auffassung richtiger ist als diejenige SKOKS, welche das *a* ausschließlich dem Einflusse des vorhergehenden weichen Konsonanten zuschreibt, ergibt sich aus dem Gegensatz *n^ăzlò*: *jîst* in Kožljak (s. MAŁECKI Przegląd slow. gwar Istrji 51; Arch. neophil. I 1, 22), *n^āzlò* : *jȉn* (< *i̯-ě(d)mъ*) in Novi (s. BELIĆ Izvěstija XIV 2, 194, 185; das. 201 wird aus einer Quelle vom Jahre 1496 die Form *gnivu*[2]) angeführt). Dieselben Lautbedingungen wie bei *gnězdo* wirkten bei *gnědъ(-i)*, welches zu *n^ȁd* (Krk), *n^âdī* (Lika) wurde (Č. 119), und weiter bei *n^adra* (Č. 120, JF. 99) und dem von MAŁECKI JF. XI 218 für Omišalj verzeichneten Präteritum *on je ja, ona je jala* (**i̯-ě(d)lъ, -a*)[3]), vielleicht auch bei *jȁdro*. Das Zeitwort *ěsti* hat im Skr. offenbar, ebenso wie im Russ. und Bulg. (s. o.), ein verhältnismäßig junges, wohl nachurslavisches prothetisches *i̯-*; die Chronologie der Entwicklungsstufen war wohl diese: *ě(d)lъ* > *i̯-el(ъ)* > *i̯äl* (*e* > *ä* vor hartem *l*) > *i̯al* (*ä* > *a* nach *i̯*). *Jȁdro* 'Segel' ist eine lokal beschränkte Nebenform von *jȅdro*; in ikavischen Mundarten hört man *jȉdro* und *ȉdro* (s. RJEČNIK hrv. ili srpsk. jez. IV 562); wenn der *a*-Vokalismus sich ausschließlich oder beinahe ausschließlich auf das ekavische und das ekavisch-ikavische Čakavische beschränkt, so dürfen wir denselben wie

[1]) In den weiteren Teilen dieses Aufsatzes bezeichne ich diese zwei Bände einfach durch die Buchstaben Č. bzw. JF.

[2]) In den Beschreibungen lebender *e-i-* und *e*-Maa. habe ich dieses Wort nicht gefunden. Allerdings habe ich nicht systematisch nach demselben gesucht.

[3]) *Jí(l)*, *jȉla* in Kožljak (Arch. neoph. I 1, 22) und ähnliche Formen aus anderen Maa. haben den Vokalismus des Infin. und anderer Formen, wo kein harter Dental folgte, übernommen.

den von *ja, jala* erklären; sollte er aber eine weitere Verbreitung haben, so wären die *i̯*-Prothese und der Übergang *i̯ě* > *i̯a* als bereits urslavisch zu betrachten; dann stünde skr. *jȁdro*, slov. *jádro* auf einer Linie mit skr. *jȁd*, čak. *jád*, slov. *jâd*, russ. *jad*, welche als eine bereits urslavische Variante von *ědъ* (ar. *ědъ*, skr. *i̯jed*) aufzufassen ist[1]). Das Wort *nˆadra* 'Busen' kommt in čakavischen *e*- und *e-i*-Mundarten vor; s. Małecki JF. XI 218; der Rječnik gibt einige altčakavische Belege (VIII 272); die geographische Verbreitung spricht dafür, daß diese Form sich zu *nˆèdra, nˆi̯dra* verhält, wie *gnˆāzdȍ* zu *gnˆēzdȍ, gnijèzdo, gnˆīzdȍ*[2]). Schwer zu beurteilen ist *nadro* mit hartem *n*; sollte es ein sekundäres *n* anstatt *nˆ* haben, so würde es demjenigen, was wir sonst von der Entwicklung des *ě* wissen, nichts neues hinzufügen; aber auch wenn es direkt mit slov. *nádra*, ač. ar. os. ns. *nadra*, poln. *nadro* zusammengehört, hat es für die skr. *ě*-Frage keinen Wert; das Wort ist auch sonst schwierig; für die uns interessierenden Probleme brauchen wir aber auf diese Schwierigkeiten nicht einzugehen.

Č. 120 nennt Skok das Wort *svaki*, wofür er offenbar ein urslav. *ě* annimmt. Dieses Adjektiv ist aber eine ähnliche Bildung wie *takъ, kakъ, (j)edinakъ*. Im Aksl. wurde nach dem erweichten *s* das *a* wie *ä* gesprochen, welchen Laut man in der Schrift durch *ě* bezeichnete. Durch die aksl. Schreibung вьсѣкъ hat Skok sich wohl irreführen lassen. Auch *član, članak* beurteilt er unrichtig (JF. 98f.), indem er annimmt, daß das *l* einmal eine „tanku palatalizacju" gehabt habe. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt: die Form *član* war bereits altserbisch (членомь Šišov., Hebr. 4, 12; членовнаго verzeichnet Daničić Rječnik iz knjiž. star. srpskih III 468) und die Vergleichung mit čech. *článek*, poln. *człon*, aksl. *žlasti* zeigt uns, daß der Vokalismus irgendwie gerade mit der harten *l*-Aussprache zusammenhängt; eine besondere Bedeutung hat für uns die čechische Form, welche *a*-Vokalismus hat, obgleich für das Altčechische eine *ä*- oder *ea*-artige Aussprache des *ě*

[1]) S. Berneker Slav. et. Wtb. I 271f. und vgl. das oben von mir zur Chronologie der *i̯*-Prothese Bemerkte.

[2]) S. das Material von Małecki JF. XI 217.

ausgeschlossen ist. Dem askr. *član* gegenüber sind solche Formen wie *čl̂an* gerade so sekundär wie *škl̂an*; sie weisen auf einen im Laufe der Jahrhunderte in gewissen Mundarten aufgekommenen Widerwillen der Gruppe *čl* gegenüber hin. Der Gegensatz *čl̀ijen* : *člân* läßt sich mit aksl. *žlědetъ* : *žlade* vergleichen; auf die Frage, wie er zu erklären ist, brauchen wir jetzt nicht einzugehen.

Als ein noch schlimmeres Versehen betrachte ich die Herleitung des Präfixes *pra-* aus *prě-* JF. 97. Die slavischen Sprachen besitzen von alters her beide Präfixe. Mit *prenono*, *prenona* auf Cres vgl. die Beispiele für ksl. пр҃ѣ- anstatt прѣ- bei Iljinskij Slěpč. Ap. LXVII.

In anderen Fällen beruht die Gruppe *re* für *ra* auf einer lautlichen Entwicklung; so sind die JF. 97 angeführten Wörter *resti* neben *rasti*, *Resnik* < *Rastinico*, *rebac* usw. für *vrabac* und auch wohl *Grede* für *Grade* aufzufassen. Zu dieser Erscheinung s. Rešetar Der štokavische Dialekt 101; Małecki Przegląd słow. gwar Istrji 106ff. Ähnliches begegnet uns auf slovenischem und polnischem Boden; s. Ramovš Arch. f. sl. Phil. XXXVII 321 und die ausführliche Monographie Taszyckis Z dawnych podziałów dialektycznych języka polskiego, I: przejście *ra* ≥ *re* (Lemberg 1934). Mit dem slav. *ě* haben diese Erscheinungen nichts zu tun; auf skr. Boden begegnet uns ein solches *re* aus *ra* am häufigsten in ikavischen Dialekten.

Die umgekehrte Erscheinung: *ra* für *re*, welche bei einigen skr. Wörtern vorkommt, hat eine andere geographische Verbreitung: *orȁh* (*-g*, *-γ*) fand Małecki in allen von ihm untersuchten montenegrinischen Dialekten (JF. XI 218), während er in Istrien nur *orȉh* und *orěh* hörte; auch außerhalb Montenegros ist *orah* sehr verbreitet. Ein ähnlicher Fall ist *pram* neben *prȅm*, *prama* neben *prema* (dial. *prima*); s. Rječnik XI 361ff., 592ff. Weil ich nirgends **prijem*(*a*) finde, nehme ich an, daß dieses Wort stets, ebenso wie *orěχъ*, kurzstufiges *ě* hat. Dann ist das *a* wohl als eine Entwicklung des kurzen, aus *ě* entstandenen *e* — vor welchem im Jekavischen das *j* schwinden konnte — aufzufassen und über den Lautwert des urserbokroatischen *ě* sagt es nichts aus. Für *svȉrala* (: aksl. *svirělъ*)

könnte man ebenfalls *a* aus *e* vermuten; ebensogut aber können wir Umbildung (etwa nach *pištal, pištala*; s. Rječnik IX 889) annehmen; auch der Stammesauslaut erfuhr eine Veränderung; s. Vaillant La langue de Dominko Zlatarić II 63f. Zusammen mit *orah, prama, svirala* nennt Skok Č. 120 die beim Kaiser Konstantin vorkommenden Formen *Κρασήμερη, Τραβούνια*. Hier könnte man m. E. auch an bulgarische Vermittlung denken; s. das Ende dieses Aufsatzes.

Ein schwieriges Wort ist der Name des Schwanes. In den slavischen Sprachen wechselt der Anlaut *le-* mit *la-*; s. Miklosich Et. Wtb. 162; Meillet Etudes 322, Le slave commun[2] 72f. Man denkt hier an Ablaut *el-* : *ol-*; ob das richtig ist, weiß ich nicht; auf jeden Fall aber macht Skok es sich zu bequem, wenn er die seltene skr. Form *lèbūt* neben *làbūd* außerhalb des Zusammenhanges mit den anderen slavischen Formen betrachtet (JF. 98). Sollte dennoch *lèbūt* durch eine speziell skr. Entwicklung entstanden sein, auch in dem Falle hätte das *e* kaum etwas mit der altskr. Aussprache des *ě* zu tun.

Merkwürdig sind die aus der Mundart von Jurkovo Selo bekannten Wörter *mažđȉti* 'keltern' *mažđȁc* 'Stock zum Zerquetschen von Trauben, Kelter'; wie das ebenfalls seltene und lokal beschränkte slov. *mêždžəc* gehören sie zur Sippe von **mězga* (skr. *mézga* 'Baumsaft' usw.; s. Berneker Et. Wtb. II 54f.). Die skr. Formen mit *a*-Vokalismus bestätigen die Richtigkeit des in Voltiggis Wörterbuch angeführten *mazg* 'sugo, succhio, Saft der Pflanzen' (s. Rječnik VI 542f.). Wie das *a* dieser wenig verbreiteten Dialektwörter entstanden ist, weiß ich nicht: durch Umbildung? durch Lautsubstitution bei Entlehnung aus anderen Mundarten? Auf jeden Fall aber liegt kein Grund vor, weshalb wir diese Wörter als Relikte aus einer Zeit, wo das *ě* eine sonst nicht mehr bewahrte *a*-artige Aussprache hatte, auffassen sollten. Besondere Lautbedingungen, welche gerade hier konservierend wirken könnten, liegen nicht vor.

Bisher begegneten wir keinen Spuren einer altskr. *ea-* oder *ä*-artigen Aussprache des slavischen *ě*. Wir müssen aber noch ein paar Formen besprechen, die in alten Quellen bisweilen

mit *a* geschrieben werden und deshalb den Gedanken an einen *a*-artigen Klang des altskr. *ĕ* nahe legen. Zunächst *dad*, welches in Schenkungsurkunden des kroatischen Königs Kresimir von den Jahren 1062, 1069, 1070 vorkommt, neben einem in anderen Urkunden derselben Zeit vorliegenden *ded* (s. Rački Documenta historiae croaticae periodum antiquam illustrantia 62, 73, 80, 82, 84, 93, 96; Skok Č. 118). Bereits in der Festschrift für Belić S. 122 Anm. 3 nahm Skok für dieses Wort eine von ihm auf einen älteren Diphthong zurückgeführte offene Aussprache an. Ohne die Annahme einer solchen, etwa *ä*-artigen Aussprache kommen wir kaum aus; daraus ergibt sich aber noch nicht, daß jedes *ĕ* damals so gesprochen wurde. Denn im Worte *dad*, *ded* < *dědъ* liegen gerade diejenigen Lautbedingungen vor, die in einer älteren Phase der jetzigen čakavischen *i*/*e*- und *e*-Mundarten den Übergang *e* > *ä* bewirkt haben; und daß dieser auf das 10. Jahrh. zurückgeht, scheint mir sehr gut möglich: im 14. Jahrh. und sogar in einer Urkunde vom Jahre 1230, begegnet uns auf der Insel Krk bereits der jüngere Wechsel *i*/*e*[1]); und daß der kroatische König Kresimir eine Form aus einer solchen čakavischen Gegend gebraucht hat, ist auch geographisch nicht unwahrscheinlich.

Ein *a* aus *ĕ* hat Skok weiter für den von Jireček Die Romanen in den Städten Dalmatiens III 4f. angeführten Spliter Geschlechtsnamen *Balce*, *Balcius*, *Baltius*, *Balsce*, *de Balcis* (14. und 15. Jahrh.) vermutet, woneben auch *Bilse* und *de Bilsa* vorkommen (Rad CCXXII 119). Das Nebeneinander von *a* und *i* macht Schwierigkeiten. Wenn hier, wie Skok annimmt, eine Ableitung von *bělъ* vorliegt, zeigen die Formen mit *i* die zur Zeit der Aufzeichnung bereits vorhandene ikavische Aussprache. Woher käme dann aber das *a*? Ist es ein in der latinisierten oder romanisierten Namensform bewahrter Archaismus? Dann wäre es wohl zunächst aus *ä* entstanden. Ein solches *ä* kann ich aber nur für eine čakavische *e*- oder *e*/*i*-Mundart wahrscheinlich finden. Dehnte sich dieses Dialektgebiet früher weiter nach dem Süden aus? Oder stammt

[1]) S. L. Jakubinskij, Zschr. f. sl. Ph. I, 391ff.; K. H. Meyer, Untersuchungen zur Čakavština der Insel Krk 84ff.

die Familie *Balce* aus dem Norden? Ich muß gestehen, daß mir bei jeder Erklärungshypothese das Nebeneinander von *Balce* und *Bilse* unverständlich bleibt und deshalb kann ich diesem Namen keinen großen Wert für die Lösung des *ě*-Problemes beilegen[1]).

Das Resultat unserer bisherigen Untersuchung ist dieses, daß die von Skok zusammengestellten von altersher serbokroatischen Wörter keine altskr. *ea-* oder *ä*-artige Aussprache des *ě* beweisen. Das jüngere Sprachmaterial hat keine Spuren einer solchen Aussprache bewahrt, und auch ein paar in alten Texten überlieferte Formen, die auf den ersten Blick ein als *a* oder *ä* gesprochenes *ě* zu haben scheinen, beweisen keineswegs, daß dies die altskr. Aussprache des *ě*-Phonemes gewesen sei. Wir besprechen jetzt die Lehnwörter.

3. Zunächst untersuchen wir einige Wörter, deren Grundwort die Gruppe *ra* hat, — besser gesagt: für welche Skok von solchen Formen ausgeht; denn von den von ihm so aufgefaßten Wörtern gehören zwei nicht hierher, und zwar *rěpa* und *črěmiga*. *Rěpa* soll nach Skok Č. 121, JF. 96 über südslav. *r'apa*[2]) auf lat. *rāpa* zurückgehen; wenn er aber das Etymol. Wtb. von Miklosich eingesehen hätte, so würde er das. 277 gefunden haben, daß *rěpa* ein allgemein-slavisches Wort ist. Auf die Frage, inwiefern *r'* als slavische Substitution des rom. *r* in Betracht kommt, brauche ich also für die Beurteilung von *rěpa* nicht einzugehen. Weil aber Skok ein solches *r'* auch für andere Lehnwörter annimmt, widme ich dieser Hypothese

[1]) Die vom slovenischen Sprachgebiete herrührenden Formen *Sclavanorum, sclavanisca* (Skok JF. VIII 89, Anm. 1) beweisen keine *a*-artige Aussprache des *ě*; denn *Slověne* kann nach Volksnamen auf *-ane, -jane* umgebildet sein (vgl. č. *Slované*); auch kann im Latein Beeinflussung durch *Romani, Germani* usw. stattgefunden haben. Auch das Č. 121 zusammen mit *Sclavanorum, -anisca* genannte *Pradegoi, Pradigey* neben *Predegoy* usw. hat eine geringe Bedeutung; man beachte, daß auch die auslautende Silbe in zweierlei Gestalt vorliegt. Skoks Erklärung von *Čatež* Č. 122—125 beruht auf einer unsicheren Etymologie.

[2]) Ich gebrauche selber ˆ als Erweichungszeichen. Bei der Besprechung von Skoks *r'*-Hypothese halte ich mich an sein Zeichen.

einige Bemerkungen. Zunächst muß die Frage gestellt werden, ob dieses mutmaßliche *r'* aus rom. *r* als der stark erweichte Laut aufgefaßt werden muß, der in von alters her slavischen Wörtern auf *rį* zurückgeht. In dem Falle wäre mir der Übergang *r'a* (*r^a*) > *rě* unverständlich; im Abg. begegnet uns allerdings in einem Teil der Mundarten, u. a. in denen, welche der glagolitischen Schrift zugrunde gelegt wurden, ⱃ^ѣ für *r^a*, aber im Skr. bewahrte die slavische Gruppe *r^a* ihr *a*: *zòra*, as. ⱂⱃⱁ usw., die Gruppe *r^ě* kam in von alters her slavischen Wörtern weder als Fortsetzung eines ursl. *r^ě* noch als jüngere Entwicklung von *r^a* vor und man versteht nicht recht, wie man dazu kommen könnte, diese sonst nicht existierende Gruppe als Substitution für rom. *ra* zu verwenden. Eine andere Möglichkeit wäre diese, daß wir Skoks *r'* als den schwach erweichten *r*-Laut auffaßten, welchen man wohl für altes *r* in der Stellung vor vorderen Vokalen annimmt. Auch diese Vermutung ist aber zu verwerfen: dieses *r* war kein Phonem, es war, wenn es überhaupt bestanden hat, eine nicht-phonologische Variante von *r*, welche nur vor einem unabhängig von dem *r* entstandenen vorderen Vokale gesprochen werden konnte; ein *r'ä* oder *r'e* für rom. *ra* wäre also nur möglich, wenn das rom. *a* im Slavischen durch *ä* oder *e* ersetzt wäre; das wäre aber etwas ganz anderes als Skok vermutet. In diesem Falle könnte man die Bezeichnung der erweichten *r*-Aussprache besser weglassen, ebensogut wie in aksl. *brěmę*, *rędz*, *gresti*.

Was *črěmiga* anbetrifft, so leitet Skok, der es JF. 96 zusammen mit *rěpa* < lat. *rāpa* und anderen Wörtern mit lat. bzw. rom. *a* nennt, dieses Wort wohl aus einer Grundform **kramida* her. Tatsächlich aber fiel das *a* von *κεραμίδα* weg und *rě* entstand aus *er*; diese Entwicklung wird durch das *č* unzweideutig bewiesen; vor *ra* oder *rě* wäre das *k* bewahrt geblieben.

Zusammen mit *rěpa* und *črěmiga* nennt Skok JF. 96f. *Čabrěn*, *Čabrin-ovič* aus *Cyprianus*, wofür das oben zu slov. *podreka* Bemerkte gilt — ebenso auch *Drěnopolje* < *Adrianopolis*; slov. *Štandrež* < *Sanctus Andreas* Č. 121 —, und die fünf Wörter

brenke neben *branke* < *branchia*, *brèče* neben *brâče* < *brace*, *brèska* < *brassica*, *benevreci* neben *benevrake* < *veneticae bracae*, *Mögren* neben *mogrâń* (*-n*) < *malum graneum*. Diese, soviel ich weiß, westskr. Wörter haben wohl ein *e* aus *a*, wie *resti*, *vrebac* usw., und mit *ě* hat dieses *e* kaum etwas zu tun.

Das dalmatinische *škråpa* 'Spalte zwischen den Karststeinen' und das gleichbedeutende *škrip* („gdje, o tome nijesam još obavijěsten", fügt Skok hinzu) möchte Skok JF. 97f. auf ein lat. Deverbativum *crĕpa* zurückführen. Was sollen wir mit diesen Wörtern anfangen? Das Wenige, was wir von denselben wissen, gestattet uns nicht, *ě*-Vokalismus zu vermuten. Hat dieses *škråpa* etwas zu tun mit dem in Vuks Wörterbuch genannten Worte „шкра́па, f. (у Кастелима) ситан камен, kleine Steine, lapilli"?

Auch für ein Lehnwort aus dem Germanischen nimmt Skok Ersetzung des *r* durch *r'* an, und zwar für slov. *drẹ́ta*, *drẹ̑tev* (auch *drẹ̑tva* kommt vor), skr. *dreta*, *drètva*, *drȉtva* (Č. 120). Auch hier betrachte ich das *r'* als eine zweifelhafte Größe, mit welcher man besser nicht operiert. Lieber erkläre ich das *ě* durch Lautsubstitution, obgleich wir, auch wenn wir die Entlehnung in die Periode der Landnahme stellen, kaum noch eine *æ*-artige Aussprache des Vokales von ahd. *drāt* annehmen dürfen; s. Behaghel Geschichte der deutschen Sprache[5] 302. Innerhalb des zwischen *å̄* und *ǣ* liegenden Gebietes hat aber wohl doch das altslovenische *ā* eine weiter von *ǣ* entfernte Aussprache gehabt als das süddeutsche.

a anstatt des zu erwartenden *ě* hat das westskr. *pråskva*, *pråska* < *persica*. In anderen Mundarten *brèskva*, *brȕska*. Skok Č. 119 nimmt für dieses Wort ein ähnliches *a* an wie für *orah*. Das scheint mir sehr gut möglich. Sonst müßte man von einer romanischen Grundform mit *a*-artiger Aussprache des *e* ausgehen. Ein zweites Beispiel dieser Art nennt Skok JF. 97: *bratvèla* < **vertibellum* in Božava auf dem Dugi Otok.

Bribir (bei Skradin; ein zweites *Bribir* bei Novska im Savatale; vgl. Ovadija Imenik mesta Kraljevine Jugoslavije 25) < *Varvaria* erklärt Skok wieder durch Ersetzung des roman. *r* durch skr. *r'* (Č. 119). Er vergleicht damit die Entwicklung

Spálatum > *Split* (jek. *Spljet*); hier nimmt er eine Zwischenstufe **Splat* an. Wenn eine solche Form bestanden hätte, so verstünde man nicht, wie daraus **Splět* geworden wäre. Mit einem *l̂* darf man hier nicht operieren, denn es wäre bis jetzt bewahrt geblieben; auch kann in **Splat* von einer schwachen Erweichung (s. o.) des *l* nicht die Rede sein, denn, wenn dieselbe überhaupt bestanden hat, so war sie doch nur vor einem vorderen Vokal möglich. Hier ist also eine solche Erklärung, wie SKOK für *Bribir* gibt, ausgeschlossen; dann halte ich sie aber auch für dieses Wort für unwahrscheinlich. Mit einem *r'* läßt sich wohl nur deshalb operieren, weil dieser Laut im Skr. früh aufgegeben wurde; das macht es möglich ihn — im Gegensatz zu *l̂* — überall dort zu vermuten, wo er uns Dienste leisten kann; ein solcher deus ex machina wirkt aber nicht überzeugend! Sowohl für *Bribir* wie für *Split* sehe ich keine andere Möglichkeit als diese: daß gleich bei der Herübernahme anstatt *a* ein weiter nach vorn liegender Laut gesprochen worden ist. Auch *lètva* 'Latte', slov. *lêtev*, *lêtva*, welches SKOK Č. 119, 120 mit *Split* vergleicht, verleiht seiner Deutung dieses Namens eine schwache Stütze: die slovenischen Wörter schreibt PLETERŠNIK mit *e*, nicht *ę*, und die skr. Form mit *e* begegnet uns, wie SKOK selber hervorhebt, auch bei ikavischen Čakavci; offenbar ist das *e* nicht als *ě* aufzufassen. Auch für *lèbrak* < *labraχ*, *levorȉka*, *levôrnica* < *laurus* (JF. 98) ist das nicht wahrscheinlich; die von SKOK genannten Nebenformen *lumbrak*, *lòmbrāk* bzw. *lavorika*, *lovorika* beweisen, daß der Vokalismus dieser Wörter überhaupt wenig stabil war.

Das allgemein-südslavische und auch čechische *ocĕlъ* 'Stahl' hat, wenn SKOK Č. 121 es richtig aus **aciāle* erklärt, eine ähnliche Entwicklung gehabt wie slov. *podreka* usw., s. o. Auf Nebenformen gehe ich nicht ein.

Von SKOKS Material blieben noch ein paar Wörter unbesprochen. Zunächst einige Nebenformen des Fischnamens *lubîn* < *lŭpīnus*. Daß das ekavisch-čakavische *lubên* nach Analogie von Wörtern mit *e* aus *ě* entstand, kommt mir sehr plausibel vor. Wenn aber SKOK den weiteren Schritt macht, daß er für die bei der Boka Kotorska vorkommenden Um-

bildungen *lubijȁo*, Gen. *lubijala*; *ljubljaj*; *lumbijȁo*, Gen. *-ālȁ* eine „wie durch ein Wunder" bewahrte archaistische Aussprache des *ě* annimmt, so verläßt er den Boden der Realität, um so mehr als *ija* als Vertretung von *ě* unter Skoks Material vollständig isoliert dastünde. Auf derselben Seite, wo *lubîn* besprochen wird (JF. 99), werden auch die Formen *jegrist, jegrišt, egreš* < *agrěstis*; *Jedrêj* (auf Cres) neben *Jadre, Jadrtovac*; *Jesenice* (deutsch *Assling*) genannt. Das erste und das dritte Wort haben alten *a*-Anlaut; dieser wurde zunächst zu *ja-* (s. meine Geschichte der aksl. Sprache I 82f.) und daraus ist *je-* ohne Zwischenstufe (*j*)*ě* entstanden. Bei *Jedrêj* ist von der Gruppe *an-* auszugehen; ob die Entwicklung *an-* > *ę-* > *i̯-ę-* oder *an-* > *i̯-an-* > *i̯-ę-* gewesen ist, entscheide ich nicht. Dieselbe Mundart von Cres hat auch *jesen* 'Esche': štok. *jàsēn*; s. Tentor A. f. sl. Ph. XXX 153.

4. Aus der vorhergehenden Untersuchung ergibt sich, daß eine altskr. Aussprache *ea, ia* des urslavischen Vokales *ě* sich nicht nachweisen läßt. Höchstens könnte man wegen altskr. *dad* und *Balce* eine ziemlich offene *ě*-Aussprache, etwa *ä* oder ɛ, vermuten; für einen Beweis genügen aber diese Wörter keineswegs. Deshalb halte ich die früher von mir ausgesprochene Ansicht, daß die Entwicklung des *ě* zu denjenigen sprachlichen Merkmalen gehört, durch welche das Serbokroatische sich von dem Bulgarischen unterscheidet[1]), für nicht durch Skoks Ausführungen widerlegt. Der Ausgangspunkt der Entwicklung war in den beiden Sprachen die urslavische *ě*-Aussprache und wenn wir die skr. bzw. bulg. Entwicklung derselben als ein trennendes Merkmal betrachten, so heißt das, daß wir für eine sehr alte, nicht weit von der Landnahme liegende Periode eine selbständige, nach verschiedenen Richtungen verlaufende Entwicklung des *ě* für jede der zwei Sprachen annehmen. Daß die slavischen Lehnwörter im Rumänischen im allgemeinen den bulgarischen Lautbestand voraussetzen, ist eine bekannte Tatsache, und wenn auch griechische Formen wie *Πριζδριάνα*,

[1]) Taalkundige en historiese gegevens betreffende de oudste betrekkingen tussen Serven en Bulgaren (Amsterdam, 1923), 4ff. (Literatur auf S. 6); Slavia II 593; Prace Filologiczne XI 101f.

Πρίλαπος, *Στριάμον* auf eine sehr offene slavische ě-Aussprache hinweisen, so stimmt das sehr gut zu der von den meisten Forschern vertretenen Ansicht, die auch ich für richtig halte, daß diejenigen slavischen Stämme, die an die Griechen grenzten, von altersher bulgarische Dialekte redeten; dieser bulgarische Gürtel reichte ja von Thrazien über Mazedonien bis nach Albanien. Von diesen Nachbarn stammte wohl im allgemeinen die Aussprache der früh ins Griechische aufgenommenen slavischen Wörter.

Leiden. N. van Wijk.

Der russische Name Kitaj (China).

Die Herkunft des russischen Namens Kitaj für China ist den Sinologen und Arabisten seit langer Zeit bekannt. Er ist nicht bloß bei den Russen, sondern auch bei den Persern und den Völkern Turkistans die noch heute übliche Bezeichnung für das große Reich des Fernen Ostens. Auf Wunsch von Herrn Vasmer stelle ich hier die erklärenden Angaben darüber zusammen, ohne meinen Fachgenossen etwa irgend etwas Neues damit sagen zu wollen.

Kitaj im Russischen, *Khatai* oder *Khata* im Persischen ist nichts anderes als *K'i-tan* (Khitan), der Name eines (tungusischen?) Volkes, das im 10. Jahrh. einen beträchtlichen Teil von Nord-China eroberte und von 916—1120 ein eigenes Reich mit chinesischer Staatsform und dem chinesischen dynastischen Namen Liao bildete.

Die Khitan erscheinen im Gesichtskreise der Chinesen nachweislich zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. Sie hatten ihre Wohnsitze damals in der südlichen Mandschurei und den im Westen angrenzenden Gebieten der östlichen Mongolei; wie weit diese sich nach Norden erstreckten, läßt sich nicht angeben; daß das Volk aber von den Amurländern herkam, kann man als sicher annehmen. Auch über die rassische Zugehörigkeit läßt sich Bestimmtes nicht sagen, zumal von der Sprache nichts bekannt ist. Es sind zwar mehrere große Stein-Inschriften der Khitan in einer dem Chinesischen nach-

gebildeten Schrift kürzlich aufgefunden worden, aber sie haben bisher allen Entzifferungsversuchen widerstanden. Die Annahme liegt nahe, daß die Khitan den Mandschus und anderen tungusischen Stämmen verwandt waren, die vom rauhen Nordosten her nach Süden drängten.

Da die Khitan von Anbeginn an in der chinesischen Literatur unter diesem Fremdnamen auftreten, so ist anzunehmen, daß sie sich selbst so bezeichneten. Was der Name bedeutet, wissen wir nicht; wenn er von einigen (z. B. Yule, *Cathay and the Way Thither* S. CXVI) als „Eisen" gedeutet wird, so fehlt dem jede sichere Stütze.

Das Reich, das die Khitan in langen Kämpfen mit Chinesen, Türken und Mongolen gründeten, muß sich nördlich von den chinesischen Nordostprovinzen weithin nach Westen über die Mongolei hinaus, nach chinesischen Autoren bis zum T'ien schan (Himmelsgebirge) erstreckt haben. Während dieser Zeit seiner höchsten Machtstellung muß sich auch die Kenntnis seines Namens durch Innerasien hin verbreitet haben. Es ist der gleiche Vorgang wie die Festwurzelung früherer chinesischer Dynastie-Namen: *Ts'in* (etwa 400—200 v. Chr.) ist zu *Cīna, Sinae, Θῖναι* und *China* geworden, *T'o-pa* (*T'ak-pat**, der Name der Weï-Dynastie, 4.—6. Jahrh.) entspricht dem *Tabgač* bei den Türken, dem *Ταυγάστ* bei den Byzantinern, *K'i-tan* dem *Khatai* der Perser u. a.

Um 1120 wurde das Reich der Khitan von den aus Norden nachdrängenden Ju-tschen (Dschurdschen?) überrannt, einem den Mandschus eng verwandten Volke, das den Khitan tributpflichtig gewesen war. Das große Nordreich wurde zerstört, das Volk teils vernichtet, teils verjagt. Ein Teil davon sammelte sich unter einem Fürsten des regierenden Hauses und wanderte ab nach Westen. Unter ständigen Kämpfen und Eroberungen gelang es der noch immer bedeutenden Streitmacht (es sollen über 10000 Reiter gewesen sein) im Jahre 1124, im oberen Stromgebiet des Syr Darja (Yaxartes) einen neuen Staat zu gründen, der seinen politischen Mittelpunkt nordöstlich von Taschkent, am Talas-Flusse, hatte. Dieses neue Reich, das sich nach den arabisch-persischen Chronisten „ganz Turkistan"

untertänig gemacht haben soll, führte den Namen *Khara Kitai*, „das schwarze Kitai", auch *Khara Kitat* bei den Mongolen (*t* ist Suffix für die Mehrzahl), *Si Liao*, „das westliche Liao", sehr selten *Heï K'i-tan*, „die schwarzen Khitan" bei den Chinesen. Das offenbar wieder zu großer Macht gelangte Reich war nur von kurzer Dauer. Schon im Jahre 1218 wurde es von den Feldherren Dschingis Khans, des Begründers der gesamtasiatischen Mongolenmacht, erobert, sein letzter Herrscher in Badakhschan (Afghanistan), wohin er entflohen war, hingerichtet.

Der Name hat die untergegangenen Reiche der Khitan noch lange überlebt. Das ganze 13. und 14. Jahrh. hindurch und länger war und blieb er trotz des Wechsels der beherrschenden Dynastie die allgemein übliche Bezeichnung für China. Von einem einzelnen Tungusenstamme wurde er übertragen auf das nördliche China, während das Land südlich vom Gelben Fluß Manzi genannt wurde, und schließlich von einzelnen auf das gesamte China. Die Franziskanermönche, wie Plano Carpini, Rubruk u. a., die von 1245 ab an den Hof des Mongolen-Khans reisten, sowie Marco Polo, der 1298 seinen Bericht diktierte, ebenso die arabisch-persischen Geschichtsschreiber wie Raschid ed-din, Alai ed-din, Ibn Batuta u. a., oder auch Hayton, der Armenier, brauchen den Namen ständig, und besonders der große Venetianer, der das Mongolenreich des 13. Jahrh. wie kein zweiter kannte, weiß von Nord-China nur als *Kathay*. Carpini und Rubruk dürften die ersten gewesen sein, die den Namen *Kitai* und *Khara Kitai* nach Europa brachten, und zwar in seinen verschiedenen Bedeutungen als Bezeichnung des Volkes oder Nord-Chinas oder des gesamten China. Wie sich *Kitai* oder *Kathay* zu dem als *Sinae* im Abendlande bekannten Lande verhielt, blieb zunächst noch zweifelhaft, bis der portugiesische Jesuit Benedict Goës auf seiner 1603 von Indien nach China unternommenen Reise feststellte, daß beides dasselbe Reich bedeutete. (Übersetzung des Kapitels 1—13 aus seinem Bericht *De Christiana expeditione apud Sinas* bei Yule, *Cathay* S. 549ff.) Der Name *Kathay*, infolge der Seereisen der Portugiesen und Spanier nach Süd-China im 16. Jahrh. ohnehin

zurückgedrängt, geriet nun völlig in Vergessenheit, und *Sinae* oder seine indianisierte Form *Cīna* (Tschina) wurde die allein übliche Bezeichnung für das ganze Reich.

In Rußland allein von den westlichen Ländern wurde der Name *Kitai* beibehalten. Wann er dort hingelangt ist, und wo er zuerst in der russischen Literatur erscheint, entzieht sich meinem Urteil[1]). Die Vermutung liegt aber nahe, daß er von dem an die russischen Gebiete erheblich näher herangerückten Khara Kitai aus bekannt wurde, spätestens jedenfalls durch die Besetzung des Landes an der unteren Wolga nördlich von Astrachan um 1242 durch die beiden Enkel von Dschingis Khan, deren Dynastie man als die „Goldene Horde", bei den Muhamedanern als Desht Kipchak, bei den Russen als Zolotaja Orda bezeichnet (s. Bretschneider *Mediaeval Researches* II 75). Die Russen waren bereits 1223 mit den Mongolen bekannt geworden, als Subartai, einer von Dschingis Khans Generalen, in die Länder nördlich vom Kaukasus einbrach. Fünf Jahre vorher war Khara Kitai erobert worden, es ist höchst wahrscheinlich, daß man damals schon in Rußland den Namen gehört hat. Wenn man dort die sonst in Europa übliche Bezeichnung für China nicht übernommen hat, so erklärt sich dies sehr leicht durch die Tatsache, daß der Name Sinae oder Tschina in seiner richtigen Bedeutung auf dem Seewege nach dem Westen gelangte, während die Russen ihre Kenntnisse auf dem innerasiatischen Landwege erhielten und ebenso wie die Perser und Araber keinen Anlaß hatten, den gewohnten Namen Kitai aufzugeben. Die Zweifel, die man

[1]) Der Name *Kitaj* ist im russischen Schrifttum bei Afanasij Nikitin zweimal belegt. Vgl. Polnoje Sobranije Russkich Letopisej VI 338 und 349. Außerdem ist Kitaj in der 2. Sophien-Chronik s. a. 6903 (1395) unter den Ländern erwähnt, die von Temir Aksak unterjocht wurden. Derselbe Name steckt in dem Moskauer *Kitaj-Gorod*, von dessen Erbauung die sog. Voskresenskij Chronik s. a. 7042 (1534) berichtet: i narekoša gradu imja *Kitaj* . . . Vgl. Polnoje Sobranije Russk. Letop. VI 292ff. Die Bekanntschaft mit diesem Namen konnten den Russen die Türkvölker vermitteln. Die turkotatarischen Belege für den Volks- und Landnamen *Kytai* stellt Radloff Wörterb. d. Türksprachen II 786ff. zusammen. M. V.

im Westen hinsichtlich des Verhältnisses von Sinae zu Kitai hatte, konnten ihnen nicht kommen, da ihnen das aus dem römischen Altertum stammende Sinae schwerlich jemals bekannt geworden sein wird.

Berlin-Wilmersdorf. Otto Franke.

Ein Brief von B. Kopitar an Wilhelm von Humboldt.

Auf meine Anfrage, ob das Humboldtsche Familienarchiv auf Schloß Tegel bei Berlin Briefe slavischer Gelehrter an W. von Humboldt enthält, hatte Herr Geheimrat von Heinz die Güte, mir einen Brief Kopitars zur Verfügung zu stellen, der in mehreren Beziehungen bemerkenswert ist. Mit freundlicher Erlaubnis des Besitzers bringe ich den Brief hier zum Abdruck und benutze die Gelegenheit, um Herrn von Heinz für sein liebenswürdiges Entgegenkommen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Der Brief hat folgenden Wortlaut (gesperrt ist von mir alles im Brief Unterstrichene):

Excellenz!

Der Unterzeichnete hat sich bestrebt, und bestrebt sich noch, Ew. Excellenz drey gütigen Zuschriften zu entsprechen, mehr durch die That, als durch Worte; oder strenger genommen, mehr durch (nur halb erfüllte) Bemühungen.

Für Bibliothekar Spieker[1]) ist, aus Rücksicht für Ew. Exc., gethan worden, was in unseren Ferien möglich war. Graf Dietrichstein[2]) selbst interessierte sich für ihn. — Dobritzhoffer's Abiponisches Lexicon[3]) muß, nach allen meinen Spuren, in eines Confratris Hand in Ungern seyn; ich werde die Spur nach Möglichkeit verfolgen; Ew. Exc. könne sich aber selbst

[1]) Über Sam. Heinr. Spieker (1786—1858) vgl. Allg. D. Biogr. 39, 164ff. Unbekannt ist mir der weiter unten erwähnte Schulz.

[2]) Graf Dietrichstein. Gemeint ist Moritz Graf von Dietrichstein (1775—1864), Erzieher des Herzogs von Reichstadt, dann Leiter der Hofbühne und der Kais. Bibliothek in Wien s. Allg. D. Biographie 5, 204f.

[3]) Abiponisch — eine südamerikanische Sprache, s. Finck Die Sprachstämme des Erdkreises S. 99.

vorstellen, wie die verschiedenen Charaktere auch ihre Spuren verschieden behandeln. — Bischoffs Sindica[1]) endlich überbrachte mir der Prof. Kucharski[2]), nach der Instruction der Prager Slawisten, im Gasthause, wo ich eben an B. von Hormayr's[3]) Seite saß. Dieser Umstand ist Schuld daran, daß H**r das Buch sich ausbat, um eine Anzeige davon in seinem Archiv zu machen. Hier ist diese Anzeige, mit deren Tumultuarität (ne dicam gravius) ich sehr unzufrieden bin. Doch solche misère erreicht Ew. Exc. nicht. Puchmayer[4]) werde ich Ew. Exc. indessen kommen lassen. In Ungern, Serbien und der Walachey & Moldau, wo es ganze Herden dieser Unglücklichen gibt, wäre freilich eine reiche Ernte, aber die Arbeiter fehlen! Der Serbe Vuk Stephanovich Karadschitsch

---

[1]) Bischoffs Sindica: gemeint ist Ferd. Bischoff Deutschzigeunerisches Wörterbuch, Ilmenau 1827, wozu Pott Die Zigeuner I 21. Der Verfasser wird als Großherzogl. Sächsischer Kriminalgerichtsassessor in Eisenach bezeichnet. Die Besprechung Hormayrs ist in seinem Archiv XVIII (1827) S. 400 abgedruckt. Dort weist der Rezensent darauf hin, daß das Zigeunerische nach der Auffassung W. von Humboldts ein indischer Dialekt sei. Die Besprechung ist für Bischoff nicht ungünstig und im Ton nicht unfreundlich. Nur wird an einer Stelle bemerkt, daß Bischoff die Grammatik und das Wörterbuch von Buchmayer (so statt Puchmayer, s. unten) völlig ignoriert. Die Unzufriedenheit Kopitars ist wohl so zu verstehen, daß Puchmayers Buch überhaupt schwer erhältlich war.

[2]) Andr. Franc. Kucharski aus Warschau war dort 1825—1830 Professor. Er war in Krakau, Prag und Berlin gewesen, bevor er nach Wien kam. Im Jahre 1823 verfaßte er eine Arbeit: O języku sęskryckim i dyjalektach słowiańskich, dann 1838: Antiquissima monumenta juris slovenici. Besonders hervorragend war er nicht, s. Jagić Istorija slav. filologii S. 229ff.

[3]) B(aron) von Hormayr: Joseph Frhr. von Hormayr (1782—1848), bekannter österreichischer Historiker, ging 1828 nach München. Er redigierte in seiner Wiener Zeit das Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst (1810—1828). Vgl. oben Anm. 1.

[4]) Anton Jaroslaw Puchmayer (1769—1820), Verfasser eines Lehrgebäudes der russischen Sprache (1820), schrieb das hier gemeinte Werk: Románi Czib d. i. Grammatik und Wörterbuch der Zigeuner-Sprache nebst einigen Fabeln in derselben. Dazu als Anhang die Hantýrka oder die Čechische Diebessprache, Prag 1821. Ein Nachruf auf ihn steht in Hormayrs Archiv XV (1824) 101ff.

(Караџић), der die herrlichen drey Bände serbischer Volkslieder gesammelt, u. noch 10 ähnliche sammeln könnte, hätte er durch 2—3 Jahre ein Stipendium von 600 Thalern, wie der Philister Schottky[1]) hier von Berlin aus durch 5—6 Jahre hatte, wäre auch hiezu der brauchbarste Mann. Er ist graeci ritus, also Landsmann unter diesen Leuten; ein grammaticus von Geburt (indolet ingenio), wie er durch seine serbische und die Elemente der bulgarischen Grammatik bewiesen, die er hier (in Wien) von Bulgaren ausgefragt, und wovon ich Ew. Exc. vor drey Jahren durch R R Schulz, ni fallor, ein Exemplar geschickt habe, quod spero Te recte accepisse (Si non, dic, ut mittam aliud exemplum opusculi, non vendibilis); und endlich von soviel sens commun, daß er auch unter Philistern vollkommen gut durchkommt. Er hat zwar eine Pension von 100 # vom Kais. Nicolaus: aber dabei Frau & Kinder. Und der Arbeiter ist seines Lohnes werth; doppelt wenn er ein tüchtiger ist. Vielleicht wäre ein Wort von einer guten Autorität an St R Adelung[2]), oder sonst in Petersburg, hinreichend, ihm diesen Auftrag (gegen eine momentane Zulage) zu verschaffen. Soviel könnte ich, als genauer Bekannter, verbürgen, daß die Auslage auf diesem Hoff-

[1]) Gemeint ist offenbar Julius Max Schottky (1794—1849) Volksliedersammler und Dialektforscher in Niederösterreich. Über ihn vgl. Allg. D. Biogr. 32, S. 418ff. Die Verdienste Vuks werden hervorgehoben durch Vergleich mit der viel bescheideneren Ausbeute seines germanistischen Fachgenossen.

[2]) St(aats)-R(at) Adelung: Friedrich Adelung (1768—1843), der Neffe des bekannten „Mithridates"-Verfassers Joh. Christoph Adelung (1732—1806). Friedrich A. war seit 1824 Direktor des Orientalischen Instituts in Petersburg, nachdem er sich als Erzieher russischer Großfürsten (u. a. auch des späteren Zaren Nikolaus I.) betätigt hatte. Er hat besondere Verdienste um die Erforschung von Reiseberichten (Herberstein u. a.) über Rußland. Außerdem schrieb er sprachwissenschaftliche Arbeiten: Rapport entre la langue sanscrit et la langue russe (1811), Versuch einer Literatur der Sanskrit-Sprache (1830, 2. Aufl. 1837) und eine Übersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte (1820). Vorübergehend hat er sich (um 1790—1793) auch in Wien aufgehalten. Vgl. über ihn Leskien Allg. D. Biogr. I 80, F. von Köppen Russkij Biografič. Slovaŕ I (1896) 71.

nungsschacht nicht verloren wäre. Ich bitte Ew. Exc. um die Fortdauer dero gütigen Wohlwollens und habe die Ehre mit Ehrfurcht zu verharren.

Ew. Excellenz

gehorsamster Diener

Wien, den 20. Juny 1827. Kopitar.

PS. Der Anwurf wegen Vuk ist eben nur ein Anwurf, und bittet, nicht als Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit ausgelegt zu werden. Vuk ist in Wien mit Entwürfen zu einer Papiermühle und Druckerey für Serbien. Er wird in einem Monate nach Leipzig gehen. Der sel. Vater[1]) kannte ihn, Grimm und St. R. Jacob in Halle kennen ihn und sind ihm gut. Er ist der beste Kopf, den ich unter allen Serben bisher kennen gelernt habe. — Böte also das Glück noch zufällig die materiellen Bedingnisse, — der Mann wäre in Vuk gefunden.

Der im Vorstehenden veröffentlichte Brief Kopitars ist nicht nur als Zeugnis für W. von Humboldts Beschäftigung mit dem Zigeunerischen von Interesse. Für die Slavistik ent-

[1]) Joh. Sever. Vater (1771—1826) bekannter Theologe und Sprachforscher in Jena und Halle. Er bearbeitete u. a. Adelungs des Älteren Mithridates, schrieb eine russische und polnische Grammatik. In unserem Zusammenhange besonders wichtig ist er als Verfasser der „Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volkes", die als Anhang zu der deutschen Ausgabe von Vuks Serbischer Grammatik mit der berühmten Vorrede von Jakob Grimm Leipzig-Berlin 1824 erschienen. Er und J. Grimm konnten natürlich mit Erfolg als sachverständige Beurteiler von Vuks Leistungen genannt werden. Vater konnte außerdem wegen seiner albanischen Studien nicht nur als Slavist, sondern auch als Balkanphilologe gelten. Vgl. über ihn E. Kuhn Allgem. D. Biographie 39 S. 503ff. StR. Jacob in Halle ist nach der wahrscheinlichen Annahme von Frl. Dr. M. Woltner *Heinrich Ludwig von Jacob* (1759—1827), Professor der Philosophie an den Universitäten Halle (1785—1807), Charkov (1807—1816) und wieder Halle (1816—1827). Er war der Vater der Übersetzerin serbischer Volkslieder Talvj. Näheres über ihn bei Bahalij Opyt istorii Charkovsk. Universit. I 501 und Wilh. Schrader Geschichte der Friedrichs-Universität Halle I (1894) 404ff.

hält er wieder einmal einen Beweis für Kopitars rege Anteilnahme an dem Schicksal des großen Reformators der serbischen Schriftsprache Vuk Karadžić und für Kopitars Bestrebungen, führende Männer seiner Zeit für die Bedürfnisse der Slavistik zu interessieren. Wie Jagić feststellt[1]), hatte Kopitar schon 1812 W. von Humboldt in dessen slavischen Studien beraten, und des Wiener Hofbibliothekars wissenschaftliche Vorzüge müssen dem großen Sprachphilosophen schon damals aufgefallen sein. Die Bekanntschaft Kopitars mit Vuk ist etwas später zustande gekommen: Ende 1813 oder Anfang 1814[2]) in Wien.

Zu der Zeit, als der vorliegende Brief geschrieben wurde, war Vuk in fachmännischen Kreisen schon recht bekannt geworden. In Deutschland kannte man ihn durch die von J. Grimm und J. S. Vater eingeleitete deutsche Ausgabe seiner serbischen Grammatik (1824), in Leipzig waren bereits drei Bände seiner Volkslieder bei Breitkopf 1823/24 erschienen. Durch seine Reise, die ihn 1823 nach Leipzig, Halle, Kassel, Göttingen und Weimar geführt hatte, hatte er persönliche Beziehungen zu führenden deutschen Gelehrten aufgenommen, vor allem auch J. Grimm und Goethe kennen gelernt[3]). Die Universität Jena hatte ihn 1823 zum Dr. phil., die Göttingische Gelehrte Gesellschaft 1825 zu ihrem korrespondierenden Mitglied gewählt, die Mitgliedschaft bei der Preußischen Akademie kam allerdings viel später (1850). Auch an Anerkennung in Rußland fehlte es Vuk seit seiner Rußlandreise (1819) nicht. Dort hatte er gerade Fr. Adelungs Bekanntschaft gemacht und dieser hatte ihm eine russische Unterstützung vermittelt.

Trotz solcher Erfolge hatte Vuk in dieser Zeit, wie wir wissen, andauernd mit Geldnöten zu kämpfen und die Kopitarsche Empfehlung an W. von Humboldt ist für ihn mindestens von großer moralischer Bedeutung gewesen. Kopitar geht dabei sehr überlegt vor, indem er gerade solche Gelehrte wie J. Grimm, Fr. Adelung, J. S. Vater nennt, die sich für Vuk bereits früher eingesetzt hatten und seine Leistungen gut

[1]) S. Jagić Istorija slav. filologii S. 194.
[2]) Vgl. Jagić a. O. 370.
[3]) Siehe Jagić a. O. 375.

kannten. Ob dieser Schritt Kopitars Vuk indirekt zu seinen späteren häufigen Studienreisen auf serbokroatischem Gebiet verholfen hat, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings hat sich in der Folgezeit Rußland für den rührigen Sammler serbischer Volksüberlieferungen interessiert, denn der vierte Band der Volkslieder wurde 1833 dem Russischen Botschafter in Wien gewidmet und gleichzeitig wächst das Interesse der Russischen Akademie der Wissenschaften für Vuk, der dort auch noch einen Fürsprecher in P. von Köppen, Adelungs Schwiegersohn, gefunden hatte. Jedenfalls zeigt dieser Brief wieder einmal, daß Vuk Grund genug hatte, in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Volkslieder zu sagen, daß die Veröffentlichung dieser Lieder durch keinen mehr gefördert worden sei als durch Kopitar.

Berlin. M. Vasmer.

Die Herkunft von Johannes Rhesa und Martin Ludwig (Jedimin) Rhesa.

Zschr. VII 129ff. habe ich auf die Herkunft preußisch-litauischer Schriftsteller des 16. Jahrh. aus Großlitauen hingewiesen und bemerkt, jene Vertreter der litauischen Intelligenz in Preußen seien kein bodenständiges Gewächs, sondern, wie die Hauptmasse der damaligen Litauer in Ostpreußen, ein Import aus Großlitauen. Zum Schluß wies ich noch auf Johannes Bretke hin, der von Geburt zwar sicher Ostpreuße, der Nationalität nach aber gewiß nicht Litauer gewesen sei. Nach neueren Forschungen von Gerullis[1]) ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Bretke von Vatersseite Deutscher, von Muttersseite Altpreuße war. Die Frage der Polonismen in seinen Schriften ist nicht durch die Annahme seiner Herkunft aus Großlitauen zu erklären. Der Fall, daß deutsche Geistliche für die Litauer belehrende und religiöse Schriften übersetzten, ist in der Folgezeit nicht selten. Mitunter konnte man sie wohl für Litauer halten. So ist es auch zwei Männern gegangen, die, wie Bretke,

[1]) Studi Baltici, V (1935—1936) S. 53ff.

sogar ihrem an sich deutschen Namen eine undeutsche Endung gegeben haben: Johannes Rhesa (1576—1629) und Martin Ludwig Rhesa (1776—1840).

Johannes Rhesa, der um mehr als eine Generation jüngere Zeitgenosse Bretkes, hat vor diesem eine von Jugend an nähere Berührung mit dem Litauertum voraus. Er wurde in Tilsit geboren, einer zwar fast rein deutschen Stadt, die jedoch damals von einer überwiegend litauischen Landbevölkerung umgeben war. Sein Vater war der Lehrer Mathias Rehse an der deutschen Stadtschule in Tilsit. Der Name ist deutsch; Rese ist die niederdeutsche Form für Riese, und auf niederdeutschem Sprachgebiet ist Mathias Rehse denn auch zu Hause. Aus einem Aktenstück des Jahres 1586 geht hervor, daß er aus Königsberg stammte. Die Konkordienformel des Jahres 1579 unterschrieb er: Mathias Rehse, ludirector Tilsensis. Nicht einmal der lateinische Titel, den er hinzufügte, verlockte ihn dazu, seinem Namen die lateinisch klingende Form Rehsa zu geben, was er nicht vermieden hätte, wäre dieses die ursprüngliche und richtige Form des Namens gewesen. Seit 1575 war Rehse in Tilsit Schulmeister, er ist anscheinend bereits 1586 gestorben. Vermutlich hat er die litauische Sprache erlernt, denn nur von seinen beiden Schulgesellen wird in einem Bericht gesagt, sie könnten weder litauisch noch polnisch. Mindestens eine dieser Sprachen, wahrscheinlich das Litauische, hat Rehse also beherrscht[1]).

Der Sohn hat sich, vermutlich dem verbreiteten Hang zur Namenslatinisierung folgend, bereits als Rhesa in die Matrikel der Universität eintragen lassen. Daß er einem gelehrten Zuge, nicht etwa einer Vorliebe für einen litauischen oder lettischen Namen folgte, wird noch wahrscheinlicher aus der Schreibung mit Rh, die dem Namen einen griechischen Anklang gab. Dazu paßt sehr gut die lateinische Endung.

---

[1]) H. Pöhlmann, Beiträge zur Gesch. des kgl. Gymnasiums zu Tilsit, Bd. I S. 8, 54f. Zur Lebensgeschichte Joh. Rhesas: eine Leichenpredigt im Staatsarchiv Königsberg, Bibl. 274 quart, S. 189ff. Die Matrikel der Albertus-Univ. zu Königsberg i. Pr., Bd. I—III, Leipz. 1910—1917.

Im Register der Königsberger Universitätsmatrikel folgt auf Johannes Rhesa der genau zwei Jahrhunderte jüngere Martin Ludwig Rhesa als einziger weiterer Träger dieses Namens, neben einem Martin Rehsa aus Tilsit (1660), wohl einem Verwandten des älteren Johannes Rhesa. Die Namen Rese, Rhese, Rhesus, sind ebenfalls vertreten. Die Schreibung Rhe statt Reh bedeutet in deutschen Wörtern an sich ja dasselbe, eine Bezeichnung der Dehnung, kann aber, wie oben bemerkt, auch als Neigung zur Gräzisierung gelten, wie sie die Humanisten liebten. Martin Ludwig Rhesa hat, wie es scheint, mit dem älteren Zweig der aus Tilsit stammenden Rhesa nichts zu tun. Er ist in dem verschütteten Carwaiten auf der Kurischen Nehrung geboren. Über sein Geburtsdatum hat er die Nachwelt wissentlich irregeführt. Aus dem Kirchenbuch geht jedoch hervor, daß er am 9. Januar 1776 geboren wurde als Sohn des Gastgebers und Strandbedienten Johann Reehse und seiner Frau Catharine Charlotte geb. Schneider. Der Name des Vaters wird amtlich auch Raese, Rhöse, Roehse geschrieben. Die Mutter ist zweifelsfrei deutsch, der Nachname ist deutsch und die Vornamen erscheinen im Kirchenbuch ebenfalls in deutscher Form. Aber auch der Vater ist vermutlich Deutscher gewesen. Zwar begegnet um 1760 der Name Raese, Reese und ähnlich (nicht Rhesa) in verschiedenen Nehrungsorten, aber im Jahre 1724 noch nicht. Die Familie ist also erst im Laufe des 18. Jahrh. auf die Nehrung eingewandert. Im Jahre 1724 wohnt jedoch ein Jakob Gutmann und ein Christian Röhse in Drawöhnen, Kirchspiel Prökuls, vermutlich beides Deutsche. Kirchenbuchforschungen können vielleicht die Abstammung Martin Ludwig Rhesas weiter zurückverfolgen[1]).

Rhesa selbst hat, wie bemerkt, bereits für die Königsberger Universitätsmatrikel (1794) die Änderung seines Nachnamens vorgenommen. Daß er, wie Johannes Rhesa, nur eine Latinisierung anstrebte, ist unwahrscheinlich. Die Hochflut der lateinischen Namen des 16. Jahrh. ist vorbei. Eher wird

[1]) Staatsarchiv Königsberg, Präst. Tab. des Amtes Memel. Über das Geburtsdatum vgl. die Ausführungen von J. Sembritzki Altpreuß. Monatsschrift Bd. 45 (1908) S. 429f.

Biblioteka Śląska

man annehmen dürfen, daß Rhesa nur dem Vorbild seines Namensvetters aus dem 16. Jahrh. folgte. Wahrscheinlicher noch, daß er aus freiem Antrieb und aus unverhohlener Vorliebe zu der kurischen Nehrungsbevölkerung seinem Namen eine Form gab, die ihn kurisch erscheinen ließ. Auf der Kurischen Nehrung geboren, in Plaschken und Kaukehmen unter dem litauischen Landvolk aufgewachsen, hatte er mit der Sentimentalität des 18. Jahrh. die Naturvölker der Kuren und Litauer lieben gelernt. Auf die Änderung des Nachnamens folgte die teilweise Änderung der Vornamen. In der Matrikel (1794) heißt er einfach Ludwig. In Gesuchen vom 4. Juni 1796 und 11. März 1800 nennt er sich richtig Martin Ludwig[1]). Der auf den Titeln seiner litauischen Schriften erscheinende Name Ludwig Jedimin ist nur, wie die Änderung des Nachnamens, auf die Vorliebe für das Litauertum zurückzuführen.

Als Pfarrer, Professor, Konsistorialrat und Mitglied des Provinzialschulkollegiums, also in verschiedenen wichtigen amtlichen Stellungen, nicht zuletzt als Schriftsteller, hat Rhesa einen bedeutenden Einfluß auf die Einstellung der preußischen Behörden zum litauischen Volkstum in Ostpreußen gehabt. Man kann nicht sagen, daß dieser Einfluß in jeder Hinsicht günstig war.

Königsberg i. Pr. Kurt Forstreuter.

Alexander Herzens Mutter.

Alexander Herzens Mutter stammt aus einer schwäbischen bürgerlichen Familie (Ausg. Lemkes Bd. 1, S. 4). Die näheren Daten sind in letzter Zeit durch Nachforschungen von Herrn Präsidenten Reinhold Scholl in Stuttgart bestätigt und vermehrt: Henriette Louise Haag (im Werk des Sohnes erscheint sie als Luiza Ivanovna, wie sie in Moskau genannt wurde) ist in Stuttgart am 27. Januar 1795 geboren als Tochter des Rentkammer-Kanzlisten Gottlob Friedrich Haag, der seinerseits im Örtchen Tamm bei Ludwigsburg geboren ist und in Stuttgart am 15. November 1805 starb — damals war also Louise zehn Jahre alt. Ihre Mutter Wilhelmine Regine Erpf

[1]) Staatsarchiv Königsberg, E. M. 135c, 39a.

ist in Stuttgart am 13. September 1772 geboren, einer Sieb- und Sesselmachersfamilie entstammend, gestorben am 22. Mai 1818 (als Alexander Herzen, ihr nachmals so berühmter Enkel, in Moskau sechs Jahre alt war).

Im Jahre 1847 verließ Herzen zusammen mit seiner Mutter Rußland für immer. Sie, eine ausgezeichnete, gütige und reine Frau, fand mit ihrem Enkel Kolja Herzen und dessen Erzieher Spillmann in der Nacht vom 15. zum 16. November 1851 ihren Tod bei dem furchtbaren Dampferunglück, das Herzen in einem der herrlichsten Kapitel seiner Erinnerungen, „Oceano Nox" (Ausg. Lemkes Bd. 13, S. 531ff.) geschildert hat. Am 30. November 1851 schreibt er aus Nizza an Jules Michelet (ebenda Bd. 6 S. 530): „Monsieur, un de mes amis vous a informé du malheur affreux qui a frappé ma famille — J'ai perdu ma mère, mon fils âgé de 8 ans, et un ami. C'était l'institeur de mon fils — Nageur parfait, il pouvait se sauver; il tenait déjà une corde, lorsque ma mère, entrainée par l'eau, cria: ‚Sauvez l'enfant!' Le jeune homme, voyant que personne ne peut lui donner l'enfant, lâche la corde et se prêcipite vers le petit; il le prend sur les bras, et le steamer disparait sous l'eau. Le nom de ce jeune homme sublime est Jean Spillmann."

Wir besitzen dann noch Notizen Herzens, die sich auf Beträge beziehen, die seine Mutter testamentarisch vermachte (man mag bedenken, daß die Zinsen von Herzens Vermögen jährlich etwa 60000 Fr. ausmachten); dabei bedenkt die Mutter ihre schwäbischen Verwandten, die späterhin Herzen nicht immer Freude bereiteten (s. den charakteristischen Brief vom Jahre 1853, Bd. 7 S. 208), reichlich: der Bruder Gottlob Wilhelm Haag (nicht Gottlieb, wie Herzen schreibt), geb. 31. Dezember 1799 in Stuttgart, der sich 1843 in Vaihingen a. d. Enz etablierte, erhielt 10000 Fr.; die Schwester Margarete Supper (das „Suzzer" der Lemkeschen Ausgabe muß auf einem Fehler beruhen), geb. am 5. Februar 1797, verheiratet seit 1824 mit dem späteren Kastenverwalter Supper in Heilbronn, erhielt auch 10000 Fr. Ihre Tochter wird Louise Supper sein, die „Nichte meiner Mutter", die der Schiffskatastrophe entkam (Bd. 13 S. 537) und testamentarisch 4000 Fr. bekam. Die Mutter

und damit der Sohn stand also mit ihren Verwandten in Schwaben in engen Beziehungen — es ist anzunehmen, daß heute noch manche Verwandten Alexander Herzens in Schwaben leben.

Leipzig. R. Trautmann.

Dostojevskij und der Hieromonach Parfenij.

Der Bestand von Dostojevskijs Bibliothek[1]) ist für jeden Literarhistoriker wichtig, er bietet vor allem der Dostojevskij-Forschung eine sichere Grundlage. Dostojevskij entnahm ja seinen Büchern, diesen „ewigen Gefährten" und treuesten Freunden, Belehrung und Anregung; er wurde durch seine Lieblingsschriftsteller beflügelt und inspiriert; durch sie fühlte er sich in seinen Bestrebungen bestärkt und ihnen verdankte er Vorbilder für seinen Stil. Dementsprechend tritt auch die Sorge um die „geistige Nahrung" aus den Dostojevskij-Briefen nicht minder stark hervor als die um das „tägliche Brot", eingedenk der Paulus-Worte: „Dämpfet nicht den Geist".

Es wäre schon längst geboten gewesen, der Anregung von Čyževśkyj folgend, die Bücherei von Dostojevskij nach Möglichkeit zu rekonstruieren, sei es auch nur nach dem von seiner Gattin angefertigten Verzeichnis. Dies wäre eine Aufgabe für das Dostojevskij-Institut in Prag gewesen, zumal das vorliegende Bücherverzeichnis nicht umfangreich ist, und eine jede größere Bibliothek für diesen Zweck Dubletten zur Verfügung stellen könnte.

Dostojevskij brachte Büchern ein zwiefaches Interesse entgegen. Einerseits boten sie ihm häufig Anhaltspunkte für eine Reihe von Situationen in seinen eigenen Romanen, für verborgene Polemiken mit deren Verfassern und vor allem Anregung zu eigenem Schaffen, andererseits entnahm Dostojevskij fremden Büchern die Eckpfeiler für sein fieberhaftes Bauen am Gebäude des Glaubens.

---

[1]) L. Grossmann *Biblioteka Dostojevskogo*, Odessa 1919, berichtet darüber an Hand eines Bücherverzeichnisses mit Anmerkungen. Als Dostojevskij im Auslande weilte, sind ihm viele Bücher nicht ohne Schuld seines Stiefsohnes A. Isajev abhanden gekommen.

Neben dem Evangelium finden wir unter den Büchern, die Dostojevskij stets beschäftigten und aus denen er belehrende Anregungen schöpfte, auch den Don Quichote, die Lesemenäen und vieles andere. Außerdem gab es für Dostojevskij noch eine besondere Art von Büchern, die ich als die religiös-philosophische und griechisch-orthodoxe bezeichnen möchte. Darunter nehmen die rein theologischen, kanonisch-formalen und religionsgeschichtlichen Fragen (Raskol) keinen geringeren Raum als die ethisch-ästhetischen ein[1]). Hier soll über ein Buch gehandelt werden, mit dem sich Dostojevskij während seiner letzten Lebensjahre besonders eng verbunden fühlte. Da eine erschöpfende Darstellung dieser Frage den Rahmen eines Aufsatzes sprengen würde, sollen hier nur einige richtunggebende Gedanken für künftige Untersuchungen angedeutet werden.

Wie die geistlichen Lieder einen eigentümlichen Zweig der Folklore darstellen, so kommt auch den Pilgerberichten ins Hl. Land eine Sonderstellung im geistlichen und weltlich-geistlichen Schrifttum Rußland zu. Ihre Tradition reicht weit zurück, sie wurde seit der berühmten Wallfahrt des Abtes Daniel in Rußland ununterbrochen gepflegt.

Auch Dostojevskij empfand für diese aus alter wie neuer Zeit stammende Literaturgattung eine große Vorliebe. Gleich vielen anderen gebildeten Russen fühlte er sich besonders durch das Skazanije o stranstvii . . . Inoka Parfenija (1855) gefesselt; dieses ist auch von N. Strachov, L. Tolstoj, Leskov (Stebnickij) u. a. gelesen worden. In diesem Buch pflegte Dostojevskij „zu blättern", er pflegte es sogar mit sich zu führen, wie seine Gattin berichtet. Den starken stilistischen Einfluß, den Parfenij auf die Brüder Karamazov ausübte, hob Komarovič (*Die Urgestalt der Brüder Karamazov*) hervor[2]) und der Unterzeichnete stellte den Zusammenhang zwischen Parfenij und den Äußerungen, dem Ton und Stil der Lebjadkina fest, in einer

[1]) Den engen Zusammenhang von Ethik und Ästhetik im Weltbilde Dostojevskijs hat der Unterzeichnete an anderer Stelle behandelt.

[2]) Dostojevskij gab brieflich selbst zu, in Zosimas Reden die „Naivität" des Parfenij nachgeahmt zu haben.

Studie über die Erdgebundenheit bei Dostojevskij[1]). Es ist verlockend, dieser Frage näher nachzugehen. Ein Exemplar der Erzählungen des Hieromonach Parfenij stellte Prof. Lieb freundlichst zur Verfügung, und da es sich um eine bibliophile Seltenheit handelt, sei hier auf den Inhalt näher eingegangen.

Сказаніе о странствіи и путешествіи по Россіи, Молдавіи, Турціи и Святой землѣ, постриженника Святыя Горы Аѳонскія инока Парфенія. Въ четырехъ частяхъ. Москва. Въ типографіи Александра Семена на Софійской улицѣ 1855. Teil I: (I)—IV—VI—(I)—308—(I) S.; Teil II: (II)—V—239—(I) S.; Teil III: 202—V—(I) S.; Teil IV: 308—IV S. in 4^0. Die zwei Bände der Reisebeschreibung, über 1000 Seiten stark, sind mit dem Segen des Bischofs von Tomsk und des Jenisejgebiets Afanasij geschrieben und am 1. März 1849 abgeschlossen worden. Parfenij beginnt seine Beschreibung mit einigen biographischen Mitteilungen: „Ich Fluchwürdiger befand mich über 30 Jahre meines Lebens in schismatischer Verirrung." Parfenij war Waise und wurde unter Altgläubigen in „Gottesfurcht" erzogen. Der erste Teil des Werkes handelt über Parfenijs Pilgerfahrten durch Rußland und in die Moldau, über das Leben der Mönche in verschiedenen Klöstern, über seine Zweifel an der Berechtigung des Schismas und schließlich über seine Bekehrung zur Rechtgläubigkeit. Ausführlich schildert Parfenij verschiedenste Ereignisse, er gibt die Lage der Klöster topographisch genau an, skizziert Gespräche mit ehrwürdigen Männern usw. Ein jeder Teil seines Werkes ist in über 100 kleinere Kapitel gegliedert. Mitunter wird die Darstellung unterbrochen durch lange Auszüge aus geheiligten Büchern, Darlegungen von Gesprächen über religiöse Fragen, durch Legenden usw. Der ganze erste Teil steht im Zeichen des Schismas und des äußeren wie inneren seelischen Kampfes mit ihm. Einige Kapitelüberschriften mögen dies veranschaulichen. 163: „Wie der Starec Leonid eine Kranke heilte und sein baldiges Ende voraussagte", 165: „Begegnung mit meinem alten Freunde, dem Vater Johann, und wie die Schismatiker keine wahrhaftige

[1]) Vgl. ähnlich bei Komarovič Zeitschrift Bd. III 1926 S. 222.

Wahrheit leiden mögen", 161: „Optina pustyń und der Starec Hieromonach Leonid" usw. Der zweite Teil schildert die Reisen durch die europäische Türkei und den Aufenthalt auf dem Athos unter der Leitung weiser und erfahrener Mönche. Er schließt mit dem Aufbruch nach Rußland, veranlaßt durch die Weisung eines Starec. Voll Begeisterung und Ehrfurcht spricht Parfenij über den Athos, die dortigen Starcy und Klöster. Auf dem Athos leben und sterben zu dürfen, war sein höchster Wunsch. „Ich empfand den herzlichen, gleichbleibenden Wunsch, auf den heiligen berühmten Athos zu reisen wie in einen stillen sturmlosen Hafen, zu diesem Lehrmeister des mönchischen schweigsamen Einsiedlerlebens, in dieses den Wirrnissen und Anfechtungen der Welt abgewandte Los der Himmelskönigin ... zu schauen die dortigen irdischen Engel und himmlischen Menschen und die Nacheiferer eines engelhaften Lebens — die heiligen Väter des Athos, um mir einen Hirten und Lehrer, einen Lehrmeister für ein schweigsames Einsiedlerleben zu erwählen ... diesen Wunsch hegte ich seit den frühesten Jahren meines Lebens ..." Bezeichnend sind auch die Weisungen, die Vater Johannes seinem Freunde Parfenij mit auf den Weg gibt. „Meine Weisung ist die: Wenn du den heiligen Berg erreichst — erwähle dir einen erfahrenen Starec, einen Vater und Lehrmeister, überantworte ihm Leib und Seele und sei ihm gehorsam sogar bis in den Tod und lebe dort, wohin er dir seinen Segen gab."

Der dritte Teil schildert langdauernde Pilgerfahrten und verschiedene Erlebnisse, die Parfenij in der Türkei, der Moldau und in Rußland hatte, seinen Aufenthalt in der Türkei, seine Rückkehr auf den Athos, Reisen nach Jerusalem, seinen Fortgang vom Athos, um nach Rußland zurückzukehren, sein Leben in Tomsk usw.

Im vierten Teil finden wir z. T. Wiederholungen. Parfenij beschreibt das Heilige Land, Jerusalem, bringt Ergänzungen zur Geschichte des Athos und zur Lebensbeschreibung einiger heiliger Männer. Wie Parfenij im Vorwort unterstreicht, will er seine Eindrücke und Erlebnisse nicht chronologisch beschreiben, sondern in einer Reihenfolge, die ihm für den Leser

geeignet scheint. Er hebt immer wieder seine Unwürdigkeit vor Gott und den Menschen hervor, er „der letzte (unwürdigste) aller Mönche" bemühe sich schlicht mit größtmöglicher Genauigkeit über das Vorgefallene zu berichten.

Was zog Dostojevskij an Parfenij an? was bewog den Schöpfer der „Brüder Karamazov" sich mit der einfältig-schlichten Erzählung dieses Mönches immer wieder zu beschäftigen? Vor allem wohl Parfenijs Persönlichkeit mit diesen stark geistigen Bedürfnissen, ihrem lebendigen Streben nach Vollkommenheit, begleitet von scharfer Beobachtungsgabe und einer allumfassenden Liebe zu den Mitmenschen. In Demut beugt sich Parfenij vor seinen Mitmenschen und dadurch gewinnt er an Größe vor unserem geistigen Auge. Wir fühlen seinen unersättlichen Hunger nach Wahrhaftigkeit und wahrem Glauben, sein beständiges Ausgerichtetsein auf Gott „wo es keine Krankheit, keinen Kummer, kein Seufzen, sondern nur endloses Leben gibt".

Bei Parfenij finden wir aber auch Niederschläge eigenartiger philosophischer Anschauungen, eine gewisse Belesenheit, vor allem eine Fülle und Unwandelbarkeit seiner Überzeugungen und die Klarheit seines Glaubens. Parfenijs Weltbild ist von einer seltenen Geschlossenheit. Es wurzelt noch ganz in jener alten verläßlichen Zeit, als man wußte, was zu wissen nötig ist. Im letzten Viertel des 18. Jahrh. geboren, gehörte Parfenij in der Hauptsache dem 19. Jahrh. an, und doch war er nicht nur eine Verkörperung des russischen Mönchtums, sondern gleichzeitig auch ein Widerhall aus dem alten Rußland. Anders Dostojevskij; dieser war ein Kind des unruhigen 19. Jahrh., ein enthusiastischer und scharfsichtiger Seher der kommenden umwälzenden Erschütterungen, skeptisch und gläubig zugleich, war er ein Sünder und Heiliger, keusch und doch lüstern. Dostojevskij verzehrte sich an seinem inneren Feuer, er marterte sich und war voll Sehnsucht nach einem stillen Hafen. Er begann mit jenem eigenartigen westlichen Sentimentalismus und Humanismus, um schließlich zum religiösen, älteren und tieferen „Sentimentalismus" der seelischen Rührung zu gelangen. Und gerade diese Rührung, diese

Tränen einer stillen, drückend süßen und unausgesprochenen Freudigkeit der untergehenden Sonne fand er bei Parfenij und sie fesselte ihn. Abgesehen vom rein schriftstellerischen Interesse für Stil und Inhalt war vielleicht für Dostojevskij gerade diese schon erwähnte Unerschütterlichkeit des Glaubens bei Parfenij und die prägnante Klarheit seines geschlossenen Weltbildes von ausschlaggebender Bedeutung. Parfenij war sich genau dessen bewußt, warum er sich den Weg der „irdischen Engel" erwählt hatte, in welcher Weise und warum er an Gott glaubte und woher das Böse auf dieser wunderschönen und guten Erde stamme[1]). Der Mönch Parfenij besaß die Erkenntnis dessen, was nötig sei, um das Glück zu erreichen, den „stillen sturmlosen Hafen" und die Krone des Lebens — das ewige Leben — zu erlangen. Jenseits des dunklen feuchten Grabes stand für ihn nicht jenes fürchterliche „Nichts", sondern sein geistiges Auge sah die Auferstehung im Fleische, die unverweste Auferweckung beim Posaunenstoß des göttlichen Engels. Seine Trauer war nur zeitlich und verhältnismäßig kurz befristet, sie verdorrte weder das Herz noch lähmte sie die Schwingen des Geistes. Parfenij durchkreuzte das „wogende Meer des Lebens" in vollster Kenntnis seines Ziels und in der Überzeugung, daß es nicht minder wichtig sei, einen Führer und geistigen Vater zu besitzen. Willen und Seele hatte er einem weisen Starec anvertraut und es gab für ihn keine kraftvolle Macht auf Erden, die jene verraten könnte. Allzu genau kannte dagegen Dostojevskij die bedrückende Schwere des eigenen Willens und der „freien" irdischen Existenz.

Aber noch ein anderer Zug ist bei Parfenij bemerkenswert. Als wandernder Mönch, als Betender zeitweilig dem Gelübde des Schweigens unterstellt, ist Parfenij nicht nur von der Richtigkeit seines Weges zur Errettung der Seele, sondern auch von dem Nutzen und dem wirksamen Einfluß des mönchischen Zusammenlebens in der Welt überzeugt. Er glaubte daran, daß er durch sein Mönchtum den Mitmenschen einen rein praktischen

[1]) Dostojevskij schrieb: „In der Natur ist alles auf Normalität berechnet, alles auf den Heiligen und Sündlosen."

Nutzen erweise. Diesen Gedanken notierte sich Dostojevskij[1]) als Antwort an Kavelin: „die Heiligen zogen sich nicht aus Widerwillen von der Welt zurück, sondern um sich sittlich zu vervollkommnen, zudem wohnten die alten Mönche auf dem Marktplatz[2]). Mönch Parfenij. Und das Insichtragen eines Hungers nach geistiger Aufklärung ist bereits geistige Aufklärung."

Schließlich war Parfenij, der Mönch, für Dostojevskij Repräsentant des heiligen „gottragenden Volkes", der Träger der Idee einer ökumenischen Rechtgläubigkeit; für Dostojevskij war aber die griechische Orthodoxie das Allumfassende. „Das russische Volk, schrieb Dostojevskij, ist am Ende seines Erdenweges, ganz in der Orthodoxie und seiner Idee. Darüber hinaus gibt es nichts, weder bei ihm noch bei ihr — und es bedarf auch dessen nicht, weil die Orthodoxie alles ist. Die Orthodoxie ist Kirche, die Kirche aber ist die Krönung des Gebäudes und das auf ewig."

Die Gestalt dieses bescheidenen Pilgers um Gotteswillen und Erzählers bedeutete für Dostojevskij mehr als eine literarische Erscheinung, Parfenijs Buch gehörte für Dostojevskij zu den wenigen Lehrbüchern und daher ist man berechtigt, den Spuren nachzugehen, die dieser stille Pilger in den Dostojevskij-Romanen hinterlassen hat.

Wie gesagt, können an dieser Stelle nur einige Andeutungen gebracht werden. Die Parallelen und ähnlichen Stellen aus Dostojevskij werden unten neben den Auszügen aus Parfenij gebracht, wobei die chronologische Reihenfolge der Romane bewahrt bleibt.

Parfenij	Dostojevskij (Besy)[3])
(Parfenij berichtet, wie sie nach dem Eintreffen in der „regieren-	(Es handelt sich um den Gottesnarren): „Прибыли къ Семену

[1]) Biografija, pisma i zametki iz zapisnoj knižki F. M. Dostojevskogo, Petersburg 1883 2 (II) S. 370f.

[2]) Charakteristisch ist, daß Dostojevskij Parfenij, der sein Zeitgenosse war (er lebte noch als Dostojevskij in der Verbannung war), den alten Mönchen gleichsam zuzählte.

[3]) Zitiert wird nach der Dostojevskij-Ausgabe Petersburg 1891.

den“ Stadt Moskau den „Knecht Gottes“ Ioann Jakovlevič besuchten):

„И пришедши къ нему застали его сѣдящаго на кроватн. Въ комнатѣ у него было много посѣтителей, которые за послушаніе всѣ толкли стекло; но насъ не заставилъ. И просндѣли у него болѣе трехъ часовъ, и онъ ничего никому не говорилъ, а только юродствовалъ. Потомъ принеслн чай; онъ же распорядилсн по своему: овымъ далъ въ накладку, другимъ въ прикуску, а другимъ пустой, а инымъ не далъ. Потомъ началъ всѣхъ отпускать, и говорилъ кому что нужно и кто за чѣмъ приходнлъ. Потомъ и азъ подошелъ. Онъ же мнѣ сказалъ: „ты, отецъ аѳонскій, не бери съ собой того человѣка, котораго помышляешь взять въ Аоонскую Гору: ибо нѣтъ ему воли Божіей быть монахомъ: но оставь его пусть живетъ дома“ (I 288).

Яковлевичу ровно въ часъ пополудни . . . (Hinter dem Gitter saß im Stuhl der Gottesnarr)

„Въ комнатѣ было людно — человѣкъ до дюжины однихъ посѣтителей, нзъ коихъ двое сидѣли у Семена Яковлевнча за рѣшеткой, то были сѣденькій старичокъ, богомолецъ, изъ ‘простыхъ’, и одинъ маленькій, сухенькій захожій монашекъ, сидѣвшій чинно и нотунивъ очи . . . Всѣ ждали своего счастія, не осмѣлнваясь заговорить сами. Человѣка четыре стояли на колѣняхъ, но всѣхъ болѣе обращалъ на себя вниманіе помѣщикъ, человѣкъ толстый, лѣтъ сорока ннтн, стонвшій на колѣняхъ . . . Стонлъ онъ уже около часу, а тотъ все не замѣчалъ . . .

Кушалъ онъ (Семенъ Яковлевичъ) чай обыкновенно не однпъ, а наливалъ и посѣтителямъ, но далеко не всякому, обыкновенно указывая самъ кого изъ нихъ осчастливить. Распоряженія эти всегда поражали своею неожиданностью. Минуя богачей и сановниковъ, приказывалъ ннногда подавать мужику или какой-нибудь ветхой старушонкѣ; другой разъ, мннуя нищую братію, подавалъ какому-нибудь одному жирному купцу-богачу. Наливалось тоже разно, однимъ въ накладку, другимъ въ прикуску, а третьимъ и вовсе безъ сахара. На этотъ разъ осчастлнвены были захожій монашекъ, стаканомъ въ накладку, и старичекъ богомолецъ, которому дали совсѣмъ безъ сахару . . .“

(Bei Beschreibung der Zelle des Lev Optinskij berichtet Parfenij von einem Herrn, der dem Befehl des Starec, das Rauchen aufzugeben, nicht nachgekommen war. Lev befahl, ihn sofort hinauszuwerfen): „вытолкайте его вонъ изъ келліи . . . Потомъ единъ изъ учениковъ сказалъ: 'Отче святый, на полу лежитъ златница'. Онъ же сказалъ: 'подаите ее мнѣ'. Они же подали. Старецъ же сказалъ: 'Это господинъ нарочно выпустилъ изъ рукъ и добро сотворилъ: нбо пригодится аѳонскому отцу на дорогу'. И отдалъ мнѣ. Это былъ полуимперіалъ (I, 281—282).

(Der Aufenthalt im Chat'kovskij-Kloster und das Gespräch mit der Seherin Jevdokija über das Nichtverurteilendürfen. Parfenij äußert sich darüber ausführlich und berichtet über ihre Prophezeiungen und ihre Äußerungen inbezug auf die Gottesmutter):

„Много азъ радовался, что нечаянно Господь показалъ мнѣ такую великую рабу свою. Потомъ вечеромъ игуменья позвала насъ къ себѣ, и во время вечерней трапезы начали мы говорить игуменіи — какое она въ оби-

(Es folgen: die Beschreibung der Narrheiten des Semen Jakovlevič und seine Antworten): — „Гони, гонп! вдругъ замахалъ руками Семенъ Яковлевичъ“ usw. (S. 304—307).

. . . „Спроси! указалъ вдругъ Семенъ Яковлевичъ на помѣщика, стоявшаго на колѣняхъ.

Монахъ отъ монастыря, которому указано было спросить, степенно подошелъ къ помѣщику. — „Чѣмъ согрѣшили? И не велѣно-ль было чего исполнить? . . . — Исполнили? спросилъ монахъ. — „Не могу выполнить, собственная сила одолѣваетъ.“

— „Гони, гони! Метлой его, метлой!“ замахалъ руками Семенъ Яковлевичъ. Помѣщикъ не дожидаясь исполненія кары, вскочилъ и бросился вонъ изъ комнаты.

„На мѣстѣ златницу оставили,“ провозгласилъ монахъ, подымая съ полуполуимперіалъ“ . . .

(Die Lebjadkina zu Šatov):

. . . „Сидитъ одинъ захожій монашекъ аѳонскій . . . Монашекъ аѳонскій и говоритъ Матьигуменьѣ: „и всего болѣе, благословенная Мать-игуменья, благословилъ Господь вашу обитель тѣмъ, что такое драгоцѣнное, говоритъ, сокровище сохраняете въ нѣдрахъ ея“. — „Какое это сокровище?“ — „А мать-Лизавету блаженную.“ — „А Лизавета эта блаженная въ оградѣ у насъ вдѣлана въ стѣну, въ клѣтку въ сажень длины и въ два аршина высоты, и сидитъ она тамъ

тели своей имѣетъ безцѣнное сокровище. Она же подумавши, что мы говоримъ про другую затворницу, сказала намъ: 'да, можно что-ннбудь заслужить: болѣе тридцати лѣтъ сидитъ въ затворѣ'. Но егда она узнала, что мы говоримъ про Евдокію, то весьма ее укорила. Сія раба Божія притворяется юродивой, и сидитъ въ маломъ темномъ чуланѣ, чему уже тогда было 25 лѣтъ, въ одной рубашкѣ, и власы на головѣ стриженные" (I, 287 f.).

(Eine Frau, die ihr Leben in den Dienst Gottes gestellt hat, erzählt Parfenij ihre Erlebnisse): „. . . Отозвавши мене единаго, начала мнѣ говорить со слезамн слѣдующее: . . . было мнѣ грѣшной и недостойной видѣнье." (Sie hatte Jesus und die Engel gesehen): „Азъ окаянная увидѣвши Господа моего Іисуса Христа, не могла стерпѣть неизрѣченной славы Его, и растопилось сердце мое, яко воскъ, и вся измѣнилась и упала на землю, яко мертвая, и не знаю, какою я была, въ тѣлѣ, или кромѣ тѣла — Богъ вѣсть. Но хотя я и лежала, но все видѣла, азъ же пришла въ себя, и встала отъ земли, н съ тѣхъ поръ и донынѣ наполнено сердце мое неизрѣченной радости, и отъ радости плакала бы я, аще было возможно, день и нощь. Иногда плачу я многіе дни о томъ, что за желѣзной рѣшеткой семнадцатый годъ, зиму и лѣто въ одной посконной рубахѣ и все аль соломинкой, али прутикомъ какимъ ни на есть въ рубашку свою, въ холстину тычетъ и ничего не говоритъ и не чешется и не моется семнадцать лѣтъ . . . Богомольцы смотрятъ, ахаютъ, воздыхаютъ, деньги кладутъ. „Вотъ нашли сокровище, отвѣчаетъ мать-игуменья (разсердилась, страхъ не любила Лизавету): Лизавета съ одной только злобы сидитъ изъ одного своего упрямства, и все одно притворство." Не понравилось мнѣ это; сама я хотѣла тогда затвориться" . . . (133—134).

„А тѣмъ временемъ и шепни мнѣ, изъ церквн выходя, одна наша старица, на покаянін у насъ жила за пророчество: 'Богородица что есть, какъ мнишь?' 'Великая мать отвѣчаю, упованіе рода человѣческаго'." „Такъ, говоритъ, Богородица — великая мать сыра земля есть, и велнкая въ томъ для человѣка заключается радость. И всякая тоска земная и всякая слеза земная — радость намъ есть; а какъ напоишь слезами своими подъ собой землю на полъ аршина въ глубину, то тотчасъ же о всемъ и возрадуешься . . . Стала я съ тѣхъ поръ на молитвѣ, творя земной поклонъ, каждый разъ землю цѣловать, сама цѣлую и плачу . . . И хотябы и горя у тебя никакого не было, все равно слезы твои отъ одной радости побѣгутъ. Сами слезы бѣгутъ, это вѣрно . . .

не могу любить Господа моего Іисуса Христа, какъ должно мнѣ Его любить . . . А иногда плачу о всемъ мірѣ, а наипаче о грѣшникахъ . . . Весьма ихъ сожалѣю, и прошу у Господа имъ милости“ (I, 110—111). Обращусь я лицомъ къ востоку, припаду къ землѣ, плачу и не помню сколько времени плачу, и не помню н тогда и не знаю н тогда ннчего . . .“ (134—135).

Hier sei nur kurz die Beichte der Lebjadkina gestreift, über die Unterzeichneter bereits im Druck gehandelt hat. Ihr Grundmotiv, das Küssen der Erde, und die Vorstellung von der Erde als Gottesmutter gehen nicht auf Parfenij zurück. Ihr Stil aber, die Worte über die Tränen, der grammatisch-stilistische Aufbau dieses Abschnittes und schließlich die Rührung der ekstatischen Weltauffassung gehen hauptsächlich auf Parfenij zurück. Weniger reich an direkten Entlehnungen aus Parfenij ist der andere ethisch-religiöse Roman von Dostojevskij: der Halbwüchsige (Podrostok). Aber auch darin ist eine gewisse Beeinflussung durch Parfenij vorhanden. Der friedenstiftende Pilger, zum Teil der geistliche Vater des Arkadij, der selige Makar Dolgorukov sind zu dreiviertel Parfenij entnommen. Er ist der ewige Wanderer durch die heiligen Ortschaften, der glücklich in seiner Reinheit und bibelkundig den Ruhm Gottes auf Erden freiwillig verkündet. Näher auf seine in stilistischer Hinsicht erstaunlichen Reden einzugehen, ist hier nicht möglich; ich verweise nur auf eine Einzelheit aus seinen an Arkadij gerichteten Reden. Dolgorukov erzählt ihm, welche Macht über einen Eiferer die Gewöhnung an den Tabak erhielt und wie er sich schließlich bezähmte. „— Есть другъ, (sagt Makar) въ Геннадіевой Пустыни одинъ великаго ума человѣкъ . . . заключился же отъ свѣту вотъ уже десятый годъ, возлюбивъ тихія и безмолвныя пристанища и чувства свои отъ мірскихъ суетъ успокоивъ. Соблюдаетъ весь уставъ монастырскій . . . (Makar gibt ihm den Rat, ins Kloster einzutreten und spricht von seiner Gläubigkeit, worauf Peter Valerjanič antwortet): „И что о послушаніи моемъ разсуждаешь . . .? И что объ отсѣченіи воли моей толкуешь? Я вотъ денегъ моихъ сей-же часъ рѣшусь, и чины отдамъ, и кавалерію всю сей-же часъ на столъ сложу, а

отъ трубки табаку, вотъ уже десятый годъ бьюсь, отстать не могу".

Wiederholt berichtet Parfenij über die Macht der Gewohnheit und die Verderblichkeit des Rauchens. So sagt der selige Moisej: „И еще скажу тебѣ, что ни отъ какой страсти такъ не трудно человѣка отучать, какъ отъ табаку." Das gleiche behauptet auch der Starec Lev Optinskij.

Noch stärker erinnert an die Rührung des Parfenij jene Stelle, an der Makar Ivanovič gleich Zosima die Größe und Schönheit Gottes wie der Gotteswelt preist: „Красота вездѣ яеизрѣченная! Тихо все, воздухъ легкой; травка ростетъ" . . . usw. oder: „Все въ тебѣ, Господь, и я самъ въ Тебѣ, и пріими меня!" Ich brauche hier wohl diese bekannte Stelle nicht zu zitieren und beschränke mich nur auf die Anführung einer Parallele zu den Worten von Zosima und Makarij aus dem Parfenij. Die Gespanntheit von Verzückung und Rührung ist darin erschütternd:

„О Владычнаго неизрѣченнаго къ намъ снисхожденія и человѣколюбія . . . О возлюбленніи! Сколько для насъ смертяыхъ должна быть дорога сія краткая наша жизнь! Потому что въ краткіе дни нашей жизни можемъ заслужить и заработать вѣчное блаженство . . . Получимъ блаженство и безконечное небесное царствіе, и съ Нимъ со своимъ Владыкою, будемъ вѣчно радоваться и веселиться, и утѣшатися Его лицезрѣніемъ . . . О, великаго Его къ намъ милосердія и человѣколюбія! О, божественнаго, о, любезнаго, о сладчайшаго Его гласа . . . Будемъ же молиться и за враговъ своихъ и за всѣхъ отступившихъ отъ православныя вѣры, чтобы паки ихъ Господь обратилъ ко своей Св. Церкви, — глаголюще тако: Владыко и Человѣколюбче Господи Іисусе Христе! отступившіе отъ православныя вѣры и погибельными ересьми и расколами ослѣплепные свѣтомъ Твоего познанія просвѣти" (I 290, 293, 300). Parfenij ist davon überzeugt, daß sich die Liebe zu Gott durch die Nächstenliebe erweise.

In den „Brüdern Karamazov" finden sich nicht wenige Parallelen zu Parfenij. Allerdings sind sie teilweise, wie gezeigt werden soll, mit anderen Parallelen untermischt, trotzdem läßt

sich die Grundquelle Dostojevskijs für viele Stellen dieses Romans erweisen.

Lesemenäen

„Въ той же день[1]) святаго мученика монаха нѣкоего (его же имене обрѣсти не возмогохомъ) иже бѣ въ скитѣ, послушливъ отцу своему многая лѣта . . . (ungehorsam geworden verließ er seinen Starec und wurde exkommuniziert. In Alexandrien[2]) starb er aber für das Christentum den Märtyrertod). Als der Prediger bei der Göttlichen Liturgie aufforderte: „Елицы оглашенніи изыдите" гробъ, verließen auch seine Gebeine die Kirche („съ мощами мученнковыми . . . исхождаше изъ церкве"). Es erwies sich, daß er des Ungehorsams wegen noch immer exkommuniziert war, obgleich er die Märtyrerkrone empfangen hatte. Seine Gebeine fanden erst Ruhe, nachdem der Starec eingetroffen und die Vergebung verlesen worden war („пребыстъ мученикъ въ жертвенницѣ оттолѣ неисходенъ"[3]).

Brüder Karamazov

„Итакъ что-же такое старецъ? Старецъ это берущій вашу душу, вашу волю въ свою душу и свою волю. Избравъ старца, вы отъ своей воли отрѣшаетесь и отдаете ее ему въ полное послушаніе, съ полнымъ самоотрѣшеніемъ. Этотъ искусъ, эту страшную школу жизни обрекающій себя принимаетъ добровольно, въ надеждѣ послѣ долгаго искуса побѣдить себя . . . Обязанности къ старцу не то что обыкновенное" послушаніе „. . . Разсказываютъ, напримѣръ, что однажды, въ древнѣйшія времена христіанства, одинъ таковой послушникъ, не исполнивъ нѣкоего послушанія ушелъ отъ него изъ монастыря и пришелъ въ другую страну, изъ Сиріи въ Египетъ. Тамъ послѣ долгихъ и великихъ подвиговъ сподобился, наконецъ претерпѣть истязанія и мученическую смерть за вѣру. Когда же церковь хоронила тѣло его, уже чтя его, какъ святого, то вдругъ при возгласѣ діакона: „Оглашенные изыдите!" — гробъ съ лежащимъ въ немъ тѣломъ мученика сорвался съ мѣста и былъ извергнутъ изъ храма, и такъ до трехъ разъ. И наконецъ лишь узналн, что тотъ святой страстотерпецъ нарушилъ послушаніе и ушелъ

[1]) 15. Okt. Nachwort Bl. 126.
[2]) Vgl. bei Dostojevskij: Изъ Сиріи въ Египетъ.
[3]) Ähnliches s. im Prolog unter dem 20. Sept.

Parfenij.

(Ein Mönch trauert über die Weisung des Starec, seines geistlichen Vaters, den Athos zu verlassen): „... Духовникъ не благословлнетъ мнѣ жить во святой Горѣ Аѳонской, а посылаетъ менн въ Россію, н сказалъ мнѣ, что нѣсть тн волн Божіей ни моего благословенія жить во свнтой Горѣ Аѳонской, а иди въ Россію, тамъ живи и спасайсн. Что азъ, отцы, теперь буду дѣлать? Азъ пришелъ во Свнтую Гору жнзнь свою скончать, а онъ менн высылаетъ" (II, 176 bis 177).

(Als Parfenij nach Konstantinopel kam, entschloß er sich auf den Athos und nicht, wie sein Starec es ihm gesagt hatte, nach Rußland zu gehen. Um die Erlaubnis dazu zu erhalten, wandte er sich an den Patriarchen:) „Патріархъ же сказалъ мнѣ: „иди, старче, иди во Св. Аѳонскую Гору и тамо спасайся". Азъ же ему отвѣтилъ: „Ваше святнѣйшество! аще Вы разрѣшаете старца моего завѣщаніе, то съ радостію возвращусь во Св. Гору Аѳонскую и буду спокоенъ." Патріархъ же спросилъ: „Какое завѣщаніе?" Азъ же сказалъ, что старецъ мой духовный отецъ, отъ своего старца, а потому безъ разрѣшенія старца не могъ быть и прощенъ, даже не смотря на свои великіе подвиги. Но когда призванный старецъ разрѣшилъ его отъ послушанія, тогда лишь могло совершиться и погребеніе его. Конечно все это лишь древнія легенда ..." (S. 35—36).

„... Но вотъ недавнин быль: одинъ изъ нашихъ современныхъ иноковъ спасалсн на Аѳонѣ и вдругъ старецъ повелѣлъ ему оставить Аѳонъ, который онъ нзлюбилъ, какъ свнтыню, какъ тихое пристанище, до глубины души своей и идти сначала въ Іерусалимъ на поклоненіе Святымъ мѣстамъ, а потомъ обратно въ Россію, на Сѣверъ, въ Сибирь: „Тамъ тебѣ мѣсто, а не здѣсь". Пораженный и убитый горемъ монахъ явилсн въ Константинополь, ко вселенскому патріарху и молилъ разрѣшить его послушаніе, и вотъ вселенскій владыка отвѣтилъ ему, что не только онъ, патріархъ вселенскій, не можетъ разрѣшить его, но и на всей землѣ нѣтъ, да не можетъ быть такой власти, которая бы разрѣшила его отъ послушанія, разъ уже наложеннаго старцемъ, кромѣ лишь власти самого того старца, который наложилъ его. Такимъ образомъ старчество озарено властью въ извѣстныхъ случаяхъ безпредѣльною и непостижимою" (36).

благословилъ мнѣ идти въ Россію, а самъ умеръ. Патріархъ же сказалъ: „Когда старецъ умеръ, то азъ разрѣшить тебя этого завѣщанія не могу; иди куда посланъ (III, 122).

Wie ersichtlich, entnahm Dostojevskij dem Werke des Parfenij in reichem Maße Vorfälle und Situationen, um sie zu einer Einheit zu verschmelzen. Seine Worte über das Starzentum und dessen Kraft, die wir oben anführten, beruhen auf einer ganzen Reihe von Stellen des Skazanije. So findet sich als Parallele zu dem Ausspruch, daß der Starec die Seele, den Willen nehme („берущій вашу душу, вашу волю“ usw.) bei Parfenij: „Теперь избираю васъ (Арсенія) себѣ за старца и отца духовнаго, и вреноручаю вамъ свою душу и тѣло и вы будьте мнѣ старецъ и отецъ духовный . . . И отдаю всю свою волю на ваше разсужденіе и распоряженіе, даже до самой моей смерти“. Und an einer anderen Stelle: „и пришелъ найдти себѣ старца и руководителя отца духовнаго, и препоручить ему свою душу и тѣло и гдѣ онъ благословитъ тамъ и житъ буду“. Als daher Parfenij die Weisung erhielt: „Иди въ Россію въ восточную страну, во Сибирь въ Томскую губернію folgte er ihr, obgleich er froh gewesen wäre, sein Leben im Freundeskreise auf dem Athos zu beschließen.

Es sei auch noch darauf hingewiesen, daß Dostojevskij im ersten Buch Kapitel 4 bekanntlich einen Mönch erwähnt: „изъ самыхъ простыхъ“ . . . „съ нерушимымъ міровоззрѣніемъ“ „вѣрующій и въ своемъ родѣ упорный“. „Старецъ благословилъ его и пригласилъ зайдти къ нему въ келью, когда ему будетъ угодно.“ — „Какъ же вы дерзаете дѣлать такія дѣла? спросилъ вдругъ монахъ, внушительно и торжественно указывая на Lise. Онъ намекалъ на ея „исцѣленіе“. — „Объ этомъ, конечно, говорить еще рано. Облегченіе не есть еще полное исцѣленіе и могло произойтн и отъ другихъ причинъ. Но если что и было, то ничьей силой, кромѣ какъ Божіимъ изволеніемъ. Все отъ Бога. Посѣтите менн, отецъ, прибавилъ онъ монаху, — а то не во всякое время могу: хвораю и знаю, что дни мои сочтены.“

Dostojevskij gibt hier die künstlerische Bearbeitung einer Episode aus dem Skazanije. Parfenij berichtet darin über sein Gespräch mit Lev, einem Starec der Optinskaja Pustyń:

„Приходили къ нему ученики, монастырская братія и открывали ему свою совѣсть и свои душевныя нзвы. Онъ же (Левъ) всѣхъ врачевалъ, и давалъ имъ наставленіе. Потомъ говорилъ имъ о своей смерти, что приближается къ нему кончина . . . „Ибо приходятъ ко мнѣ послѣдніе дни, и долженъ я оставить васъ, и отдать долгъ естеству своему, отойдти ко Господу моему . . . На другой день паки азъ пріидохъ къ нему. Онъ же паки принялъ меня съ любовію, и много со мной бесѣдовалъ; потомъ пришли вчерашнія женщины, и больная съ ними, но уже не больная, а совершенно здрава; и прншлп благодарить старца. Азъ же, видѣвши сіе, удивлялся, и сказалъ старцу: „Отче святый, како вы тако дерзаете творить такія дѣла? Вы этой славой человѣческой можете погубить всѣ свои труды и подвиги.“ Онъ же въ отвѣтъ сказалъ мнѣ: „О, аѳонскій! азъ сіе сотворилъ не своею властью, но это сдѣлалося по вѣрѣ приходящихъ, и дѣйствовала благодать Святаго Духа, данная мнѣ при рукоположеніи; азъ же человѣкъ грѣшный есмь.“

Einige Aussprüche Zosimas an die Klosterbrüder über sein Ende und eine Reihe von Anspielungen sind gleichfalls dem Skazanije entnommen, desgleichen die Worte des Hieromonach Iosif über die Gebeine der Heiligen. Dostojevskij berichtet von der Aufregung, die entstand, als Wohlgerüche der Leiche Zosimas zu entsteigen schienen. Um die Umstehenden zu beruhigen und die an dieses Ereignis geknüpften Erwartungen zu dämpfen, sagte ein Zosima befreundeter Hieromonach, nicht überall sei es so (что не вездѣ вѣдь это и такъ, er meint die ausbleibende Verwesung) und daß hierüber in der Orthodoxie kein Dogma, sondern nur eine Meinung bestehe; selbst in den strengsten orthodoxen Ländern, z. B. auf dem Athos lasse man sich durch den Verwesungsgeruch nicht beirren. Nicht die körperliche Unverwesbarkeit gelte dort als ein Merkmal der Verehrungswürdigkeit, sondern die Farbe der Knochen, nachdem die Leichen viele Jahre in der Erde gelegen und sogar in Verwesung übergegangen sind:

„если обрящутся кости желты, какъ воскъ, то вотъ и главнѣйшій знакъ, что прославилъ Господь усопшаго праведнаго; если же не желты, а черны обрящутся, то значитъ не удостоилъ такого

Господь славы, — вотъ какъ яа Аѳонѣ, мѣстѣ великомъ, гдѣ издревле нерушимо и въ свѣтлѣйшей чистотѣ сохраняется православіе“ заключилъ отецъ Іосифъ.“

Iosif zitiert an dieser Stelle fast wörtlich das Skazanije, in dem Parfenij folgendes schreibt:

„Во святой Горѣ Аѳонской соблюдается обычай отъ древнихъ временъ — черезъ три года откапываютъ всякаго человѣка кости, и смотрятъ и по костямъ узнаютъ — который святый, который грѣшный: овыя кости желтыя, и свѣтлыя, какъ елейныя, овыя — благоуханныя; сіи тлѣнію не предаются, признаются за кости богоугодныхъ людей; овыя — бѣлы и трухлявы, то есть тлѣнныя . . . овыя черныя, а овыя — смердящія: сіи признаются за кости грѣшныхъ; и о этихъ болѣе творятъ помиовеніе, и молятся, чтобы Господь грѣхи имъ простилъ . . .[1])

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß man Dostojevskij weder verstehen noch richtig deuten kann, ohne die religiöse Literatur heranzuziehen. Sein Stil, eine Reihe Motive und Situationen sowie die Grundideen seiner Romane hängen mit der religiösen und im engeren Sinne mit der orthodoxen Literatur zusammen.

Valjevo (Jugoslavien). R. Pletnev.

Die Echtheit des Igorliedes.

Der Leser fragt erstaunt, gibt es denn einen vernünftigen Menschen, der sie bestreitet? Der letzte meines Wissens war der Flachkopf Louis Leger in seiner slavischen Mythologie, Paris 1900; er fand es unmöglich, daß ein Christ des 12. Jahrh. mythologische Reminiszenzen anstandslos vortrüge, aber Byzantiner wie ihre Nachsprecher, die Russen, waren Euhemeristen, überzeugt, daß Hephäst usw. Könige oder Helden gewesen wären, die nach ihrem Tode (oder schon bei Lebzeiten, wie die römischen Kaiser) göttlich verehrt wurden, also war der Ausdruck ‘Russen, Enkel des Dažbog’ korrekt, auch im Munde eines gläubigen Christen. Aber Legers platten Einfall nahm niemand ernst, ich nagelte ihn in meiner Rezension seines Buches im AfsPh. fest.

[1]) Parfenij Bd. II S. 191—192; vgl. auch Bd. IV S. 192 usw.

Da tauchten gleichzeitig und unabhängig voneinander zwei neue Verdächtigungen des Igorliedes auf. A. Mazon in Revue des cours et conférences (30 mars 1932), S. 673—694, in einem Aufsatz über Bylinen, erwähnt zwei altrussische Denkmäler, die, obwohl prosaisch nach Geist und Form sich der Bylinenart nähern, das sind die Zadonščina und das Igorlied (S. 690); „il est regrettable que les savants russes, qui considèrent ce texte (Igorlied) comme fondamental et lui ont consacré de travaux considérables, ne se soient jamais posé courageusement la question essentielle ou plutôt la question préalable qu'avait indiquée Kačenovskij, celle de son authenticité ou tout moins de son antiquité"; über die Bylinen selbst hat er nichts Neues vorgebracht, denn daß ihre Thematik unhistorisch und unmythisch ist, wissen wir alle, und daß ihre Mehrzahl zu Ende des 15. und vielleicht sogar im Laufe des 16. Jahrh. entstanden ist, ist ebenso falsch wie das vorige richtig war. Seine Worte zitierte ich nach Krzyżanowski.

Prof. Krzyżanowski hat in seinem Buch über Bylinen (1934) im Vorübergehen das Igorlied als Falsifikat des 18. Jahrh. ohne Angabe der Gründe bezeichnet und, deswegen interpelliert, hat er in einer Anzeige des Mazonschen Vortrages (Balticoslavica II, S. 409f., Wilno 1936) die Motive seiner Skepsis genannt; er billigt Mazons Ausführungen über die „Entstehung der Bylinen im Bereich des 16. Jahrh.", nur faßt er sie noch etwas radikaler auf, und ebenso in bezug aufs Igorlied: „ich halte es direkt für ein literarisches Fabrikat des 18. Jahrh." Ich lasse nunmehr seine Ausführungen in wörtlichster Übersetzung folgen und unterbreche nur die einzelnen Punkte (die Ziffern stammen von mir) durch meine Einwände:

„Hier beschränke ich mich nur zum Aufzeigen der Quellen meiner Skepsis. 1. Sie fließt aus den Erwägungen über die rätselhafte Geschichte des Słovo und die Rolle, die in ihr Malinovskij (Redakteur der Ausgabe von 1800) gespielt hat und die so charakteristisch Speranskij 1921 darstellte."

Das ist reine Irreführung des Lesers. Als nämlich Barsov die Papiere des Malinovskij zum Igorliede erhalten hatte, erregte er großes Aufsehen, was leider nur viel Geschrei und wenig Wolle

war, wie es Speranskij erwies. Der Hauptteil dieser Papiere enthält ja nur Brouillone und Reinschrift der russischen Übersetzung und der Anmerkungen, ist somit für das Slovo selbst wertlos, zeigt nur, welche Mühe sich Malinovskij u. Comp. um Übersetzung und Anmerkungen gegeben haben und beweist damit indirekt die Echtheit des Slovo, denn bei einem Falsifikat wäre diese Mühe ganz überflüssig. Ebenda gibt es keinerlei Rätsel von der Geschichte des Slovo; alles ist echt, in Moskau 1812 sind auch andere Handschriften verbrannt und jede Verdächtigung dieser Geschichte ist reine Willkür.

2. „Sie fließt weiter aus Erwägungen über die Sprache des Denkmals, man weiß eigentlich nicht was für einer, ob Süd- oder Nordrussisch; jener Sprache, in der man vor 100 Jahren mit Recht Polonismen erkannte, endlich aus Erwägungen über die „Realien des Werkes und über sein ossianisches Kolorit".

Verf. ist kein Philologe und der Sinn seiner Worte absichtlich dunkel; zwischen Original und Abschrift lagen mindestens 300 Jahre, d. h. wir wissen nicht, durch wie viele Abschriften der Text verhunzt ist; der Wechsel von *e* und *ě*; *č*, *š* und *c*, *s* schließt ja den Süden aus; die meisten südrussischen Texte sind uns nur in nordrussischen Abschriften überliefert. Es fällt auf *ъ* für *a* im Auslaute. Auf „Ossian" und „Barden" hat ja schon die Vorrede von 1800 aufmerksam gemacht, aber sentimental ist nur die Klage der Gattin, die nicht durch Ossian, sondern durch deren Erlebnisse hervorgerufen ist; die scharfen Ausfälle gegen die usobice der Fürsten sind politisch-patriotisch und nicht ossiąnisch. Von „Polonismen" ist mir nichts bekannt; (*potručati*, *potrącać* und *tutnet tętni* sind es doch nicht) und über Realien s. u.

3. „Endlich ist der Schein der Authentizität des Slovo derselbe wie in den Werkchen (!!) von Macpherson und Hanka, d. h. sein Autor hatte vor Augen ein authentisches altrussisches Denkmal, die sog. Zadonščina, vielleicht in einer uns unbekannten und besseren Abschrift, und hat dieses Denkmal entsprechend umgearbeitet; mit anderen Worten: ich halte das Slovo für eine Nachahmung der Zadonščina und nicht umgekehrt, wie man dies normal annimmt, indem man auf diese Weise ein

angeblich entscheidendes Argument für die Echtheit des Falsifikates findet".

Wie viel Worte, so viel Unsinn. Daß Hanka aus keinem altčechischen Denkmal, sondern nur aus seinen (und Lindas?) Fingern seine Gedichte aussog, wissen wir; ebenso klar ist für jeden, der die Augen nicht krampfhaft zuschließt, daß die Zadonščina nur die membra disiecta (des Slovo) bietet in der stümperhaftesten Verhunzung, die nur zu denken ist. Ein Beispiel statt vieler; im Slovo richtig: O russkaja zemle uže za šelomjanem jesi! (nach Malinovskij u. Comp. „Dorf im Gebiete von Perejaslavl an der Grenze zu den Połovzen an der Alta"! schon diese Erklärung beweist, daß Malinovskij u. Comp. am Slovo unschuldig sind, und wer anders hätte es 1800 fabrizieren können?), daraus macht die Zadonščina: zemlja jesi russkaja, kak jesi była doseleva za carem za Salomonom tak budi i nyneča za etc. Um diesen niederschmetternden Einwurf zu parieren, erfindet Verf., daß die Fälscher von 1800 eine bessere Abschrift der Zadonščina hätten benutzen können, aber er verschweigt wohlweislich, daß obiger Text vom Jahre 1470 stammt (den Simoni herausgab) und da die Zadonščina etwa um 1400 entstand, ist in dieser kurzen Spanne Zeit (beim Słovo sind es 300 Jahre) eine solche Verballhornung des Textes ausgeschlossen. Es würde sich lohnen, das Slovo und die Zadonščina nebeneinander abzudrucken, um zu erweisen, was Kunst, was Pfuscherei ist, z. B. die Zadonščina braucht auch stets negative Vergleiche, wie das Slovo, aber ihr eintöniges *ne . . to ti* ist eines Abc-Schützen wert. Mit anderen Worten, immer ist richtig das Gegenteil von dem, was der Verf. behauptet, der alles Entscheidende wohlweislich verschweigt.

Verf. erwähnt auch, daß die „Realien des Slovo" ihm seine Skepsis eingegeben hätten, während eben die „Realien des Slovo" seine Echtheit verbürgen. Ein klassisches Beispiel liefern die Torkennamen des Slovo, die kein anderes russisches Schriftstück je erwähnt: der Černigover Fürst Jaroslav wird genannt mit seinen *byljі*, mit den *Moguty*, *Tatrany*, *Šelbiry*, *Topčaky*, *Revugy* und *Olbery*. Diese Namen sind mehrfach gedeutet, von Korš und Meljoranskij 1903, zuletzt von dem

ungarischen Turkologen in Ankara L. Rásonyi (Supplément I au Seminarium Kondakovianum VIII, Prag 1936, S. 1—9); danach ist *topčak* 'fettes Pferd' (die Torken brauchen mit Vorliebe Pferdenamen für PN); *tatran* häufiger ON und PN bei Pečenegen und anderen Torken, 'Feinschmecker'; *olbery* ist einer der häufigsten Namen, Alpar de Comanis in Ungarn 1279; *moguty* gehört zu uigurisch usw. *magu*, *mag* 'Lob'; *Revugy* ist umgestellt aus *er* + *buga* 'Mensch-Stier', ein sehr häufiger Name, *Erbuga* kumanisch usw., umgestellt wie *Lavor* aus *Alpara*; *Šilbury* zu kalmükisch *šilbūr* 'Peitsche'[1]).

---

[1]) Jenes Heft des Kondakovianum enthält noch drei Aufsätze zum Slovo, die hier mit erwähnt werden. Das Aufschütten von Perlen (die einen Traum bedeuten) in den Schoß des Großfürsten Svjatosław (im Traume) wird mit einer Todessitte der Skythen verglichen, die weiße und schwarze Steinchen, Zeichen froher und trüber Tage des Verstorbenen ausschütten: beweist nichts. Rasovskij erklärt das dreifache Chinova des Igorliedes: Malinovskij hat es als *Chanova* (des Chan) gedeutet (wieder ein Beweis der Echtheit; Fälscher hätten ja *Chanova* geschrieben!); Vs. Miller hat darin den Namen der Finnen gefunden; Sobolevskij den der Hunnen (sprachlich tadellos: *chyn* aus Hunne, wie *chyzъ* aus Haus; sachlich unmöglich, weil solches nie in Rußland sonst vorkommt, aber ich möchte auf altpoln. *Kuny* 'Komanen' d. i. Hunnen hinweisen, die vielleicht doch *Chynova* erklären könnten? Der Zusammenhang lehrt, daß *Chynova* am Asovschen Meer saßen, vgl. gleich darauf die gotischen Mädchen am Asovschen Meere, folglich erkennt Rasovskij darin die Stadt *Kinov* der Komanen (Polovcer) bei Idrisi (Geograph des 12. Jahrh.) genannt, der über Komanen wohl unterrichtet war; *Kinov* (*Kiniov*) ist nicht *Kijev*, wie Smirnov meinte, das ja bei Idrisi *Kaw* heißt; der Ort selbst ist heute nicht mehr zu bestimmen, „große Stadt am Fuße eines hohen Berges", sagt Idrisi, nördlich vom Asovschen Meere, wie andere benachbarte Namen beweisen; meine Erklärung (?) bewegt sich in derselben Gegend. Die Deutung wäre sprachlich und sachlich wohl möglich, aber ist sicherer Verlaß auf den Araber? Die drei anderen Komanenstädte, die Idrisi dabei nennt, scheinen auch nicht recht lokalisierbar. Zudem stört etwas die Nennung der *Chinova* vor Litauern und Jatvjagen gerade! sonst wäre dies die annehmbarste Deutung, denn *chinova* ist sicherlich kein Gesamtname für Heiden überhaupt. Meine Erklärung paßt auch gut in den Zusammenhang. Endlich die poganyje tolkoviny aus demselben Traum des Großfürsten; Karamzin und Malinovskij haben die *poganyje tolkoviny* als schmutzige *rakoviny* 'Schalen' ge-

Irgendeinen stichhaltigen Grund gegen die Echtheit des Slovo haben somit dessen Gegner gar nicht beigebracht; die Skepsis des alten Kačenovskij war erfolglos, weil er prinzipiell alles alte als unecht brandmarkte, Oleg's und Igors Griechenverträge usw. Gerade weil das Igorlied echt ist, gibt es in ihm soviel Unklares; es ist mit *starymi slovesy* geschrieben, d. i. mit traditionell überlieferten, was sich klarer Deutung bereits entzog, in der Umgangssprache gar nicht mehr vorkam, nur noch gebraucht bei Bojan und seinem Nachahmer, die *Dažboži vnuci* (und danach Bojan selbst als *Velesov vnuk*, doch in welchem Sinne? und die Winde als *Striboži vnuci* genannt, was meine Etymologie des *Stribog* zu *stribati*, wie *Svarog* zu *svar* trefflich bekräftigt) und der *velikij Chors* (?). So verstehen wir nicht mehr das *Busovo vremja*, die *tropa Trojanja* u. a. An manchem ist die schlechte, weil späte Abschrift schuld (?). Die Übersetzung von 1800 ist oft nur freie Paraphrase, läßt Schwieriges einfach fort und verfällt in grobe Mißverständnisse, z. B. *do kur* 'vor Hahnenschrei' wird in *do Kurska*, *kъmeti* 'Ritter' wird zu *kъ meti* 'zum Ziel' verdreht, was bei einer Fälschung unmöglich wäre. Die Abschrift wimmelt von Fehlern, je weiter zu Ende, desto mehr; unrettbar verdorben ist der Eingang des letzten Abschnittes (S. 44 der Ausgabe 1800) *rek Bojan i chodi* usw. nennt ON und PN, die sonst unbekannt sind, *Deremela* (*Derevljane*? ?), *Chinova* u. a. Die Versuchung, den Text zu berichtigen, liegt

deutet, auch ein Beweis, daß der Text ungefälscht ist, weil man ihn gar nicht verstanden hat; später hat man *tołkoviny* mit der Nennung bei Nestor zum Jahre 907 unter den Teilnehmern im Olegzug „Tiverci iže sut' tołkoviny" identifiziert, entweder wörtlich als „Dolmetscher, Übersetzer" oder zu *tołoka* 'die freiwillige Hilfe, die Nachbaren für eine Bewirtung als Lohn gewähren', also als 'Helfer, Diener' d. h. irgendwelche Schwarzhüte (*čornye kłobuki*) oder Kovui, die im Dienst des Großfürsten an seinem Hofe weilten. Aber die Stelle bei Nestor bezieht sich wirklich auf Dolmetscher, Pečenegen (*Τουλμάτζοι* oder *Talmátzioi* aus dem Stamm Talmat beim Porphyrogeneten, die den Kaufleuten unentbehrlich sein konnten bei ihren Zügen landeinwärts; nach einer anderen Deutung wären es einfach *Tolkuny* 'Herumtreiber, Steppenvolk' oder gar als *Torkoviny* 'Torken'. Rasovskij erkennt in ihnen „heidnische Diener", die der Großfürst wie andere Fürsten bestimmt um sich hielt, sachlich möglich, aber sprachlich unmöglich.

nahe, aber sicher bleiben nur die Verbesserungen von Endungen, die wir einfach der Grammatik schulden (z. B. Singular statt Plural, Genus u. dgl.); besonders gefährlich ist die Versuchung von Textumstellungen, aber eine (S. 25) scheint einzuleuchten, weil der Dual *i v morě pogruzista i velikoje bujstvo podast* (lies *podasta*) *Chinovi* (d. i. *Chinově*, collectiv) den Anschluß an die vorhergehenden, aber durch einen fremden, also eingeschobenen Satz getrennten Duale *pogasosta* und *povolokosta* entschieden erfordert.

Gerade die Unverständlichkeit des Slovo an manchen Stellen ist mit ein Beweis für seine Echtheit. Denn Fälscher hüten sich wohl, Unverständliches in ihren Text hereinzubringen; im ganzen „Hanka" gibt es keine einzige Unverständlichkeit, was bei einem echten Denkmale des 13. Jahrh. unmöglich wäre; in echten čechischen Texten des 14. Jahrh. gibt es ja höchst Schwieriges, bei Hanka nur Leichtes. Und noch eins. Das 18. Jahrh. prunkte in der russischen Dichtung (bei Deržavin u. a.) mit slavischen Götternamen *Lel* u. dgl.; das Slovo kennt nicht den nordischen Perun, wohl aber die slavischen *Chors*, *Veles*, *Dažbog*; *łada* ist nur 'Gemahl' (die Übersetzung gibt mitunter falsch auch 'lieb') und nur sing. fem. wie *starosta*, *vojevoda*, *vladyka* usw. So bleibt das Slovo als einziges wirklich poetisches Denkmal des gesamten slavischen Mittelalters bestehen, es rettet förmlich die Ehre der Slavenwelt, kann, z. B. in dem Klagegebet der Jarosłavna mit Ehren neben dem Besten des germanischen und romanischen mittelalterlichen Schrifttums bestehen. Der unbesonnene, leichtfertige Angriff einer grundlosen Skepsis war leicht abzuschlagen. Auf weitere Einzelheiten bei der (meist überflüssigen, verwirrenden statt fördernden) Riesenliteratur des Slovo einzugehen, erübrigt sich, z. B. auf die Vorliebe des Słovo für einzelne Wörter wie *tresnuti*, *pritrepati*, *trud* und Ableitungen u. a.: *bosovi vrani* (vgl. *busovo vremja* ? ?), der *Dnepr Slovutič* usw. Die Perle des altrussischen Schrifttums ist echt, keine Glasperle!

Berlin-Wilmersdorf. A. Brückner

Ein litauisches Gedicht vom Jahre 1634

Von dem Riesenwerke Karol Estreichers über polnische Bibliographie ist soeben der 31. Band erschienen, den der Sohn, Prof. St. Estreicher wie frühere Bände mit erstaunlichem Fleiß und bewunderswerter Hingabe herausgibt. Über den Band selbst wird in Polonica X berichtet werden; hier sei eine Rarität vorausgenommen.

Der žemaitische Bischof Georg Tyszkiewicz kam im Oktober 1634 nach Szawle zur Einweihung der neuerbauten Kirche; der Pfarrer von Szawle und žemaitische Dekan, Piotr Tarwoyń, empfing ihn mit einem Gratulationsgedicht, das ihm die Wilnoer Jesuiten abdruckten: Przywitanie wesołe . . . ná szczęśliwy przyiazd . . . ná . . . poświącanie . . . uczynione etc., 12Bl. 4^0 (einziges Exemplar in der Bibliothek der Krakauer Akademie). Den Bischof begrüßen der geistliche Senat (das sind seine Vorgänger auf dem Bischofsstuhl von Miedniki), der weltliche (die samogitischen Starosten, Wołowicz, Pac, Kiszka, die zum Kirchenbau beisteuerten), der himmlische (verschiedene Engel); sie freuen sich alle, daß jetzt die Häresie sich den Nacken brechen und die „rachsüchtige Willia" im tiefen Boden sie versenken wird. Alle Engel gratulieren wie die beiden Senate polnisch, nur der Anioł od ludu žemaitisch, was ich hier nach dem Text (Estreicher XXXI S. 54) wiederhole:

Bragus Phoeniksas pauxtis, pauxtis' didźio Pona
Swiesey żybańćio, linxmay spindińćio Titona
Sauley paszwestas, râetas phoenixas ant swieta.
Ne kożna szalis gimda, bet Arabu wieta.
Sieśi śimtay śieszdeśimts io págiwenima.
Sudaegis isz pelenu turi[1]) vzgimima.
O Phoeniksas bragusis, Biskupe Žiemayćiu
Essi tewas śiratu ir wissu Ponayćiu
Didźio Diewo Biskupas yr Sauley Teysibes
Paśwestas pauxtis, pilnas meailes yr graźibes
Siasis[2]) śimtus śiasdesimts meátu pagiwanki

[1]) Im Abdruck fehlerhaft tuci.

[2]) Im Druck *sicasis*. Die Verse sind die gewöhnlichsten polnischen „Alexandriner"; 13silbig, Cäsur nach der 7. Silbe; j fehlte dem p. Alphabete; für die „Erweichung" genügte nicht *i*, auch der vorhergehende Konsonant bekam den Erweichungsstrich.

Żidek Diewo Winicioy yr sweykas pasánki
Kwapańcios cnatas lieda ant Senatwes sukráuk
Sparnais auxtay lakioki irgi dangu sulauk.

Berlin. A. Brückner.

Ein Brief Gogol's an V. O. Balabina.

1.

Der hier zur Veröffentlichung gelangende Brief Gogol's an Varvara Osipovna Balabina ist dem Karl-August-Varnhagen von-Ense-Nachlaß in der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin entnommen, dem die Adressatin dieses Schreiben übermittelte. Es wird hier unter Beibehaltung aller orthographischen und Interpunktionseigenheiten wiedergegeben.

Dem Brieforiginal, das ohne Datum und Ortsangabe vorliegt, ist kein Kommentar hinzugefügt. Wie aus dem Inhalte des Schreibens hervorgeht, stammt es offensichtlich aus der Zeit kurz vor Gogol's zweiter Auslandsreise nach Rom im Jahre 1840. Es bildet eine interessante Ergänzung zu den übrigen Briefen aus jener Zeit, die in der Gogol'schen Briefsammlung von Schoenrock, Petersburg, Ausg. Marks 1902, vorliegen; desgleichen zu den soeben von der Akademie der Wissenschaften in Leningrad veröffentlichten, mit großer Sorgfalt zusammengestellten, bisher unbekannten Materialien „N. V. Gogol', Materialy i issledovanija", 1936, die u. a. 40 neue, verschiedenen Archiven und Privatsammlungen entnommene Briefe Gogol's enthalten. An V. O. Balabina, Mutter seiner Lieblingsschülerin M. P. Balabina, ist nur ein Schreiben vom 16. Juli 1837 in der Sammlung v. Jahre 1902 gerichtet. Wie bekannt, verband Gogol' mit der Familie Balabin eine enge Freundschaft, die in der Hauptsache auf die gemeinsam verbrachte Zeit in Baden-Baden im Sommer 1836 zurückgeht, wo sie zu dem intimen Kreise zählte, dem Gogol' seinen „Revisor" und „Die Aufzeichnungen eines Irrsinnigen" vorlas. Über V. O. Balabina äußert sich Schoenrock: „Varvara Osipovna, ihrer Herkunft nach Französin, war eine äußerst gebildete Frau, belesen, mit

feinem Geschmack bei der Beurteilung von Literatur und Kunst" („Materialy dlja biografii Gogolja", T. 3, S. 130).

Als zeitlicher Anhaltspunkt für das Schreiben kann Gogol's Erwähnung seiner Schwestern dienen, für deren freundliche Aufnahme bei der Familie Balabin er seinen Dank ausspricht. Somit datiert der Brief jedenfalls aus der Zeit nach der Zusammenkunft seiner Schwestern mit dieser Familie, deren bevorstehende Bekanntschaft er in seinem Schreiben vom 15. Oktober 1838 aus Rom erwähnt: „Ich werde Euch jetzt eine Gelegenheit geben und weiß, daß Ihr Euch über die Bekanntschaft mit Balabina M. P. freuen werdet." (Briefe, 1902, Bd. 1, S. 530). Nach seiner Rückkehr nach Petersburg im Jahre 1839 brachte Gogol' seine aus dem Institut entlassenen Schwestern bis zum Tage seiner Abreise nach Moskau bei der Familie Balabin unter, worauf sich offenbar seine Worte im vorliegenden Brief beziehen (siehe auch Schoenrock Materialy, Bd. 3, S. 299). Eine von Gogol's Schwestern selbst berichtet hierüber in einem Schreiben vom 25. Dezember 1839 an ihre Mutter: „Aus dem Institut fuhren wir direkt zur Generalin Balabina und wohnten bei ihr einen Monat lang; bei ihr war es sehr lustig für uns. Wir machten die nähere Bekanntschaft ihrer Tochter Marie und ich weinte, als ich mich von ihr trennte" (N. V. Gogol' Materialy i issledovanija, 1936, S. 153).

Ferner enthält vorliegender Brief nur einen Gedanken — Rom und die Hoffnung, von der niederdrückenden Gemütsverfassung, der gefühllosen Erstarrung und der eingetretenen Gedächtnisschwäche befreit zu werden. Gogol's Liebe zu Rom, seine Sehnsucht nach Italien und die Hoffnung, da auch körperlich zu genesen, spricht bereits aus den Briefen während seiner ersten Auslandsreise, in denen man oft ähnliche Redewendungen wiederfindet: „Mein Herz sehnt sich nach Rom und nach meinem Italien. Ich kann es nicht erwarten, bis der Monat vergangen ist, den ich im hiesigen Bade totschlagen muß" (Brief aus Baden-Baden vom 9. September 1837 an N. Ja. Prokopovič, Briefe Bd. 1, S. 453). Im selben Sinne heißt es im Schreiben an V. O. Balabina vom 16. Juli 1837: „Es tat mir leid, Rom auch nur für einen Monat verlassen zu müssen . . . Wer einmal in Italien

war, der sage den anderen Ländern Lebewohl" (Briefe, Bd. 1, S. 451). Oder am 30. Oktober 1837 aus Rom an Žukovskij: „Wenn Sie wüßten, mit welcher Freude ich die Schweiz verließ und zu meiner Seele, in mein schönes Italien eilte" (Briefe, Bd. 1, S. 459). Diese wenigen Beispiele dürften genügen, um Gogol's Einstellung zu Rom, die auch aus vorliegendem Briefe zu ersehen ist, als typisch für ihn zu bezeichnen.

Besonders charakteristisch ist vorliegender Brief ferner für Gogol's gedrückte Gemütsverfassung im Jahre 1840 vor seiner zweiten Auslandsreise: „Mein Dasein ist so nichtig. Viel, viel Leid!" Es sprechen hier sowohl seine persönlichen, wenig glücklichen Verhältnisse jener Periode, als auch sein krankhafter Zustand mit. Während die Briefe vor und während Gogol's erster Auslandsreise 1837—1839 meist eine frohe Stimmung wiederspiegeln, mehren sich Ende 1839 die Klagen über seinen schlechten Gesundheitszustand und die persönlichen Sorgen. 1837 findet man nur ganz vereinzelt ähnliche Anklänge, die zum Teil auf den von ihm bitter empfundenen Tod Puškins zurückzuführen sind: „Mich übermannen jetzt so traurige Gedanken, daß ich fürchte, jetzt allem gegenüber, was die Seele trösten und erheben soll, ungerecht zu sein" (Brief vom 18. April 1837 aus Rom an Žukovskij, Briefe, Bd. 1, S. 444). Ein Hinweis auf die zeitweilige Gedächtnisschwäche, die er im vorliegenden Brief erwähnt — „diese hölzerne Gedächtnisschwäche" — liegt bereits in seinem Schreiben vom 19. September 1837 aus Genf an N. Ja. Prokopovič vor: „Ich fürchte die Hypochondrie, die mir auf den Fersen folgt . . . es ist mir, als ob sich auf mein Gehirn etwas wie eine Mütze draufschiebt, die mich hindert, zu denken und meine Gedanken verwirrt" (Briefe, Bd. 1, S. 454). In ähnlicher Weise klagt er in einem Brief vom 16. Mai 1838 aus Rom an A. S. Danilevskij: „Meine Inspiration wird stumpf, der Kopf ist wie mit einer schweren Wolke bedeckt, die ich mich ständig bemühen muß, zu vertreiben" (Briefe, Bd. 1, S. 511). Doch sind, wie bereits erwähnt, in dieser Periode solche Klagen noch selten anzutreffen.

Ende 1839 zwang Gogol' die Regelung unerfreulicher Familienverhältnisse, seine erste Auslandsreise zu unterbrechen

und nach Rußland zurückzukehren (siehe hierüber auch SCHOENROCK „N. V. Gogol', Pjat' let za granicej, 1836—1841", Vestn. Jevropy 1894, Nr. 4, 5). Zerrüttete Geldverhältnisse, die Verschuldung des Gogol'schen Gutes und die Sorge um eine passende Unterkunft für seine Schwestern ließen schließlich die Rückreise nicht mehr hinausschieben. Während seines halbjährigen Aufenthaltes in der Heimat gelang es Gogol' jedoch nicht, alles zur Zufriedenheit zu regeln, trotzdem betrieb er voller Ungeduld die Vorbereitungen zu einer erneuten Romreise.

Es besteht kaum ein Zweifel, daß vorliegender Brief aus der Zeit kurz vor Gogol's zweiter Abreise ins Ausland im Jahre 1840 stammt[1]). Die krankhaften Gemütszustände, die „gefühllos-quälende Erstarrung" und die „kraftlose Unfähigkeit, noch etwas zu schreiben" erwähnt er in seinen Briefen nach der Abreise aus Rußland: „Meine schwierigen Verhältnisse und ungewöhnliche Lage haben mich dermaßen zerquält, daß ich völlig außer Kräften gekommen bin, und nichts, keine Zeile, kein Wort geht mehr in mein Gehirn hinein" (Brief vom 25. Juni 1840 aus Wien, Briefe, Bd. 2, S. 51) und in seinem Schreiben vom 17. Oktober 1840 aus Rom an M. P. Pogodin: „. . . ich fühlte, daß meine Nerven allmählich erwachten, daß ich aus jenem letargischen geistigen Nichtstun erwachte . . . Meine Nervosität und Erregtheit war furchtbar angewachsen . . . Zu dem gesellte sich eine krankhafte Schwermut, die sich nicht beschreiben läßt" (Briefe, Bd. 2, S. 80/81).

Zum Schluß sei hier noch auf einige stilistische Besonderheiten Gogol's hingewiesen, die den Verfasser des Schreibens, auch wenn er nicht genannt wäre, erraten ließen. Bereits der einleitende Satz: „. . . письма у меня пишутся тогда, когда велитъ душа, и не тогда, когда велятъ приличія" findet seine Gegenüberstellung in einer ähnlichen Redewendung im Schreiben vom 25. März 1841 an seine Schwester Anna aus Rom: „Я желаю также, чтобы письма твои писались ко мнѣ только тогда, когда тебѣ слишкомъ захочется писать ко мнѣ, а не

[1]) Gogol' schrieb ihn offensichtlich noch aus Moskau, da er, wie aus dem Brief hervorgeht, zu der Zeit noch mit seinen Schwestern zusammen war.

тогда, когда тебѣ придется придумывать, о чемъ бы писать", (Briefe, Bd. 2, S. 105) und im Brief vom 25. August 1839 an S. P. Ševyrev aus Wien: „. . . для писемъ вольныхъ, сердечныхъ нѣтъ правила: они пишутся скорѣе, быстрѣе чѣмъ думаешь, если только ихъ требуетъ сердце". (Briefe, Bd. 1, S. 622). Der häufige Gebrauch des Wortes „душа" in Gogol's Briefen ist auch in vorliegendem kurzen Schreiben mehrmals anzutreffen. Vgl. hierzu Brief vom 16. Juli 1837 aus Baden-Baden an V. O. Balabina: „Мнѣ кажется, душа не въ силахъ будетъ наслаждаться прекраснымъ видомъ . . ." (Briefe, Bd. 1, S. 451). Brief vom 16. Mai 1838 aus Rom an seine Mutter: „. . . съ которыми любила бесѣдовать моя душа". (Briefe, Bd. 1, S. 509). Brief vom 30. Mai 1839 aus Rom an M. P. Balabina: „Если бы Вы знали положеніе души моей." (Briefe, Bd. 1, S. 610). Brief aus Rom im Jahre 1841 an K. S. Aksakov: „Я слышу душою . . ." И я это чувствую въ душѣ." (Briefe, Bd. 2, S. 102/103).

In der Satzkonstruktion wäre noch auf die Anzahl abgerissener kurzer Sätze und Ausrufe hinzuweisen, die für Gogol's lebhafte, volkstümliche Sprache charakteristisch sind, und auf einzelne, für seine Sprache typische Epitheta, wie „безчувственно-страдательное оцѣпенѣніе", „деревянное безпамятство". Vgl. hierzu auch Brief vom 2. 11. 1837 aus Rom an P. A. Pletnev: „Голова моя точно деревяная", (Briefe, Bd. 1, S. 461) und Brief vom Jahre 1840 aus Rom an E. V. Pogodin: Я былъ такъ деревяненъ (Briefe, Bd. 2, S. 85), derselbe Ausdruck „деревянный" im Zusammenhang mit seiner seelischen Verfassung.

Schließlich laufen auch hier Abweichungen in den grammatischen Formen unter, die man bei Gogol' auch sonst häufig antrifft (vgl. hierzu Istomin Glavnějšija osobennosti jazyka i sloga proizvedenij N. V. Gogolja, Russ. Filol. Vestnik 1897, Nr. 37, 38), wie die Besonderheit bei der Regierung des Verbums „интересоваться" anstatt mit dem Instrumentalis mit dem Lokativ: „. . . ваша добрая душа интересуется о всѣхъ тѣхъ" . . . und die sonst nicht gebräuchliche Mehrzahl des Wortes „приличіе": „. . . когда велятъ приличія".

Es folgt nun der Text des Briefes selbst:

2.

Н къ вамъ до сихъ поръ не писалъ Варвара Осиповна, потому что письма у меня пишутся тогда, когда велитъ душа, и не тогда когда велятъ нриличія. Но вы меня знаете и нотому объ этомъ ни слова. Я до сихъ поръ не знаю какъ благодарить васъ за пріютъ, доставленный вами моимъ сестрамъ. Они унесли такое пріятное воспоминаніе о немъ, что это будетъ чемъ-то утѣшительнымъ длн нихъ въ горькія минуты жизни. Н бы хотѣлъ что нибудь сказать вамъ о себѣ потому что знаю что ваша добрая душа интересуется о всѣхъ тѣхъ, которые васъ любятъ. Но что сказать о себѣ! существованіе мое такъ пошло! какое-то безчувственно-страдательное оцѣнененіе нашло на мепя. Много много горя! и можетъ быть большое количество его навело на меня это деревяное безпамятство. — Жду и недождусь времени отъѣзда моего въ Римъ. Тамъ только измученная душа моя найдетъ успокоеніе. Ничего пе въ силахъ больше писать. Кланяюсь и заочно пожимаю руки всему вашему милому семейству и мой особенный поклонъ Княгинѣ Елиз. Петровнѣ. О еслибъ вы знали какъ скучно пнсать не изъ Рима. Сестры мои Вамъ шлютъ милліоны поклоновъ.

Со всегдашней преданностью и искреннымъ почт (еніемъ) ?

вашъ покорный

Н. Гоголь.

Berlin. E. Zelm.

Ein albanisches Lehnwort im Serbokroatischen.

In dem oben S. 1 ff. abgedruckten Aufsatz erwähnt van Wijk aus den Zusammenstellungen Skoks das dalmatin. *škråpa* 'Spalte zwischen den Karststeinen' und das gleichbedeutende *škrip*. Beide werden von Skok auf lat. *crepa*, ein vorausgesetztes Deverbativum von lat. *crepare* 'bersten' zurückgeführt. Immerhin bleibt bei dieser Auffassung die Schwierigkeit des *š-* bestehen; van Wijk stellt zu den serbokroatischen Wörtern

fragend das skr. (u Kastelima) *škrápa* 'kleiner Stein' (S. 13). Ich möchte in diesen Wörtern Lehnwörter aus dem Albanischen sehen und die Bedeutung läßt die Vermutung besonders berechtigt erscheinen, daß es sich um Restwörter aus einer vorslavischen Sprache handelt. Im Albanischen finden wir die Sippe ziemlich reich vertreten in: alb. *škrep*, *krep* 1. 'Fels, fester Sandstein', 2. 'Abhang', sowie dem damit verwandten *karpɛ*, *karmɛ* 'Fels, Klippe'. Die Wörter hält Jokl Studien zur alb. Etymologie, Wien 1911 (Wiener Sitzungsberichte Bd. 168 Nr. 1) S. 34ff. für urverwandt mit norw. *skarv* 'nackter Fels', mhd. *schrove*, *schrof*, *schroffe* 'Felsklippe, Steinwand' usw. Zu alb. *karpɛ* habe ich auch den Namen der Karpaten *Καρπάτης ὄρος* bei Ptolem. gestellt. Auch auf alträtischem Gebiet scheint diese illyrische Wortsippe Spuren hinterlassen zu haben, wie etwa der Name *Gräpelen*, wozu W. Wiget Språkvetenskapliga Sällskapets Förhandlingar (Upsala) 1913—1915) S. 123. Das *e* für älteres *a* in den obigen Wörtern kann durch albanischen Umlaut erklärt werden.

Berlin. M. Vasmer.

Zmaj Jovan Jovanović und die deutsche Literatur.

(Vorläufige Mitteilungen aus einem Vortrag, gehalten am Slavistenabend an der Universität Berlin.)

Bei meiner Beschäftigung mit den Gedichten Zmaj's ist mir die Abhängigkeit von deutschen Dichtern in folgenden Fällen klar geworden: Zmajs „Jagnje*" ist abhängig von Heys „Lamm"; Zmajs „Vića razgovara s patkom" von Heys „Knabe und Ente"; „Oj golube*" von Heys „Täubchen"; „Sova i druge ptice" von Heys „Vögel und Eule"; „Konj i vrabac" von Heys „Pferd und Sperling"; „Jela govori knjizi" von Heys „Kind und Buch"; „Opet Sneško Belić" von Heys „Schneemann"; „Dete i labud" von Heys „Schwan und Kind"; „Stara istina" von Heys „Knabe und Hündchen"; „Medved traži meda" von Heys „Bär und Bienenstock"; „Pakosnik" von Heys „Frosch"; „Ćurka i ćurani" von Heys „Truthahn und Truthähnchen"; „Hala" von Heys „Papierdrache und Vögel";

Zmajs „Milorad i veverica“ von Heys „Knabe und Eichhorn“; „Ne zna vo šta je to“ von Heys „Kind und Ochse“; „Kucov i jarac“ von Heys „Hündchen und Böckchen“; „Voli Šarov s decom“ von Heys „Hund und Kinder“; „Lion i mačka“ von Heys „Hund und Katze“; „Petlov pogreb“ von Heys „Kanarienvogel“; „Ševa“ von Heys „Wandersmann und Lerche“; „Magarac veli“ von Heys „Esel“; „Ne zna koza za šalu“ von Heys „Ziege“; „Veverica i vetar“ von Heys „Eichhorn und Wind“; „Neznalice, lenivice“ von Heys „Gänschen“; „Sati (‚po nemačkom‘)“ von Friedrich Güls „Die Uhr“, berühmt durch Karl Löwes Vertonung; Zmaj's „Milan i njegov cvet*“ von Hoffmann von Fallerslebens „Von meinem Blümchen“; „Četiri želje (Po nemačkom)“ von Hoffmann von Fallerslebens „Die vier Wünsche“; „Konjanik*“ von dem deutschen Volkslied „Was ein Reitersmann haben muß“; „Iskušenje*“ von Robert Reinicks „Versuchung“; „Kod uljanika“ von Reinicks „Das Bienenhaus“; „Dete i jabuka (s nemačkog)“ von Reinicks „Vom schlafenden Apfel“; „Velika tajna“ von Reinicks „Großes Geheimnis“; „Na selu (Po nemačkom)“ von Reinicks „Das Dorf“; „Pesma pri rodenju jednog princa (Vernjejše sa nemačkog prevedeno)“ von Adolph Glassbrenners „Der Hofpoet bei der Geburt eines Prinzen“; „Majušni Brcko (Po nemačkom)“ von Glassbrenners „Vom kleinen Michel“; „Valjušak ili Raskomadaj pa po volji vladaj“ von Glassbrenners „Der Kartoffelkloß oder Divide et impera!“; „Pesma o duhu (Po?)“ von Glassbrenners „Das Märchen vom Geist“; Zmajs „I—a“ von Glassbrenners „I—a“; „Priča o gorkoj nuždi i o izobilju (Po nemačkom)“ von Glassbrenners „Das Märchen vom Reichthum und der Noth“; „Na grobu Hafisovom“ von Glassbrenners „Genuß“; „Prašina“ von Julius Sturms „Sonnenstäubchen“; „Savet jednom poeti (Po ‚Fl. Bl.‘)“ von Th. Schupplis „Guter Rath“; „Zaželica“ (Po nemačkom)“ von L.s „Später Wunsch“; „Drska šala sa slonom“ von dem Gedicht aus den „Fliegenden Blättern“ „Wenn Elephanten niesen!“; „Ne žalim“ von Gottfried Kellers „Nachtfalter“; „Četiri prsta (Po nemačkom)“ von Karl Enslins „Streit der Finger“; Đulić uveok „LI“

von A. Šeslas „Čovečje srce“; Zmajs „Petnaestog novembra 1778“ von Goethes „Egmont“; Zmajs „Smilovanje*“ von Emil Rittershaus' „Gedenket der Vögel im Winter!“; Zmajs „Molitva naše male Danice“ von Hermann Eckelmanns „Gebet des kleinen Kindes“; „Persiska poslovica“ von Mirza-Schaffys „Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen...“; „Obeležja“ von Mirza-Schaffys „Woran erkennest Du die schönsten Blumen?“; Zmajs „IV deo od 'Pesme jednog kaluđera'“ von Mirza-Schaffys „Was ist der Wuchs der Pinie? . . .“; Zmajs „Nevinašce“ von Mirza-Schaffys „An mein Kind“; Zmajs Đulić uveok „XII“ von Mirza Schaffys „Sprich nicht von Zeit, sprich nicht von Raum . . .“; Zmajs „Mati sinu kod kolevke“ von Mirza Schaffys „An mein Kind“; Zmaj's V. deo od pesme „Pesme jednog kaludera“ von Mirza Schaffys „O selig, wem von Urbeginn im Schicksalsbuch geschrieben ist . . .“; Zmajs „Družina“ von Mirza Schaffys „Trinkt Wein!“; „Poznaje se“ von Mirza-Schaffys „Woran erkennest du die schönsten Blumen“; „Časte magarca“ von Mirza-Schaffys „Die Distel sprach zur Rose“; „Nekom i nekom“ von Mirza-Schaffys „Mirza-Schaffy singt“. Đulić „XXVIII“ von Mirza Schaffys „Eine alte Geschichte in neue Reime gebracht“; Đulić „XXXI“ von einem Gedicht aus dem „Westlichen Diwan“, welches in Zmajs Übersetzung anfängt „Sunce se nebu diže“; Đulić uveok „XIII“ von des persischen Dichters Hafis' Gedicht „Der Kerze gleich aufrecht beharr' ich . . .“; Zmajs Gedicht XXXV. „Daj mi kamen mudrosti! (Po Mirza-Schaffy)“ von Hafis Gedicht „Bringe mir den Stein der Weisen . . .“; “Dve ruke“ von Hafis Gedicht „Nicht, o Freund, heiligen des Bechers einen solchen Blick!“; Đulić uveok „IX“ von Hafis Gedicht „Sie, welche nicht an Liebe glauben“; Đulić „XXI“ von Hafis Gedicht „Den Tag erschafft die Sonne nicht . . .“; „Kod tebe“ von Hafis Gedicht „So halt ich es mit meiner Liebe“; Đulić uveok „XLV“ von Hammerlings Gedicht „Bezbroj zlaćanih trenutaka“; „Guslareva smrt“ von J. Aranyis Gedicht „Velski bardi“. Zmajs Gedicht „Bolji junak od gavrana“ von einem deutschen Gedicht, dessen Titel in Zmajs Übersetzung lautet „Plašljivi gavran (Po nemačkom)“; Zmajs Gedicht „XXXIX

(Po M. Š. Hafis)" von Mirza Schaffys Gedicht „Soll mich bekehren, weil ich nicht im richtigen Geleise bin . . ."; Zmajs Gedicht „Moja Ljubav" von einem Gedicht, welches Zmaj unter dem Titel „Rastanak (Prevedeno)" übersetzt hat; „Prijateljski savet (‚Fl. Bl.')" von einem Gedicht aus den „Fliegenden Blättern" unter dem Titel „Gedankensplitter"; „Očev savet sinu (Iz ‚Fl. Bl.')" von A. Roderichs Gedicht „Spruch".

Die ausführliche Behandlung dieser Übereinstimmungen zwischen Zmaj und den deutschen Dichtern behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Berlin. Jevto M. Milović.

Gogol'-Studien[1]).

2. Zur Komposition von Gogol's „Mantel".

1.

B. Eichenbaum hat der Komposition des „Mantels" eine besondere Studie gewidmet. Obwohl er darin richtig hervorhebt, daß hier — wie auch sonst bei Gogol' — die „Kleinigkeiten" eine große Rolle spielen, ist seiner Aufmerksamkeit doch eine wesentliche lexikalische Kleinigkeit entgangen. Das ist der ungewöhnlich häufige Gebrauch des Wortes „sogar" („даже") in der Novelle. Auf den zwei Druckbogen, die die Novelle umfaßt, kommt das Wort 73mal vor, dabei ist der Gebrauch auf mancher Seite besonders „verdichtet"; auf Seite 131 der Berliner Gogol'-Ausgabe von 1921 treffen wir das Wort 3mal, auf den beiden Seiten 135—36 8mal, auf Seite 148, 152, 167 je 4mal; auf den beiden Seiten 170—71 kommt es 7mal vor usf.

Wenn man die Art beachtet, in welcher Gogol' an seinen Werken gearbeitet hat, Wort für Wort verändernd und verbessernd, jeden Text mehrfach umarbeitend, so wird man kaum an einen Zufall denken dürfen. Erinnern wir uns daran, was Gogol' selbst über die Art seiner Arbeit den Aksakovs sagte, als er ihnen das erste Kapitel des zweiten Teiles der

[1]) Vgl. Zschr. XIII S. 315ff. Der Inhalt dieses Aufsatzes ist vom Verfasser beim Berliner Slavistenabend am 4. Mai 1936 vorgetragen worden.

„Toten Seelen" zum zweiten Male vorgelesen hatte und „alle erstaunt waren: das Kapitel schien uns noch besser geworden zu sein, als ob es ganz neu geschrieben wäre": „Die Verbesserungen" sagte Gogol', „sind scheinbar ganz unbedeutend. Hier ist ein Wort gestrichen, dort hinzugefügt, dort umgestellt — und doch ist alles ganz anders geworden." N. Berg erzählte Gogol' über seine Art zu arbeiten folgendes: „Zuerst soll man alles entwerfen, wie es gerade kommt, wenn auch schlecht, verwässert, aber restlos alles, und dieses Heft vergessen. Dann — nach einem, zwei Monaten, manchmal auch später (das wird sich von selbst ergeben) — das Geschriebene hervorholen und durchlesen. Sie werden dann sehen, daß manches nicht richtig ist, vieles überflüssig, und daß manches fehlt. Machen Sie Verbesserungen und Notizen am Rande und legen Sie das Heft wieder weg. Bei der neuen Durchsicht — neue Notizen am Rande, und wo der Raum nicht ausreicht, soll man ein Stück Papier an der Seite ankleben. Wenn dann kein Platz mehr ist, nehmen Sie das Heft und schreiben es eigenhändig ab. Dabei kommen von selbst neue Erleuchtungen, Kürzungen, Ergänzungen, Stilreinigungen. Statt der früheren werden sich die Worte einstellen, die unbedingt dort sein sollten, die aber irgendwie nicht sogleich erscheinen. Und wieder lassen Sie das Heft liegen. Reisen Sie, amüsieren Sie sich, tun Sie nichts, oder schreiben Sie etwas anderes. Die Zeit kommt, man erinnert sich an das Weggeworfene; nehmen Sie es hervor, lesen Sie es durch, verbessern Sie es wieder auf die gleiche Weise, und wenn es ganz beschmiert ist, schreiben Sie es eigenhändig ab. Sie werden dabei merken, wie zugleich mit der Festigung des Stils, mit der Feilung, Reinigung der Sätze sich auch Ihre Hand festigt: die Buchstaben werden fester und entschiedener hingesetzt. So soll man es meiner Meinung nach 8mal machen. Für manchen Schriftsteller genügen weniger Male, mancher braucht noch mehr. Ich tue es 8mal. Erst nach dem letzten Abschreiben — unbedingt mit eigener Hand — erscheint das Werk künstlerisch ganz abgeschlossen, wird zu einer Perle der Schöpfung. Weitere Umarbeitungen und Durchsichten verderben vielleicht die

Sache, wie die Maler sagen, man überzeichnet. Freilich kann man diese Regel nicht immer befolgen, es ist schwer. Ich spreche vom Ideal. Manches läßt man schon früher drucken. Der Mensch ist doch Mensch und keine Maschine."

Abgesehen von diesen und anderen ähnlichen Selbstzeugnissen können wir uns auch auf die Umarbeitungen der Gogol'schen Werke berufen, die uns aus seinen eigenen Veröffentlichungen („Taras Bulba", „Das Porträt", z. T. „Vij") oder aus neueren Publikationen bekannt sind.

Sehen wir uns die Stellen näher an, wo das Wort „sogar" in unserer Novelle vorkommt, so sehen wir, daß wir es hier keinesfalls mit Nachlässigkeit oder psychischer Trägheit zu tun haben, die den Dichter zu dem ein paarmal unnötigerweise gebrauchten Wort immer wieder hätte zurückkehren lassen. Nein! Das Wörtchen „даже" spielt eine wesentliche Rolle in der Komposition des „Mantels".

2.

Zunächst ist die Wiederholung eines und desselben Wortes wohl eins der äußeren Kennzeichen der stilisierten „gesprochenen Rede" („сказ"), in der die Novelle abgefaßt ist. Die Erzählung ist einem Erzähler in den Mund gelegt, der nur durch seine Sprache näher charakterisiert ist. Gogol' selbst ist nicht „Erzähler" im Mantel. Um die Sprache des Erzählers zu kennzeichnen, sind in die Erzählung Wendungen eingestreut, wie: „davon ist nichts bekannt", „wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht", „der Name der Stadt ist mir nicht erinnerlich", „Es war . . . schwer zu sagen, an welchem Tage es war", „Wo der Gastgeber wohnte, können wir leider nicht sagen: unser Gedächtnis läßt uns arg im Stich, und alles was es in Petersburg gibt, alle Straßen und Häuser sind in unserm Kopf so zusammengeflossen und so durcheinandergeraten, daß es schwer ist, etwas von dort in geordnetem Zustande hervorzuholen"; „was für einen Posten diese 'bedeutende Person' bekleidete, ist bis heute unbekannt geblieben", wer die Erbschaft nach Akakij Akakijevič erhielt, „Gott weiß, — ich gestehe, daß der Erzähler dieser Novelle sich dafür

nicht interessiert hat"; „es gibt in der Welt nun einmal solche Rätsel, und es ist nicht unsere Sache, darüber zu urteilen" usf. Zu der typisch Gogol'schen Art, die gesprochene Rede zu stilisieren, gehören auch die häufigen Parenthesen, die oft wie Gedankenentgleisungen aussehen. In den ukrainischen Novellen Gogol's unterstützen auch die immer wieder auftauchenden ukrainischen Worte und Wendungen die Illusion, es handle sich hier um gesprochene Rede (vgl. die Erzählungen, die Foma Grigorjevič in den Mund gelegt sind). Gerade der „Mantel" ist — neben den „Memoiren eines Wahnsinnigen" diejenige unter Gogol's Petersburger Novellen, deren Sprache sich am meisten der gesprochenen Rede nähert. Und so ist es vielleicht kein Zufall, daß Gogol' gerade in dieser Novelle mit der häufigen Verwendung von Wörtern arbeitet, die an sich keine sachliche Bedeutung tragen. Außer „sogar" treffen wir in der Novelle z. B. auch das Wort „schon" (уже, уж), auf mancher Seite ungewöhnlich oft an, nur fällt der Gebrauch dieses letzten Wortes nicht so sehr auf, weil es semantisch und syntaktisch recht mannigfaltige Funktionen ausüben kann.

Vielleicht gerade deshalb, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die „gesprochene Rede" als Form der Novelle zu lenken, weist Gogol' besonders auf die Sprache der beiden Helden der Novelle hin: „Man muß wissen, daß Akakij Akakijevič sich im Gespräch gewöhnlich durch Präpositionen und Umstandswörter verständlich machte, manchmal sogar durch Partikeln, die gar keine Bedeutung haben. War die Angelegenheit aber besonders schwierig, so hatte er sogar die Gewohnheit, den Satz überhaupt nicht zu beenden, so daß oft, nachdem er die Rede mit den Worten: 'Das ist wirklich also ganz . . .' „Это, право, совершенно того . . ." angefangen hatte, gar nichts mehr kam, und er selbst das Weitere vergaß, in der Meinung, er habe schon alles gesagt": Was die Sprache der „bedeutenden Persönlichkeit" betrifft, so „zeichnete sich ihr Gespräch mit den Untergebenen durch Strenge aus und bestand nur aus drei Sätzen . . .", im übrigen aber „verharrte sie dauernd in demselben schweigsamen Zustande und gab nur ab und zu ein paar einsilbige Laute von sich . . .". — In

diesem der „gesprochenen Rede" angenäherten Stil tritt nun dem Leser immer dasselbe Wort „sogar" entgegen, das die lexikalische Verarmung der Sprache des Erzählers kennzeichnen soll. Hätte der Erzähler so wie Akakij Akakijevič oder wie die „bedeutende Persönlichkeit" seine Gedanken mit Präpositionen, Umstandswörtern, Partikeln oder aber mit immer denselben Sätzen ausgedrückt, so wäre überhaupt keine Novelle zustande gekommen: eine gewisse Annäherung an eine solche unbeholfene Sprache hat aber Gogol' doch erreicht.

In der Tradition des „naturalistischen Stils" in der russischen Literatur treffen wir weitere Beispiele desselben Kunstgriffes, die „gesprochene Rede" durch eine Verarmung des Wortschatzes als solche kenntlich zu machen, die die Anfänge Gogol's im „Mantel" weit hinter sich lassen. Denken wir an den Stil der Briefe Makar Devuškins in den „Armen Leuten" Dostojevskijs oder an die Sprache des Erzählers in Dostojevskijs „Doppelgänger". Auch Gogol' selbst hat diesen Kunstgriff noch ausgiebiger verwendet in „Повесть о капитане Копейкине". Auf 8 Seiten treffen wir darin 13mal „сударь ты мой", 15mal „можете вообразить" und „можете представить", 23mal „знаете" und „понимаете", 20mal „этакий", 17mal „какой-нибудь", 12mal „в некотором роде", 11mal „так сказать", 9mal „относительно сказать" oder „относительно" — dabei immer ohne jeden Belang für den Inhalt der Erzählung.

3.

Die Bedeutung des Wortes „sogar" ist im „Mantel" aber keinesfalls auf diese Rolle eines Stilisierungsmittels beschränkt, durch das die Sprache der Novelle der unbeholfenen, kunstlosen, einfachen „gesprochenen Rede" angenähert werden soll. Gogol's Kunstgriffe sind meist recht vielseitig; so will er auch hier das Wort, das zunächst ganz einfach nur immer wiederholt werden soll, einige andere schwerwiegendere Funktionen tragen lassen: Gogol' will hier — wie überall und immer — u. a. eine komische Wirkung erzielen.

Liegt das Wesen des „Komischen" bei Gogol' in einer Art eigentümlicher Antithetik des Bedeutenden und des Be-

deutungslosen, und zwar in einem Widerspiel, in welchem die beiden Gegensätze einander möglichst unerwartet für den Leser gegenübergestellt werden, so kann gerade das Wort „sogar" eine wesentliche Funktion in diesem Widerspiel erfüllen. Denn das Wort „sogar" leitet sinngemäß eine Steigerung ein; und tritt nun die erwartete Steigerung nicht ein, so ist schon die bei Gogol' übliche komische Wirkung erzielt. Noch stärker tritt diese Wirkung hervor, wenn statt der erwarteten Steigerung nicht nur ein „Nullpunkt des Sinnes" vor uns erscheint (einfach sinnlose Sätze kommen bei Gogol' bekanntlich auch vor), sondern eine Abschwächung des Vorhergehenden. So lösen sich bei Gogol' Ernst und Scherz ab, Ernst, der meist in einer aufsteigenden, durch pathetische Intonation noch besonders betonten Linie gegeben wird, und Scherz, der oft nur gegenüber dem Ernst als Scherz empfunden werden kann; die aufsteigende Linie des Gedankens wird jäh abgebrochen und endet mit einer „Nichtigkeit" oder einem direkten Gegensatz zu dem, was der Leser als Höhepunkt der Steigerung erwartet.

Gerade an solchen Stellen, wo der Gedankengang abgebrochen wird, tritt das Wort „sogar" auf. Einige Beispiele dieser Art finden sich auch in anderen Schriften Gogol's aus früherer und späterer Zeit, z. B. in den „Toten Seelen". Am charakteristischsten ist wohl die Stelle aus dem 8. Kapitel des ersten Teiles, wo die Rede von der Bildung der Stadt NN in folgender Weise abbricht: „Alle übrigen waren auch mehr oder weniger gebildete Menschen; mancher las Karamzin, mancher las die 'Moskovskija Vedomosti', und mancher las sogar überhaupt nichts" (IV 232). Mit diesem Abbruch („срыв") verläßt Gogol' überhaupt die Schilderung der „geistigen Interessen" der Stadt NN — wie ironisch diese geistigen Interessen auch dargestellt sein mögen, als Lektüre der 'Ljudmila' von Žukovskij, der 'Nächte' Youngs und der Werke Eckartshausens usf. — und spricht im Anschluß an die Schilderung der geistigen Trägheit der Bewohner („und mancher las überhaupt nichts") auch von ihrer physischen Trägheit: „Кто даже и совсем ничего не читал. Кто был то, что называют тюрюк, то-есть,

человек, которого нужно было поднимать пинком на что-нибудь; кто был просто байбак, лежавший, как говорится, весь век на боку, которого даже напрасно было подымать: не встанет ни в каком случае" („der eine war das, was man Schlafmütze zu nennen pflegt, das heißt, ein Mensch, den man erst durch einen kräftigen Stoß zum Aufstehen bewegen kann; ein anderer war einfach ein Faulpelz, der sein ganzes Leben lang, wie man sagt, auf der Bärenhaut lag, und bei dem sogar ein jeder Versuch vergeblich gewesen wäre, ihn überhaupt zum Aufstehen zu veranlassen: in keinem Falle wird er aufstehen"). — Eine ähnliche Stelle haben wir z. B. in der Charakteristik des Gouverneurs, von welchem es heißt: „Был большой добряк и даже сам вышивал иногда по тюлю" („er war ein sehr gutmütiger Herr, der sich sogar bisweilen mit Tüllstickerei beschäftigte").

Im „Mantel" finden wir das Wort „sogar" in einer ähnlichen Funktion, zunächst einfach als Einleitung von Sätzen, die mit dem Vorhergehenden in gar keiner logischen Verbindung stehen. Im Zusammenhang der Erzählung führt das zu einer „Entleerung" des Sinnvollen, ganz abgesehen davon, daß das „Sinnvolle" der künstlerischen Absicht Gogol's gemäß nicht immer eigentlich „sinnvoll" ist. — Ein Beispiel solchen Gebrauchs des Wortes „sogar" findet sich z. B. ganz am Anfang der Novelle: Der Name Akakij Akakijevič Bašmačkin's wird von „Bašmak" („Schuh") abgeleitet. Allerdings trugen alle Ahnen Akakij Akakijevič' keine Schuhe, sondern Stiefel: „Der Vater und auch der Großvater und sogar der Schwager und alle Bašmačkins überhaupt trugen Stiefel, deren Sohlen sie nur etwa dreimal im Jahre erneuerten". Dem ersten logischen Abbruch, dem Übergang vom Großvater zum Schwager, der mit Akakij Akakijevič gar nicht „genetisch" verbunden ist, folgt ein zweiter, ein bei Gogol' sehr gebräuchlicher Sprung des Gedankens ganz abseits, zu der Besohlung der Stiefel, die doch überhaupt mit dem Namen nicht das Mindeste zu tun hat. Es wird also ein Glied in den Satz eingefügt, das mit den vorhergehenden Gliedern gar keine logische Verbindung hat bzw. dessen logische Verbindung mit dem Vorhergehenden

keinesfalls durch das Wort „sogar" ausgedrückt werden kann. Ganz ähnliche Stellen kommen im Mantel noch mehrfach vor: „in einem Amt diente ein Beamter . . . klein von Wuchs, etwas pockennarbig, etwas rothaarig, dem Aussehen nach sogar etwas kurzsichtig". Oder — Akakij Akakijevič betrachtet auf dem Gipfel seines Lebens, als er den neuen Mantel zum erstenmal trägt, sogar irgendein erotisches Bild im Schaufester eines Ladens — und lächelt. Gogol' spricht von den Gedanken, die Akakij Akakijevič möglicherweise beim Betrachten des Bildes hatte: „vielleicht hat er aber sogar daran nicht gedacht. Man kann doch nicht in die Seele eines Menschen hineingehen und erfahren, was er alles denkt". Hier hätte man aber eigentlich gerade davon sprechen müssen, woran ein Mensch nicht denkt! — Einen ähnlichen Abbruch des logischen Zusammenhangs haben wir an mehreren Stellen, wo Gogol' in die Schilderung der objektiven Tatbestände — Natur, Schicksal usw. — die Rangordnungen der Beamtenwelt hineinflicht; vgl. etwa die Stelle, wo Gogol' die Stärke des Petersburger Frostes dadurch kennzeichnen will, daß „die Stirn vor Frost schmerzt und Tränen in die Augen treten, sogar bei denen, die höhere Ämter bekleiden"; oder wo von dem Unglück gesprochen wird, das „nicht nur auf dem Lebenswege eines Titulärrates ausgestreut ist, sondern sogar auf dem der Geheimen, Wirklichen, Hof- und anderer Räte, sogar auf dem Wege derjenigen, die niemandem Rat geben und ihn selbst von niemandem empfangen". Als der Wiedergänger am Schluß der Novelle auf den Petersburger Straßen und Plätzen Mäntel zu stehlen beginnt, „kommen von allen Seiten Klagen, daß Rücken und Schulter nicht etwa nur der Titularräte, sondern sogar der Hofräte gänzlicher Erkältung ausgesetzt seien". Vielleicht gehört zu diesem Typus auch eine Stelle wie die folgende: „die Hausfrau hatte beim Zubereiten eines Fisches soviel Dunst in der Küche verbreitet, daß man sogar selbst die Schaben nicht sehen konnte", — vielleicht aber soll hier auch den Schaben vor Akakij Akakijevič der Vorrang eingeräumt werden, denn der Satz geht weiter: „Akakij Akakijevič durchschritt die Küche, sogar ohne daß ihn die Wirtin bemerkt

hätte". Soll hier die Unsichtbarkeit „sogar der Schaben selbst" die Unsichtbarkeit von Akakij Akakijevič begründen?

Wir haben also an allen diesen Stellen Beispiele von beabsichtigter Störung des logischen Gedankenganges, die sich bis zur Sinnlosigkeit steigern kann, wie an der bekannten Stelle der Novelle: „Wie sich Ivan Ivanovič mit Ivan Nikiforovič entzweite", die eine lange Gegenüberstellung der Charaktere der beiden Helden so beschließt: „Ivan Ivanovič ist etwas furchtsam, Ivan Nikiforovič dagegen trägt Hosen mit so breiten Falten, daß sein ganzer Hof samt Speichern und Wohngebäuden darin Platz fände, wenn man sie aufblasen wollte". Oder in „Taras Bulba": „als die Paukentrommel erschallte, kam als erster der Dovbiš (Paukenschläger) hergelaufen, ein großer Mensch, der nur ein Auge hatte, das aber trotzdem furchtbar verschlafen war". — Ähnliche Stellen gibt es auch im „Mantel": Der Schneider Petrovič wohnte im vierten Stock „und obwohl er nur ein Auge hatte und sein ganzes Gesicht mit Blatternarben bedeckt war, besserte er ziemlich gut alle möglichen Beinkleider und Fräcke von Beamten und anderen Leuten aus, vorausgesetzt, daß er nüchtern war und keine anderen Unternehmungen im Kopfe hatte".

Auf diese ausgiebige Verwertung der Technik der logischen Abbrüche ist von mehreren Gogol'-Forschern bereits hingewiesen worden, schon von Brjusov, Hippius, Slonimskij. Im „Mantel" finden sich, wie gezeigt, viele Beispiele dafür: eine erwartete Steigerung tritt nicht ein, statt dessen folgt eine „Nichtigkeit". Aber auch in umgekehrter Richtung wird diese Technik von Gogol' verwendet. Man erwartet etwas ganz Gewöhnliches; es folgt aber eine Steigerung im Vergleich mit dem Vorhergehenden. Ich bringe einige Beispiele: Als man im Kalender die unmöglichsten Namen für den Neugeborenen findet, sagt die Mutter: „was das alles für Namen sind . . . Wenns noch (man erwartet irgendeinen recht gebräuchlichen Namen) Waradat oder Baruch wäre . . ." Nachdem der Verfasser über den Flickschneider Petrovič gesprochen hat, läßt er Akakij Akakijevič die „Treppe, die zu Petrovič führte",

betreten. „Die Treppe war — um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (man erwartet irgend etwas Positives über die Treppe zu erfahren) mit Wasser und Spülicht begossen und ganz erfüllt von jenem ätzenden, in die Augen stechenden Branntweingeruch, der bekanntlich allen Petersburger Hintertreppen eigen ist"; als Akakij Akakijevič erkrankte, machte die Krankheit „dank der großmütigen Unterstützung des Petersburger Klimas" (man erwartet eine Besserung) „schnellere Fortschritte, als man erwarten konnte" usf.

4.

Wir können uns aber nicht damit begnügen, in den oben angeführten und ähnlichen Fällen des Gebrauchs des Wörtchens „sogar" nur die sämtliche Werke Gogol's durchziehende eigenartige Komik wiederzufinden. An den meisten Stellen wird man dem Kunstgriff Gogol's noch eine tiefere Bedeutung beimessen müssen, die von einem der Hauptaspekte der Novelle aus zu verstehen ist. „Sogar" soll eine Steigerung einführen, die bei der nächsten Betrachtung keine ist, oder so unbedeutend ist, daß die manchmal pathetische Versicherung des Verfassers dadurch auf eine enttäuschende Art zurückgenommen wird. Dadurch wird die innere Leere der geschilderten Sphäre aufgedeckt, indem gezeigt wird, wie die Lebensinhalte und Lebenszwecke der Helden auf ein Mindestmaß herabgesunken sind. Dazu gehören auch die schon zitierten Stellen, an welchen beim Leser der Eindruck erweckt wird, der Erzähler glaube so tief an die unerschütterliche ontologische Bedeutung der russischen Rangtabelle (Табель о рангах), daß er sogar erwartet, die Natur und selbst die übernatürliche Sphäre — ein Gespenst! — würden die Beamten der höheren Stufen eher schonen als die der niedrigeren. Ebenso wird das Gefühl, das Akakij Akakijevič seinem zukünftigen Mantel entgegenbringt, immer mit einer pathetischen Intonation (vgl. weiter!) geschildert, aber die Äußerungen dieses Gefühls, die immer mit dem vielversprechenden „sogar" eingeleitet werden, erweisen sich als nichtige Alltäglichkeiten, als „Lächeln" und „Lachen", Unaufmerksamkeit im Dienst, augenblickliches

Interesse für eine hübsche Frau usf. Eine charakteristische Stelle dieser Art ist z. B. folgende: „Feuer erschien manchmal in seinen Augen, in seinem Kopfe regten sich sogar die frechsten und tollkühnsten Gedanken: kann man nicht wirklich Marderpelz für den Kragen nehmen?" Die höchste Stufe, die Akakij Akakijevič im Leben erreichen könnte, „wenn man ihn seinem Eifer gemäß beförderte", wäre, daß er „zu seinem eigenen Erstaunen sogar Staatsrat würde". Und seine eigenen Wünsche gehen nicht weiter, als daß „der Direktor sogar so gnädig sein würde, als Gratifikation statt vierzig Rubel fünfundvierzig oder fünfzig festzusetzen". Erst seine neue Lebensaufgabe schafft in ihm etwas wie Charakter, bringt menschliches Leben in seine Seele: Zu der mühevollen Zeit seines Lebens, als er für den Mantel sparen mußte, wurde er „irgendwie lebendiger, sogar fester im Charakter, wie ein Mensch, der sich einen Zweck bestimmt und aufgestellt hat". „Einmal als er ein Papier abschrieb, hätte er sogar fast einen Fehler gemacht . . ." Als am Mantel schon gearbeitet wird, „hatte er alle Augenblicke das Gefühl, daß der Mantel schon auf seinen Schultern sitze, und einige Male hat er sogar vor innerer Befriedigung gelächelt." Beim Vergleich des alten mit dem neuen Mantel „hat er sogar gelacht: so groß war der Unterschied". Als er zu seinem Kollegen eingeladen war, freute er sich, daß er „sogar abends Gelegenheit hat, im neuen Mantel umherzugehen". „Akakij Akakijevič ging in fröhlicher Geistesstimmung daher, plötzlich lief er sogar, unbekannt warum, irgendeiner Dame nach, die wie ein Blitz an ihm vorübergegangen war und deren jedes Glied voll von einer außergewöhnlichen Bewegung war. Er blieb aber gleich wieder stehen, ging in seinem früheren langsamen Schritt weiter und wunderte sich sogar selbst über die ganz unerklärliche plötzliche Frechheit". Und als Akakij Akakijevič schon von seinem Unglück getroffen auf dem Sterbebette lag und im Delirium mit dem Tode kämpfte, „erging er sich sogar in Schimpfreden und gebrauchte so garstige Worte, daß die alte Wirtin sich sogar bekreuzigte, da sie dergleichen nie von ihm gehört hatte, um so mehr, als alle diese Worte unmittelbar nach der Anrede 'Eure Exzellenz' folgten" . . .

Das ist der höchstmögliche Protest des „armen Beamten" bei Gogol' . . .

Aber nicht nur die große Sujetlinie erfordert diesen Kunstgriff, durch den Leben und Erlebnisse des Hauptheldenselbst als nichtig gezeigt werden, auch seine Kollegen, auch die „bedeutende Person", an die Akakij Akakijevič sich nach dem Diebstahl wendet, auch die sonstige Umwelt des „armen Beamten" zeigt dieselbe Kraftlosigkeit und Inhaltsleere. Schon die für Akakij Akakijevič so verhängnisvolle Einladung seines Kollegen, den neuen Mantel „zu begießen", kam nicht aus menschlichen Gefühlen, sondern aus ganz anderen Gründen zustande: „Endlich sagte ein Beamter, der sogar stellvertretender Abteilungsleiter war, wohl um zu zeigen, daß er keineswegs stolz sei und sogar mit den unter ihm Stehenden verkehre: So sei es denn, ich gebe die Abendgesellschaft für Akakij Akakijevič . . ." Die Gesellschaft bei dem stellvertretenden Abteilungsleiter war so erhaben, daß im Vorzimmer „an den Wänden lauter Mäntel und Umhänge hingen, einige sogar mit Biberkragen und Sammetaufschlägen". — Auch die Höhe, auf welcher die „bedeutende Person" steht, wird durch ebensolche „Abbrüche" der Gedankenlinie ironisch gekennzeichnet; zunächst in der Erzählung von einem Titulärrat, der sich sogar ein besonderes Empfangszimmer einrichtete, als man ihn zum Vorstand einer kleinen Kanzlei machte. Die „bedeutende Person" war ein „in vielen Beziehungen sogar nicht dummer Mensch", und manche ihrer Mängel „empfand sie sogar selbst". Die „großen Taten" und die Nichtigkeit der inneren Welt der „bedeutenden Person" werden unter ausgiebiger Verwendung des Wortes „sogar" geschildert. Zunächst in der Szene mit Akakij Akakijevič, wo die 'bedeutende Person' ihre Stimme bis zu solcher Stärke ansteigen ließ, daß es sogar nicht nur Akakij Akakijevič ängstlich zu Mute geworden wäre." Als Akakij Akakijevič fast ohnmächtig wurde, „schielte die 'bedeutende Persönlichkeit', äußerst zufrieden damit, daß der Effekt sogar die Erwartungen übertroffen hatte, seitwärts zum Freund . . . und sah . . ., daß der Freund sich in einem ganz unbestimmbaren Zustande befand und sogar selbst von

einem Gefühl der Furcht befallen war". Und endlich in der Schilderung, der keine ernsten Wirkungen auslösenden Gewissensbisse der „bedeutenden Person", die doch, wenn auch ohne es zu wollen, den Tod des Akakij Akakijevič herbeigeführt hat: „sie dachte sogar an den armen Akakij Akakijevič". „Der Gedanke an ihn hat sie dermaßen beunruhigt, daß sie sich eine Woche später (!) sogar dazu entschloß, einen Beamten zu ihm zu schicken, um zu erfahren, was mit ihm los sei, und wie, und ob man ihm nicht wirklich helfen könne". Als die „'bedeutende Person' erfährt, daß Akakij Akakijevič gestorben ist, ist sie sogar betroffen, macht sich Vorwürfe und ist den ganzen Tag (!) schlecht gelaunt". Dann besucht sie einen Freund und befreit sich auf solch leichte Weise von den Gewissensbissen, ein Abschluß, der eine auffallende Parallele zu dem Abschluß der Abenteuer des Leutnants Pirogov im „Nevskij Prospekt" (VIII 263) bildet, wo am Schluß ein Satz mit „sogar" — „даже" — in derselben Funktion steht. Damit wird die Darstellung des Sujets auf die für den „Mantel" typische abgleitende Linie gebracht. Auch die Schlußszene, in der der Wiedergänger den Mantel stiehlt, ist auf dem Wort „sogar" aufgebaut. Die gute Stimmung der „bedeutenden Persönlichkeit" während der Fahrt im Schlitten zu Karolina Ivanovna wird durch zweimaliges „sogar" gekennzeichnet (es kommen ihr sogar Gedanken in den Kopf; sie wiederholt sogar halblaut Witze). Als der Tote aber erscheint und von ihr den Mantel verlangt, da zeigt sich, „so charakterfest sie in der Kanzlei war, besonders Untergebenen gegenüber, . . . hier empfand sie . . . eine solche Angst, daß sie sogar nicht ohne Grund irgendeinen krankhaften Anfall befürchtete. Sie warf sich sogar selbst den Mantel eilends von den Schultern und schrie dem Kutscher zu: 'so schnell wie möglich nach Hause'. Als der Kutscher den Tonfall hörte, der nur in kritischen Augenblicken erklingt und sogar von etwas noch viel Wirksamerem begleitet wird, . . . jagte er wie ein Pfeil dahin". — Dieses Ereignis machte einen sehr tiefen Eindruck auf sie. Sie sagte sogar jetzt viel seltener ihren Untergebenen: 'Wie können Sie es wagen ? Wissen Sie nicht, wer vor Ihnen steht ?' . . .

— Im Kampfe gegen Akakij Akakijevič nach seinem Tode unterliegt auch die Polizei: „Auf der Polizei gab man Befehl, den Toten, koste es, was es wolle, tot oder lebendig zu fangen und ihn strengstens zum Exempel für andere zu bestrafen, und man hätte sogar beinahe Erfolg damit gehabt". Aber die heldenhaften Bemühungen der Wachleute, des Gespenstes von Akakij Akakijevič habhaft zu werden, führten zuletzt doch zu nichts: Der Tabak eines Wachmannes hilft dem Gespenst zu entfliehen, „Tabak, der offenbar von einer Sorte war, wie sie sogar ein Toter nicht ertragen kann". Der Tote „nieste so heftig, daß er allen drei Wachleuten die Augen vollständig bespritzte". „Während sie sich anschickten, sie mit den Fäusten trocken zu reiben, war der Tote spurlos verschwunden, so daß sie sogar nicht wußten, ob sie ihn tatsächlich in Händen gehabt hatten". „Von dieser Zeit an empfanden die Wächter eine so große Furcht vor allen Toten, daß sie sogar Angst hatten, die Lebenden zu fassen". — „Der tote Beamte zeigte sich aber von da an sogar jenseits der Kalinkinbrücke".

In allem erscheint die menschliche Nichtigkeit, die nicht nur für den Hauptheldеn selbst (mit seiner großen Liebe zu . . . einem Mantel), sondern auch für seine menschliche Umgebung charakteristisch ist: für die „bedeutende Persönlichkeit" mit ihren moralischen Erlebnissen, die sich an einem Abend in der „Gesellschaft einiger gleichgestellter Herren" beschwichtigen lassen, für die Kollegen in ihrer „Freundlichkeit" zu Akakij, Akakijevič und ebenso auch für die Petersburger Wächter in ihrem „Heldenmut", der durch eine Prise schlechten Tabaks zunichte gemacht wird; sie empfinden eben „solch eine Furcht vor allen Toten, daß sie sogar Angst hatten, die Lebenden zu fassen" . . .

5.

Eine psychologische Zuspitzung erhält diese Darstellung des „armen Beamten" und seiner Umwelt dadurch, daß Gogol' den Erzähler seiner Novelle dem Helden irgendwie angenähert hat. In den „Erinnerungen eines Wahnsinnigen" sind Erzähler

und Held der Novelle identisch; die Tagebuchform bringt diese Identität ohne weiteres mit sich. Umgekehrt muß Gogol' sich bemühen, daß manches doch auch nicht nur mit den Augen seines Helden gesehen wird. Zu diesem Zwecke wird der Briefwechsel der Hunde eingeführt. — In den „Armen Leuten" Dostojevskijs bewirkt die Briefform ohne weiteres eine solche Identität. Die Annäherung des Erzählers an seine Helden strebt Gogol' schon in seinen ukrainischen Novellen an, mindestens zum Teil. In den Novellen aus dem Bauern- und Kosakenleben besteht diese Nähe nur in einigen Augenblicken; in den Novellen aus dem Leben der ukrainischen Gutsbesitzer („Иван Федорович Шпонька и его тетушка", „Повесть о том, как поссорился Иван Иванович с Иваном Никифоровичем") wird sie für längere Abschnitte der Novellen dem Leser plausibel gemacht.

Im „Mantel" ist eine große Nähe des Erzählers zum Helden durch das Sujet, durch die Idee des Werkes (darüber weiter unten!) und auch durch die zu unbedeutende Persönlichkeit des Helden so gut wie ausgeschlossen. Man denke sich nur, Akakij Akakijevič sollte eine solch komplizierte Begebenheit erzählen! Doch versucht Gogol' wenigstens an mancher Stelle die Welt mit den Augen seines Helden zu sehen. Dabei kommt ihm gerade das Wort „sogar" zu Hilfe, denn durch dieses Wort werden die Objekte angekündigt, die Akakij Akakijevič von unten sieht, Objekte, zu denen er hinaufschauen muß: das sind z. B. die Staatsräte und Beamten höheren Ranges, die eben vielleicht nicht einmal denselben Naturgesetzen wie ein kleiner Beamter unterworfen sind, die selbst vom Schicksal schonender behandelt werden („das Unglück, das auf den Lebenswegen . . . sogar der Geheimen, Wirklichen Geheimen, Hof- und anderen Räte . . . ausgestreut ist"). Für Akakij Akakijevič ist der Staatsratsrang die höchstmögliche Stufe im Leben und der Verkehr mit dem stellvertretenden Abteilungsleiter beglückend; Akakij Akakijevič' Hoffnungen reichen nur bis zu fünfzig Rubel Remuneration; für ihn ist das Lächeln etwas Außerordentliches, der Gedanke an einen Marderkragen eine Tollkühnheit, ein Schreibfehler in einem Aktenstück ein

schweres Vergehen usf. . . . Ein Teil der „sogar" soll sicherlich die Welt der anderen Personen der Novelle kennzeichnen, so etwa der „bedeutenden Persönlichkeit", der Wachleute, der Wirtin des Akakij Akakijevič („der Polizeireviervorsteher ist ihr sogar bekannt, denn die Finnin Anna, die bei ihr Köchin war, dient jetzt bei dem Polizeireviervorsteher als Kindermädchen") u. a.

Die kleine Welt des „armen Beamten" ist für ihn selbst doch eine große Welt, denn Akakij Akakijevič sieht fast alle Objekte seiner Umwelt von unten an, er muß zu ihnen allen nach oben hinaufschauen. Diese eigentümliche Existenzform wollte Gogol' recht anschaulich machen, und das „sogar" gehört eben zu den Mitteln, diese eigentümliche innere Haltung seines Helden zum Ausdruck zu bringen. Da uns — und auch wohl dem zeitgenössischen Leser Gogol's — die Umwelt des Gogol'schen Helden klein scheint und wir immer daran erinnert werden (nicht nur durch die gebrauchten Sprachmittel, sondern auch durch den Gang der Handlung selbst), wie groß sie dem Helden und anderen Menschenwesen, die darin leben, erscheint, so werden wir beim Lesen der Novelle ständig durch ein gegensätzliches Erleben hindurchgeführt. Wir werden in das Erleben und die Lebenswelt Akakij Akakijevič' versetzt, können aber dort nicht bleiben und kehren zum eigenen Aspekt des Lebens zurück. Dieses ständige Schwanken zwischen „groß" (für Akakij Akakijevič) und „klein" (für den Leser) ist wohl für das künstlerische Erleben des „Mantels" wesentlich.

6.

Diese Art, in welcher die Lebenssphäre des „armen Beamten" dargestellt wird, und der Gegensatz, in welchem dazu die bekannte pathetische Stelle steht: „Ich bin dein Bruder!" machen den „Mantel" zum wesentlichsten Glied in der Entwicklung des in der russischen Literatur so bedeutsamen Themas „des armen Beamten" (L. Cejtlin), das aber erst durch Gogol' beliebt, populär und „modern" geworden ist. In dieser Entwicklungslinie stehen auch einige frühe Novellen Dostojevskijs

(„Die armen Leute", „Der Doppelgänger", „Das schwache Herz", „Herr Procharčin").

Gogol's Sujet ist vielleicht das eindrucksvollste Sujet aller russischen Novellen vom „kleinen Beamten". In den späteren Novellen über dieses Thema ist der soziale Aspekt fast alleinherrschend geworden. Die russische publizistische Kritik, von Belinskij angefangen, hat auch der Gogol'schen Novelle denselben sozialen Aspekt untergeschoben; ganz primitiv gesprochen: Gogol' habe durch seine Novelle gegen die Lage der kleinen Beamten protestieren wollen. Betrachtet man die Novelle Gogol's aufmerksam, so muß man jedenfalls sagen, daß dieser Protest — falls er wirklich beabsichtigt wäre — ganz eigentümlich ausgefallen wäre. Ist die Person Akakij Akakijevič' denn ein überzeugender Beweis, daß auch der „kleine Mann" unser „Bruder" ist? Haben nicht diejenigen Schriftsteller das viel eindrucksvoller gezeigt, die geschildert haben, wie sich in der Seele eines „armen Beamten" wirklich menschliche Gefühle regen, wie z. B. in den besten Novellen dieser Art, den „Armen Leuten" Dostojevskijs und „Jakov Jakovlevič" von P. Kuliš, die beide übrigens sicherlich von Gogol's „Mantel" angeregt wurden?

Wir sind dagegen davon überzeugt, daß Gogol' in seiner Novelle den sozialen Aspekt seines Themas gar nicht verwenden will, daß er im Gegenteil etwas ganz anderes beabsichtigt: ein für seine Weltanschauung sehr wesentliches Thema zu entwickeln, das Problem der „eigenen Stelle" des Menschen, ein Problem, das viel tiefer und weiter ist als das später in der russischen Literatur so populär gewordene Thema des „überflüssigen Menschen". Erst Dostojevskij hat das Problem der „eigenen Stelle" des Menschen wieder in seiner ganzen Tiefe erfaßt; es steht im Zentrum seiner eigenartigen „Existenzphilosophie".

Bekanntlich wurde Gogol' zu seiner Novelle durch eine Anekdote angeregt, die ihm jemand erzählte. „Einmal wurde in Gogol's Anwesenheit (in den 30er Jahren D. Č.) eine Anekdote aus einer Kanzlei von einem armen Beamten, einem leidenschaftlichen Vogeljäger, erzählt, welcher durch außerordentliche

Sparsamkeit und durch fleißige unermüdliche Arbeit außerhalb seines Amtes die Summe zusammengespart hatte, die zum Ankauf eines guten Gewehrs von Lepage genügte, 200 Rubel (Assignationen). Als er aber zum erstenmal in einem kleinen Kahn zur Jagd auf die Finnische Bucht hinausfuhr und sein teueres Gewehr vor sich vorn in den Kahn gelegt hatte, befand er sich, wie er selbst behauptete, in irgendeinem Zustande der Selbstvergessenheit, so daß er erst zu sich kam, als er auf das Vorderteil des Bootes sah und seine Erwerbung nicht mehr sah. Das Gewehr war durch das dichte Schilf, durch das er stellenweise gefahren war, ins Wasser hinuntergezogen worden, und alle Bemühungen, es wiederzufinden, blieben erfolglos. Der Beamte kehrte nach Hause zurück, legte sich ins Bett und stand nicht wieder auf: er bekam Fieber. Nur durch eine Subskription seiner Kollegen, die von diesem Ereignis erfuhren und ihm ein neues Gewehr kauften, wurde er ins Leben zurückgerufen; aber an das schreckliche Geschehnis konnte er sich nie, ohne totenblaß zu werden, erinnern . . . Alle lachten über diese Anekdote, außer Gogol', welcher sie nachdenklich angehört hatte und den Kopf senkte. Diese Anekdote gab ihm den ersten Gedanken zu seiner Novelle „Der Mantel" . . . (Annenkov).

Nur hat Gogol' dabei das Objekt der Leidenschaft des Beamten, von dem erzählt wurde, ein teueres Gewehr, also ein Werkzeug des „edlen" Jagdsportes, durch einen durchaus alltäglichen Gegenstand, durch einen Mantel ersetzt. Und doch erweckt eben der Mantel im Helden der Novelle zum ersten Male menschliche Gefühle, die in ihrer Beziehung zum Mantel fast als „erotische" geschildert werden: „Seine Gedanken waren immer von der Vorstellung des zukünftigen Mantels erfüllt. Sein ganzes Dasein wurde gleichsam reicher, als ob er geheiratet hätte, als ob ein anderer Mensch bei ihm wäre und eine freundliche Gefährtin eingewilligt habe, seinen Lebensweg mit ihm zu durchwandern — und diese Gefährtin war niemand anders als der Mantel, mit dicker Watte und mit festem neuen Futter". Akakij Akakijevič hungert, um das Geld für den neuen Mantel zusammenzusparen, „er ernährt sich

aber geistig, da er die ewige Idee des zukünftigen Mantels in seinen Gedanken trägt"; „vor dem Ende seines Lebens erschien für einen Augenblick ein lichter Gast in der Gestalt des Mantels, der für einen Moment das arme Leben belebte". Von diesem erotischen Aspekt der Novelle aus wird erst verständlich, warum der Dieb dem armen Akakij Akakijevič nicht einfach den Mantel wegnimmt, sondern dabei noch sagt: „Der Mantel gehört doch aber mir!", — wird dieser Dieb dadurch nicht als der „starke Rivale" einer Liebesgeschichte gekennzeichnet? — Und die Erscheinung Akakij Akakijevič' als Wiedergänger ist eine seltsame Karikatur des romantischen auferstehenden Liebhabers („Lenore-Motiv" in einer humoristischen Wendung), eine unheimliche Verzerrung des romantischen Bildes eines Toten, den sein im Leben nicht erfülltes Liebesverlangen aus dem Grabe wieder in die Welt, um die Geliebte zu suchen, hinaustreibt. Wie alle „Petersburger Novellen" Gogol's parodierende Auseinandersetzungen mit den Gedanken der Romantik sind (Gorlin), so auch „Der Mantel": in einem humoristischen Aspekt wird uns die todüberwindende Kraft der Liebe gezeigt, — „denn die Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle; ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn".

Dostojevskij hat, wie schon Strachov erkannte und wie neuerdings A. Bém überzeugend gezeigt hat, in seiner ersten Novelle, in den „Armen Leuten", ein Gegenstück zum Mantel schaffen wollen und geschaffen, eine Art dichterischer Polemik gegen den „Mantel" geführt. Statt des Mantels tritt in den Weg des „armen Beamten" ein Mädchen, Vareńka Dobroselova. Die Erweckung des Menschlichen in der Seele seines Helden schildert Dostojevskij also ohne jede Spur von Herabsehen, von humoristischer Vernichtung durch Lachen . . .

Hat aber Dostojevskij in seiner „dichterischen Polemik" recht? oder trifft diese Polemik Gogol' nicht? und hat Dostojevskij etwas ganz anderes als Gogol' sagen wollen? — Man muß feststellen, daß für Gogol' die Verteidigung der „menschlichen Rechte" des kleinen Mannes — ein Problem, das die späteren Bearbeitungen desselben Themas im Auge haben und

das auch die zeitgenössischen und späteren Kritiker aus dem Mantel herausgelesen haben — gar keine Bedeutung haben konnte. Für ihn war diese Verteidigung überflüssig, denn für sein christliches Bewußtsein (und daß Gogol' ein christlicher Denker gewesen ist, das wird jetzt wohl kaum jemand bezweifeln können!) ist die Gleichheit der Menschen vor Gott von vornherein ein Axiom! Wollte Gogol' wirklich mit seinem „Ich bin dein Bruder!" nur das Karamzinsche „auch die Bäuerinnen können fühlen" („И крестьянки чувствовать умеют") auffrischen? Wenn Belinskij Gogol' so interpretiert hat, so war der Sinn der Novelle für Gogol' selbst sicher ein anderer!

Diesen Sinn der Novelle wollen wir, ausgehend von ihrer Komposition, von den Zügen der Novelle aus, auf die uns das Wort „sogar" geführt hat, suchen.

Das Thema der Novelle ist das Entflammen einer menschlichen Seele. Das Eigenartige daran ist aber, daß dieses Entflammen nicht durch eine Leidenschaft, die etwas Großes zum Gegenstand hätte, hervorgerufen wird, sondern durch eine Leidenschaft, die ein ganz alltägliches Objekt hat, das normalerweise gar nicht aus der Sphäre der Alltäglichkeit heraustritt. Wir haben schon gezeigt, daß die Beziehung Akakij Akakijevič' zu seinem Mantel in der Sprache des Eros geschildert wird. Und wie Leidenschaften, die auf etwas Großes gerichtet sind, oder wie Gefühle, die einer menschlich tieferen Sphäre angehören (Liebe), einen Menschen zugrunde richten können, so richtet im „Mantel" die Leidenschaft Akakij Akakijevič', trotzdem es eine Leidenschaft mit „nichtigem", „untauglichem Objekt" ist, dasselbe an.

Gogol' hat auch anderswo davon gesprochen, daß ein jeder Mensch eine ihm eigene „Leidenschaft" („задор") haben muß. Die Darstellung dieser Leidenschaften ist nichts Neues. Die Schilderungen der bunten menschlichen Leidenschaften gehen wohl auf Horaz zurück. Wir finden sie im Anschluß an Horaz (etwa I 1; II 16) oft in der ukrainischen Barockdichtung — satirisch zugespitzt etwa bei Skovoroda in dem berühmten volkstümlich gewordenen Lied: „Всякому городу нрав и права", das von dem Gogol' sicherlich bekannten ukrainischen Dichter —

er zitiert ihn ja in „Сорочинская ярмарка“ — I. Kotljarevśkyj verwertet wurde. Puškin benutzt dasselbe Motiv im „Jevgenij Onegin“, einem Werk, das überhaupt für Gogol' von großer Bedeutung ist, was bis jetzt kaum jemand beachtet hat.

У всякого своя охота,
своя любимая забота:
кто целит в уток из ружья,
кто бредит рифмами, как я,
кто бьет хлопушкой мух нахальяых,
кто правит в замыслах толпой,
кто забавляется войной,
кто в чувствах нежится печальных,
кто занимается вином:
и благо смешано со злом. (IV, 36)

Schon hier sind offensichtlich die ernsten Leidenschaften, die auf Kunst, Macht, Innerlichkeit gerichtet sind, absichtlich mit den Leidenschaften, die auf „untaugliche Objekte“ gehen, zusammengeworfen: „кто бьет хлопушкой мух нахальных“! Gogol' spricht an einer Stelle seiner „Toten Seelen“, die von Hippius richtig als eine ideologische Zentralstelle dieses Werkes erkannt wurde, von den „Leidenschaften“ („задоры“) der Menschen, wobei er absichtlich nur nichtige Leidenschaften, Leidenschaften, die auf „untaugliche Objekte“ gerichtet sind, als Beispiele nimmt: „у всякого свой задор: у одного задор обратился на борзых собак; другому кажется, что он снльный любитель музыки и удивительно чувствует все глубокие места в ней; третий мастер лихо пообедать; четвертый сыграть роль, хоть одним вершком выше той, которая ему назначена; пятый, с желанием более ограниченным, спит и грезит о том, как бы пройтиться на гулянии с флигель-адъютантом, напоказ своим приятелям, знакомым и даже незнакомым; шестой уж одарен такой рукою, которая чувствует желание сверхестествеияое заломить угол какому-нибудь тузу или двойке; тогда как рука седьмого так и лезет произвести где-нибудь порядок, иодобраться поближе к личности станционного смотрителя или ямщиков, словом — у всякого есть свое, но у Маиилова ничего не было“ (IV, 33—34).

„Jeder hat seine Art Begeisterung: Des einen Begeisterung wandte sich Windhunden zu; der andere meint, er sei ein großer Musikliebhaber und empfinde erstaunlich die Tiefen dieser Kunst; ein dritter versteht sich auf ein feudales Mittagessen; ein vierter bemüht sich, eine Rolle zu spielen, die — wenn auch nur um einen Zoll — höher ist als die ihm vorgeschriebene; ein fünfter, dessen Wünsche beschränkter sind, schläft und träumt davon, wie er auf der Promenade Seite an Seite mit einem Flügeladjutanten an seinen Freunden, Bekannten, ja sogar Unbekannten vorbeispaziert; ein sechster hat schon eine Hand, die ein übernatürliches Streben hat, auf solch ein Karo-As oder einen Zweier sein Geld zu setzen; während die Hand eines siebenten von sich aus überall Ordnung stiften und sich an die Gesichter des Stationschefs oder der Postillone heranmachen will, — mit einem Wort, ein jeder hat etwas, was er sein Eigen nennt, aber Manilov hatte nichts" . . . Hier sind — außer der vermeintlichen („ein anderer glaubt, er sei ein großer Musikliebhaber") Liebe zur Musik — lauter Leidenschaften als Beispiele genommen, die auf „nichtige" Objekte gerichtet sind. Auch schon früher, in einer der Petersburger Novellen, im „Nevskij Prospekt" lesen wir eine ganz ähnliche Stelle, die Beschreibung der „Ausstellung" „der allerschönsten Erzeugnisse der Menschheit" beim Spaziergang auf dem Nevskij Prospekt: „der eine läßt seinen feinen Rock mit dem schönsten Biberkragen sehen, ein zweiter eine wundervolle griechische Nase, ein dritter einen herrlichen Backenbart, eine vierte ein Paar wunderbare Augen und ein reizendes Hütchen, ein fünfter einen Ring mit einem Talisman, den er am wohlgepflegten kleinen Finger trägt, eine sechste ein Füßchen in einem entzückenden Stiefelchen, ein siebenter eine staunenerregende Halsbinde, ein achter einen verblüffenden Schnurrbart . . . (VIII 219—220). Diese „Ausstellung" ist eben die Ausstellung der Objekte der menschlichen Leidenschaften.

Im „Mantel" steht das Objekt der Leidenschaft des Helden — ein Mantel — tief unter allem, was Gogol' sonst — etwa an den zitierten Stellen — als Objekte der menschlichen Leidenschaften zeigt. Doch schließt sich der Held der Novelle einigen Reihen anderer Gogol'scher Helden an, die von verschiedenen

Leidenschaften („задоры") ergriffen, innerlich und äußerlich zugrunde gehen (Hippius). Zunächst ist Akakij Akakijevič irgendwie dem Stutzer verwandt, einem Typus, der bei Gogol' eine große Rolle spielt. Die Reihe der Stutzer beginnt schon in den ukrainischen Novellen: „Es geht doch sonderbar in dieser Welt zu! Alles was sich in ihr regt, sucht sich gegenseitig nachzuäffen. Früher pflegten in Mirgorod nur der Richter und der Stadthauptmann im Winter mit Tuch überzogene Pelze zu tragen, alle kleinen Beamten trugen einfache Nacktpelze. Jetzt haben sich auch der Assessor und der Sekretär neue Pelze aus Rešetilovschen Lammfellen mit Tuchüberzug anfertigen lassen. Der Kanzlist und der Gemeindeschreiber haben sich vor zwei Jahren blaue Rohseide zu sechzig Kopeken pro Arschin gekauft, und der Kirchendiener hat sich für den Sommer eine Hose aus Nanking und eine gestreifte Weste aus Kamelhaar machen lassen" (I 168). Chlestakov und Čičikov stehen in derselben Reihe. Auch Podkolesin in der „Hochzeit" beschäftigt sich mit Bekleidungsfragen . . . Diese Leidenschaft ist bei Akakij Akakijevič auf eine noch tiefere Stufe gesunken, da sein Traum nicht über die allernotwendigste Körperbedeckung hinausgeht . . . — Auch zu den Sparern und Geizigen der Gogol'schen Welt steht Akakij Akakijevič in verwandtschaftlicher Beziehung. Auch diese von der Leidenschaft nach Reichtum Besessenen kommen bei Gogol' zuerst in den ukrainischen Novellen vor, wohl in Verbindung mit den ukrainischen Schatzgräbersagen. Diese Leidenschaft ist noch verhängnisvoller; eine Reihe Gogol'scher Helden geht an ihr zugrunde. Petro in der „Johannisnacht", ebenso später der Maler Čertkov im „Bildnis", Icharev in den „Spielern" und Čičikov gehören dieser Reihe an. Akakij Akakijevič unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß es sich bei ihm um bloßes Zwecksparen handelt von seinen schwer verdienten Groschen. — Der Untergang Akakij Akakijevič' wird durch eine Leidenschaft herbeigeführt, die, wie wir gesehen haben, eigentlich eine eigentümliche Abart der Liebe ist. Deshalb kann man Akakij Akakijevič am ehesten mit den von der tragischsten Leidenschaft, die ein Mensch haben kann, getriebenen Helden Gogol's zusammenstellen — mit seinen unglücklichen

Liebhabern: derselbe Petro wird von der Liebe in die Hände des Teufels getrieben; die Goldgier erwächst bei ihm nur, wie bei Akakij Akakijevič, aus seiner Liebe; Andrij in „Taras Bul'ba", der Maler „Piskarev" in „Nevskij Prospekt", der kleine Beamte Popriščin in den „Erinnerungen eines Wahnsinnigen" sind weitere Vertreter dieses Typus; auch Čičikov wird seine augenblickliche Verliebtheit („губернаторская дочка") zum Verhängnis . . .

Wir wissen aus dem Briefwechsel Gogol's aus derselben Zeit, in der „Der Mantel" entstand, mit welchen Problemen er damals rang. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß die Gedanken religiösen und moralischen Charakters, die ihn zu verschiedenen Zeiten seines Lebens beunruhigt und gequält haben, sein dichterisches Schaffen weitgehend bestimmt haben (Zeńkovskij, Hippius), mag man über Inhalt und Wert dieser Gedanken urteilen, wie man will.

In den Briefen aus der Zeit 1840—43 tritt mehrmals der Gedanke auf, daß die Existenz des Menschen grundsätzlich nicht an einer Sache, an einem Ding der „äußeren" Welt hängen darf. Puškin und Dostojevskij haben in demselben Zusammenhange von den „Unbeweglichen Ideen" gesprochen; diese „unbeweglichen Ideen" sind nichts anderes als Ideen, die den Menschen an die „Welt" festbinden. Und die „weltlichen" Dinge sind dem Untergang geweiht und auch der Mensch geht mit ihnen zusammen unter, wenn er „kein Zentrum hat, auf das gestützt er selbst Leiden und Kummer des Lebens überwinden kann" (Brief an A. Danylevśkyj vom 20. VI. 1843, II 317). Zu den für Gogol' selbst sehr bedeutungsvollen Erkenntnissen gehörte auch die, daß man daran denken soll, „wir sollen in jedem Augenblick (Gott) für das danken, was uns noch geblieben ist" (an Pogodin vom 15. V. 1841, II 108). Das „Zentrum", das Gogol' dabei meint, ist das „centrum securitatis" — Gott; der Mensch darf sein Sein nicht auf irgendwelche „weltlichen" Dinge gründen, sondern nur auf Gott. Die Verwurzelung des menschlichen Seins in Gott ist die einzig sichere. Gott weist allerdings dem Menschen auch seine „eigene Stelle" in der Welt an, eine Stelle, an welcher der Mensch stehen und arbeiten soll; Gott ist der „Auftraggeber"

des Menschen, wie Gogol' später sagte. Und wenn der Mensch seine Stelle in der Welt als eine ihm von Gott bestimmte auffaßt, so ist es ihm unmöglich, sich an die Dinge der Welt zu verlieren, sein Sein an diese Dinge so zu binden, daß er mit ihnen zusammen zum Untergang verurteilt wird. — Diese Erkenntnis, die ja letzten Endes keine neue Erkenntnis ist, sondern vom christlichen Schrifttum immer verkündet wurde, kann jeder Mensch nur auf dem Wege der Selbsterkenntnis erlangen. So will Gogol' den Ruf zum „inneren Leben" erschallen lassen, denn „das äußere Leben ist ein Gegensatz zum inneren, wenn der Mensch unter dem Einfluß der Leidenschaften („страстных увлечений") ohne Kampf vom Strom des Lebens getragen wird". „Das äußere Leben ist außerhalb Gottes, das innere — in Gott" (zit. Brief an Danylevśkyj). Der Mensch hat das innere Leben, die Selbsterkenntnis notwendig, eben um „seine Stelle" in der Welt zu finden: „um zu finden, wo seine Stelle ist, denn es gibt kein unnötiges Glied in der Welt" (ebenda). Nun schildert Gogol' gerade in seinen Petersburger Novellen Menschen, die an ihrer Verbindung mit den Dingen dieser Welt zugrunde gehen: der Maler Čertkov an Reichtum und Ruhm, der kleine Beamte Popriščin und der Maler Piskarev an der Liebe, Akakij Akakijevič an . . . Nichts. — Denn, wie gesagt, ist seine Leidenschaft auf einen Gegenstand gerichtet, der „nichtig", „untauglich" ist; er geht unter, weil ihm das „Zentrum" fehlt, „auf das gestützt" er der Welt widerstehen könnte! Das Problem einer sich an die Welt verlierenden und mit ihr untergehenden Seele ist ein tragisches Problem, wenn es um Objekte der Leidenschaft geht, die „groß" und „erhaben" sind, die man als wertvoll empfindet; ein geliebter Mensch, das Vaterland können — für Gogol' war das ohne weiteres klar — einen an ihnen hängenden Menschen mit sich in den Untergang reißen. Aber auch Objekte der Leidenschaft wie Ruhm, großer Reichtum scheinen uns, wenn auch nicht gerade sittlich berechtigt, so doch zum mindesten durchaus verständlich zu sein . . . Gogol' nimmt aber gerade einen vollkommenen Ausnahmefall, ein „untaugliches Objekt", wie wir den Gegenstand der großen Liebe Akakij Akakijevič' wohl bezeichnen dürfen, das genau so den an

ihm hängenden Menschen mit in den Untergang reißen kann wie andere etwas Großes und Erhabenes . . . Wollte man einen Teil der Welt als Sphäre der „berechtigten" Leidenschaften absondern, so würde das Beispiel Gogol's dadurch keinesfalls betroffen. Vielleicht eben deshalb wählte er ein so krasses Beispiel; im Brief an Danylevśkyj geht es dagegen um etwas Ernstes, um seine schweren persönlichen Erlebnisse, im Brief an Pogodin gar um den Tod eines Menschen, eines Sohnes der Familie Aksakov . . . Wenn sogar in solchen Fällen Gogol' nichts anderes sieht als das Verlieren seiner selbst an die Welt, so gilt das mit noch viel größerem Recht von dem Fall Akakij Akakijevič. Die Welt — der Teufel — fängt den Menschen nicht nur mit Großem, nicht nur mit einer flammenden Liebe, nicht nur mit Millionen, mit den Haufen Goldes, die Čertkov im Traume sieht, sondern auch mit „Kleinigkeiten", mit Alltäglichkeiten, mit elenden Groschen, mit der Liebe zu einem Mantel. Ist der Mensch mit seiner ganzen Seele in diese „Kleinigkeiten" verstrickt, so steht und fällt seine Seele mit ihnen. Das seltsame Sujet des „Mantels" ist gewissermaßen eine Umkehrung des Gleichnisses von dem „Scherflein der Witwe": wie für einen Menschen ein Scherflein ein großes Opfer sein kann, und dementsprechend gewertet wird, so kann ein Scherflein für einen Menschen auch zum Objekt einer großen Leidenschaft werden; etwas Kleines und Alltägliches kann dem Menschen zum Verhängnis werden und ihn ins Verderben führen . . . Nicht nur Gott, sondern auch der Teufel kann ein solches „Scherflein" richtig einschätzen!

In diesem Zusammenhang ist die Beobachtung interessant, daß an einer entscheidenden Stelle im „Mantel" einige Male der Teufel genannt wird, der „Hauptheld" aller Werke Gogol's und zwar nur an dieser Stelle, in Verbindung mit dem Schneider Petrovič, demselben, der es ablehnt, den alten Mantel noch einmal auszubessern, der Akakij Akakijevič überhaupt erst auf den Gedanken bringt, sich einen neuen Mantel machen zu lassen, der einen für Akakij Akakijevič übermäßig hohen Preis für den neuen Mantel fordert und so den „armen Beamten" zum Sparen veranlaßt, überhaupt also die ganze tragische Ent-

wicklung ins Rollen bringt. Wird Petrovič selbst, wenn er betrunken ist, von seiner Frau als „einäugiger Teufel" bezeichnet, und hat er Neigung „weiß der Teufel was für Preise" für seine Arbeit zu nehmen, so ist hier das Wort „Teufel" von Gogol' sicherlich nur spielerisch gebraucht; es ist aber doch kein Zufall, daß das Wort gerade in der Charakteristik des Petrovič vorkommt! Daß in Petrovič' Besitz sich eine Schnupftabaksdose mit dem Bild eines Generals ohne Gesicht befindet, mag ein Zufall sein, obwohl man das Bild als eine „Teufelsikone" anzusehen geneigt ist; denn der Teufel hat nach dem Volksglauben kein Gesicht, eine Vorstellung, die ihre guten metaphysischen Gründe hat. — Im entscheidenden Augenblick aber, als Petrovič mit unerklärlicher Hartnäckigkeit den „tollkühnen" Gedanken an den neuen Mantel in der Seele Akakij Akakijevič' entfacht, wird der teuflische Ursprung dieses Gedankens von Gogol' ganz deutlich betont: Petrovič lehnt es entschieden ab, den alten Mantel auszubessern, „als ob ihn der Teufel angespornt hätte", und er nennt den Preis des neuen Mantels, den Akakij Akakijevič als einen „weiß der Teufel wie unangemessenen" empfindet. Wenn man die Bedeutung, die der Teufel in der Weltanschauung und in der Dichtung Gogol's spielt, beachtet (worüber ich an anderem Orte handeln werde), so wird man an diesen Stellen nicht achtlos vorüberlesen dürfen! Offenbar will Gogol' das ganze Abenteuer mit dem Mantel als eine „Versuchung" des Akakij Akakijevič durch den Teufel aufgefaßt wissen.

Es ist aus allem ganz deutlich, daß Gogol' einen Menschen wie Akakij Akakijevič nicht zum Helden seiner Novelle gemacht hat, um ihn uns als „unsern Bruder" zu zeigen: Gogol hätte doch selbst nicht verkennen können, daß niemand von seinen Lesern solch einen Bruder hätte haben wollen und daß sein Held höchstens auf Mitleid, aber kaum auf Liebe hätte rechnen können; er wollte vielmehr an seinem Beispiel die Verhängnisse der Kleinigkeiten zeigen. Von diesem Grundgedanken aus wird uns auch die Komposition der Novelle noch verständlicher: das sich immerfort wiederholende „sogar", das ständige Auffliegen in die Höhe, nur um desto kraftloser herunterzufallen, die ständigen „Abbrüche" der aufsteigenden

Bewegung deuten die innere Struktur der Komposition der Novelle an.

Hat denn Dostojevskij den Hauptgedanken Gogol's mißverstanden? Oder hatte er vielmehr in seinen „Armen Leuten" auch selbst nicht nur die Möglichkeit großer Erlebnisse bei „kleinen Leuten" zeigen wollen, sondern wollte er auch zeigen, daß die Leidenschaften der „kleinen Leute" durch eine innere Wendung — bei Dostojevskijs Makar Devuškin durch seine Selbstlosigkeit — verklärt werden können? Das mag hier dahingestellt bleiben; in unserem Zusammenhang muß nur betont werden, daß gerade das, was Dostojevskij am „Mantel" abgelehnt hat, der Zwiespalt zwischen der großen Leidenschaft und ihrem „untauglichen" Objekt, für Gogol' ein wesentlicher Zug seines Werkes war. Dieser Zwiespalt wird durch die ständigen „Abbrüche" („срывы") besonders unterstrichen und „sogar" ist ein Zeichen, ein Pfeil, der immer in die Höhe weist; und die Tiefe, in der diese vermeintliche Höhe in Wirklichkeit liegt, wird durch das ständige Vorhandensein dieses Zeichens noch besonders klar zum Bewußtsein des Lesers gebracht.

7.

Wir haben so den Ausgang von einer „Kleinigkeit" der Gogol'schen Lexik genommen und haben im Laufe unserer Betrachtungen immer von neuem gesehen, welche durchaus schwerwiegende Bedeutung diese „Kleinigkeit" hat. Sie kennzeichnet zunächst den Stil der Novelle („die gesprochene Rede", „сказ"); dann ist sie ein wichtiger Kunstgriff des Gogol'schen Humors; ferner ist sie ein Mittel, die Lebenssphäre des Helden zu schildern; endlich ist sie auch aufs engste mit dem Sujet und mit der „Idee" des Werkes verbunden. Auch haben unsere Betrachtungen uns dazu verholfen, die Novelle in die Entwicklungslinie der russischen Literatur einzureihen, indem wir in ihr einen der Anfänge der späteren Entwicklung des russischen „Naturalismus" erkannten („сказ" als Form und „der arme Beamte" als Held), indem wir auch gesehen haben, wie die Problematik der russischen naturalistischen Novelle eine politisch-soziale wurde (der „unterdrückte" arme Beamte,

der „überflüssige Mensch"), aber gleichsam sich verflachte durch die Abwendung von den wesentlichen ontologischen Fragen der menschlichen Existenz (der religiös-sittlichen Problematik) zu der billigen „Verteidigung der menschlichen Rechte" (der politisch-sozialen Problematik), — erst der spätere Dostojevskij kehrt wieder zu den Gogol'schen ideologischen Anfängen zurück.

Wir halten unsere Analyse keinesfalls für vollständig. Die Werke Gogol's tragen — je mehr man sich mit ihnen beschäftigt, um so klarer wird das — eine solche Gehaltsfülle in sich, sind in künstlerischer Hinsicht so vielseitig, daß man es kaum wagen kann, „Abschließendes" über sie sagen zu wollen, vor allem nicht, ohne das gesamte Schaffen Gogol's heranzuziehen. — Es sollte aber endlich eingesehen werden, daß Gogol' zu den Dichtern gehört, mit welchen sich eine weitere Beschäftigung durchaus lohnt. Um dabei Erfolg zu haben, muß man aber ganz unvoreingenommen an die Werke herangehen. Die publizistische Kritik der älteren Zeit, die sozial-politisch oder biographisch orientierte Literaturwissenschaft haben eine solche Mauer von politischen, sozialen u. a. Vorurteilen um Gogol' aufgebaut, daß bis heute noch Menschen, bei denen man hoffen dürfte, Verständnis für künstlerische Werte zu finden, immer wieder dem Einfluß der sozialpolitischen Auffassung unterliegen und in Gogol' vorwiegend einen Kritiker der „russischen Zustände", der Bestechlichkeit der Beamten, der Leibeigenschaft u. ähnl. sehen (z. B. Viktor Hehn, A. Brückner). Andererseits hat auch die fruchtbare formalistische Forschung der letzten Jahre in ihrer polemischen Zuspitzung den ideologischen Gehalt der Werke Gogol's so gut wie ganz außer acht gelassen (zu den wenigen Forschern der letzten Jahre, die in Gogol' auch einen Denker sehen, gehören vor allem Zeńkovskij und Hippius). Endlich besteht bei einem slavischen Forscher immer die Gefahr, daß ihm die Werke Gogol's in einen tiefen Nebel von Assoziationen aus Kindheitsjahren und Schule gehüllt erscheinen, in einen Nebel, aus dem die Werke Gogol's, wie sie an sich sind, nur undeutlich hervortreten. — Nun soll man Gogol' endlich so lesen, als ob man ihn noch nie gelesen hätte — was überhaupt die einzig richtige Art ist, dichterische Kunstwerke zu lesen.

Bei solchem Lesen begegnet uns das Wörtchen „sogar" und gibt sich in seiner vollen weitreichenden Bedeutung im Aufbau der Novelle zu erkennen: es ist gleichzeitig ein wichtiges konstitutives Glied ihrer Komposition und ihres ideologischen Baues.

Anhang.

1. Einige Einzelheiten lassen sich auch aus der alten Gogol'-forschung (vor dem „Formalismus") für unsere Zwecke verwenden.

Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß das Sujet des „Mantels" zwar nicht autobiographisch ist, aber doch biographisch fundiert ist, worauf schon die alte biographisch eingestellte Gogol'-Forschung aufmerksam geworden ist.

Ohne Zweifel sind die Werke Gogol's für ihn selbst Glieder einer Selbstläuterungsarbeit gewesen, hat er in seinen Werken die Seiten seines Charakters „abreagiert", die er selbst als dunkle Seiten seines Wesens empfand.

Soweit der „Mantel" in Betracht kommt, soll man weniger daran denken, daß Gogol' „an sich selbst diese Note" empfunden hat (Schönrock, Briefe I 148, Anm. 3) und im Winter in Petersburg einen Sommermantel tragen mußte („отхватал всю зиму в летней шинели", ebenda), sondern — an seine Liebe für stutzerhafte Kleidung, bunte Westen usf. Vielleicht hat Gogol' diese seine Leidenschaft „abreagiert", indem er verschiedene Stutzertypen in seinen Werken schilderte. — Aber auch die im „Mantel" in einem ironischen Aspekt vorgeführte hohe Einschätzung des Beamtenranges scheint dem jungen Gogol' nicht fremd gewesen zu sein. In seinen Petersburger Briefen an seine Mutter finden wir Stellen, wie die, wo er über die „Bescheidenheit" der Maler in der Akademie der Künste staunt: „Welche Bescheidenheit bei dem größten Talent! Der Rang wird gar nicht erwähnt, obwohl manche von ihnen Staatsräte und sogar Wirkliche Staatsräte sind" (Briefe I 158). Auch die Schnelligkeit seiner Beamtenlaufbahn schildert er in einem Satz, der auch im „Mantel" stehen könnte: „Ich bin erst vier Monate im Dienst, und schon habe ich eine planmäßige Stelle bekommen, wofür andere fünf Jahre dienen müssen und manche sogar zehn Jahre, und trotzdem erhalten sie eine solche Stelle nicht" (I 161).

Doch scheint „der Mantel" eines der Werke Gogol's zu sein, die an sein inneres Leben nur sehr wenige Anklänge haben, wenn eine Karikierung des Stiles seiner eigenen Jugendbriefe vielleicht darin, wie eben gesagt, zu finden ist. Doch waren die angeführten und ähnliche Sätze aus seinen Jugendbriefen sicherlich auch zu Gogol's erster Petersburger Zeit mehr um der Mutter willen ge-

schrieben, um ihr seine Erfolge anschaulicher zu machen, als von Gogol' selbst wirklich ernst gemeint.

2. Die primitiv-psychologisierende Literaturwissenschaft der früheren Zeit hätte sich auch an unser Problem heranmachen können. Und zwar hätte man von ihr am ehesten die Behauptung erwarten können, bei Gogol' habe sich im Gebrauch desselben Wortes eine gewisse psychische Trägheit gezeigt: man könnte von einem solchen „Einfluß auf sich selbst" sprechen, die etwa für den jungen Lermontov charakteristisch war. Eine Stelle könnte man vielleicht wirklich als zutreffendes Beispiel anführen, eine Stelle, wo das Wort aber sicherlich nur unter dem Einflusse des vorhergehenden Satzes erscheint: „Von dieser Zeit an empfanden die Wächter eine so große Furcht vor allen Toten, daß sie sogar Angst hatten, die Lebenden zu fassen . . . Der tote Beamte zeigte sich aber von da an sogar jenseits der Kalinkinbrücke". — Man muß dazu sagen, daß dies die einzige Stelle ist, an der man an eine solche Trägheit denken könnte; aber eine solche Trägheit widerspricht allem, was wir von der Arbeitsmethode Gogol's wissen (wie wir oben ausgeführt haben).

An einer Stelle — bei der Schilderung der Abendbeschäftigungen der Petersburger Beamten — gebraucht Gogol' das Wort fünfmal in einer langen Periode als Losungswort, mit dem ihre einzelnen Glieder beginnen, ein Griff, den Gogol' sehr gerne in seinen halbparodistischen Perioden gebraucht („Чуден Днепр . . .", vgl. in „Nevskij Prospekt" bei der Beschreibung der Spazierengehenden solche Perioden: mit „Schnurrbart" — „усы" — fünfmal, mit „Lächeln" — „улыбка" — fünfmal, mit „irgendeiner" — „какой-нибудь" — fünfmal; vgl. ebenso den oben zitierten Satz über die „Ausstellung" mit „einer", „ein zweiter", „ein dritter" usf. bis „ein achter"). Gerade der Gebrauch des Wortes „sogar" in dieser Periode zeigt am besten, daß Gogol' das Wort in irgendeiner Absicht gebraucht hat; in welcher, das versuchten wir oben zu zeigen.

3. Eine Erklärung zu unseren obigen Darlegungen sind wir vielleicht auch unseren deutschen Lesern noch schuldig. Das Wort „sogar" ist nämlich in den deutschen Übersetzungen an den meisten Stellen spurlos verschwunden: solche Veränderungen der Lexik gehören zur Eigenart nicht nur deutscher sondern auch slavischer Gogol'-Übersetzungen. Man versucht die Sprache Gogol's „ausgeglichener", „glatter", „normaler" zu machen; dann verschwinden die beabsichtigten Sinnlosigkeiten — wie etwa in den Gesuchen von Ivan Ivanovič und Ivan Nikiforovič —, dann verschwinden auch die für den russischen Leser unverständlichen oder halbverständlichen Wörter, wie etwa Pflanzen- und Speisennamen, die Gogol' sehr oft nur zu dem Zwecke einer Ausschmückung seiner Sprache mit originell klingenden Wörtern gebraucht: *vareniki*, ukr. *varenyky*

waren z. B. sicherlich für die meisten großrussischen Gogol′-Leser seiner Zeit bestenfalls eine exotische, meist aber völlig unbekannte Speise und das Wort klang rätselhaft-geheimnisvoll. Es durch etwa „Dampfnudeln" zu „übersetzen" (mit den „Dampfnudeln" haben „varenyky" nichts zu tun, höchstens haben sie eine entfernte Ähnlichkeit mit den „Tasch[k]erln" der österreichischen Küche, vgl. „Maultaschen" im Schwäbischen; die Worte fehlen in Kretschmers Wortgeographie) heißt die Eigenart der Gogol′schen Lexik vollkommen verwischen: genau dasselbe wäre es, Petersburg in den Novellen Gogol′s durch Berlin, Nevskij Prospekt durch die Friedrichstraße und Kolomna durch Alexanderplatz ersetzen zu wollen! — In den meisten Übersetzungen verschwinden aber die Stileigentümlichkeiten, die sich Gogol′ mit schwerer Mühe erarbeitet hat! — Gogol′ gehört wie Leskov zu denjenigen russischen Dichtern, die man nur unter Berücksichtigung der Ergebnisse der neuesten literaturwissenschaftlichen Forschung übersetzen darf. — Trotz der verdienstvollen Arbeit, die von den deutschen Gogol′-Übersetzern geleistet ist, ist eine befriedigende Gogol′-Übersetzung noch nicht vorhanden.

Literatur.

Zu 1: B. Eichenbaum: Как сделана „Шинель" Гоголя (1918), abgedruckt in „Сквозь литературу", Leningrad 1924, S. 171—193; zu unserm Thema vgl. besonders S. 171f. — S. T. Aksakov: Erinnerungen an Gogol′ bei Kulíš II 229; N. V. Berg: Erinnerungen an N. V. Gogol′ in „Русская Старина", 1872, I, S. 122ff.

Zu 2: L. Slonimskij: Техника комического у Гоголя, Leningrad 1923; besonders S. 19 und 45 („срывы").

Zu 5: Mein Aufsatz „Zum Doppelgänger-Problem" in den von mir herausgegebenen „Dostojevskij-Studien", Reichenberg i. B., 1931; L. Mykolajenko in meinen „Нариси з історії філософії на Україні", Prag 1931, das Kapitel über Gogol′, besonders S. 93ff. V. Zeńkovskij — die beiden Aufsätze in dieser „Zeitschrift" Bd. IX und XIII. — L. Cejtlin: Повесть о бедном чиновнике Достоевского, Leningrad 1920. — A. Bém: У истоков творчества Достоевского, Prag-Berlin 1936, S. 127—138. — P. Annenkov: Литературные воспоминания. — V. Hippius: Гоголь. Leningrad 1924, S. 158ff.

Halle a. S. D. Čyževśkyj.

Poln. ***szlak*** und die daraus entlehnten ukr. wruss. *šl′ach* 'gebahnter Weg' werden auf nhd. *Schlag* zurückgeführt. Zur Bedeutung vgl. poln. *bita droga*, *trakt bity* usw. Słownik Geograficzny s. v. passim.

M. Vasmer.

Beiträge zur slavischen Altertumskunde.

XV. Nochmals Merja und Tscheremissen.

Meine Arbeit über Merja und Tscheremissen[1]) hat bereits mehrere Besprechungen hervorgerufen[2]). Das Problem hat eine slavistische und eine finno-ugristische Seite, dabei ist aber auch Kenntnis der Methode der Ortsnamenforschung unbedingt notwendig. Nur durch die vereinten Bemühungen aller dieser Wissenszweige ist es möglich, auf diesem schwierigen Gebiet weiterzukommen. Da das Gebiet der westfinnischen ON bedeutend besser erforscht ist als dasjenige der wolgafinnischen, habe ich mich veranlaßt gesehen, die ersteren zuerst zu untersuchen[3]). Um die semasiologischen Möglichkeiten bei der Deutung von Gewässernamen besser übersehen zu können, habe ich seit 1931 handschriftlich ein möglichst vollständiges Wörterbuch der russischen Gewässernamen angelegt, das ich in absehbarer Zeit zu veröffentlichen hoffe. Die Möglichkeiten russischer Namengebung glaube ich auf diesem Gebiet seit mehreren Jahren gut zu übersehen. Die semasiologischen Grundlagen sind hier von denjenigen der westfinnischen, der tscheremissischen, lappischen, permischen und mordwinischen Gewässernamen nicht verschieden. Ein Grundsatz schien mir methodisch für die Erforschung der finnisch-ugrischen Namen besonders wichtig. Von dem besser Bekannten aus muß das weniger Bekannte untersucht werden. Die Bedeutungsmöglichkeiten sind bei den Gewässernamen nicht so bunt wie bei den Siedlungsnamen, denen oft PN zugrunde liegen; daher habe ich mich bei meinen Untersuchungen hauptsächlich der Gewässernamen bedient. Die völlig miteinander übereinstimmenden finnischen und est-

[1]) Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas, Teil 3, Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wiss., Philos.-histor. Klasse 1935 S. 507—594.

[2]) Vgl. Brückner DLZ. 1936, 204ff. Ö. Beke Magyar Nyelvőr 65 (1935), 151—154, P. Ravila Finn. Ugr. Forsch. Anz. 24 (1937), 10—17, E. Lewy Ungar. Jahrbücher 16 (1936) 79ff.

[3]) Vgl. meine Arbeit: Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas, Teil 2: Die ehemalige Ausbreitung der Westfinnen in den slavischen Ländern, Sitzungsberichte 1934 S. 351—440.

nischen Namen müssen zum großen Teil ein verhältnismäßig hohes Alter haben. Die bis heute nicht gesammelten wolgafinnischen Namen können wir augenblicklich nur in ihrer russifizierten amtlichen Schreibung erfassen. Es fällt auf, daß Wörter, die in westfinnischen Gewässernamen belegt sind, auch öfter in ihren anderen finnisch-ugrischen Entsprechungen bei Fluß- und Seenamen wiederkehren. Diese einfache Tatsache hat P. Ravila a. O. nicht überzeugt. Er sagt Finn.-Ugr. Forsch. XXIV 15: „Übrigens legt V. meines Erachtens unnötig viel Gewicht auf die Hilfe, die die ostseefinnische Ortsnamennomenklatur bieten kann . . .“ Darauf möchte ich folgendes zu erwägen geben: ist es nur ein eitles Spiel des Zufalls, daß die miteinander verwandten finnisch-ugrischen Wörter für „Adler“ alle bei den einzelnen Stämmen in der Namengebung wiederkehren? Bekanntlich wird finn. *kotka* ‘Adler’ für urverwandt gehalten mit estn. *kotkas*, tscherem. *kutkəž*, *kutškəž*, Lule-lapp. *koskem*, syrjän. *kutš* usw. In den russifizierten Gebieten finden sich Spuren aller dieser Wörter. Das westfinnische haben wir in *Kotkozero* Kr. Tichvin und Belozersk, auch im Kr. Olonec; ein Flußname *Kotka* im Kr. Valdaj wurde von mir erschlossen aus dem ON *Kotćino*. Das tscheremissische Wort benutzte ich zur Deutung des ON *Kotkiševo* im Kr. Kologriv, und zur Erklärung des merjanischen Bojarennamens *Kučko*; das syrjänische Wort sehe ich in *Kučuga* (*kutš* und *ju*(*γ*) ‘Fluß’) im Kr. Nikol'sk. Das lappische Wort finde ich in *Kočkomozero* Kr. Kemʹ und Cholmogory, auch Fl. *Kočkoma* Kr. Kemʹ und *Kočkomskoje Ozero* Kr. Belozersk. Ravila hat natürlich das Recht, das alles für Zufall zu halten, aber ich glaube dann mich über diese Art der Ortsnamenforschung hinwegsetzen zu können. Ähnlich steht es mit den Namen des Schwanes, (finn. *joutsen*, lapp. *njukča* usw.), den Wörtern für Bucht (finn. *salmi*, lapp. *čoalbme* usw.) etc. Ich muß verlangen, daß man diese meine These durch Nachprüfung meiner sämtlichen finnischen Ortsnamenarbeiten einer Kontrolle unterzieht, da die ständige Wiederkehr derselben Sprachelemente bei den einzelnen finn.-ugr. Stämmen meine Deutungen nicht unwesentlich stützt. Eine weitere Stütze dieser Deutungen sehe ich in der Häufigkeit des Vorkommens der von mir

benutzten Wörter in der finnischen und estnischen Namengebung. Meine tscheremissischen Namenlisten sollten die auf diesem Sprachgebiet möglichen Namentypen feststellen. Ich habe nicht erwartet, daß die Namen auf *-nur* und *-ner* vielfach im Merja-Gebiet angetroffen werden, weil es keine Gewässer-, sondern Ortsnamen sind und diese letzteren beim Wechsel der Bevölkerung leichter verschwinden. Dazu kommt, daß die zweiten Teile finnisch-ugrischer Komposita von den Russen besonders oft übersetzt werden. Immerhin habe ich den ganz evident zum Tscheremissischen stimmenden Namen *Ninur* im Kr. Kasimov G. Rjazań und im Kr. Melenki G. Vladimir feststellen können. Der Einwand Ravilas, daß dieses Gebiet außerhalb des alten Merja-Gebietes läge, bedarf der Begründung, die bei ihm fehlt. Ich werde in meiner mordwinischen Arbeit zu zeigen haben, daß die Namen des von den Mordwinen und den zu ihnen gehörigen Stämmen bewohnten Gebietes ganz anders aussehen als diejenigen der Merja und Tscheremissen.

In meiner Beweisführung von der sprachlichen Verwandtschaft von Merja und Tscheremissen spielt nicht nur die Gleichung *Merja* : *Mari* eine Rolle, sondern auch andere Etymologien sind dabei wichtig. Eine besonders charakteristische ist diejenige des Flußnamens *Irmiź* im Kr. Suzdal', der deutlich mit tscherem. *irmizə* 'Rebhuhn' zusammenhängt. Das tscheremissische Wort ist zusammengesetzt aus tscherem. *ir* 'wild' und *mizə* 'Haselhuhn'. Ravila übergeht dieses für ihn unbequeme Beispiel mit Stillschweigen[1]). Ebenso ist es anderen Namen ergangen: *Simbas* im Kr. Buj: tscherem. *šimpatš* 'Hermelin' und *Šormanga* im Kr. Pošechoń: tscherem. *šurmaŋgə* 'Marder'. Zwei Flußnamen *Jukša* sind von mir angeführt worden: 1. im Kr. Jurjevec, 2. im Kr. Suzdal'. Beide habe ich zu tscherem. *jüktšö* 'Schwan' gestellt. Ravila hat auch sie vorgezogen zu ignorieren.

Ganz offenkundig zu tscherem. *äŋgər* 'Bach' gehören mehrere Gewässernamen, die im Russischen *Ingirъ*, *Ingerъ* ergeben haben.

[1]) Dieses Übergehen ist besonders auffällig, weil der von R. zitierte Absatz über *Meza* auch noch einen Hinweis auf *Irmiź* enthält und daselbst auch ein einwandfrei tscheremissischer Beleg für diesen Flußnamen zitiert wird.

Sie finden sich: 1. im Kr. Kologriv, 2. im Kr. Nerechta, 3. im Kr. Gorochovec, 4. im Kr. Galič, 5. im Kr. Sudogda. Die Beweiskraft dieser Namen will R. durch die Etymologie des tscheremissischen Wortes schwächen. Nach Setälä gibt es dafür eine uralische Deutung. Ravila stellt sie in Abrede und will das Wort als Entlehnung aus dem Turkotatarischen deuten. Ich halte es unabhängig von der Herkunftsfrage des Wortes *ӓnгər* für unzweifelhaft, daß hier eine lexikalische Übereinstimmung zwischen Merjanisch und Tscheremissisch vorliegt, zumal das Wort auch in Komposita wie *Lyngiŕ* Kr. Buj: tscherem. *ləi̯* „Marder", *Nengiŕ* Kr. Vladimir: tscherem. *ni, ni̯i̯* 'Bast' vorliegt. Vgl. bei mir auch *Singiŕ* Kr. Vjazniki und *Šingiŕ* Kr. Soligalič. Ravilas Einwand, daß diese Gebiete ursprünglich nicht zum alten Merja-Gebiet gehört haben, befremdet in hohem Maße, denn das nordöstlich bzw. östlich davon gelegene Galič lag noch im Merja-Lande, wie sein Name Galič Merskoj zeigt. Der sonst mögliche Einwand, daß *Ingiŕ* turkotatarischen Einfluß widerspiegeln könnte, kann widerlegt werden durch den Hinweis, daß turkotatarische Gewässernamen sonst so weit westlich nicht vorkommen und man sich auf dem ganzen Gebiet zwischen Saratov und Nižnij-Novgorod vergeblich nach *Ingiŕ*-Bächen umsehen würde. Unverständlich ist mir die Äußerung Ravilas „in den nördlichen Kreisen des Gouv. Vladimir" und im Gouv. Jaroslavl' sei kein einziger Ingiŕ-Fall von mir nachgewiesen worden. In dem sehr früh von den Russen kolonisierten Gebiet von Jaroslavl' ist die Russifizierung gründlicher vor sich gegangen als im Vladimir-Gebiet, daher sind dort auch weniger Spuren der alten Bevölkerung übrig geblieben. Und was das Gouv. Vladimir betrifft, so kann ich nur bitten, meine Ingiŕ-Belege mit der Karte zu vergleichen.

Verschiedene Namen wie *Šorna* (*Šerna*) Kr. Pokrov und Šuja, *Šarna* Kr. Ljubim und Kr. Bogorodsk G. Moskau habe ich in meiner Arbeit auf die Entsprechung von tscherem. *šarʌńə* 'Salweide' zurückgeführt. Diese Deutungen und einige andere beanstandet Ravila mit Hinweis darauf, daß hier älteres *s*- vorliegt, das erst spät im Tscheremissischen zu *š*- geworden sei.

Ich halte auch diese Deutungen für evident. Ich habe nicht behauptet, die zugrunde liegenden merjanischen Laute genau zu kennen. Die Deutungen von einem Worte für „Weide" sind aber so naheliegend, daß man sich wundern müßte, wenn es keine Gewässernamen mit der Bedeutung „Weide" hier gegeben hätte. Das *ś-* erklärt sich auch als Substitution für fremdes *s-*, welches in der Artikulation vom russischen *s-* abwich. Ähnliches findet sich bei einzelsprachlichen deutschen Lehnwörtern im Slavischen nicht selten. Schließlich wäre aber auch denkbar, daß im Merjanischen der Wandel von *s-* zu *ś-* früher eingetreten wäre als im Tscheremissischen. Auch für einen solchen Vorgang lassen sich viele Parallelen aus anderen Sprachgebieten beibringen.

Ganz unberechtigt sind schließlich Ravilas Zweifel bei *Meza*, das ich mit tscherem. *mizə* 'Haselhuhn' verglichen habe. Ravila glaubt dieser Etymologie den Todesstoß zu versetzen durch den Einwand, hier habe altes *d'ź* oder *d'ž* vorgelegen. Der Wandel von *dz* zu *z* oder eine Lautsubstitution von russ. *ź* für fremdes *dź* macht einem Kenner der russischen Sprachgeschichte keine Schwierigkeiten. Vgl. russ. N. pl. *bozi* aus *bodzi*, russ. *pol'za* aus *pol'dźa* usw. Sehr bezeichnend ist es, daß Ravila sich positiv über die Zugehörigkeit der Merja überhaupt nicht äußert. Zweifelt er an deren finnisch-ugrischer Herkunft, die durch die Nestor-Chronik erwiesen wird? Bringt er sie etwa näher mit Westfinnen oder Mordwinen zusammen? Für ihren finnisch-ugrischen Charakter sprechen schließlich auch Namen wie *Jug*. Die anderen Theorien würden sich aber unschwer widerlegen lassen.

Wenn die zweiten Bestandteile tscheremissischer Namen wie *-ner*, *-nur* usw. in unserem Material nicht öfter wiederkehren, dann ist das kein Wunder, weil die Russen bei solchen Komposita die zweiten Teile meist übersetzen. Ich habe auch die recht umfangreichen Übersichten tscheremissischer Namentypen deswegen in meiner Arbeit aufgeführt, weil sie Klarheit über die im ersten Teile solcher Komposita möglichen Elemente bringen können. R. vermißt in meiner Arbeit ein ausführliches Kapitel über Lautentsprechungen. Ich habe nach reiflicher

Überlegung auf ein solches verzichtet. Die Lautentsprechungen der früh von den Russen besetzten Gebiete sehen anders aus, als diejenigen der spät russifizierten Landschaften. Sogar die Namen nahe voneinander gelegener Gewässer können lautlich verschieden sein. Im Novgoroder Gebiet geht sowohl *Seregěrь* auf *Särkijärvi* zurück, wie *Seližarovka* auf *Särki-*. Kein vernünftiger Linguist kann eine dieser Deutungen bezweifeln, weil in dem einen Fall die slavische Palatalisierung des Gutturals eingetreten, in dem anderen aber unterblieben ist. Die Kenntnis von der Merja-Sprache können uns fast nur geographische Namen vermitteln. Aus diesem Grunde müssen wir zuerst gesicherte Etymologien solcher Namen finden und aus ihnen die Lautgesetze ablesen. Keineswegs aber dürfen wir evidente Etymologien den Lautgesetzen zuliebe opfern, die einer vorgefaßten Meinung entspringen. Trotzdem habe ich bei meinen Deutungen immer die sprachgeschichtlichen Möglichkeiten des Russischen im Auge gehabt. Sie sind allerdings nicht ganz einfach, hauptsächlich wegen der mit dem Akańje zusammenhängenden Erscheinungen, die sehr stark von der Akzentstelle abhängig sind. Das Akańje kann man nämlich in den amtlichen Ortsnamenformen mitunter auch bis ins *o*-Gebiet verfolgen. Hier wird man in vielen Fällen klarer sehen, wenn uns erst die Akzentstelle der russischen Namenformen bekannt sein wird. Wenn z. B. für den Fl. *Śarma* im Kr. Pošechoń russische Endbetonung festgestellt würde, würde meine auch jetzt naheliegende Vergleichung mit tscherem. *šormo* 'Marder' gesichert sein.

Höchst bedenklich finde ich aber Ravilas Grundsatz, die russischen Transkriptionen tscheremissischer Namen als Grundlage für die Beurteilung der Lautverhältnisse bei merjanischen Namen anzusehen. Mit dieser Methode könnte man dazu kommen, die Herkunft solcher Namen wie *Seregerь* von *Särkijärvi* zu leugnen, weil *Sjargozero* einen anderen Vokal in erster Silbe zeigt als *Seregerь*.

Abgesehen von wenigen Einzelbemerkungen (bes. am Schluß) zeigt die Besprechung Ravila's wenig Neigung auf die Probleme wirklich einzugehen. Sie gibt mir weder einen Anlaß meine methodischen Grundlagen der Ortsnamenforschung zu ändern,

noch macht sie mich an meiner Ansicht von der nahen Zusammengehörigkeit von Merja und Tscheremissen irre. Nicht wenige meiner Etymologien werden von R. mit Stillschweigen übergangen, darunter solche wie *Irmiź*, die Zweifel darüber aufkommen lassen, ob er überhaupt die ganze Arbeit durchgelesen hat. Einen Versuch, das Material zu bereichern, unternimmt er überhaupt nicht.

Berlin. M. Vasmer.

Zur Bedeutungsentwicklung von slav. *besěda*.

Das Wort *besěda* ist allgemein in den slavischen Sprachen verbreitet; vgl. Berneker EW I S. 52. B. bringt das Wort in Zusammenhang mit **sěd'ǫ sěděti* (als **bez-sěda*, mit *bez* in der alten Bedeutung 'außerhalb'). Diese Erklärung läßt sich stützen durch eine Parallele aus dem Nordgermanischen, an. *útiseta* 'Außensitzen zur Nachtzeit zum Zweck des Wahrsagens und der Prophezeiung', *sitja úti* 'außensitzen zu jenem Zweck', *útisetumaðr* 'Zauberer, der sich abgibt mit útiseta'[1]). Vgl. Vǫluspá 28[2]): „Ein sat hon úti, þá er inn aldni kom Yggiungr ása, ok í augo leit: hvers fregnid mik? hví freistid mín? allt veit ek, Ódinn, hvar þú auga falt: . . .". („Allein saß sie draußen [die Wahrsagerin], als der Alte kam, der Yggiungr der Asen und [sie] blickte [ihm] ins Auge: „Was fragt ihr mich? Warum versucht ihr mich? Alles weiß ich, Odin, wo du das Auge verborgen: . . ."), Fornmanna sögur[3]) Bd. VII, S. 275: „Svá segja menn at Gunnhildr, er Símon hafði átt, fóstra Hákonar,

[1]) Bei den hier zitierten Belegstellen handelt es sich um die auch bei Nichtindogermanen viel verbreitete Inkubation, von den Griechen *ἐγκοίμησις* genannt, die Sitte, in einem Heiligtum oder an einem anderen heiligen Platz zu schlafen oder wenigstens die Nacht zu verbringen, mit der Absicht, göttliche Offenbarungen, speziell zum Zweck der Hilfe, zu erlangen; vgl. Beth Religion und Magie (Leipzig-Berlin 1927) S. 60f. Die meisten Inkubationen stehen mit dem Totenreich in Verbindung; s. das. S. 69.

[2]) S. Edda, die Lieder des Codex regius, hgb. Neckel (Heidelberg 1927), S. 7.

[3]) Kopenhagen 1832.

lèti sitja úti til sigrs honum, [en þat var rád at þeir skyldi berjast vid Ínga um nótt en aldri um dag, ok þá myndi hlýda; en þórdís skeggja er sú kona köllud, sem sagt er at úti sætí en eigi vitum vèr sann á því.“ („So sagen die Leute, daß Gunnhildr, die Símon gehabt hatte, die Pflegemutter des Hákon, außensitzen ließe zu seinem Siege, und das war der Rat: sie sollten sich schlagen mit Íngi bei Nacht, aber niemals am Tage, und da würde es gelingen; und Þórdís skeggja heißt die Frau, von der man sagt, daß sie draußen säße, und nicht wissen wir die Wahrheit darüber.“) Borgarthings-Christenret cap. 16[1]): „þæt er ubota værk at sitia uti“. („Das ist bußloses Werk [n. l. eine Tat, die man nicht durch Bezahlung einer Buße sühnen kann]: draußen zu sitzen.“) Orkneyínga saga 234[2]): „Sveinn var mikill madr ok sterkr, svartr ok heldr úhamíngjusamligr; hann var forn mjök, ok hafdi jafnan úti setið; hann var stafnbúi jarls.“ („Sveinn war ein großer und starker Mann, schwarz und ziemlich unheilvoll; er hing am alten und hatte immer draußen gesessen; er war der Stevenmann des Jarls.“) Das. 246[3]): „En Sveinn brjóst-reip gekk út ok sat úti um nóttina eptir venju sinni.“ („Und Sveinn Brustseil ging hinaus und saß draußen die Nacht nach seiner Gewohnheit.“) Heilagra manna sögur II, S. 411[16] [4]): „Hinn fyrra lut æfe sinnar var hann heidinn ok hofdingi annarra illvirkia, hinn frægazti at utisetum ok allzkonar odadum, en leidrettiz med þessum hætti, sem nu munu þer heyra.“ („Im ersten Teil seines Lebens war er heidnisch und ein Häuptling anderer Übeltäter, der Berühmteste im Außensitzen und in allerhand Untaten und er besserte sich auf die Weise, die ihr jetzt hören werdet.“) Nyere Gulathings Kristenret[5]): „Galdrar ok ger(n)ingar ok [sa er kallar nokorn mann trollridv] spadommar ok at

[1]) S. Norges Gamle Love hgb. Keyser u. Munch (Christiania 1846) Bd. I S. 350.

[2]) S. Icelandic sagas (hgb. Vigfusson, London 1887) Bd. I, S. 108.

[3]) S. das. S. 114.

[4]) Hgb. Unger, Christiania 1877.

[5]) S. Norges Gamle Love hgb. Keyser u. Munch (Christiania 1848) Bd. II, S. 308.

trva a landvættir at se j lvndum æda haugum æda forsom sva ok vtti sættor at spyria orlaga." („Zaubergesänge und Hexereien und [wer einen anderen Trollreiter nennt] Prophezeiungen und an Landwichte zu glauben, daß sie in Wäldern oder Hügeln oder Wasserfällen seien, so auch die Außensitzungen zum Erfragen des Schicksals . . .") Skíðaríma 56[1]): Fundu þeir í fjörunni mann, frá eg hann Ölmód heita, útisetuna eflir hann, og ætlar spádóms leita." („Da fanden sie am Strande einen Mann, da erfuhr ich, er heiße Ölmód, Draußensitzungen hält er ab und er gedenkt, Prophezeiung zu suchen").

Stjórn.[2]) S. 492[6]: „Hon svaradi. þv ært af monnvm Saul konvngs oc er þer ægi vkvnnict at han hefir latid drepa oc ma af iordunni alla visdomsmæstara oc vtisetomenn." (Sie antwortete: „Du bist von den Männern des Königs Saul, und es ist dir nicht unbekannt, daß er hat erschlagen lassen und von der Erde tilgen alle Zauberer (eig. Meister der Weisheit) und Draußensitzmänner").

Auch in den altnorwegischen Rechtsquellen des ält. Gulathings-Lov und des Frostathings-Lov kommt *útiseta* vor, aber mit der hinzugefügten Erklärung: „at vekia troll upp . . ." („um Trolle aufzuwecken . . ."), vgl. Gulathings-Lov Cap. 32[3]), wo es sich handelt um Leute, die friedlos gelegt werden und ohne Anspruch auf Buße getötet werden dürfen: „. . . Menn þeir er lif sitt lata firi þyfscu oc utilego hvárt sem þeir rena a skipum. æða a lande oc sva firi mord oc fordædo skape. oc utisetu at vekia troll upp. at fremia heiðrni med þvi". (Männer, die ihr Leben lassen bei Diebstahl und Räuberei, ob sie nun rauben auf Schiffen oder im Lande, oder beim Mord und bei Hexerei, und beim Außensitzen, Trolle aufzuwecken und damit heidnisches Wesen zu treiben . . ."). Vgl. auch die korrespondierende Stelle Frostathings-Lov 5, 45[4]).

Berlin. L. Wanstrat.

[1]) Hgb. Maurer, Abhandlungen d. philos.-philol. Kl. d. bayr. Akad. d. W. Bd. 12 (München 1871) S. 227.

[2]) S. Gamelnorsk bibelhistorie hgb. Unger. Christiania 1862.

[3]) S. Norges Gamle Love Bd. I S. 19.

[4]) S. Norges Gamle Love Bd. I S. 182.

Urslav. *glazъ* auch im Südslavischen?

„Значајан је назив Ђуров глас (ридо) у Рапешу које је за цело еуфемизам за газ 'гуз', јер реч глас не долази као топономастичка основна реч" schreibt P. Skok 1933 (Гл. Ск. Научн. Друштва Bd. XII, S. 206). Das Dorf Rapeš liegt südlich von Prilĕp (Karte ebd. S. 195).

Weshalb hier ein Euphemismus vorliegen soll, wo ein ganz harmloser Körperteil zu nennen wäre, der in der Toponomastik auch sonst belegt ist, bleibt mir unklar [vgl. ebd. S. 207 den Namen *Mèrigaz* (Akzent??), S. 208: *Dujgaz*]. Ebenso das tertium comparationis zwischen dem Bergrücken und dem des Gjuro[1]). An **glasъ* ist nicht zu denken, wohl aber an urslav. **glazъ* 'Stein' vielleicht 'runder, abgeschliffener Stein', das wir aus dem Polnischen und Russischen (E. Berneker, EWb. 301) kannten, und das im Südslavischen eben nur in der Ortsnamengebung bewahrt wäre. Der Name *Gjurov glas* bedeutete demnach 'Stein (Fels) des Gjuro'.

Ebenso deute ich den Flußnamen *Glazna r.* = 'Kamenica', 'steiniger Fluß'.

[Die Glazna ist ein Zufluß der Mechomiṣka r., die ihrerseits in die Mesta mündet, wo diese die Gegend Razlog verläßt (vgl. Näheres bei V. Kǎnčov, Orochidrografija na Makedonija, Plovdiv 1911, S. 146, 182, 183.)]

Hoffentlich finden sich weitere Belege für **glazъ* und Abll. unter den Ortsnamen Mazedoniens, denn, obwohl die beiden eben versuchten Deutungen einander zu stützen scheinen, möchte ich sie vorläufig doch nur als eine heuristische Vermutung gewertet wissen.

Berlin-Grunewald. B. von Arnim.

[1]) Größe? Form? Handelt es sich um den Typus des *Čatal kaja*? Um eine Vertiefung, die als Abdruck aufgefaßt werden kann?

Besprechungen.

Die altrussische und altukrainische Literaturforschung in den Jahren 1926—1936[1]).

Der vorliegenden Übersicht müssen einige prinzipielle Bemerkungen vorausgeschickt werden: über die zeitliche Begrenzung der alten ostslavischen Literatur, den Anteil der einzelnen ostslavischen Stämme daran und den Umfang des hier zu berücksichtigenden Stoffes.

Die Grenzscheide zwischen alter und neuerer ostslavischer Literatur wird häufig in den Reformen Peters des Großen gesehen. Eine solche Einteilung geht jedoch von äußeren Gegebenheiten aus und berücksichtigt nicht das Wesen der literarischen Wandlung, d. h. den Grad der Aufnahme und Verarbeitung westeuropäischer Formen und Ideen im literarischen Schaffensprozeß. Der unter Peter I. erfolgten politischen Rückgliederung Rußlands nach Westeuropa war ja eine geistige Durchdringung des Ostens mit westeuropäischem Gedankengut — in der Ukraine früher, in Großrußland später — vorausgegangen. Gudzij datiert mit Recht den Beginn der neueren russischen Literatur in die Mitte des 17. Jahrh., obgleich er in seiner Übersicht auch die ersten Jahre des 18. Jahrh., d. h. die Zeit bis zum Beginn des Klassizismus in der großrussischen Literatur berücksichtigte. Eine genauere Abgrenzung zwischen alter und neuerer ostslavischer Literatur wird dadurch erschwert, daß das 17. Jahrh. Stiefkind der russischen Forschung geblieben ist. Auf die wichtige Frage, wann und in welchem Umfang der Osten mit der westeuropäischen Literatur bekannt wurde, würden jene viele Übersetzungen westeuropäischer Werke genauere Auskunft geben, die handschriftlich in den Archiven vorliegen, aber weder veröffentlicht noch nennenswert bearbeitet sind. Abweichend von Gudzij führen wir nur an die Petrinische Zeit heran und behalten uns vor, selbst aus dem Ende des 17. Jahrh. solche russische Werke auszuschalten, die dem Gehalt und der Form nach eindeutig der neueren russischen Literatur angehören.

Heiß umstritten wenn auch wissenschaftlich nicht so schwierig zu lösen, ist die Frage der Abgrenzung zwischen russischer und ukrainischer Literatur. Der heute von den Ukrainern geführte politische und nationale Kampf um eine kulturelle Eigenständigkeit bedingt, daß

[1]) Vgl. den Bericht für 1914—1926 von N. Gudzij Ztschr. Bd. V S. 153—175, 418—471, Bd. VI S. 258—269, der hier teilweise ergänzt wird.

eine jede Scheidung zwischen diesen beiden Literaturen auf Widerspruch stoßen muß: denn während die Ukrainer für sich eine Literatur seit den Anfängen des ostslavischen Schrifttums beanspruchen, pflegen die Russen zumeist außer der galizischen nur eine neueste ukrainische Literatur anzuerkennen. Bewußt werden in diesem Bericht die Anfänge der ukrainischen Literatur an das Entstehen einer gesonderten ukrainischen Literatursprache geknüpft. Die ersten Bemühungen um die Schaffung einer ukrainischen Literatursprache lassen sich aber erst für die zweite Hälfte des 15. Jahrh. nachweisen. Seit dem 13. Jahrh. treten allerdings ukrainische Sprachmerkmale in den Texten auf und die ukrainische Urkundensprache unterscheidet sich merklich von der großrussischen. Als eine gesonderte Sprache wird das Ukrainische jedoch erst seit Mitte des 15. Jahrh. empfunden. Erst damals entstand der Wunsch, kirchenslavische Texte der Umgangssprache anzupassen, sie ins Ukrainische zu übersetzen, wobei sich die Änderungen nicht nur auf den Wortschatz, sondern — was besonders hervorgehoben sei — in starkem Maße auch auf den Satzbau erstreckten. Interessante Belege dafür bietet V. Peretz (vgl. unten).

Was den Umfang des hier zu berücksichtigenden Stoffes anbelangt, so ist der Rahmen möglichst weit gespannt. Das alte Rußland hat nie eine ästhetische Theorie besessen; es kannte keine Literatur im modernen Sinn des Wortes, sondern nur Zweckschriften; sie dienten der Regelung des diesseitigen Lebens, waren aber zumeist auf das Jenseits bezogen. Eine Scheidung zwischen Literatur und Schrifttum, wie sie vereinzelt für die ostslavische Welt unter Zugrundelegung ästhetischer Wertungen angestrebt wird, ist auf das Entschiedenste abzulehnen. Die russische Literaturforschung hat sich einstweilen noch mit sämtlichen Arten der ostslavischen Schriftdenkmäler, soweit sie nicht nackte Anordnungen, geschäftliche Notizen usw. darstellen, philologisch sichtend und sammelnd auseinanderzusetzen, ehe sie an das Treffen einer Auswahl denken kann.

I. Altrussische Literatur.

Infolge des politischen Umbruchs wurden in der Sowjetunion auch für die Wissenschaft neue Wege gefordert, und den methodologischen Fragen wurde größte Bedeutung zugemessen[1]). In der russischen Literaturwissenschaft, soweit sie sich mit der neueren Zeit beschäftigte, schien anfangs die auf Walzel zurückgehende „formale Methode" siegreich, wie überhaupt den deutschen literaturwissenschaftlichen Methoden in Diskussionen und Veröffentlichungen viel Beachtung

[1]) Vgl. V. Voznesenskij *Die Methodologie der russischen Literaturforschung in den Jahren 1910—1925*, Ztschr. Bd. IV S. 145ff., Bd. V S. 175ff.

geschenkt wurde[1]). Von den „Formalisten" meist jüngeren Wissenschaftlern, wurde auch die Ausdehnung dieser Methode auf die Erforschung der altrussischen Literatur gefordert und damit die Frage nach dem Gegenstand einer modernen Literaturgeschichte des alten Rußlands überhaupt aufgeworfen. Ehe aber der Streit um die Methode ausgetragen war, erging 1929 in der Sowjetunion das Verbot der Veröffentlichung „formalistischer" Arbeiten und die historisch-materialistische Methode wurde als die allein zulässige angeordnet[2]). Der Klassenkampf sollte nun zum Leitmotiv sämtlicher historischer Disziplinen werden. Daraus erklärt sich auch, warum die in der Sowjetunion erschienenen literaturkundlichen Aufsätze meist von Erörterungen soziologischer Fragen gleichsam umrahmt sind. Ausgehend von dem Grundsatz, daß es eine reine Wissenschaft weder gibt noch jemals gegeben hat, da die Wissenschaft stets im Dienste dieser oder jener sozialen Klasse steht, unterzog M. Jakovlev *Sravnitel'nyj metod v issledovanijach o russkoj literature epochi feodalizma*, Trudy otd. dr.-russk. literatury Bd. I, 1934, S. 299—326, die Arbeitsmethoden und Ergebnisse der russischen vergleichenden Literaturkunde einer scharfen aber unberechtigten Kritik, wobei er sich in stärkstem Maße auf das marxistisch-leninistische Schrifttum stützte. Er hält eine Untersuchung der literarischen Einflüsse nur soweit für zeitgemäß als sie durch die Gesetze des dialektischen Materialismus erklärt werden[3]). Auch V. Peretz ergriff zu diesem Problem das Wort: *K voprosu o sravnitel'nom metode v literaturovedenii*, ebda. S. 327—339. Er wies auf die Gefahren und Vorzüge der bei weitem noch nicht veralteten vergleichenden Methode hin und hob hervor, daß soziologische Gesichtspunkte auch der früheren russischen Wissenschaft z. B. den Arbeiten von A. N. Veselovskij nicht fremd waren.

Aus den angegebenen Gründen ist es zu größeren Untersuchungen von Form und Gehalt auf dem Gebiet des altrussischen Schrifttums nicht gekommen. Damit sei nicht gesagt, daß Formprobleme kein Interesse fanden. Sie wurden z. B. von Vl. Peretz und A. Nikol'skaja

---

[1]) Aufsätze von Walzel, Dibelius, Vossler, Spitzer erschienen in russischer Übersetzung, vgl. *Problemy literaturnoj formy*, Leningrad 1928. Von den zahlreichen Orientierungsschriften seien hier nur genannt: Liucner *Metodologičeskije iskanija v oblasti literaturovedenija v Germanii*, Moskau 1931, Fr. Schiller *Literaturovedenije v Germanii*, Moskau 1934 usw.

[2]) Vgl. Jahrbücher f. Kultur und Geschichte der Slaven N. F. Bd. XI S. 238.

[3]) Ausschließlich politisch orientierte Aufsätze wie A. Orlov *Kniga — orudije social'noj bor'by*, Trudy kom. po dr.-russk. literature, Bd. I, 1932, S. 1—11 finden in diesem Bericht keine Berücksichtigung.

häufig in den Kreis ihrer Betrachtungen einbezogen, allerdings, wie wir sehen werden, in Fortführung der alten auf Veselovskij und Potebnja zurückgehenden Tradition.

Zum Fragenkomplex nach Gegenstand und Methode der altrussischen Literaturkunde sind aus unserer Berichtsperiode zu nennen[1]: P. Sakulin *Russkaja literatura. Sociologo-sintetičeskij obzor literaturnych stilej. I. Literaturnaja Starina*, Moskau 1928, 206 S. (= Teorija i istorija iskusstv Lief. 12); Sakulin sieht in der altrussischen Literatur einen gleichartigen und gleichwertigen Teil der gesamten russischen literarischen Entwicklung, die einheitlich auf historisch-soziologischer Grundlage zu untersuchen sei. Sakulin nennt seine Darstellung eine Geschichte des altrussischen poetischen Kunstschaffens — nicht aber eine des „künstlerischen Wortes" —, wodurch er den Kreis der ihn interessierenden „Kunstwerke" stark einengt. Das Schwergewicht wird auf die Behandlung des „weltlichen" Stils gelegt ungeachtet des vorwiegend religiösen Charakters der altrussischen Literatur. Der „geistliche" Stil tritt bei S. stark in den Hintergrund, er wird auf 34 Seiten kurz abgetan. Als Stilgeschichte gedacht, dringt dieses Buch keineswegs in die Probleme ein und ist in vielfacher Beziehung unbefriedigend (vgl. auch seine deutsch erschienene Literaturgeschichte weiter unten und Sborník prací I. Sjezdu slov. filologů v Praze 1919, Bd. II, Prag 1932, S. 343—345). — Von anderen Voraussetzungen geht R. Jagoditsch aus: *Zur Methode und Systematik der Geschichte der altrussischen Literatur*, Jahrbücher f. Kultur und Geschichte der Slaven, N. F. Bd. XI, 1935, S. 223—41. Gleich den Formalisten lehnt Jagoditsch die bisherige Richtung der altrussischen Literaturwissenschaft ab zugunsten einer rein künstlerischen Betrachtung der Literaturdenkmäler, die jedoch getragen werden müsse von einem immanenten Verstehen des religiösen Wesenskernes der altrussischen Kultur und einem Einfühlen in deren eigenartige künstlerische Kategorien. Die bisherige philologische Methode der Literaturbetrachtung habe ihre Aufgaben erfüllt, da die altrussische Schrift- und Realienkunde zu hoher Vollkommenheit gediehen sei (S. 224). Jagoditsch verschließt sich aber der Einsicht, daß eine künstlerische Bewertung des altrussischen Schrifttums, soweit sie stilkritisch, stilhistorisch und letzten Endes auch stilanalytisch, nicht ausschließlich ästhetisch unterbaut sein will, nur einsetzen kann, wenn die gesamte schriftliche Überlieferung philologisch und historisch in mühsamer Kleinarbeit aufgearbeitet vorliegt, was trotz Jagoditschs Behauptung bei weitem noch nicht der Fall ist. Selbst zugegeben, daß eine altrussische Literaturgeschichte als reine Kunstbetrachtung anzustreben sei, was mir fraglich

[1]) V. Keltujala *Metod istorii literatury. Schema ist. literaturnogo poznanija*, Leningrad 1928 gehört nicht in diesen Zusammenhang.

erscheint, so kann daran erst gedacht werden, wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, die Datierungsfragen geklärt sind. Allein der Umstand, daß die altrussische Literatur in bedeutendem Maße aus Übersetzungen besteht, rechtfertigt die Heranziehung der philologischen Methode in weit stärkerem Maße, als sie bei anderen alten Literaturen erforderlich ist[1]). — Ähnliche Gedanken wie Jagoditsch äußerte zum Teil Fürst N. Trubetzkoj Versty Bd. I, 1926, S. 164ff. — Ferner berührt einige methodische Fragen mit der Forderung von Stil-(Genre-) Untersuchungen A. Orlov *K izučeniju srednevekov'ja v russkoj literature* in Pamjati P. N. Sakulina, Moskau 1931, S. 186—194. An einer Reihe gemeinsamer Züge zwischen russischen und westeuropäischen Entwicklungsstadien wird die Berechtigung des Terminus „mittelalterlich" für die russische Literatur bis zum Beginn des 17. Jahrh. zu erweisen gesucht. — A. Orlov *Kniga russkogo srednevekov'ja i jeje enciklopedičeskije vidy*, Doklady Akademii Nauk 1931 Nr. 3 S. 37—51, wirft auch im Einklang mit dem vom Russischen Buch-, Dokument- und Briefmuseum für 1931/32 aufgestellten Arbeitsplan die Frage auf, ob das russische Mittelalter Encyklopädien besessen habe; er sichtet die verschiedenen, ein geschlossenes Weltbild vermittelnden Literaturgattungen des alten Rußlands, ohne zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen, weil der Begriff Encyklopädie selbst für Westeuropa noch nicht eindeutig geklärt sei. — Gegen die Ausführungen von P. Bogatyrev und R. Jakobson in *Die Folklore als eine besondere Form des Schaffens*[2]) protestiert Ju. Sokolov *Folkloristika i literaturovedenije* in Pamjati P. N. Sakulina, Moskau 1931 S. 280—289, und weist auf die enge Verbundenheit von Literaturkunde und Folkloristik in bezug auf die Forschungsmethoden hin. Die Folklore mit ihrer „Vielschichtigkeit" als wesentliche Eigentümlichkeit stelle nur einen Teil der Literatur dar und müsse daher von der Literaturkunde mit einbezogen werden.

Es ist bezeichnend, daß in der Russischen Sowjetunion während der letzten Jahre keine einzige größere Zusammenfassung der Geschichte der altrussischen Literatur erschienen ist. Auch der von P. Sakulin für das von O. Walzel herausgegebene Handbuch der Literaturwissenschaft (Potsdam-Wildpark, Athenaion-Verlag 1930) geschriebenen Übersicht der altrussischen Literatur merkt man die Interessenlosigkeit des Verfassers für den von ihm behandelten Stoff an[3]). Sakulin nennt seine Betrachtungsweise historisch-soziologisch

---

[1]) Vgl. auch den Vortrag von R. Jagoditsch auf dem 2. Internationalen Slavistenkongreß: *Der Stil der altrussischen Vitae. Ein Beitrag zur Methodik und Systematik der altrussischen Literaturgeschichte.* Księga referatów, 2. Sektion, Warschau 1934, S. 62ff.

[2]) Donum natalicum Schrijnen. Nymwegen-Utrecht 1929.

[3]) Besprochen von Je. Ljackij Slavia Bd. XI S. 361—364.

und verspricht sogar die literarischen Einflüsse soziologisch zu deuten. Dabei gehört seine Darstellung zu den unhistorischsten überhaupt, und aus der Soziologie finden in diesen Abschnitten nur Gemeinplätze Aufnahme. Wie wenig sich der Verfasser bemühte, in den Geist der altrussischen Kultur einzudringen, beweist u. a. seine Behauptung, daß die Selbstherrschaft (samoderžavije!) zu den höchsten Prinzipien dieser Kultur gehört habe. Er beginnt, wie man es im Anfangsstadium der russischen Literaturkunde tat, mit der russischen Volksdichtung, ohne sie als „gesunkenes Kulturgut" zu behandeln; es folgen oberflächliche allgemeine Darstellungen der verschiedenen Literaturgattungen, auf Einzelheiten geht Sakulin kaum oder gar irreführend ein; um Gesamtübersichten zu geben, fehlen ihm aber die nötigen Voraussetzungen. Eine alte ukrainische Literatur kennt er nicht, da angeblich die ukrainische Literatur erst Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrh. ihr eigenes Gesicht erhalten habe. Im übrigen stellt dieses deutsche Werk von Sakulin zum Teil eine Übersetzung der oben genannten russischen Literaturgeschichte dar. — Bei weitem besser, wenn vielleicht auch nicht in allen Teilen befriedigend, scheint das mir augenblicklich nicht zugängliche litauische Werk von B. Sruoga *Rusų literatūros istorija*, Kaunas 1931, zu sein, vgl. die Besprechung von A. Tyminskij Slavia Bd. XIII S. 495—500. — Einen Beweis für das rege Interesse, das Italien neuerdings der Slavenwelt entgegenbringt, stellt unter anderm die vielbändige Geschichte der russischen Literatur von E. Lo Gatto dar: *Storia della letteratura russa*, deren erster Band der altrussischen Literatur bis zum 16. Jahrh. unter Einbeziehung der Volksdichtung gewidmet ist (Rom 1928, XII + 294 S. = Pubblicazioni dell'„Istituto per l'Europa Orientale" 1. Serie, Bd. 14 Lief. 1).

Aus dem Gebiet der Hilfswissenschaften seien genannt: E. Karskij *Slavjanskaja kirillovskaja paleografija*, Leningrad 1928, XI + 494 S., M. Speranskij *Tajnopiś v jugo-slavjanskich i russkich pamjatnikach pišma*, Leningrad 1929 162 S. (= Enciklopedija slavjanskoj filologii Bd. 4, 3)[1]) und die Handschriftenbeschreibung von V. Sreznevskij und F. Pokrovskij *Opisanije rukopisnogo otdelenija biblioteki Akademii Nauk SSSR I. Rukopisi, Bd. 3 Lief. 1 (VI. Geschichte)*; sie behandelt 196 Papierhandschriften historischen Inhalts, von denen 91 Handschriften auf die Zeit vom 15. bis 18. Jahrh. excl. entfallen. — Als Nachschlagewerk wird der Literarhistoriker auch die Zusammenstellung von N. Baumgarten *Chronologie ecclésiastique des terres russes du X-e au XIII-e siècle*, Rom 1930, 177 S (= Orientalia Christiana Bd. XVII Lief. 1) benutzen. Sie reicht bis 1240 und bietet

[1]) Vgl. die Besprechung von G. Iljinskij Byzantinoslavica Bd. II, 1930, S. 432—436.

im Anhang ein Verzeichnis der Bischöfe und Bischofssitze in Rußland. Auf ihre Zuverlässigkeit müßte sie noch nachgeprüft werden.

Den angeblich jüdischen Einflüssen im altrussischen Schrifttum geht G. Barac nach: *Sobranije trudov po voprosu o jevrejskom elemente v pamjatnikach drevne-russkoj pišmennosti* Bd. I Abt. 2, Paris 1927, S. 331—917. Das Buch stellt eine Sammlung bereits früher erschienener Aufsätze dar: Kyrill und Method, die altrussischen Erzählungen und Legenden, biblische Elemente in der russischen Chronik, biblische Parallelen zu den Chronikenerzählungen, Vladimir der Heilige, das Igorlied, die Herkunft der Chronikenerzählung über die Anfänge der Ruś und die Quellen zum Slovo o zakoně i blagodati. Ein guter Sachindex erleichtert die Orientierung in diesem leider stark tendenziös gehaltenen Werk.

Auf dem Gebiet der altrussischen Ideengeschichte ist m. W. während der letzten zehn Jahre keine größere Arbeit in der Sowjetunion erschienen. Nur russische Emigranten und Deutsche haben auf diesem Gebiet gearbeitet. In erster Linie sei die Untersuchung von H. Schaeder genannt: *Moskau das dritte Rom, Studien zur Geschichte der politischen Theorien in der slavischen Welt*, Hamburg 1929, 140 S. (Osteuropäische Studien Heft 1). Sie bietet der Fachwelt wenig Neues, erschöpft bei weitem nicht den Gegenstand, führt aber sehr gut in die Probleme ein[1]). — Ausgehend von der bekannten Begrüßungsansprache des Feofan Prokopovič an Peter I. berührt R. Stupperich *Kiev — das zweite Jerusalem*, Ztschr. Bd. XII, 1935, S. 332—354, die Entwicklungsgeschichte dieser Vorstellung, ohne das Material zu erschöpfen[2]). — Unzugänglich ist mir leider das nur lithographiert erschienene Buch von M. Šachmatov *Opyty po istorii drevne-russkich političeskich idej. Bd. I: Učenija russkich letopisej domongol'skogo perioda o gosudarstvennoj vlasti; Bd. II: Načalo jedinoličnoj vlasti*, Prag 1927, 576 S., vgl. die Besprechung von F. Taranovskij Slavia Bd. VII S. 665—671. — Den Gedanken der slavischen Einheit, soweit er in den russischen Chroniken einen Niederschlag fand, und die Ansprüche Moskaus auf eine Führung in der Slavenwelt streift M. Šachmatov *Slavjanskaja idea u drevnerusskich kniżnikov*, Sborník prací I. sjezdu slovanských filologů v. Praze 1929, Bd. II, Prag 1932, S. 383—390. — Ausführlicher referiert sei der Aufsatz von W. Waldenberg *Ponjatije o tiranne v drevne-russkoj literature v sravnenii s zapadnoj*, Izvestija

[1]) Vgl. die Besprechungen: A. Kiesewetter Slavia Bd. IX S. 630f.; J. Pfitzner Germanoslavica Bd. II S. 564; M. Šachmatov Byzantinoslavica Bd. II S. 142—144; M. Woltner Ztschr. Bd. VIII S. 294—300; L. Silberstein Slav. Rundschau Bd. II S. 374f.

[2]) Vgl. u. a. zur Vorstellung „Moskau — das zweite Kiev", PSRL. Bd. 19 Sp. 9 und 204.

po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. II, 1929, S. 214—236. Altrußland kennt eine ähnliche Auffassung der Herrschergewalt wie Plato: Bindung an das Gesetz kennzeichnet den guten, Gesetzlosigkeit den schlechten Herrscher. Der Tyrann — eine Strafe Gottes — ist nur Gott gegenüber verantwortlich, aber Gott zieht für die Gesetzlosigkeit das ganze Volk zur Verantwortung, ohne daß im alten Schrifttum die Möglichkeit eines Widerstandes gegen den Tyrannen erwogen wird. Minderwertige Charaktereigenschaften als Kennzeichen des schlechten Herrschers hebt erstmalig Josef Sanin hervor und berührt damit auch das Verhältnis des Volkes zum Herrscher. Nur körperlich dürfe man sich nach eingehender Prüfung dem Tyrannen, der Diener des Teufels sei, unterwerfen, und diese Unterordnung darf nach dem Metropoliten Daniel nur soweit erfolgen, als sie mit den göttlichen Gesetzen vereinbar ist. Unzutreffend behauptet W., daß Maksim Grek die fürstlichen Tugenden umreiße, ohne daraus politische Folgerungen zu ziehen und daß bei Kurbskij theoretische Auseinandersetzungen über die Herrschergewalt fehlen (vgl. den Aufsatz von Ržiga unten S. 152ff.). Während der Wirren wird als Kennzeichen der Tyrannis unrechtsame Aneignung und unrechtsame Ausübung der Gewalt empfunden. Im Vertrauen auf Gott habe trotzdem eine Unterordnung zu erfolgen. Die Theorie von den zwei Schwertern rückt erst der Ausländer Veniamin in den Vordergrund, während Križanić eine auf Aristoteles zurückgehende realistische Auffassung von der Tyrannis vertritt. Somit galt in Altrußland die Fürstengewalt als durch die Pravda beschränkt und dem Volk wurde bei einer Tyrannis im günstigsten Fall passiver Widerstand, Gehorsamsverweigerung, niemals aber das Recht auf eine Beseitigung des Tyrannen eingeräumt. — Unter dem Titel *Platon v drevnej Rusi*, Zapiski Ist. O-va v Prage Bd. II, 1930, S. 49—81, versucht M. Šachmatov die Platokenntnis in Altrußland aus verschiedenen Sammelwerken herauszuschälen und zeigt, daß die altrussische Literatur nicht den antiken sondern nur den apokryphen Plato gekannt hat. Unter dem gleichen Titel stellt D. Čyževskyj ebenda fest, daß die gelegentlichen Erwähnungen Platos und seiner Ansichten kein geschlossenes Bild der Platonischen Philosophie vermitteln und daß auch der Versuch, diese Philosophie in ihrer Gesamtheit darzustellen, im Alten Rußland nicht unternommen wurde.

Über das Weiterwuchern bestimmter Schablonen und schablonenhafter Darstellungen in der altrussischen Literatur veröffentlicht A. Nikol'skaja, angeregt durch die Formalisten aber in Fortführung alter literarhistorischer Tradition, einige Arbeiten. In mancher Beziehung aufschlußreich ist ihr Aufsatz *K voprosu o pejzaže v drevnerusskoj literature*, Sobolevskij-Festschrift S. 433—439. Naturbeschreibungen sind in der altrussischen Literatur selten, am ehesten finden sich Schilderungen des Frühlings, für die meist das Slovo

Grigorija Bogoslova na novuju nedelju i na vesnu den Ausgangspunkt bildet. Bei Gregor von Nazianz kommt der Naturschilderung eine hohe ästhetische Bedeutung zu, sie ist organisch mit der Predigt verknüpft, denn der Frühling gilt ihm gleichzeitig als Symbol der Wiedergeburt und Auferstehung, obgleich seine Schilderung real bleibt. Kirill von Turov, der in seinem Slovo na antipaschu v novuju nedelju auf Gregor von Nazianz zurückgreift, benutzt die Naturschilderung als Mittel der Belehrung; sie bietet ihm das Material für künstlerische Allegorien und symbolische Erklärungen. Eine selbständige Bearbeitung des gleichen Schemas findet sich im Slovo Ioanna Damaskina na roždestvo Christovo. An Weihnachten geknüpft, wird die Natur im Frühling, dem Träger der Erneuerung real, ohne Symbolik unter starker Berücksichtigung der Laut- und Geruchelemente beschrieben, jedoch nicht als organischer Teil der Predigt eingefügt. Bar eines jeden symbolischen Elements, konkret und mit Lokalkolorit gezeichnet, tritt uns die Landschaft in der Povest' von Katyrev Rostovskij wie auch in der Sibirskaja Letopiś entgegen. Hier kommt aber der Naturschilderung keine selbständige, sondern nur eine durch die Ereignisse bedingte Rolle zu. Zum Schluß des Aufsatzes betont die Verfasserin, daß allen diesen Naturschilderungen das Bestreben gemeinsam sei, auf das ästhetische Gefühl einzuwirken, eine Behauptung, die vielleicht noch zu untersuchen wäre. — Auch „Wortporträts" sind im altrussischen Schrifttum selten, wie A. Nikol'skaja *K voprosu o „slovesnom portrete" v drevnerusskoj literature*, Orlov-Festschrift S. 191—200 ausführt. Sie beschränken sich meist auf einige Epitheta ornantia oder bilden einen Teil der sittlichen Charakteristik. Trotzdem lassen sich drei Gruppen unterscheiden: 1. die allgemeine statische Beschreibung gewisser Züge (Wuchs, Schulterbreite, Augen, Haar, selten Nase) unabhängig von den Ereignissen und Umständen, wobei sich die Hagiographie an bestimmte Schablonen hält; 2. die Beschreibung einzelner spezifischer Züge, die organisch mit dem Kontext verbunden sind; 3. die Schilderung des Helden in der Handlung mit bestimmten Emotionen (Verwundungen, die nicht bemerkt werden usw.). Diese Ausführungen werden mit einigen Beispielen aus dem Schrifttum belegt.

A. Nikol'skaja *„Slovo" mitr. Kijevskogo Ilariona v pozdnejšej literaturnoj tradicii*, Slavia Bd. VII, 1928/29, S. 549—563, 853—870, streift die Komposition des Slovo o zakoně i blagodati, um das Weiterwuchern einiger Formeln daraus im späteren Schrifttum zu verfolgen. Der zweite und dritte Teil des Slovo wird besonders von der seit dem 15. Jahrh. einsetzenden panegyrischen Richtung in der russ. Hagiographie übernommen und findet im 16. und Anfang des 17. Jahrh. seine weiteste Verbreitung. Durch moderne Details ergänzt, dringen Ilarion-Stellen selbst in die ukrainischen Verse auf Zahajdačnyj ein.

Die historische Literatur bediente sich ihrer zur Schilderung der Besitzergreifung von Gebieten mit Ungläubigen. In der älteren Zeit werden diese formelhaften Wendungen nur quantitativ durch Hinzufügung von Namen erweitert, im 16. Jahrh. unterliegen sie aber auch qualitativen Änderungen, indem nun die vorkommenden Namen durch kurze Charakteristiken erläutert werden. — A. Orlov *Chronograf i „Povest' o Kazanskom Carstve"*, Sobolevskij-Festschrift S. 188—193, geht dem stilistischen und lexikalischen Einfluß nach, den die kompilierte Chronographie in der häufig Pachomij Logofet zugeschriebenen Bearbeitung auf die russische Geschichtsschreibung ausübte.

Bekanntlich stammt die altrussische kirchliche Literatur zum größten Teil aus Bulgarien und namentlich mit Westbulgarien hatte Priselkov die Anfänge des Christentums in Rußland verknüpft, ohne daß es ihm gelang, seine Hypothese wissenschaftlich einwandfrei zu begründen. M. Speranskij *Otkuda idut starejšije pamjatniki russkoj pis'mennosti i literatury?* Slavia VII 1928/29 S. 516—535 konnte nun wichtiges Beweismaterial zu dieser Frage beisteuern. Er wandte sich der sprachlichen Analyse eines kommentierten Psaltertextes zu, der kslav. Übersetzung des kommentierten Psalters des Athanasios, der in südslavischen, aber auch in zwei russischen Handschriften, den Jevgenijevskije otryvki (11. Jahrh.) und der Tolstovskaja Psaltyr' (Ende des 11.—Anfang des 12. Jahrh., Öff. Bibliothek Fn I 23) überliefert ist. Die erstere Handschrift geht, wie N. Grinkova Izv. otd. russk. jaz. i slov. 1924, feststellte, auf ein westbulgarisches glagolitisch geschriebenes Original zurück. Das gleiche Ergebnis erhält Speranskij bei der sprachlichen Analyse des Tolstoj-Psalters; auch diese Handschrift erschließt gleich der Cvetnaja Triod' ein westbulgarisches, wahrscheinlich glagolitisches Original. Eine Reihe altrussischer Handschriften weist somit nach Westbulgarien, woher Rußland wahrscheinlich auch seine erste Geistlichkeit erhielt. Die historischen Ausführungen in diesem Aufsatz über Ost- und Westbulgarien als Kulturzentrum in Zusammenhang mit Rußland werden vielen willkommen sein. — Neue, von Šachmatov abweichende Ansichten über die Tolkovaja Paleja entwickelt A. Michajlov *Zur Entstehungsgeschichte der „Tolkovaja Paleja"*, Zeitschrift f. slav. Philologie Bd. IV, 1927, S. 115—31. Er streift die Geschichte der slavischen Übersetzungen des AT und beweist besonders an Hand des Buches Ruth, daß die Kolomnaer und die ihr entsprechenden Abschriften die ursprüngliche Redaktion der Tolkovaja Paleja darstellen. Sie ist in Rußland wohl kaum vor dem 13. Jahrh. entstanden und vielleicht von dem in der Kolomnaer Handschrift erwähnten Varsonofij verfaßt worden. — Umgearbeitet, erweitert durch Belegstellen aus dem Exodus und durch mehr Textstellen unterbaut, erschien der gleiche Aufsatz unter dem Titel A. Michajlov *K voprosu o proischoždenii i literaturnych istočnikach*

Tolkovoj Palei, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. I, 1928, S. 49—80. — Sonst sind größere Arbeiten aus dem Gebiet der altrussischen Literatur kaum erschienen. O. Grünenthal gab für Unterrichtszwecke das *Eugenius-Psalterfragment mit Erläuterungen* Heidelberg 1930, 47 S. (= Sammlungen slav. Lehr- und Handbücher, 3. Reihe Nr. 6) heraus. N. Karskij *Vizantijskoje stichotvorenije Alfavitar' v russkom spiske XI v.* Izvestija po russk. jaz. i slov. Bd. III, 1930, S. 259—268, legte eine erneute Edition der bereits von Sreznevskij 1863 ungenügend herausgegebenen Святаго Григорια Богословца граneса (*στίχοι*) Алфавитарь (*ἀκροστιχίς*) vor, wobei er den griechischen Text aus Migne Patrol. Bd. 37 S. 908—910 parallel abdruckte. Es handelt sich hier um eine im 11. Jahrh. in Rußland abgeschriebene bulgarische Prosaübersetzung, in der nur die den Zeilen vorangestellten griechischen Buchstaben an das Akrostichon des Originals erinnern. S. Rozanov *Narodnyje zagovory v cerkovnych Trebnikach* (*K istorii byta i mysli*), Sobolevskij-Festschrift S. 30—35, behandelt unter Heranziehung serbischer, griechischer, russischer und germanischer Parallelen einige Beschwörungsformeln, deren Aufnahme in gottesdienstliche Bücher die Kirche aus dem Bestreben heraus, das gesamte menschliche Leben zu umfassen, geduldet hat. — Da wir keine alten Pskover Handschriften besitzen, kommt der Feststellung von N. Karinskij *Paremejnik 1271 g. kak istočnik dlja istorii Pskovskogo pisma i jazyka*, Sobolevskij-Festschrift S. 233—237, daß diese Handschrift in Novgorod von einer älteren Pskover abgeschrieben wurde und den regen literarischen Austausch zwischen Pskov und Novgorod im 13. Jahrh. erneut beweise, eine gewisse Bedeutung zu. — Eine Pskover Klimax-Handschrift behandelt auch M. Kornejeva-Petrulan *Lestvica 1479 g. kak pamjatnik pismennogo jazyka pskovskoj oblasti XV v.*, Slavia Bd. X, 1931, S. 1—39, 225—241. In diesem Zusammenhang sei hervorgehoben, daß der erste Moskauer Klimax-Druck auf eine, Ende des 14. Jahrh. in Serbien angefertigte neue Übersetzung zurückgriff, obgleich Klimax-Texte seit ältester Zeit in Rußland verbreitet waren. Die Handschrift von 1479 erweist auch viele Berührungspunkte zwischen südslavischer und Pskover Orthographie. Einer näheren Untersuchung harren noch die vielen aus literarischem Interesse auf den Athos unternommenen Reisen wie auch die literarische Tätigkeit von Südslaven in Pskov.

Aus dem Sammelwerk Nr. 562 der Synodalsammlung veröffentlicht A. Sedel'nikov einen interessanten Brief „*Poslanije ot druga k drugu*" *i zapadnorusskaja kniznost' XV veka*, Izvestija Akademii Nauk SSSR, VII Serie, 1930 S. 223—238. Der 1462—1471 in Moskau bekannte Baumeister Vasilij Dmitrijev Jermolič, der auch in irgendeiner Beziehung zur Jermolinskaja letopiś steht, schreibt an seinen Freund Jakob am Hofe Kazimierz IV, daß er der Bitte um Zusendung

von Handschriften (Prolog, Osmoglasnik po novomu, dva tvorca, Heiligenleben, Apostolos) nicht nachkommen könne, weil sie in Moskau käuflich nicht zu erwerben seien. Man könnte diese Handschriften aber herstellen lassen, falls Jakob bereit wäre, Papier und Geldmittel zu senden. Bekanntlich hatte Westrußland damals unter einem Mangel an Handschriften zu leiden, der besonders fühlbar wurde, als Moskau Mitte des 15. Jahrh. an Stelle des Studion-Statuts das Jerusalemer einführte, wodurch eine Reihe liturgischer Bücher durch neue ersetzt werden mußten.

Über den Stand der Wissenschaft auf dem Gebiet der Hagiographie unterrichtet kurz R. Stupperich *Zur Geschichte der russischen hagiographischen Forschung*, Kyrios Bd. I 1936 S. 45—56. — Eingehender behandelt die russischen Heiligenleben hauptsächlich vom kirchengeschichtlichen und soziologischen Standpunkt aus und unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der russischen Frömmigkeit G. Fedotov *Svjatyje drevnej Rusi X—XVII st.* Paris 1931, 261 S., vgl. auch Pravoslavnaja Mysl' Bd. II. Paris 1930 S. 127—147. Literarhistorisch wichtig sind seine Bemühungen um die Feststellung hagiographischer Schablonen in den Heiligenleben. — Eine kurze Charakteristik der Heiligenleben als Literaturgattung und ihrer Entwicklungsgeschichte auf russischem Boden finden wir bei L. E. (A. Orlov) *Žitija svjatych*, Literaturnaja Enciklopedija Bd. IV, Moskau 1930, Sp. 184—189. — Der vielumstrittenen Frage, wie die russische nordöstliche Hagiographie stilgeschichtlich einzuordnen sei, wendet sich S. Boguslavskij zu: *Literaturnaja tradicija v severovostočnoj russkoj agiografii*, Sobolevskij-Festschrift S. 332—336. Eine Gegenüberstellung charakteristischer Stellen aus der vormongolischen Heiligenliteratur mit der nordöstlichen überzeugt davon, daß letztere in primitiver, vereinfachter Weise die alte Tradition fortführt und die gleichen, zum größten Teil bereits byzantinischen, formelhaften Wendungen, ihren Stil und ihre Schablonen in der Thematik gebraucht. — Auf dem 2. Internationalen Slavistenkongreß streifte R. Jagoditsch die der altrussischen Literatur und Malerei gemeinsamen stilistischen Entwicklungstendenzen: *Der Stil der altrussischen Vitae. Ein Beitrag zur Methodik und Systematik der altrussischen Literaturgeschichte.* Księga Referatów, 2. Sektion, Warschau 1934, S. 62—68. — Abweichend von Istrin, der dazu neigte, die Übersetzung der Vita des Hl. Sabbas von Kappadokien nach Rußland um die Mitte des 11. Jahrh. zu lokalisieren, erbringt V. Vinogradov *Zametki o leksike „Žitija Savvy Osvjaščennogo"* Sobolevskij-Festschrift S. 349—353, auf Grund einer Hs. des 13. Jahrh. den Nachweis, daß aus Wortschatz und Graphik dieser Vita-Hs. zweifellos auf eine ältere bulgarische Vorlage zu schließen sei, wenn auch russische Eigentümlichkeiten in starkem Maße beim Abschreiben eingedrungen sind. — In dankenswerter Weise

hat die Wissenschaftliche Zentralbibliothek zu Odessa die von Prof. A. Rystenko vor einer Reihe von Jahren besorgte Ausgabe der griechischen und slavischen Texte der Vita des Nifont nun unter dem Titel *Materijaly z istoriï vizantijśko-slovjanśkoï literatury ta movy*, Odessa 1928, 545 + 16 S., erscheinen lassen. Die Einführung, geschrieben von P. Potapov, behandelt die wichtigsten sprachlichen Eigentümlichkeiten der 1219 in Rostov angefertigten Handschrift. Eine literaturkundliche Untersuchung dieses Textes steht noch aus. — Auch Dm. Abramovyč *Kyjevo-Pečerśkyj Pateryk, vstup, tekst, prymitky*, Kiev 1930, XXVI + 235 (Pamjatky movy ta pyśmenstva davnjoï Ukraïny Nr. 4) gelang es, in Fortführung seiner 1902 erschienenen Untersuchungen reich kommentiert die abschriftlich aus den Jahren 1553—1554 (Kiever Höhlenkloster Nr. 157) erhaltene sog. Zweite Kasijan-Redaktion (1462) des Paterikon herauszugeben. Beigefügt sind Chronikenauszüge über das Höhlenkloster, eine Angabe über Bischof Simeon (Handschrift der Troickaja Lavra Nr. 714) und ein Verzeichnis der Äbte aus der Sammlung der Kiever Geistlichen Akademie Nr. 93. Ein Namenindex erleichtert die Benutzung dieser schönen Ausgabe. — Über die Kenntnis der Wenzellegenden in Rußland unterrichtet A. Florovskij *Počitanije sv. Vjačeslava na Rusi*, Naučnyje Trudy Russkogo Narodnogo Universiteta v Prage Bd. II, Prag 1929, S. 305—325. — Besonders wertvoll ist die von J. Vajs herausgegebene Jubiläumsschrift *Sborník staroslovanských literárních památek o sv. Václavu a sv. Lidmile*, Prag 1929, 150 + 8 S., mit dem Beitrag von N. Serebrjanskij über die südrussische (Vostokov-Hs.) und nordrussische (Menäen-Text) Redaktion der altslavischen Wenzellegende in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Er geht auch ausführlich auf die Prologlegenden über Wenzel und Ludmila ein, unter Berücksichtigung der sich in ihnen zeigenden Einflüsse und gibt die entsprechenden Texte heraus (vgl. die Besprechung von M. Speranskij Zschr. Bd. VII S. 499—502). — Eine Edition der Denkmäler des 11. bis 18. Jahrh. über Boris und Gleb, für die über 180 Hss. verschiedener Fassungen herangezogen werden, legt S. Bohuslavśkyj vor: *Ukraïno-ruśki pamjatky XI—XVIII v. v. pro knjaziv Borysa ta Hliba*, Kiev 1928, XXXIII + 206 + II S. (Pamjatky movy ta pyśmenstva Davnjoï Ukraïny Nr. 1). Im Vorwort wird das Entwicklungsschema der einzelnen Textgruppen (Povedanija, Skazanije o čudesach, Čtenija von Nestor und des in den Chroniken befindlichen Skazanije) entworfen (vgl. V. Adrianova-Peretz Ztschr. Bd. XI S. 173f.) — Nach I. Fetisov *K literaturnoj istorii povesti o mučenike Isidore Jurjevskom*, Sobolevskij-Festschrift S. 218—221, liegt die Vita des Isidor von Dorpat in zwei Redaktionen vor. Die ältere, kurze und nur berichtende ist anonym und nicht vor 1474 entstanden. Die ausführlichere wurde zwischen 1558—1563 vom bekannten Novgoroder und

Pskover Hagiographen Vasilij-Varlaam geschrieben. In verschnörkeltem, mit Bibelzitaten durchsetzten Stil gab er unter Heranziehung der nach 1438 entstandenen antilateinischen Literatur, der Geschichte des Florentiner Konzils, des Stoglav, der Vita des Fürsten Michael von Černigov und des Martyriums von Kyrikos und Ulita eine ganz entstellte, an die Zeit der Christenverfolgungen erinnernde Darstellung der Vorfälle. Spätere Abschreiber der Vita haben sich mit mehr oder weniger Erfolg um eine Beseitigung des unnützen Wortreichtums bemüht. — A. Malov *Poslanije ob obretenii moščej jepiskopa Nikity*, Sobolevskij-Festschrift S. 496—498, vermutet, daß dieses Sendschreiben im Juni oder Juli 1558 aus Novgorod an den Abt des Kirillo-Belozerskij-Klosters Matvej gerichtet wurde. Die Frage des Schreibers ist schwer zu lösen, doch könnte es ein Protopop an der Novgoroder Sophienkathedrale gewesen sein.

Dem Zaren Symeon schreibt die Überlieferung eine Auswahl von Chrysostomos-Predigten zu, die er angeblich Zlatostruj benannte. Es gelang bisher nicht, diese Predigtensammlung zu identifizieren, denn der Zlatostruj ausführlicher Redaktion, der diese Angabe bringt, stellt keine Auswahl, sondern die Übersetzung eines griechischen Originals dar, das allerdings Stücke aus Chrysostomos enthält. Dieser Fragenkomplex wird erneut von G. Iljinskij angeschnitten: *Zlatostruj A. F. Byčkova XI veka*, Sofia 1929, 63 S. + 4 Tafeln (= Bъlgarski Starini Bd. X) an Hand der Bearbeitung eines nur vier Blätter umfassenden Fragments. Der Text geht vielleicht auf Stücke aus dem *λόγος ὅτι τὸν ἑαυτὸν μὴ ἀδικοῦντα οὐδεὶς παραβλάψαι δύναται* zurück und kann zum ursprünglichen Bestande der Symeonischen Predigtensammlung gehören. In Rußland abgeschrieben, sind in diesem Fragment noch ostbulgarische Dialektmerkmale und ein sehr altertümlicher Wortschatz erhalten (vgl. die Besprechung von S. Kul'bakin Slavia Bd. IX S. 612f.). — Zur Feststellung von Alter und gegenseitiger Abhängigkeit der ins Slavische übersetzten Homilien des Chrysostomos greift A. Kníř *Homilie Jana Zlatoústého o Herodiadě ve Sborníku Svjatoslavově z r. 1073*, Byzantinoslavica Bd. I, 1929, S. 182—206, diese eine Predigt heraus. Ein Vergleich der slavischen Texte, für den drei neue Handschriften (serb. Mihanović-Hs. aus dem 13. Jahrh. der Agramer Akademie, 2. serb. Hs. aus dem 14. Jahrh. der Belgrader Nationalbibliothek und 3. bulg. Sinai-Hs. des 13. Jahrh. aus der Leningrader Öff. Bibliothek) herangezogen werden mit dem griechischen Text bei Migne ergibt ein gemeinsames griechisches, allerdings zweimal ins Slavische übertragenes Original. Die Herodias-Homilie gehört wohl zu den ältesten ins Slavische übersetzten Predigten des Chrysostomos, da der sie enthaltende Svjatoslavov Sbornik von 1073 auf einer Vorlage aus dem Beginn des 10. Jahrh. beruht. Daher ist die Veröffentlichung dieser Homilie aus der Mi-

hanović-Hs. mit Varianten aus den übrigen Handschriften und dem griechischen Text aus Migne parallel gedruckt sehr zu begrüßen. — Schwierigkeiten machte bisher auch die Identifizierung des von Kurbskij erwähnten Textes: Kniga „glagolemaja Rajskaja", für den sich Kurbskij bei einem Starec des Pskover Höhlenklosters bedankte. A. Sedel'nikov *Kniga „Raj" osobyj vid Zlatoustnika*, Sobolevskij-Festschrift S. 95—99, gibt nun zwei Handschriften des Moskauer Historischen Museums an, die den gleichen Titel, wie das von Kurbskij zitierte Werk tragen (Zlatoust siiréč' raj, Samml. Jedinoverčeskij Monastyr' Nr. 28, und Kniga glagolemaja Ioanna Zlatouta (!) Adrejatis (!) Samml. Uvarov Nr. 539) und stellt fest, daß die Eingangsworte dieser Texte von Kurbskij paraphrasiert sind. — Aufschluß aus der Predigtenliteratur über die Einstellung Altrußlands zu symbolischen weltlichen Darstellungen, wie sie in Byzanz gepflegt wurden, vermittelt A. Sobolevskij *Iz istorii drevne-slavjanskoj piśmennosti. III. K slovu o tvari*, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. I, 1928, S. 397—398. Der Paisijevskij sbornik enthält u. a. die russische Predigt Slovo istolkovano . . . o tvari i o dni rekomom nedělja, jako ne podobajet krestjanom klanjatisja nedělě, ni člověti jeja, zane tvar' jest', mit dem charakteristischen Satz a nevěrnii napisavše svět bolvanom i klanjajutsja jemu, der sich fast wörtlich im Finljandskij Sbornik wiederholt. Es handelt sich hier wohl um Fresken oder Ikonen mit symbolischen figürlichen Darstellungen des Lichts usw. Diesen Gedanken näher nachzugehen, soweit sie im altrussischen Schrifttum einen Niederschlag fanden, wäre eine dankenswerte Aufgabe. — Einen falschen Titel trägt die Ausgabe von P. Althaus *Altrussische Kirchenlieder in Nachdichtungen*, Jena 1927, 78 S. + 8 Tafeln, da sie sog. Duchovnyje stichi, also keine Kirchenlieder enthält. Das Nachwort strotzt von Fehlern, die Bebilderung ist jedoch gut.

Eine neue Epiktet-Handschrift fand M. Šachmatov *Sočinenija Epikteta v drevnem slavjano-russkom perevode*, Byzantinoslavica Bd. V, 1933/34, S. 520, in der in Riga (Grebenščikovskaja Staroobrjadčeskaja Obščina) befindlichen Sammlung Složnik svjatych otec, aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh., die philosophische und religiössittliche Schriften enthält. Die Übersetzung weicht von der bisher bekannten der Moskauer Synodalbibliothek Nr. 644 ab und trägt die Überschrift Поученіе Епиктета философа, ему же клашася рукодѣлницы, протолковаже се сватый отецъ нашь Исповѣдникъ Максимъ.

Die vielumstrittene Frage nach dem Verfasser einer an den Fürsten Izjaslav Jaroslavič gerichteten antikatholischen Streitschrift löst I. Jeremin *Iz istorii drevne-russkoj publicistiki XI veka*, Trudy otd. dr.-russk. literatury Bd. II 1935 S. 21—38, im Sinne der handschriftlichen Tradition. Er glaubt, Feodosij Pečerskij habe wahrscheinlich 1069 den Fürsten vor den Folgen seiner polenfreund-

lichen auswärtigen Politik warnen wollen. Das Sendschreiben scheint in zwei Redaktionen erhalten zu sein, von denen die zweite vor 1462 entstand. Der Text wird hier nach den Handschriften der Leningrader Öff. Bibliothek, Kir. Belozersk. Sammlung Nr. 4 (1081), 14.—15. Jahrh. und der Novgoroder Sophien-Sammlung Nr. 1285 (522), 15. Jahrh., herausgegeben.

Über den Izbornik von 1076 liegen zwei neue Aufsätze vor, trotzdem bleiben viele früher bereits aufgestellte Vermutungen nach wie vor unerwiesen. N. Popov *L' Izbornik de 1076, dit de Svjatoslav comme monument littéraire*, Revue des études slaves, Bd. XIV, 1934, S. 5—25 führt aus, daß dieses auf russischem Boden geschriebene und in Rußland entstandene Denkmal durch seine straffe Komposition, seinen rhythmischen z. T. gereimten Stil und seinen lebensnahen Inhalt eine Schöpfung von hohem künstlerischen Wert darstellt. Es ist für den Laien bestimmt gewesen, asketische Tendenzen fehlen. Das der Bibel und Patristik entnommene Gedankengut wird schöpferisch verarbeitet und nicht sklavisch kompiliert. Der Izbornik von 1076 erinnert an die aus der byzantinischen Literatur bekannten Gnomologia, doch würde man nach einer Vorlage für ihn vergeblich suchen. — N. Popov *Les auteurs de l'Izbornik de Svjatoslav de 1076*, Revue des études slaves Bd. XV, 1935, S. 210—223, behauptet im Anschluß an den vorhergehenden Aufsatz, daß eine Reihe der im Izbornik enthaltenen Stücke dem Metropoliten Ilarion zugeschrieben werden müssen und daß die weniger künstlerisch einwandfreien Teile wohl von einigen Priestern, den Gehilfen Ilarions in Berestov, stammen.

Auf zwei neue Handschriften zum Daniil Zatočnik machte M. Speranskij *Novyje teksty „Molenija" Daniila Zatočnika*, Slavia IV (1925/26) S. 846—854, aufmerksam. Die eine davon, Sammlung Barsov Nr. 1775, 17. Jahrh., Bl. 21v—28, ist von einer defekten Vorlage abgeschrieben; trotzdem ergänzt sie die Handschriftengruppe der sog. Redaktion des 12. Jahrh. und steht der Akademie-Hs. besonders nahe. Die zweite neu gefundene Handschrift, Sammlung Tichonravov Nr. 397, 17. Jahrh., Bl. 94v—103 weist auf die gemeinsame Vorlage der Handschriften der Redaktion des 13. Jahrh. hin und ähnelt, wie Zarubin (s. u.) feststellt, der nach Nikol'skij benannten Abschrift. — Eine wesentliche Vorarbeit für die von Speranskij geforderte Klärung der literarischen Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Zatočnik-Texten stellt die Edition von Zarubin dar: *Slovo Daniila Zatočnika po redakcijam XII i XIII vv. i jich peredelkam*, Pamjatniki drevne-russkoj literatury, Lief. 3, Leningrad 1932, XVI + 168 S. + XIII Tafeln + 1 S. Zur Frage der Priorität der beiden Redaktionen nimmt Zarubin nicht Stellung, er geht auch nicht auf die literarische Geschichte dieses Denkmals ein, schlägt aber folgende Klassifikation aller bisher bekannten Handschriften vor:

1. Slovo D. Z. oder sog. Redaktion des 12. Jahrh. (Akademie-, Tolstoj-, Kopenhagener, Nikol'skij-Barsov-Hs.). 2. Umarbeitung des Slovo: Slovo o mirskich pritčach i bytejskich veščech (Pogodin-, Vladimirskij Hs.). 3. Poslanije (Molenije) D. Zatočenogo oder Redaktion des 13. Jahrh. (Čudover- und Undol'skij-Hs.). 4. Erste Umarbeitung des Poslanije (Soloveckij-Nikol'skij²-, Tichonravov-Hs.). 5. Zweite Umarbeitung des Poslanije (Tolstoj²-, Zabelin-Hs.). Veröffentlicht wird jeweils die beste Handschrift dieser fünf Gruppen (Akademie-, Pogodin-, Čudover-, Nikol'skij- und Tolstoj-Hs.) unter Heranziehung der Varianten aus den übrigen Abschriften. Beigegeben ist eine während des Druckes gefundene neue Handschrift, Öff. Bibl. O Abt. XVII, Nr. 14, 16. Jahrh., sie gehört in die von der Nikol'skij- und Barsov-Hs. repräsentierte Gruppe und erweist sich als die älteste Abschrift der Redaktion des 12. Jahrh. Eine Tabelle der Textentsprechungen zwischen der Akademie- (Redaktion des 12. Jahrh.) und Čudover- (Redaktion des 13. Jahrh.) Handschrift, wie ein Verzeichnis aller in den Handschriften vorkommenden Wörter, jedoch ohne Erklärungen, erleichtern die Benutzung. Der Vorzug dieses Buches besteht, wie gesagt, in der Herausgabe aller bisher bekannten Handschriften, sein Mangel — im Fehlen einer brauchbaren literarhistorischen Einleitung und in der ungenügenden Berücksichtigung der vorliegenden Literatur, was auch V. Peretz Trudy otd. dr.-russk. literatury Bd. I S. 341—350 hervorhob. — Während sich Zarubin einer jeden Stellungnahme in bezug auf das Alter der einzelnen Redaktionen enthielt, neigt D. Abramovič *Iz nabljudenij nad tekstom „Slova Daniila Zatočnika"*, Orlov-Festschrift S. 135—141 dazu, in der Akademie-Handschrift die erste, in späterer Zeit erweiterte Redaktion des Slovo zu sehen. Ihre Entstehung glaubt er in die Zeit des Jurij Dolgorukij (gest. 1157) oder des Andrej Dobryj, der 1135—1141 in Perejaslavl' war, datieren und als Entstehungsort das südliche Perejaslavl' erweisen zu können. — Andere Ansichten vertritt N. Gudzij *K kakoj social'noj srede prinadležal Daniil Zatočnik*, Orlov-Festschrift S. 477—485. Obgleich keine der überlieferten Redaktionen und Abschriften ein genaues Bild vom ursprünglichen Text vermitteln, hält Gudzij das Molenije, d. h. die sog. 2. Redaktion, für die ursprüngliche, weil sie konkreter sei und realere Angaben über den Verfasser enthalte. Er datiert den Text in die Regierungszeit von Jaroslav Vsevolodovič (1213—1236), genauer wohl in die Jahre 1223—1240, weil dieser angeblich Anspielungen auf den Tatareneinfall aufweist. Als Entstehungsort nennt Gudzij das nördliche Perejaslavl'. Den Verfasser hält er gleich Ščapov für einen Bojarencholop, der sich mit Hilfe des Fürsten dieser Abhängigkeit entledigen wollte. Anspielungen auf die soziale Lage will Gudzij einer Textstelle entnehmen, in der es heißt, daß „siroty i chudyje" (Čudover-Hs. XLVI, Undol'skij-Hs. XLVI)

beim Fürsten Zuflucht suchen, wobei er sirota in der Bedeutung „unfreier Bauer" verstanden wissen will. Er übersieht dabei, daß alle übrigen Handschriften dafür „Witwen und Waisen" bringen, was der ursprünglichen Fassung wohl eher entsprechen dürfte.

Über den Stand der Apokryphenforschung und die Notwendigkeit einer alle slavischen Apokryphen umfassenden Edition berichtet O. Kolessa *Rozslidy j vydannja slovjanśkych pamjatok apokrifičnoï literatury*, Sborník prací I. sjezdu slovanských filologů v Praze 1929, Bd. II, Prag 1932, S. 115—132. — Eine Lücke in der Erforschung der Apokryphen auf slavischem Boden schließt S. Baluchatyj *K apokrifičeskomu „Dejaniju ap. Fomy"*, Sobolevskij-Festschrift S. 57—62, durch Mitteilung seiner Arbeitsergebnisse. Auf gedrängtem Raum untersucht er die verschiedenen edierten slavischen Redaktionen auf ihre Besonderheiten und ihre Abhängigkeit von den griechischen Vorlagen hin, wobei er zwei selbständige slavische Redaktionen der „Acta S. Thomae" feststellt. Von der besonders populären Grundredaktion entsprechen nur Anfang und Ende dem bisher bekannten griechischen Original; umgearbeitet war diese Redaktion gleichfalls den Südslaven bekannt. Auf slavischem Boden bilden das „Martyrium" und die „Taten" zwei getrennte Erzählungen, die bisweilen durch einen, übrigens beweglichen Einschub über die durch den Apostel Thomas bekehrten Völker verbunden sind. Im „Martyrium" finden wir die Übersetzung der sog. griechischen Redaktion, sie ist zum Teil vollständiger als der edierte griechische Text. Anfang des 16. Jahrh. war es in gekürzter Form bei den Südslaven besonders populär. — Bezeichnend für die Einstellung der orthodoxen Geistlichkeit den Apokryphen gegenüber ist das Schicksal des „vom Himmel gefallenen Briefes" in Rußland. Bereits Konář hatte die ältere sog. Römische Version untersucht; der Jerusalemer wandte sich nun A. Sedel'nikov *Iz istorii „Epistolii o nedele"*, Slavia XI, 1932, S. 56—72, 274—294, zu. Die historischen Hintergründe, die zur Verbreitung dieser Epistola in Rußland führten, sind folgende: 1447 wurde die Auferstehungskirche in Jerusalem durch ein Erdbeben zerstört, und der Sultan erteilte die Erlaubnis zu ihrer Wiederherstellung nur gegen Entrichtung einer hohen Steuer. Finanzielle Schwierigkeiten veranlaßten den Patriarchen Joachim, den Protosynkellos Joseph nach Rußland zur Einsammlung von Almosen zu entsenden, wobei er ihm die nur dem Patriarchen zustehende Befugnis, Sünden zu lösen und zu binden, übertrug. Ein Ablaßschein aus jener Zeit ist erhalten (Akty istoričeskije I Nr. 72), aber auch die Epistola muß damals eine Art Indulgentia dargestellt haben. Aus dem Nachwort der besten russischen Abschrift dieser Epistola in der Jerusalemer Version (Kirillo-Belozerskij-Kloster, Ende des 15. Jahrh.) geht hervor, daß die Epistola 6956 in Jerusalem geschrieben und 6960 in Moskau,

vom Metropoliten Jona gesegnet, abgeschrieben wurde. Auf die gleiche Redaktion gehen die späteren russischen Texte des Rollentypus zurück. Das gleiche Jahr nennen auch die bulgarischen Handschriften der Jerusalemer Version, wenn es im einzelnen auch schwer zu entscheiden ist, wie die Texte miteinander zusammenhängen. Wahrscheinlich wurden gleichzeitig zwei slavische, einander sehr ähnliche, aber nicht identische Vorlagen, unter Heranziehung der Römischen Version verfaßt. Bei den Südslaven unterlag der Text weiteren Bearbeitungen bei erneuter Heranziehung der Römischen Version, doch reichen die erhaltenen serbischen und bulgarischen Abschriften nur ins 16.—17. Jahrh. zurück. Aus der russischen Redaktion sei besonders die Aufforderung zum Verkauf der Häuser hervorgehoben, damit der Zorn Gottes nicht auch Rußland erreiche. Obgleich die Epistola seit jeher zu den apokryphen Texten gehört, was durch den Index des Metropoliten Zosima erneut bestätigt wurde, fand sie, seit dem 16. Jahrh. auch durch die Römische Version und in einer Umarbeitung als sog. „Rollen"-Handschrift vertreten, weiteste Verbreitung. In kleineren Kirchen wurde die Epistola am 16. August sogar während des Gottesdienstes verlesen. Die drei wichtigsten Handschriften dieses Textes (Kirillo-Belozerskij-Kloster, Troice-Sergijevskaja Lavra und Moskauer Akademie-Hs.) veröffentlicht Sedel'nikov im Anhang.

Verschiedene, heute noch im Kaukasus verbreitete Salomo-Legenden, klassifiziert A. Bagrij *K voprosu o putjach rasprostranenija legend o mudrom Solomone*, Sobolevskij-Festschrift S. 241—244, ihren Motiven nach, um zu erweisen, daß der Kaukasus eine wichtige Mittlerrolle zwischen Ost und West in der Vergangenheit spielte. — A. Sobolevskij *Iz istorii drevneslavjanskoj pišmennosti. II. K skazaniju o 12 pjatnicach*, Izv. po russk. jaz. i slov. Bd. I, 1928, S. 395—96 rekonstruiert einige in der sog. Eleutherä-Redaktion dieses Textes verstümmelte historische Namen (Laura = *Καλαυρία* = Kalabrien, Kard = Karl, Kaŕmian = Carolus Magnus usw.). — Anknüpfend an die Untersuchung von N. Andrejev *Die Legende von den zwei Erbsündern*, FF Communications Nr. 54, 1924, glaubt V. Ržiga *Novyj variant skazanija o Lote*, Izv. po russk. jaz. i slov. Bd. I, 1928, S. 499—506, daß auch die Lotlegenden als Quelle für das Motiv des gottwohlgefälligen Totschlags in Frage kämen. Eine bisher unbeachtete Fassung dieser Legende findet sich im Sendschreiben des Bischofs Nil von Tver' an den Fürsten Jurij Ivanovič von Dmitrovsk, mit dem auch Josif Sanin korrespondierte; sie hängt, was Nil zu wissen schien, mit den Gründungslegenden des Georgischen Klosters zum Hl. Kreuz bei Jerusalem zusammen und hat auch in der Ikonenmalerei einen Niederschlag gefunden. Ržiga veröffentlicht den in Frage kommenden Teil des Sendschreibens aus der Handschrift der Samm-

lung Mazurin Nr. 642, 16.—17. Jahrh., Bl. 349—350. — Besondere Beachtung verdient der kurze, aber inhaltsreiche Aufsatz von S. Kulakovskij *Sostav Skazanija o čudesach ikony Bogomateri Rimljanyni*, Sobolevskij-Festschrift S. 470—475. — Auf Grund einer genauen Analyse der bisherigen Arbeiten über die Ščil-Erzählungen kam I. Jeremin *Iz istorii starinnoj russkoj povesti. Povest' o posadnike Ščile*, Trudy kom. po drevne-russkoj literature Bd. I, 1932, S. 59—151, zu folgenden Ergebnissen: Der Tod des Olonij Ščil, der Wucherer gewesen war, dann aber 1310 das Pokrov-Kloster bei Novgorod gründete, führte Anfang des 14. Jahrh. zur Entstehung mündlicher Legenden über ihn. Diese wurden in den 50er oder 60er Jahren des 15. Jahrh. von einem geistlichen Publizisten zusammengefaßt und erweitert durch Elemente der kirchlichen Literatur aufgezeichnet (1. Redaktion) mit der Tendenz, das Recht der Kirche auf Schenkungen zu erweisen. Erneut bearbeitet drang diese Legende zu Beginn des 17. Jahrh. in den Synodik. Für die Popularität dieser Fassung spricht das Vorhandensein von sechs Varianten. Einige Jahre später wurden die beiden Redaktionen zu einer dritten kompiliert, die nach 1677 dem Velikoje Zercalo eingegliedert wurde. Aus den letzten Jahren des 17. Jahrh. stammt der Versuch, die Synodikfassung zu einer didaktischen Novelle umzuarbeiten, und sie den Erzählungen des Paterikon über die großen Sünder anzupassen. Schließlich dringt diese Legende im 18. Jahrh. in die Volksliteratur ein, man findet sie auf den Volksbilderbogen und im Märchen. — Die Legende vom Erdenparadies, wie sie aus dem Sendschreiben des Novgoroder Erzbischofs Vasilij bekannt ist, wurde Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrh. in Novgorod einer neuen Bearbeitung unterzogen. Aus der Handschrift der Leningrader Öffentlichen Bibliothek Q XVII Nr. 309 Bl. 68^{v} veröffentlicht V. Ržiga *Novaja versija legendy o zemnom raje*, Byzantinoslavica Bd. II, 1930, S. 374—384, diese Повѣсть о двою монахахъ въ Новѣградѣ betitelte Fassung. Es fällt auf, daß eine Reihe neuer Quellen für sie herangezogen wurde, vor allem die apokryphe Erzählung über Makarius den Römer. Während aber die Novgoroder Legende den ganzen biographischen Teil über Makarius fortläßt, schöpft sie gleichzeitig aus dem Skazanije ob Indijskom carstve eine Reihe fabulöser Elemente. Hieraus stammen auch die Wundertiere und merkwürdigen Gestalten, wie auch das *more peščannoje*. Die vielen formelhaften Wendungen sind der Volkspoesie entnommen. Gleichzeitig wird die Legende aber hineingestellt in den realistischen Rahmen des Novgoroder Klosters. — V. Ržiga *Iz istorii povesti*, Izvestija Tverskogo Pedagogičeskogo Instituta Bd. 4, 1928, S. 97—117 behandelt die Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrh. entstandene Gründungslegende des Klosters Otroč. Er weist ihre literarischen wie folkloristischen Quellen nach und geht auf die Niederschläge dieser Legende im modernen russischen Schrifttum ein.

Besonders reichhaltig ist die in der Berichtsperiode erschienene Literatur über altrussische Erzählungen. Nach längerer Pause wurde auch die Gesamtausgabe der Werke von A. N. Veselovskij fortgesetzt durch einen Band über Roman und Erzählung: *Sobranije sočinenij A. N. Veselovskogo*, Bd. VIII Lief. 2, Petersburg 1930, S. 417—606. Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhang die Aufsätze über die altslavischen Kreuz- und Rebensagen, das Slovo o dvenadcati snach Šachaiši und die Talmudische Quelle einer Salomon-Legende in der russischen Paleja. — Von Bedeutung für die Lösung der Frage, auf welchem Wege die mit dem Schähnäme zusammenhängenden Erzählungen nach Rußland kamen, sind die Feststellungen von P. Potapov *K literaturnoj istorii „Skazanija o 12 snach carja Šachaiši* Sobolevskij-Festschrift S. 120—129. Bisher nahm man direkte östliche Vermittlung an, weil nur ein einziger südslavischer Text vorzuliegen schien. Potapov macht nun auf zwei Handschriften aufmerksam: die eine befindet sich in der Sofioter Öffentlichen Bibliothek Nr. 309 (68) Bl. 108^a, 113^a, $147—152^a$ und ist vor 1492 geschrieben; ihr liegt ein bulgarisches Original zugrunde. Die andere Handschrift, Plovdiver Öff. Bibliothek Nr. 36 Bl. $149^b—153^a$, ist gleichfalls von einem bulgarischen Original nicht vor dem Ende des 15. Jahrh. abgeschrieben. Auf ein älteres Original scheinen die inhaltlich offenbar logischer aufgebauten russischen Handschriften hinzuweisen. Den Beschluß dieses Aufsatzes bildet die Herausgabe des Textes nach der Sofioter unter Heranziehung der Varianten aus der Plovdiver Handschrift. — M. Speranskij *Bolgarskaja povest' ob ubijenii Nikifora Foki v russkoj starinnoj literature*, Hruševśkyj-Festschrift, Kiev 1928, S. 220—229 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 76b). Alle fünf edierten Handschriften der südslavischen Erzählung O Feofane korčmarice, kako carja Foku pogubi i bratiju jego vo jedinu nošč (14.—17. Jahrh.) gehen auf ein gemeinsames Original zurück. Trotzdem wollen die einen Handschriften nur eine unterhaltende Erzählung bieten, die anderen aber belehren, indem sie diesen Stoff der Kategorie „böse Frauen" anschließen. Auf diese Quelle geht auch der Name Feofana im Izmaragd, dem Slovo ot Ioana Zlatoustago, kako pet' ženъ vьsь svetъ pogubiša (Sofioter Nationalbibliothek Nr. 677) zurück. Alle russischen Handschriften des 17. Jahrh. (Öffentliche Bibliothek Leningrad Q XVII Nr. 79, Sammlung Tolstoj II 442) repräsentieren die Gruppe der belehrenden Tendenz mit einigen Änderungen im Wortschatz und kleinen stilistischen Ergänzungen. Die Vorlage war bulgarisch (vgl. die Textedition S. 227—229). — Der 1926 in den Izvestija otd. russk. jaz. i slov. erschienene Aufsatz von Speranskij über die Dinara-Erzählungen im russischen Schrifttum veranlaßt A. Sobolevskij *Iz istorii drevneslavjanskoj pišmennosti. I. K povesti o carice Dinare*, Izvestija po russk. jaz. i slov. Bd. I, 1928, S. 391—395, seine

bereits in den 90er Jahren mündlich vorgetragenen Ansichten zu wiederholen. Er glaubt, daß die griechische Vorlage für diese Erzählung zum Bestand der Trapezunter Literatur gehört habe und gemeinsam mit solchen Erzählungen wie die über Digenis, Babylon usw. nach Rußland gekommen sei. Das griechische Original war nach Sobolevskij in achtfüßigen Jamben mit einer Zäsur nach den ersten fünf Silben geschrieben, die altrussische Übersetzung hielt sich so sklavisch an ihre Vorlage, daß sie sogar noch die Anaphoren, die Verseinteilung und poetische Wortstellung, enthält. Der Wortschatz ist sehr altertümlich und originell. Auch die Deklinations- und Konjugationsformen sind alt. Für den besten überlieferten Text hält Sobolevskij die Handschrift der Sammlung Rumjancev Nr. 378 aus dem Jahre 1689. — M. Speranskij *Skazanije ob Indejskom carstve I—VI*, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. III, 1930, S. 369—464. Während Istrin nur 8—9 Texte dieser Erzählung kannte, als er seine bemerkenswerte Untersuchung schrieb, verfügt Speranskij über 46 russische und südslavische Handschriften. Er analysiert ihren Bestand, ihre gegenseitige Abhängigkeit wie Stellung innerhalb des altrussischen Schrifttums und der Volksdichtung. Die erste Redaktion dieser Erzählung, wie sie in der Alexandreis ihren Niederschlag fand, ist nicht in ihrer ursprünglichen Fassung überliefert. Die beiden ältesten Texte aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. repräsentieren bereits die zweite Redaktion. Wenn auch stark verändert, zeigt sich die erste Redaktion aber in einer Handschrift des 17. Jahrh. der Sammlung Pogodin Nr. 1612. Der Wortschatz erweist ein lateinisches Original. Für die Textgeschichte ist diese Redaktion sehr wichtig und Speranskij veröffentlicht sie wie auch die Handschrift der Nationalbibliothek in Sofia Nr. 771 (381 Inv.) aus dem 15. Jahrh. als Anhang zu seinem Aufsatz.

Als Peretz 1926 seine große Zusammenfassung der gesamten Igorliedforschung ergänzt durch wertvollstes Material aus dem altrussischen Schrifttum und zahlreiche, der Volksdichtung entnommene Parallelen erscheinen ließ[1]), sah man voll Spannung der Kritik von berufener Seite entgegen, bot ja dieses Werk trotz seiner überwältigenden Fülle und wissenschaftlichen Akribie manches Anfechtbare. Doch es kam anders; die Kritik blieb aus, die wenigen Anzeigen[2]) beschränkten sich fast ausschließlich auf

---

[1]) V. Peretz Slovo o polku Ihorevim, pamjatka feodal'noï Ukraïny-Rusy XII viku. Vstup, tekst, komentar, Kiev 1926, XI + 357 S. (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 33).

[2]) Gudzij Ztschr. f. slav. Phil. IV S. 485ff. Mańkovśkyj Zapysky ist. fil. vidd. Ukr. Akad. Nauk IX 1926 S. 347—351. Speranskij Slavia VI S. 180—182. Iljinskij Slavia VIII S. 649—659. Rozanov Izv. otd. russk. jaz. i slov. Bd. 32, 1927, S. 292—299.

lobende Inhaltsangaben. Gleichzeitig setzte aber ganz unerwartet eine neue Hochflut von Büchern und Beiträgen zur Igorliedfrage ein. Zum Teil längst Bekanntes wiederholend, griffen sie alle auf Peretz zurück, ohne es jedoch zu einer Auseinandersetzung mit seinem Buch kommen zu lassen. Trotzdem bleibt Peretz' Kommentar auf Jahre hinaus der Ausgangspunkt für eine jede weitere Erforschung des Igorliedes. An neuen Lesungen bietet P. sehr wenig, aber viele bereits früher gemachte Vorschläge werden hier durch eine Unmenge von Parallelen aus dem alten Schrifttum und der Volksdichtung gestützt und erst dadurch als richtig erwiesen. In Einzelheiten kann man vielfach anderer Meinung als Peretz sein. So schließe ich mich zum Beispiel der von Vs. Miller (Vzgljad S. 190) vorgeschlagenen Deutung von Спала князю умъ похотн[1]) an und unterbaue sie durch solche Parallelen aus der Volksdichtung wie Ему спала на ум да своя сторона, ему спала на ум да отец-матушка Grigorjev Arch. byliny Nr. 406/28, vgl. auch Sobolevskij Pesni Bd. VII S. 388/8, III 174/17, VI 262/29,Ončukov Byliny Nr. 2/78 usw. Свивая славы оба полы сего времени braucht nicht geändert zu werden (Peretz славию S. 95)[2]). Ich lese ferner: нощь стонущи ему грозою птичь убуди S. 172; zu влъци грозу възрожать (S. 176f.) könnte man auf Во тыну говорят, все беду ворожат Sobolevskij Pesni Bd. II S. 528/13 hinweisen, falls wirklich eine Textverschreibung vorliegen sollte. *Kajala* ist Flußname, vgl. M. Vasmer Ztschr. f. slav. Phil. VI S. 172 (zu osm. *kaja* 'Felsen' oder *kajan* 'schnell') und im Kaukasus belegt. Aus stilistischen Gründen sehe ich in *Tmutorokanskij bolvan*, vgl. велитъ послушати земли незнаемѣ Влъзѣ и Поморию и Посулию и Сурожу и Корсуню и Тебѣ Тьмутороканьскый болване einen Schmähnamen für den Kumanenfürsten (Tmutorokań war seit Anfang des 12. Jahrh. in den Händen der Kumanen). Diese Deutung wird gestützt durch die parallel gebaute Stelle Не было оно обидѣ порождено ни соколу, ни кречету, ни тебѣ чрьный воронъ, поганый Половчине, vgl. auch Идолище поганое Hilferding Onežskije byliny Bd. III S. 134; D. Ajnalov Orlov-Festschrift S. 179—180 deutet *bolvan* als Grenzstein und bezieht sich auf eine Urkunde des ungarischen Königs Koloman (1108): deinde vadit ad monticulum et ibi stat meta lapidae, quae balvan vocatur.

Während Peretz aber nur für den engsten Kreis der Fachwissenschaft geschrieben hatte, wurde nun das Bestreben deutlich, auch weiteren Kreisen der Öffentlichkeit das Igorlied zugänglich zu

---

[1]) Iljinskij Slavia VIII S. 652 geht von einem спалъ und под хотию aus; seine Übersetzung lautet: Рухнул у князя рассудок под его страстным желанием.

[2]) Iljinskij Slavia VIII S. 651f.: спѣвая славы.

machen. 1934 brachte der Leningrader Verlag Academia gleichzeitig zwei Ausgaben heraus. Die eine, mir nicht zugängliche, ist mit Reproduktionen von D. Golikov versehen und verfolgt rein künstlerische Ziele, die andere, wissenschaftlich unterbaute, will die Kenntnis und das Verständnis für das Igorlied wiederum in Rußland heben, nachdem das Interesse für das russische Mittelalter fast ganz geschwunden war. Bereits rein buchtechnisch gesehen, gehört das Werk *Slovo o polku Igoreve*, redigiert und eingeleitet von V. Nevskij, Leningrad 1934, Academia, 305 S. und 23 Abb. zu den schönsten Igorliedausgaben. Um das Igorlied als Kunstwerk des altrussischen Feudalismus verständlich zu machen, umreißt Nevskij (S. 9—59) die soziologische und wirtschaftliche Struktur der damaligen Zeit. Er sieht im Feldzug Igors einen Versuch der Ol'goviči, ihre Macht über die östlichen Handelswege durch Vernichtung der Kumanen auszudehnen und damit von Kiev unabhängig zu werden. Das Igorlied, geschrieben nach Nevskij in der Severskaja zemlja, wird hier den schönsten Epen der Weltliteratur zur Seite gestellt. V. Ržiga (S. 157—178) behandelt das Igorlied als poetisches Denkmal der Kiever Rus' und schreibt seine Entstehung einem Sänger zu, der gleich den Skalden, unabhängig in seinen Ansichten am Fürstenhofe wirken konnte. Die Auffindung des Igorliedes, seine Komposition und Stellung im altrussischen Schrifttum streift S. Šambinago (S. 179—197) und gibt einen Überblick (S. 199—226) über die künstlerischen Umdichtungen und Nachwirkungen des Igorliedes seit dem Beginn des 19. Jahrh. Der von Šambinago und Ržiga besorgten Textausgabe (S. 63—73) sind mehrere Übertragungen ins moderne Russische beigegeben: eine philologisch getreue, von den Editoren und zwei kommentierte rhythmische von S. Šervinskij (S. 89—115) und G. Storm (S. 119—153). Eine Reihe schöner Abbildungen sollen die Beziehungen des Kunstwerks zu den Äußerungen der materiellen Kultur versinnbildlichen. In den textkritischen Anmerkungen von Ržiga und Šambinago (S. 231—296) fällt unter anderem die wohl kaum zu rechtfertigende Korrektur Спала князю умь полони (vgl. oben) auf. Unmöglich ist die Lesung свист звѣринъ въста близъ, denn близъ kann nicht Adverb sein. Einen Rückschritt gegenüber Peretz bedeutet die Erklärung von bedy als Nom. sg. in Уже бо бѣды его пасеть птиць. На канину braucht nicht zu ковылу verbessert zu werden, da *Kanin* als Flußname nördlich von Černigov, Laurentius-Chronik s. a. 1152 (vgl. Peretz S. 204) belegt ist. — Den Versuch, das Igorlied als einen Rest der alten epischen Tradition darzustellen, unternahm Jevgenij Ljackij *Slovo o polku Igoreve. Povest' o knjaz'jach Igore, Svjatoslave i istoričeskich sud'bach russkoj zemli. Očerk iz istorii drevne-russkoj literatury, kompozicija, stil'*, Prag 1934, 233 S. (= Práce Slovanského Ústavu v Praze Nr. 12). Aus den altrussischen Chroniken bringt er

poetische Stellen bei, die er als Bruchstücke alter Liederzyklen (die der „alten" Lieder des Monomachzyklus, der „neuen" über Mstislav und Svjatoslav, der Lieder über Igor') deutet und auch das Igorlied als ein aus verschiedenen Epen und Liedern komponiertes, bei weitem nicht einheitliches Kunstwerk darstellt. Aus dieser seiner Grundauffassung ergibt sich für Ljackij die Notwendigkeit, eine Reihe von kaum zu rechtfertigenden Textumstellungen vorzunehmen. Auch an Gedankengut preßt er in das Igorlied mehr hinein, als es m. E. berechtigt wäre. Interessant sind Ljackijs Ausführungen über die Stilmittel und die Rhythmik des Igorliedes, verglichen mit der Volkspoesie. Unter den Textdeutungen von Ljackij scheint éine besonders wichtig zu sein, und es nimmt wunder, daß auf sie in den Anmerkungen nicht näher eingegangen wird. Die bisherige Auffassung von *uši* in Владимиръ по вся утра уши закладаше въ Черниговѣ befriedigte nicht. Ljackij S. 131 versucht nun, *uši* als einen Teil der Befestigung, als kleine Pforten mit Horchfenstern zu deuten, was sehr ansprechend ist, vorausgesetzt, daß sich diese Bedeutung für uši wirklich belegen läßt. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß mir Ljackijs Buch besonders geeignet erscheint, das Verständnis für das Igorlied unter den Slaven zu fördern, denn bereits das liebevolle Eindringen des Verfassers in die von ihm behandelten Probleme ist an sich reizvoll. — Vgl. auch E. Ljackij *Nekoliko tumačenja moga gledišta na „Slovo o puku Igorovu"*, Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor Bd. XVI, 1936, S. 1—8. — Über das rege Interesse, das Westeuropa Anfang des 19. Jahrh. dem Igorliede entgegenbrachte, unterrichtete der Aufsatz von P. Berkov *K bibliografii zapadnych izučenij perevodov „Slova o polku Igoreve"*, Trudy otd. drevne-russkoj literatury Bd. II, 1935, S. 151—155. Wir finden darin Mitteilungen über eine Reihe bisher kaum berücksichtigter deutscher und französischer Übersetzungen des Igorliedes. — Neuerdings wurde das Igorlied auch ins Polnische von J. Tuwim übersetzt: *Słowo o wyprawie Igora*, eingeleitet und erklärt von A. Brückner, Krakau 1928, 43 S. (= Bibljoteka Narodowa, 2. Serie Nr. 50) und ins Serbische von I. Šajković *Pesma o vojevanju Igorevu*, Novi Sad 1930, 49 + 2 S. mit einem unzulänglichen Kommentar[1]). In neuer Auflage erschien J. Jungmann *Slovo o pluku Igorově, 1810 r.* herausgegeben und eingeleitet von V. Francev, Prag 1932, vgl. auch B. Vydra *„Slovo o polku Igorově", jeho ohlasy a vlivy v literatuře polské a české*, Bratislava IV (1930) S. 528—579 (vgl. die Zusammenfassung: Sborník prací I. sjezdu slovanských filologů v Praze 1929, Bd. 2, Prag 1932, S. 431—433). — Als Quellenbücher für den Universitätsbetrieb gedacht sind K. H. Meyer *Das Igorlied, Text mit Einleitung und Erklärungen*, Berlin 1933, 30 S. (= Beiträge zur

[1]) Vgl. die Anzeige Slavische Rundschau Bd. III 1931 S. 617f.

Ukrainekunde, hgb. vom Ukrainischen Wissenschaftlichen Institut, Heft 4)[1]), M. Hrunśkyj *Slovo o polku Ihorevim, tekst i pojasnennja*, Charkov-Kiev 1931, 58 S. und die recht gut kommentierte Ausgabe von V. Keltujala *Slovo o polku Igoreve*, 2. Auflage, Moskau 1929. — Außerdem beschäftigten sich eine Unzahl von Aufsätzen mit einzelnen Teilfragen der Igorliedforschung. Spekulationen reihen sich an Spekulationen, nur in den wenigsten Fällen scheinen die neuen Deutungen und Vorschläge überzeugend zu sein. So bestreitet M. Hrunśkyj *Pytannja pro avtora „Slova o polku Ihorevim"*, Bahalij-Festschrift, Kiev 1927, S. 439—446 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 51), daß der Verfasser des Igorliedes ein Zeitgenosse der von ihm geschilderten Ereignisse war, weil sie angeblich historisch ungenau dargestellt sind. Gleichzeitig fordert er eine genaue sprachliche Analyse des Igorliedtextes, da nur eine solche neue Ergebnisse zeitigen könne. Wie wenig berechtigt eine solche Forderung ist, hebt V. Peretz *Z pryvodu statti prof. M. Hrunśkoho*, Zapysky ist. fil. viddilu Bd. XIX, 1928, S. 351—352 hervor. Eine grammatische Untersuchung des Igorliedes könnte im besten Fall Auskunft geben über die Eigentümlichkeiten der Abschrift aus dem 15. oder 16. Jahrh., in keinem Fall aber die sprachlichen Verhältnisse des Originals umreißen. — Die Arbeit von E. Sievers *Das Igorlied metrisch und sprachlich bearbeitet*, Leipzig 1926, 55 S. (= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 78, Bd. 1, Heft) wurde in Zusammenhang mit den übrigen Versuchen einer metrischen Aufteilung des Igorliedes mit Recht ablehnend behandelt von M. Hrunśkyj *Forma ta kompozycija „Slovo o polku Ihorevim"*, Zapysky ist. fil. vidd. XVIII (1928) S. 1—24. Eine konsequente rhythmisch metrische Zerlegung des Igorliedes sei nicht möglich, weil der Text verstümmelt und grammatisch wie orthographisch uneinheitlich überliefert sei. Fast gleichzeitig mit Hrunśkyj unterzog auch V. Ržiga *Problema stichosloženija Slova o polku Igoreve*, Slavia Bd. VI, 1927/28, S. 352—379 in einer Sammelbesprechung der über das Versmaß des Igorliedes handelnden Arbeiten die Ausführungen von Sievers einer abfälligen Kritik. — Auf die stilistischen Zusammenhänge von Bibel und Igorlied ging V. Peretz in zwei Arbeiten ein: 1. *„Slovo o polku Igoreve" i istoričeskije biblejskije knigi*, Sobolevskij-Festschrift S. 10—14, und 2. *„Slovo o polku Igoreve" i drevne-slavjanskij perevod biblejskich knig*, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. III 1, 1930, S. 289—309. Wenn sich im Igorliede auch keine direkten Entlehnungen aus der Bibel nachweisen lassen, so ist es doch auffällig, in wie starkem Maße das Igorlied im Stil der Bibel, besonders was

[1]) Besprechungen: M. Woltner Zeitschr. XI (1934) 259ff.; K. Bittner Germanoslavica Bd. II, 1932/33, S. 571f.

den Wortschatz, gemeinsame Bilder und formelhafte Wendungen anbelangt, geschrieben ist. Diese mühevolle Zusammenstellung von Peretz hätte an Wert für die Forschung gewonnen, wenn er sein Material nach erneuter Sichtung nur auf die einwandfreien Parallelen beschränkt hätte. — Mit wenig Erfolg bemühte sich B. Mačul'ski *Da pytannja ab belaruskim elemence u „Slove ab palku Iharavym"*, Zapiski addzelu humanitarnych navuk Bd. 2 (Minsk 1929) Pracy kljasy filjoljohii Bd. 2 (1929) S. 96—116, einen Anteil der Weißrussen am Igorliede zu erweisen. — Methodisch unannehmbar ist auch der Versuch von N. Šljakov *Bojan*, Izvestija po russk. jazyku i slovesnosti Bd. I, 1928, S. 483—498, an Hand poetisch anmutender Stellen in der Laurentiuschronik und unter Heranziehung des Igorliedes Anhaltspunkte für eine Biographie dieses Sängers zu konstruieren. Auf diese Arbeit näher einzugehen, lohnt nicht der Mühe. — D. Ajnalov *Son Svjatoslava v Slove o polku Igoreve*, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti 19 Bd. I, 1928, S. 477—482 gibt eine inhaltliche Analyse dies es Traums, um zwei verderbte Stellen richtiggestellt in den allgemeinen Gedankengang einfügen zu können. Er schlägt vor: врани . . . сѣша дебрь Кисаню zu lesen und но се зло, княже, минетъ по собѣ, d. h. минеть само по себе, wozu er einige Quellenstellen angibt, die jedoch wenig überzeugen. — V. Ržiga *„Myslennoje drevo" v Slove o polku Igoreve*, Orlov-Festschrift S. 103—112, vermutet, daß sich hinter dieser unklaren Redewendung eine Reminiszenz an den in der skandinavischen Literatur verbreiteten Baum der Lieder und der Poesie verbirgt. — An die altnordische Dichtung knüpft auch M. Hrunśkyj an: *Z komentariv do Slova o polku Ihorevim*, Hruševśkyj Festschrift, Kiev 1928, S. 190—194 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 76b). Sich Chalanskij anschließend, meint er, *mysleno drevo* oder drevo (d. h. mysliju po drevu) bedeute dasselbe, was *gomenwudu* in der nordischen Dichtung[1]). Mit Recht setzt sich Hrunśkyj für eine Erhaltung des *ne* in О руская землѣ уже не шеломянемъ еси ein. Wenig überzeugend sind seine weiteren Verbesserungsvorschläge wie и схоти ю на кровать и рекъ zu исходи юна кров(ь) и тъ и рекъ oder утръ же воозни стрикусы zu . . . вязни стрикусы (aus lat. *strictura*, *strictus*, deutsch *Strick*). Leider verwirft er auch die Deutung von клюки als List und sieht in ihnen Krücken. Шарокань hält Hrunśkyj für einen Ortsnamen, was durchaus möglich ist. In Ярославнынъ гласъ слышитъ зегзицею незнаемъ . . . wird neznajem auf glas bezogen. — F. Pokrovskij *Jaroslav „Osmo-*

[1]) Aus der byzantinisch-russischen Vorstellungswelt deutet diese Stelle als „Baum des Gedankens" D. Ajnalov, Orlov-Festschrift S. 184—189; wichtig scheint die Parallele bei Kosma Presviter: аще ли единъ кто станет, то умъ его внѣ скачетъ или неподобная мыслитъ.

mysl", Sobolevskij-Festschrift S. 199—202 bemüht sich dieses Epitheton sinnvoll aus dem Igorliedtext zu erklären, das angeblich acht Gebiete nennt, auf denen sich die Macht des Jaroslav zeigte. — V. Arendt *K voprosu o mečach charalužnych „Slova o polku Igoreve"*, Orlov-Festschrift S. 335—342, lehnt die bekannte turkotatarische Etymologie für *charalug* ab. Archäologische Untersuchungen hätten ergeben, daß die Türknomaden des 9.—14. Jahrh. nur mit Säbeln aus einer primitiven Legierung bewaffnet waren. Der Stahl sei bei Russen wie Nomaden im 12. Jahrh. unbekannt gewesen, auch habe es im 12. Jahrh. keine östlichen Schwerter in Rußland gegeben. Auf alter nordischer Überlieferung fußend, müsse das Schwert auch für den russischen Krieger eine heilige und lichtvolle Waffe gewesen sein. Nur eine mit Flamme oder Licht verknüpfte Etymologie, die auch nicht aus einer „heidnischen" Sprache stammen dürfe, käme daher in Frage. Arendt selbst vermag keine Etymologie zu geben, aus dem Nordischen wird sich eine solche kaum beibringen lassen. — Wie wenig stichhaltig die Ausführungen von V. Arendt sind, beweist der Aufsatz von N. Beljajev *O bulate i charaluge* in Sbornik statej, posvjaščennych pamjati N. P. Kondakova Prag 1926, S. 155—186, der ausdrücklich auch auf das Igorlied eingeht (2. Charalužnyje meči po slovu o polku Igoreve) und das allmähliche Eindringen der Waffen aus Stahl vom Osten her in Zusammenhang bringt mit dem Nachlassen des normannischen Einflusses in der russischen Kultur.

Wenig glücklich sind auch die von G. Iljinskij *Neskol'ko konjektur k Slovu o polku Igoreve*, Slavia VIII 1929/30 S. 649—659, gemachten Vorschläge. An der bisher undeutbaren Stelle свистъ звѣринъ в стазби[1]) дивъ кличет връху древа liest er свистъ . . . въста, збикъ дивъ usw. und erklärt *zbik* aus *stьbl̥ь*, poln. *zbik* „Waldkatze, modern Wildschwein", wozu *divъ* „wild" die nähere Bestimmung sein soll, hauptsächlich um den gut bezeugten Div als mythologische Gestalt aus dem Igorlied zu beseitigen. Кая раны дорога братие übersetzt I. mit отомстил раны дорогой братии (doroga verschrieben für dorogy bratije Gen. sing.)[2]). Er liest ferner усобица княземъ наипогана погыбель бѣ (Hs. на поганын погыбе), растяшеть усобица ти (Hs. усобицами). Vielleicht mit Recht stellt I. *kikati* zu russ. *kička*, ukr. *kyčuvaty* 'взрыхлять землю мотыкой или суком', den Völkernamen *Deremela* zum ostpreuß. Ortsnamen *Dernme* oder *Derne* mit dem baltischen Suffix *-ela* und потрепати zu solchen Redewendungen wie бахрома треплется, передникъ весь истрепался. Восъ soll zu баский

[1]) Peretz liest: въста, збися Дивъ.

[2]) Vgl. M. Woltner *Russisch-kirchenslav. Adjektivformen*, Zeitschr. f. slav. Phil. XII S. 103—105, wo mit sprachgeschichtlichen Mitteln *doroga* als Bestimmungsadjektiv zu *rany* erklärt wird.

„резвый, ретивый, рьяный" gehören[1]). Vielleicht, meint Iljinskij, könnte mit *Trojan*, das im Ukrainischen die Bedeutung „Vater von Drillingen" hat, im Igorliede Svjatoslav, der ja Vater von drei Söhnen war, bezeichnet worden sein, was mir unwahrscheinlich scheint. — Mit der schwierigen Stelle рекъ Боянъ и ходы на Святъславля пѣ-створца стараго времени Ярославля Ольгова Коганя хоти befaßt sich A. Ljasčenko *Pojasnennja odnoho miscja v „Slovi o polku Ihorevim"* Hruševśkyj-Festschrift Kiev 1928, S. 187—189 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Bd. 76b). Im *i* sieht er eine Verschreibung für *na* und in pěstvorca für pesnotvorec, übersetzt lautet die Stelle nach ihm: „Казав Боян з приводу походів Святославових — піснотворець старого часу Ярославового, Ольгового — дружині князя. Peretz hatte S. 326 die recht ansprechende Lesung Рекъ Боянъ и Ходына gegeben und in хоти einen durch ольгова коганя erweiterten Vokativ gesehen. — D. Ajnalov *Zamečanija k tekstu Slova o polku Igoreve*, Orlov-Festschrift S. 175—189, berichtet einiges Wissenswerte über die Goldschmiedekunst in Rußland und über die Kriegstechnik der Byzantiner; er bringt Parallelen bei zur Vorstellung der Seele als Perle und weist nach, daß im slav. Hamartolos für *μανιάκης ožerelje* stehe, während Upyr' Lichoj *grivna zlataja* habe. — A. Sobolevskij *K Slovu o polku Igoreve*, Izvestija po russk. jaz. i slov. Bd. II, 1929, S. 174—186, meint, das Igorlied sei bis zur Klage der Jaroslavna einschließlich im Herbst 1185 geschrieben und etwa drei Jahre später sei der Schluß aus einem anderen Werk hinzugekommen, das wir einstweilen nicht kennen und das mit dem Chronikentext nicht zusammenhänge. Gleichzeitig behandelt Sobolevskij verschiedene in den Chroniken erhaltene „Klagen", um das Vorhandensein dieser Literaturgattung für Altrußland zu erweisen. Einige Parallelen zum Wortschatz des Igorliedes: (шолъ дожикъ мглою и снѣгъ; обѣсися (= повисъ) на рогу его; паперсь = паперсть, 'Teil des Anspanns'; было für было бы: добро ти было, чадо, здѣ жити) ergänzen das von Peretz herangezogene Material. — Da in der Igorliedhandschrift wohl hauptsächlich die am Zeilenausgang stehenden Worte einer Verstümmelung unterlegen sind, schlägt B. Bulyčev *K paleografičeskomu izučeniju „Slova o polku Igoreve"*, Sobolevskij-Festschrift S. 179—181, vor, unter diesem Gesichtspunkte eine neue Zeileneinteilung des Igorliedes vorzunehmen. — Die interessante Feststellung von N. Zarubin *K voprosu o pervom izdanii (1800) Slova o polku Igoreve*, Orlov-Festschrift S. 523—527, daß die Seiten 15 und 16 der Editio princeps, nachdem sie ausgedruckt waren, verbessert und in den fertigen

[1]) Sobolevskij Izv. po russ. jaz. i slov. Bd. II (1929) S. 185 macht auf den Moskauer Personennamen *Bosoj Volk* im 16. Jahrh. aufmerksam und daß *bosyj* im ukr. 'weißfüßig' bedeute.

Exemplaren ausgewechselt wurden, läßt sich leider für die Textkritik in keiner Weise verwerten.

Das bisher bekannte literarische Einflußgebiet des Igorliedes würde sich ausschließlich auf Pskov erstrecken, wenn es gelänge, auch die Zadonščina-Hss. in eine engere Beziehung zum Pskover Gebiet zu bringen. A. Sedel'nikov *Gde byla napisana „Zadonščina"?* Slavia IX 1930/31 S. 524—536, weist nach, daß alle älteren Handschriften der Zadonščina in irgendeiner Weise mit dem Novgoroder bzw. Pskover Gebiet zusammenhängen, einschließlich der Handschrift Synodalbibliothek Nr. 836, die Durnovo nach Suzdal' lokalisieren wollte. Wir besitzen aber auch literarische Anhaltspunkte dafür, daß die Zadonščina Anfang des 16. Jahrh. in Pskov bekannt war, denn s. a. 1513 wird sie von der I. Pskover Chronik paraphrasiert. Das Igorlied kann diese Stelle wie auch alle Erzählungen über die Mamajevščina nicht direkt beeinflußt haben. Auch sprachliche Gesichtspunkte weisen auf eine Pskover Entstehung der Zadonščina hin. Mit Novgorod oder Pskov hängt auch das älteste Denkmal über die Mamajevščina, die sog. Chronikenerzählung (sie wurde in die IV. Novgoroder Chronik aufgenommen) zusammen. Als Quelle diente ihr die Ende des 14. Jahrh. in Novgorod entstandene Erzählung über Alexander Nevskij, und zwar muß die Chronikenerzählung vor 1405 entstanden sein, denn zu diesem Jahre hat sie bereits eine Pskover Interpolation. Von Pskov aus drang diese Erzählung nach Smolensk. Interessant ist auch die Feststellung, daß die Zadonščina die *kurjane* des Igorliedes auf Andrej von Polock und Dmitrij von Brjansk bezieht, was seine historische Erklärung in der Tatsache findet, daß Andrej seine Družina aus Pskov zur Unterstützung des Moskauer Fürsten führte. Zum Schluß behandelt Sedel'nikov den in der Zadonščina wie in der dritten Redaktion des Skazanije erwähnten Verfasser. Bei dem seltenen Vorkommen dieses Namens läßt sich der Verfasser vielleicht mit Sofonij Altykulačevič identifizieren, der zur nächsten Umgebung des Fürsten Oleg von Rjazań gehörte und in der dem Oleg-Kloster verliehenen Privilegurkunde an erster Stelle genannt wird. Damit wird aber die Pskover Herkunft der Zadonščina nicht widerlegt, denn die ausdrückliche Erwähnung des Beinamens Rjazanec weist darauf hin, daß der Verfasser in einem ihm fremden Milieu schrieb und den Wunsch hatte, seine fremde Herkunft zu unterstreichen. — Beziehungen zwischen der 1431/32 von Konstantin von Kostenec geschriebenen Vita des Stefan Lazarević und der Chronikenerzählung über die Mamajschlacht glaubt A. Orlov *Literaturnyje istočniki povesti o Mamajevom Poboišče*, Trudy otd. drevne-russkoj literatury Bd. II, Leningrad 1935, S. 157—163, feststellen zu können, und zwar meint er, die Klage der Rahel sei diesem südslavischen Text entnommen. Die Chronikenerzählung muß demnach zwischen 1431 und

1453 entstanden sein, da sie ihrerseits von Foma für seine Lobrede auf Boris von Tver' verwandt wurde. Orlov führt nunmehr die Schilderung der Verzweiflung des Mamaj und den häufigen Gebrauch des Epithetons mestnyj in der Chronikenerzählung auf das Buch Daniel zurück.

Unter Heranziehung einer Reihe bisher wenig bekannter oder sogar unbekannter Handschriften neigt A. Sedel'nikov *Literaturnaja istorija povesti o Drakule*, Izvestija po russk. jaz. i slovesnosti 1929, Bd. II, S. 621—659 dazu, in der vom Hieromonach Jevfrosin 1490 angefertigten Abschrift des Kirillo-Belozerskij-Klosters den ältesten erhaltenen und gleichzeitig dem Original ähnlichsten Text dieser Erzählung zu sehen. Um 1500 hat es bereits eine zweite Redaktion gegeben; sie wird durch die Rumjancev-Hs. repräsentiert. Alle späteren Abschriften und Umarbeitungen gehen auf diese beiden Grundredaktionen zurück. Das Aufkommen dieser Erzählung verbindet Sedel'nikov nicht mit der Rückkehr des D'jak Kuricyn aus der Moldau, da die historischen Angaben dazu im Widerspruch stehen: Kuricyn traf am 23. März in Moskau ein, Jevfrosin bemerkt aber 1490, er habe den Text schon am 13. Februar 1486 geschrieben. Es ist kaum anzunehmen, daß der gewöhnlich in Beloozero lebende Jevfrosin die Vorlage von Kuricyn erhielt, sondern sie muß von einer anderen Gesandtschaft mitgebracht sein. In der Drakul-Erzählung besitzen wir wohl eine der ältesten Formen jener sog. Skazki otpiski, die von den zurückkehrenden Gesandten ausgingen. Stilistisch fügte sie sich in den Kreis der bekannten Erzählungen ein. Das Interesse für sie muß anfangs groß gewesen sein (der Rumjancev-Text stammt aus Pskov), doch ging es im 16. Jahrh. scheinbar zurück. Durch die Einführung fabulöser Momente wurde die Erzählung im 17. Jahrh. dem Zeitgeist angepaßt und auch sonst modernisiert. Wertvoll ist das von Sedel'nikov zusammengestellte Schema des Abhängigkeitsverhältnisses der verschiedenen Redaktionen (S. 651) und verdienstlich die Veröffentlichung der Handschrift aus der Kirillo-Belozerskij-Sammlung Nr. 11/1088 (jetzt Öff. Bibl. Leningrad) Bl. 204—217.

N. Geppener *K istorii perevoda povesti o Troje Guido de Kolumna*, Orlov-Festschrift S. 351—360. Der Codex des Moskauer Zentralarchivs, Sammlung Mazurin Nr. 368, zweite Hälfte des 16. Jahrh., enthält eine fast vollständige Übersetzung der Troja-Sage des Guido de Columna, anschließend folgen verschiedene an die Namen von Aristoteles, Maimonides, Ptolomäus geknüpfte hygienische Vorschriften, die wohl auf ein westrussisches oder polnisches Original zurückgehen. Der Kodex ist von einer Hand geschrieben, südslavische orthographische Einflüsse fehlen. Seit Beginn des 17. oder seit Ende des 16. Jahrh. muß er in ukrainischem Milieu gewesen sein, was aus verschiedenen Randbemerkungen hervorgeht. Cha-

Exemplaren ausgewechselt wurden, läßt sich leider für die Textkritik in keiner Weise verwerten.

Das bisher bekannte literarische Einflußgebiet des Igorliedes würde sich ausschließlich auf Pskov erstrecken, wenn es gelänge, auch die Zadonščina-Hss. in eine engere Beziehung zum Pskover Gebiet zu bringen. A. Sedel'nikov *Gde byla napisana „Zadonščina"?* Slavia IX 1930/31 S. 524—536, weist nach, daß alle älteren Handschriften der Zadonščina in irgendeiner Weise mit dem Novgoroder bzw. Pskover Gebiet zusammenhängen, einschließlich der Handschrift Synodalbibliothek Nr. 836, die Durnovo nach Suzdal' lokalisieren wollte. Wir besitzen aber auch literarische Anhaltspunkte dafür, daß die Zadonščina Anfang des 16. Jahrh. in Pskov bekannt war, denn s. a. 1513 wird sie von der I. Pskover Chronik paraphrasiert. Das Igorlied kann diese Stelle wie auch alle Erzählungen über die Mamajevščina nicht direkt beeinflußt haben. Auch sprachliche Gesichtspunkte weisen auf eine Pskover Entstehung der Zadonščina hin. Mit Novgorod oder Pskov hängt auch das älteste Denkmal über die Mamajevščina, die sog. Chronikenerzählung (sie wurde in die IV. Novgoroder Chronik aufgenommen) zusammen. Als Quelle diente ihr die Ende des 14. Jahrh. in Novgorod entstandene Erzählung über Alexander Nevskij, und zwar muß die Chronikenerzählung vor 1405 entstanden sein, denn zu diesem Jahre hat sie bereits eine Pskover Interpolation. Von Pskov aus drang diese Erzählung nach Smolensk. Interessant ist auch die Feststellung, daß die Zadonščina die *kurjane* des Igorliedes auf Andrej von Polock und Dmitrij von Brjansk bezieht, was seine historische Erklärung in der Tatsache findet, daß Andrej seine Družina aus Pskov zur Unterstützung des Moskauer Fürsten führte. Zum Schluß behandelt Sedel'nikov den in der Zadonščina wie in der dritten Redaktion des Skazanije erwähnten Verfasser. Bei dem seltenen Vorkommen dieses Namens läßt sich der Verfasser vielleicht mit Sofonij Altykulačevič identifizieren, der zur nächsten Umgebung des Fürsten Oleg von Rjazań gehörte und in der dem Oleg-Kloster verliehenen Privilegurkunde an erster Stelle genannt wird. Damit wird aber die Pskover Herkunft der Zadonščina nicht widerlegt, denn die ausdrückliche Erwähnung des Beinamens Rjazanec weist darauf hin, daß der Verfasser in einem ihm fremden Milieu schrieb und den Wunsch hatte, seine fremde Herkunft zu unterstreichen. — Beziehungen zwischen der 1431/32 von Konstantin von Kostenec geschriebenen Vita des Stefan Lazarević und der Chronikenerzählung über die Mamajschlacht glaubt A. Orlov *Literaturnyje istočniki povesti o Mamajevom Poboiśće*, Trudy otd. drevne-russkoj literatury Bd. II, Leningrad 1935, S. 157—163, feststellen zu können, und zwar meint er, die Klage der Rahel sei diesem südslavischen Text entnommen. Die Chronikenerzählung muß demnach zwischen 1431 und

1453 entstanden sein, da sie ihrerseits von Foma für seine Lobrede auf Boris von Tver' verwandt wurde. Orlov führt nunmehr die Schilderung der Verzweiflung des Mamaj und den häufigen Gebrauch des Epithetons mestnyj in der Chronikenerzählung auf das Buch Daniel zurück.

Unter Heranziehung einer Reihe bisher wenig bekannter oder sogar unbekannter Handschriften neigt A. Sedel'nikov *Literaturnaja istorija povesti o Drakule*, Izvestija po russk. jaz. i slovesnosti 1929, Bd. II, S. 621—659 dazu, in der vom Hieromonach Jevfrosin 1490 angefertigten Abschrift des Kirillo-Belozerskij-Klosters den ältesten erhaltenen und gleichzeitig dem Original ähnlichsten Text dieser Erzählung zu sehen. Um 1500 hat es bereits eine zweite Redaktion gegeben; sie wird durch die Rumjancev-Hs. repräsentiert. Alle späteren Abschriften und Umarbeitungen gehen auf diese beiden Grundredaktionen zurück. Das Aufkommen dieser Erzählung verbindet Sedel'nikov nicht mit der Rückkehr des D'jak Kuricyn aus der Moldau, da die historischen Angaben dazu im Widerspruch stehen: Kuricyn traf am 23. März in Moskau ein, Jevfrosin bemerkt aber 1490, er habe den Text schon am 13. Februar 1486 geschrieben. Es ist kaum anzunehmen, daß der gewöhnlich in Beloozero lebende Jevfrosin die Vorlage von Kuricyn erhielt, sondern sie muß von einer anderen Gesandtschaft mitgebracht sein. In der Drakul-Erzählung besitzen wir wohl eine der ältesten Formen jener sog. Skazki otpiski, die von den zurückkehrenden Gesandten ausgingen. Stilistisch fügte sie sich in den Kreis der bekannten Erzählungen ein. Das Interesse für sie muß anfangs groß gewesen sein (der Rumjancev-Text stammt aus Pskov), doch ging es im 16. Jahrh. scheinbar zurück. Durch die Einführung fabulöser Momente wurde die Erzählung im 17. Jahrh. dem Zeitgeist angepaßt und auch sonst modernisiert. Wertvoll ist das von Sedel'nikov zusammengestellte Schema des Abhängigkeitsverhältnisses der verschiedenen Redaktionen (S. 651) und verdienstlich die Veröffentlichung der Handschrift aus der Kirillo-Belozerskij-Sammlung Nr. 11/1088 (jetzt Öff. Bibl. Leningrad) Bl. 204—217.

N. Geppener *K istorii perevoda povesti o Troje Guido de Kolumna*, Orlov-Festschrift S. 351—360. Der Codex des Moskauer Zentralarchivs, Sammlung Mazurin Nr. 368, zweite Hälfte des 16. Jahrh., enthält eine fast vollständige Übersetzung der Troja-Sage des Guido de Columna, anschließend folgen verschiedene an die Namen von Aristoteles, Maimonides, Ptolomäus geknüpfte hygienische Vorschriften, die wohl auf ein westrussisches oder polnisches Original zurückgehen. Der Kodex ist von einer Hand geschrieben, südslavische orthographische Einflüsse fehlen. Seit Beginn des 17. oder seit Ende des 16. Jahrh. muß er in ukrainischem Milieu gewesen sein, was aus verschiedenen Randbemerkungen hervorgeht. Cha-

rakteristisch für die Übersetzung der Trojasage ist das Bestreben, den lateinischen Text (er weicht von den beiden Editionen des 15. Jahrh. ab) möglichst genau wiederzugeben. Künstliche Wortbildungen, z. T. lateinische Züge in Syntax, Wortschatz und Phonetik lassen den Gedanken aufkommen, daß die Übersetzung in Novgorod (Pskov) hergestellt wurde (vgl. Gerasimov). Auch die erste Verarbeitung der Trojasage in Rußland liegt in der Vita des Michael Klopskij vor, die 1537 von Vasilij-Michajlovič Tučkov in Novgorod geschrieben wurde. Dagegen hat Nestor Iskender wohl aus byzantinischen Quellen geschöpft. Im 17. Jahrh. wurde der Guido-Text häufig überarbeitet und dem Zeitgeschmack angepaßt durch Fortlassung der Dialoge, historisch-genealogischen Details usw. Allen Abschriften liegt aber die gleiche Übersetzung zugrunde, auf die auch die Ausgabe von 1709 zurückgeht.

Als Vorarbeit für eine künftige Untersuchung der Povest' o belom klobuke sei der Aufsatz von A. Sedel'nikov *Vasilij Kalika: l'histoire et la légende*, Revue des études slaves Bd. VII, 1927, S. 224—240 genannt.

Über die Zusammensetzung der altrussischen Erzählung von der Einnahme Konstantinopels erschienen neuerdings zwei Arbeiten G. Bel'čenko *K voprosu o sostave istoričeskoj povesti o vzjatii Car'grada*, Orlov-Festschrift S. 507—513, sieht in der Povest' o Caŕgrade, wie sie in der Nikonchronik vorliegt, einen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. auf Grund von Tagebuchaufzeichnungen und Erzählungen der Zeitgenossen geschriebenen Bericht des Iskender, der im politisch-religiösen Sinne ergänzt und umgearbeitet wurde. Vorausgeschickt wurden die Gründungsgeschichte unter Zugrundelegung des Georgios Monachos (Istrin I 333f. und 339) und der Kampf des Adlers mit der Schlange. Im historischen Teil fanden Gebete und Vorzeichen Aufnahme. Den Beschluß bildeten nunmehr Wahrsagungen über das künftige Schicksal von Byzanz. — Bedeutend tiefer greift die Arbeit von B. Unbegaun *Les relations vieux-russes de la prise de Constantinople*, Revue des études slaves IX, 1929, S. 13—38. Nach Unbegaun ist der wichtige Bericht von Nestor Iskender — er wird durch Kritobulos De rebus gestis Mechemetes II. gestützt — in seiner ursprünglichen Gestalt verloren; der Leonidtext stellt bereits eine mit westrussischen Dialekteigentümlichkeiten durchsetzte spätere Überarbeitung dar. Die vier Chronikenversionen des Iskendertextes bringen gleich zu Anfang drei Interpolationen aus der russischen Übersetzung des Aeneas Sylvius. Der Text der Voskresenskaja Letopiś ist vielleicht noch durch einen Bericht über die Belagerung Konstantinopels durch Chosroes II. beeinflußt. Aeneas Sylvius wurde außerdem in noch stärkerem Maße von der Stepennaja kniga herangezogen und vom Chronographen, der Lyzlov vorgelegen hat. Daneben nahm dieser

Chronograph, der später ins Bulgarische, Serbische und Rumänische übersetzt wurde, auch Auszüge aus den polnischen Historikern: Kromer, Stryjkowski, Guagnini auf. Bei der Eroberung Konstantinopels scheint der Verfasser des Iskender-Berichtes nicht zugegen gewesen zu sein. Er war wohl nach Genua geflüchtet, denn er gibt einige Namen, z. B. Giustiniani, in einer genuesischen Lautform wieder (Zustuneja/ej). Auf den erweiterten Iskender-Text folgt in der Nikonchronik ein Bericht aus der Kosmographie des Aeneas Sylvius, die mehrfach übersetzt und in Westeuropa plagiiert wurde. Anhaltspunkte dafür bietet der Name Lukas Notaras des angeblichen Verräters von Konstantinopel. Er heißt bei den polnischen Chronisten Gerluca (Kromer) oder Gertuca (Stryjkowski), wohl aus *Chirluca* (*χῦρ Λουκᾶς*) bei Leonardo von Chios. Aeneas Sylvius und seine Plagiatoren bringen dagegen *Rirelucas* (Druckfehler!). Auch die aus Aeneas schöpfende Gustynskaja Letopiś weist letztere Form auf. — Seitdem Sobolevskij 1911 auf Aeneas Sylvius als eine der Quellen für die Erzählung von der Einnahme Konstantinopels durch die Türken aufmerksam gemacht hatte, pflegte man die Übersetzung dieses Textes Kurbskij zuzuschreiben. Ržiga ist es nun gelungen, wie er *Kto perevel kratkuju povest' o vzjatii Konstantinopolja turkami?* Slavia XIII, 1934, S. 105—108, berichtet, im Moskauer Staatlichen Historischen Museum einen Text (Synodalbibliothek Nr. 791 Bl. 143—150) zu finden mit der Überschrift О взятии Царяграда, преведено с латинскаго Максимом, иноком святыя горы. Diese Übersetzung Maxim Greks entspricht in viel stärkerem Maße der lateinischen Vorlage, als diejenige im Chronographen, die erst nach gewissen Kürzungen und Umarbeitungen in die russische historische Literatur eingegangen ist. — V. Ržiga *Mikula Seljaninovič*, Izvestija po russk. jaz. i slov. II 1929 S. 444—456, gibt sich mit Vs. Millers Feststellung, daß diese Byline aus dem Novgoroder Milieu stammt, nicht zufrieden, sondern will ihre Entstehung zeitlich genauer einordnen. Er geht darin so weit, in einer kleinen Episode, die Ivan IV. nach Staden mit einem reichen Bauern Mikula hatte, den Kern dieser Byline zu sehen. Bestärkt fühlt sich Ržiga durch die angeblich vorliegenden engen geistigen Zusammenhänge zwischen den Reformvorschlägen wie Bauernidealisierungen bei Jermolaj und der poetischen Konzeption dieser Byline. — V. Ržiga *Povest' i pesni o kn. Michaile Skopine-Šujskom*, Sobolevskij-Festschrift S. 87—90, faßt die Ergebnisse einer größeren, für die Izvestija bestimmten Arbeit zusammen[1]). Die Erzählung über Skopin-Šujskij ist in zwei Fassungen mit verschiedenem Titel erhalten: I. a) O roženii vojevody Michaila Vas. Šujskogo Skopina,

[1]) Sie erschien unter dem gleichen Titel Izvestija po russk. jaz. i slov. Bd. I, 1928, S. 81—133.

b) Pisanije o prestavlenii i o pogrebenii M. V. Šujskogo rekomogo Skopina und II. O roženii knjazja M. Vasiljeviča. Beide Fassungen (die erste ist älter) stammen vom gleichen Verfasser. Sie sind im Stil der Heiligenleben geschrieben, ziehen volkstümliche Klagen heran und verarbeiten einen Teil aus A. Palicyns Skazanija (Kaljazin-Schlacht). In dem bald nach 1610 entstandenen Original werden der Schwager von Skopin-Šujskij und der schwedische Heerführer De la Gardie noch nicht verwechselt. Mit der Zeit tritt jedoch der historische Kern stärker in den Hintergrund, wie das aus der Analyse der verschiedenen Bylinenvarianten hervorgeht. — Einen bisher wenig beachteten Text aus der Moskauer Öffentlichen Bibliothek Nr. 3189, 17. Jahrh., gab M. Speranskij heraus, *Povest' o gorodach Tare i Tjumeni*, Trudy kom. po drevne-russkoj literature Bd. I, 1932, S. 13—32. Geschrieben um die Mitte des 17. Jahrh. stellt diese Erzählung einen späten Widerhall der Moskauer „feierlichen" Literatur dar, die etwa ein Jahrhundert früher ihren Höhepunkt erreichte. Auf Grund der vielen Berührungspunkte mit den Sibirischen Annalen ist man versucht, auch diese Erzählung Savva Jesipov zuzusohreiben. — Außerdem veröffentlicht M. Speranskij *Evoljucija russkoj povesti v XVII v.*, Trudy otd. dr. russkoj literatury Bd. I, 1934, S. 137—170 zwei Fassungen des Slovo o blagočestivom care Michaile (Sammlung Undol'skij Nr. 942 und 943) und das Skazanije o dreve zlatom (Sammlung Tichonravov Nr. 238) mit einer Ergänzung aus der Sammlung Vjazemskij Nr. XVI, die im 17. Jahrh. unter Heranziehung älterer Literatur entstanden sind. Auffällig ist die freie Behandlung des alten Stoffes in diesen „Novellen", die nunmehr der Unterhaltung ohne didaktische Beigaben dienen sollen und dadurch die Brücke zur neueren Literatur schlagen. — M. Skripil' *Povest' o Savve Grudcyne*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. II, 1935, S. 181—214 druckt die ersten zwei Kapitel einer größeren Untersuchung über diese Erzählung, in der sich neben weltanschaulichen Bindungen an das alte Rußland bereits die Tendenzen einer neuen Zeit und Literatur bemerkbar machen. Skripil's Ausführungen erstrecken sich auf den Stand der Forschung und die kulturhistorischen Grundlagen dieser Erzählung. — Eine von der altrussischen Literatur ganz abweichende geistige Haltung zeigt sich in der weltlichen Erzählung über Frol Skobejev, die von V. Pokrovskaja *Povest' o Frole Skobejeve*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. I, 1934, S. 249—297, nach allen bisher bekannten Texten veröffentlicht wird. Eine literaturkundliche Behandlung und Einordnung dieser Erzählung fehlt noch einstweilen, obgleich V. Pokrovskaja durch die Zusammenfassung der Literatur, Charakteristik der bisherigen Meinungen und Ausgaben unmittelbar an eine solche heranführte. — Zur neueren russischen Literatur gehören auch die beiden, im 17. Jahrh. entstandenen, aber nur in Aufzeichnungen aus

dem 18. Jahrh. erhaltenen Satiren auf die altrussische Frömmigkeit und geistlichen Zustände *Povest' o kure i lisice* und *Povest' o pope Savve*, die V. Adrianova-Peretz in dem sehr beachtlichen Aufsatz *Očerki po istorii russkoj satiričeskoj literatury XVII veka*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. II, 1935, S. 215—282 behandelt.

Für die Wechselbeziehungen zwischen Folklore und Literatur interessant ist der Aufsatz von V. Ržiga *Povest' o Gore i Zločastii i pesni o Gore*, Slavia X, 1931, S. 40—66, 288—315. Nach einer gründlichen Analyse der Texte kommt Ržiga zum Ergebnis, daß die Erzählung ein altes folkloristisches Motiv unter Verwertung der verschiedensten literarischen, hauptsächlich aber folkloristischen Stilelemente in hoher künstlerischer Vollendung darstellt. Sie selbst ist aber wiederum ins folkloristische Milieu hinabgesunken, wo sie lyrische und lyrisch-epische Neubildungen hervorrief. In den Volksliedern über dieses Motiv lassen sich zwei Versionen unterscheiden. Die ältere stellt eine lyrische Bearbeitung des Motivs dar, verknüpft es mit dem Frauenschicksal an sich und gibt auch vorchristlichem Schicksalsglauben Raum. Die andere, großrussische Version kennt dagegen nur eine Jünglingsgestalt; sie ist durch lyrische wie auch lyrisch-epische Lieder vertreten und hängt genetisch mit der literarischen Erzählung zusammen.

Neues Material über die altrussischen Reiseberichte, besonders über das rege Interesse, das Novgorod in Zusammenhang mit seiner Kirchenpolitik Konstantinopel entgegenbrachte, findet man bei M. Speranskij *Iz starinnoj novgorodskoj literatury XIV veka*, Leningrad 1934, 140 S. (= Pamjatniki drevne-russkoj literatury Lief. 4). Sp. veröffentlicht das Choždenije Stefana Novgorodca (S. 50—59), die Schilderung einer wohl 1348/49 gemachten Reise auf Grund von fünf Handschriften, mit einem aufschlußreichen Kommentar versehen. Besondere Beachtung verdient die Einleitung von Speranskij, in der u. a. gezeigt wird, daß das Novgorod-Pskover Schrifttum Sammelbände besaß, die teilweise unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt waren (vgl. z. B. Bibliothek d. Russ. Ak. d. Wiss. Nr. 16. 8. 13 oder Mosk. Hist. Museum Nr. 416). Der zweite hier herausgegebene und kommentierte Text: Skazanije o svjatych mestech, o Kostjantinegrade i o svjatych moščech spasšichsja v Ierusalime a sobrannych Kostjantinom carem v naricajemyj Caŕgrad (S. 127—137) ist literargeschichtlich wichtig, weil er von der Beseda o Caŕgrade als Vorlage benutzt wurde. Daneben bietet er wichtiges Material zur Geschichte der mittelalterlichen Legende und zur alten Topographie von Konstantinopel. — A. Sedel'nikov *Le pélerinage de l'archimandrite Gréfene: une copie nouvelle*, Revue des études slaves IX, 1929, S. 39—47, macht auf einen Text aus der Rogožskaja staroobrjadčeskaja kollekcija (jetzt Moskauer Lenin-Bibliothek Nr. 35/799 Bd. 401—426 v) auf-

merksam, der älter und vollständiger (bis auf die ersten 20 Zeilen) als der bisher überlieferte ist. Eine genaue sprachliche und orthographische Analyse dieses Textes verglichen mit der bereits früher bekannten Handschrift ergibt, daß dieser Wallfahrerbericht wohl in Tveŕ entstanden sein kann (der gleiche Sammelband enthält auch eine Chronik von Tveŕ) und im 15.—16. Jahrh. im Novgoroder Gebiet gelesen worden ist. — Fürst N. Trubetzkoj *„Choždenije za tri morja" Afonasija Nikitina kak literaturnyj pamjatnik*, Versty Nr. 1, Paris 1926, S. 164—186, lehnt die bisherige Art der Behandlung altrussischer Literaturdenkmäler ab und will durch eine Formuntersuchung des Denkmals seinen Gehalt erschließen. Entsprechend den zwei Kompositionselementen, der ruhigen, statischen Schilderung und den religiös-lyrischen Abweichungen lassen sich bei Afanasij zwei Sprachstile unterscheiden; der volkstümlichen sachlichen Geschäftssprache steht der kirchenslavische gehobene Stil mit einer Vorliebe für Ausrufungssätze gegenüber. Zwei straff und systematisch aufgebaute, statische Schilderungen bilden die Kernstücke (indische Religion und Hafenstädte). Um sie werden weniger wichtige Einzelheiten als Seitenschilderungen mit einem bei weitem loseren Aufbau gruppiert. Dieser statische Teil ist eingeschlossen von einem dynamisch erzählenden über die Reiseerlebnisse, zwischen beiden befinden sich Übergangsstücke. Religiös-lyrische Abweichungen werden stets an die Erwähnung von Feiertagen geknüpft und zwischen die rein statischen Beschreibungen eingeschaltet, inhaltlich sind sie sich gleich und sie umrahmen sowohl die einzelnen statischen Teile als auch das ganze Werk in Form von zwei Gebeten, einem kirchenslavischen am Anfang und einem arabischen zum Schluß. In der Stilistik wird eine rein akustische Exotik angestrebt durch eingestreute Namen — aber auch Sätze — und das religiöse Erleben stets in einer der Umwelt unverständlichen Sprache geschildert. Afanasij handelt aber auch über religiöse Vergehen, Geschlechtsbeziehungen usw. in Sprachen, die dem Durchschnittsrussen unverständlich sein müssen. Formal betrachtet bietet dieser Reisebericht viele Beziehungspunkte zu der üblichen Wallfahrerliteratur, wenn letztere auch bei weitem nicht so straff aufgebaut ist. Inhaltlich besteht ihnen gegenüber der große Unterschied, daß Afanasij in einem ihm religiös fremden Milieu leben mußte. Daher bildet seine religiöse Vereinsamung den Kern des Werkes und Afanasij führt, da das religiöse Erlebnis einer gewissen Periodizität unterlegen zu sein pflegt, dieses als ein wichtiges Kompositionsmittel ein. Auffallend ist die objektive Einstellung zu den fremden Religionen und das Suchen nach formalen Analogien zur Orthodoxie. — V. Busch *K voprosu o „Choždenii Trifona Korobejnikova"*, Sobolevskij-Festschrift S. 154—156 stellt die Unvollständigkeit aller bisher bekannten Abschriften dieses Textes fest. Sie werden aber zum Teil ergänzt durch die von ihm ge-

fundene Handschrift des Moskauer Hist. Museums, Sammlung Zabelin Nr. 447 (341) aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrh.

Recht gute Arbeiten erschienen in der Berichtsperiode über die Geschichtsschreibung des alten Rußland. So verdanken wir V. Istrin den Schlußband seiner breit angelegten Untersuchung über Georgios Monachos: *Knigy vremennyja i obraznyja Georgija mnicha. Chronika Georgija Amartola v drevnem slavjano-russkom perevode. Tekst, issledovanije i slovař. Bd. III. Grečesko-slavjanskij, slavjano-grečeskij slovari*, Petersburg, Akademie der Wissenschaften, 1930, L + 348 S. In einer ausführlichen Einleitung nimmt Istrin Stellung zu den von seinen Rezensenten geäußerten Ansichten über die Entstehung des slavischen Textes und unterstreicht von neuem, daß die Übersetzung der Georgios Monachos-Chronik gegen Mitte des 11. Jahrh. in Kiev entstand. Die Chronik wurde in die damals übliche Literatursprache, das Kirchenslavische, jedoch mit russischer Färbung übersetzt. Von seinem ursprünglichen Plan, bei einem jeden griechischen Wort die gesamten slavischen Entsprechungen anzugeben, wie das Jagić für den Marianus und Severjanov für den Sinai-Psalter taten, mußte Istrin Abstand nehmen, weil der Übersetzer über einen großen Wortschatz frei verfügte, viele Synonyma gebrauchte und das Wörterbuch daher einen allzu großen Umfang angenommen hätte. — Obgleich eine Reihe russischer Chronographien die in Bulgarien übersetzte Chronik des Malalas als Quelle benutzte, ist es bisher nicht gelungen, ihren vollständigen slavischen Text zu ermitteln. Wie M. Speranskij *Zabelinskij otryvok chronografa s Malaloj*, Orlov-Festschrift S. 75—81 behauptet, bietet auch die Zabelin-Hs. (jetzt Moskauer Hist. Museum Nr. 436) nichts Neues in bezug auf die ursprüngliche slavische Übersetzung, sie ist aber charakteristisch für den literarischen Geschmack in Rußland während des 16.—17. Jahrh. Die unter dem Einfluß Westeuropas entstandene Vorliebe für poetische und fabulöse Literatur läßt sich auch in der Einstellung des Kompilators zu den Auszügen aus dem Malalas erweisen. Biblische Legenden und mythologische Erzählungen sind dem Redaktor zumindest ebenso wichtig wie historische Mitteilungen. — Daß Auszüge aus dem Malalas in Alt-Rußland auch außerhalb der sog. Jellinskije Letopisci bekannt waren, hebt D. Abramović *Otryvok iz chroniki Ioanna Malaly v Zlatostruje XII v.*, Sobolevskij-Festschrift S. 19—24, hervor. Als Poučenije svjataago Petra i Pavla enthält der sog. Zlatostruj des 12. Jahrh. auch das Prenije ap. Petra s Simonom volchvom aus dem 10. Buch der Malalas-Chronik. Ein Vergleich dieses Fragments mit den Malalas-Stellen im Archivskij Chronograf und den beiden Redaktionen des Jellinskij letopisec ergibt, daß diesen Denkmälern zwei verschiedene Übersetzungen zugrunde liegen. Doch enthalten sie beide die gleichen Zusätze gegenüber dem bisher bekannten griechischen Text. —

G. Ostrogorskij *Slavjanskij perevod chroniki Simeona Logofeta*, Seminarium Kondakovianum Bd. V, 1932, S. 17—37. Von den zahlreichen bisher bekannt gewordenen griechischen Rezensionen der Symeonchronik stehen die aus dem 14. Jahrh. stammenden Handschriften Paris 854 und besonders Vatic. 1807 der slavischen Übersetzung am nächsten. Es geht jedoch nicht an, in der slavischen Übersetzung, wie Vasiljevskij es tat, einen Niederschlag des ursprünglichen Textes suchen zu wollen, da z. B. Theodosios Melitenos an verschiedenen Stellen den Vorzug verdient. — Von größter Bedeutung, nicht zuletzt für stilgeschichtliche Untersuchungen ist die von I. Istrin besorgte Herausgabe des altrussischen Flavius-Josephus-Textes: *La prise de Jérusalem de Josèphe le Juif* mit einer Übersetzung ins Französische von P. Pascal, Bd. I, Paris 1934, XIV + 253 S. (= Textes publiés par l'Institut d'études slaves Bd. II). — Über den Stand der Josephus-Forschung unterrichtet mit Angabe weiterer Literatur R. Eisler *Die slav. Übersetzung der Ἅλωσις τῆς Ἱερουσαλήμ des Flavius Josephus*, Byzantinoslavica Bd. II, 1930, S. 305—373, vgl. auch R. Eisler *Les origines de la traduction slave de Flavius Josèphe*, Revue des études slaves Bd. VII, 1927, S. 63—74. — W. Waldenberg *Pečatnyje perevody Agapita*, Doklady Akademii Nauk SSSR, 1928, S. 283—290, behandelt die russischen Übersetzungen des Diakons Agapetos, soweit sie seit 1628 (Peter Mohyla) im Druck erschienen. Während die Übersetzungen des 17. Jahrh. sittlich-didaktische Ziele verfolgten, standen die des 18. Jahrh. unter dem Einfluß politischer Ideen (Absolutismus) und erst dem 19. Jahrh. waren die ersten objektiven Textübertragungen vorbehalten. — An Hand stilistischer und inhaltlicher Parallelen zwischen altrussischen Chroniken, der Bibel, dem Georgios Monachos, den Viten usw. deutet V. Peretz *Do pytannja pro literaturni džerela davnjoho ukr. litopysu*, Hruševśkyj-Festschrift Kiev 1928, S. 213—219 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 76b) an, daß selbst die Schilderung historischer Ereignisse im russischen Schrifttum mitunter in entlehnten, formelhaften Wendungen geschah. Jedoch nicht alle von Peretz beigebrachten Parallelen bezeugen das Vorhandensein einer Beeinflussung. Die wenigen schlagenden Beispiele gehen auch hier in der Menge nichtssagender Zusammenstellungen unter.

Die Serie Polnoje Sobranije Russkich Letopisej ist wiederum durch einige neue Bände bereichert worden: Bd. I: *Lavrentjevskaja letopiś, Lief. 2: Suzdal'skaja letopiś po Lavrentjevskomu spisku*, Leningrad 1927, S. 289—488, Lief. 3: *Prodolženije Suzdal'skoj letopisi po Akademičeskomu spisku. Ukazateli*, Leningrad 1928, S. 489—540, hgb. E. Karskij; Bd. IV Teil I: *Novgorodskaja četvertaja letopiś*, Lief. 3, Leningrad 1929, IV + (537—686) S., hgb. F. Pokrovskij[1]).

[1]) Über die neugeplanten Editionsserien historischen Materials vgl. Istorik Marksist 1936 Nr. 4 S. 156—159.

Zweimal wurde die sog. Nestorchronik übersetzt: R. Trautmann *Die altrussische Nestorchronik, Povest' vremennych let*, Leipzig 1931, XXII + 304 S. (= Slavisch-baltische Quellen und Forschungen Bd. 6) und S. H. Cross *The Russian primary chronicle*, Cambridge 1930, S. 77—320 (S.-A. aus Harvard Studies and Notes in Philology and Literature Bd. 12). Beide Ausgaben ergänzen in ihren Kommentaren einander.

Fehlende Angaben über den Beginn des russischen Schrifttums in der Povest' vremennych let verleiteten N. Nikol'skij *Povest' vremennych let, kak istočnik dlja istorii načal'nogo perioda russkoj pis'mennosti i kul'tury, k voprosu o drevnejšem russkom letopisanii*, Lief. 1, Petersburg 1930 (= Sbornik po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. II, Lief. 1) 107 S. dazu, die Anfänge der russischen Geschichtsschreibung und literarischen Tradition in sehr starkem Maße mit Mähren zu verknüpfen. In dem Skazanije o preloženii knig, das aus einer Geschichtsdarstellung der Poljano-Ruś stammen soll, sieht N. Reste eines dreiteiligen, in Mähren oder Böhmen entstandenen Textes. Auf verloren gegangene westslavische Geschichtswerke soll auch die sich angeblich in der ältesten russischen Geschichtsschreibung offenbarende Theorie von der slavischen Einheit, der Gleichsetzung der Slaven mit den Norici, die Angaben über die ältesten Wohnsitze der Slaven und die Verwandtschaftstheorie der Poljano-Ruś mit den westslavischen Stämmen zurückgehen. Byzantinischer Einfluß auf die älteste russische Geschichtsschreibung wird abgelehnt. Nikol'skij gelingt es nicht, seine neue Hypothese durch ausreichendes Material zu stützen[1]). V. Istrin *Moravskaja istorija slavjan i istorija Poljano-Rusi, kak predpolagajemyje istočniki načal'noj russkoj letopisi*, Byzantinoslavica Bd. III, 1931, S. 308—331, Bd. IV, 1932, S. 36—57 unterzog Nikol'skijs Hypothesen einer ins einzelne gehenden Durchsicht mit folgenden Ergebnissen: Anhaltspunkte für die Annahme eines mährischen, die vier slavischen Stämme (Mährer, Čechen, Ljachi, Poljane) umfassenden Geschichtswerks fehlen, auch ist eine Geschichtsschreibung der Poljano-Ruś, die auf eine solche mährische Quelle zurückgehen könnte, nicht gesichert, ebensowenig wie zwei im 11. Jahrh. angeblich parallel verlaufende Darstellungen der ältesten russischen Geschichte mit slavophiler bzw. griechenfreundlicher Tendenz, die Ende des 11. Jahrh. in der Povest' vremennych let hätten vereinigt werden können. Allerdings gab es in Rußland wohl seit dem 10. Jahrh. Werke mährischer Herkunft, nicht aber geschichtliche Darstellungen. Wie Istrin schon früher nachgewiesen hatte, läßt sich die älteste russische Annalistik

[1]) Vgl. die wohlwollende Anzeige von V. Černobajev Slav. Rundschau Bd. III, 1931, S. 31f.

nicht von der byzantinischen loslösen, geht ja der Povest' vremennych let eine auf byzantinischen Quellen beruhende und in den 30er oder 40er Jahren entstandene Kompilation (Chronograf po velikomu izloženiju) voraus. Nach 1054 wurde ein Teil davon zu einer Russischen Geschichte verarbeitet und mit einer Einleitung versehen (Povest' vr emennych let erster Redaktion). Vom Redaktor der Povest' vremennych let oder dem Verfasser der Chronographie stammt die auf Grund westslavischer Quellen zusammengestellte Skazanije o preloženii knig. Einleitung und Abschluß dieses Skazanije heben besonders die Bedeutung des Schrifttums hervor; dem Glauben und den Verwandtschaftsverhältnissen wird nur sekundäre Bedeutung gezollt. Die sich im Skazanije zeigende Tendenz ist russophil, nicht slavophil, wie Istrin behauptet hatte. Die weiter fortgeführte Povest' vremennych let vervollständigte Nestor Anfang des 12. Jahrh. (nicht später als 1113) bis auf seine Zeit, überarbeitete und ergänzte die Einleitung und schuf somit die zweite Redaktion der Povest' vremennych let. — Über das Werk von A. Stender-Petersen *Die Varägersage als Quelle der altrussischen Chronik*, Aarhus-Leipzig 1934, 256 S., vgl. die ausführliche Besprechung von A. Brückner Ztschr. Bd. XIII, S. 259—264. — Hingewiesen sei auch auf die Aufsätze von E. Rydzevskaja *Legenda o knjaze Vladimire v sage ob Olafe Tryggvasone*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. II, 1935, S. 5—20 und M. Aleksejev *Anglo-saksonskaja parallel' k Poučeniju Vladimira Monomacha*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. II, 1935, S. 39—60. — K. H. Meyer *Literaturwissenschaftliche Untersuchungen zur sog. Nestorchronik*, Archiv f. slav. Philologie Bd. 41, 1927, S. 14—31, versucht zu klären, ob in der Nestorchronik Sieg und Niederlage eine Begründung finden. Ausnahmslos gelte der Satz: der Bessere siegt, der Schlechtere unterliegt. Als weltanschauliche Quelle hierfür will Meyer das A. T. nicht herangezogen wissen, weil das Christentum auf dem N. T. beruhe, außerdem sei das Kriegsglück im A. T. meist auf das auserwählte Volk bezogen (Israel siegt im Dienste Jahwes oder Gott führt den Kampf). Eine andere Weltanschauung finde sich in den apokryphen griechischen Teilen; eine einheitliche Auffassung lasse sich aber auch in den byzantinischen Chroniken nicht erweisen. „Wir haben . . . in den aufgezählten Schlachtentscheidungen Kasuistik und zum Grunde . . . liegen — um in Jolles Terminologie zu sprechen — als einfache literarische Formen: Kasus" (S. 29). — Einer Rekonstruierung der alten Suzdaler Geschichtsschreibung des 12.—13. Jahrh. und damit der Frage der Heranziehung südrussischer Kompilationen des 12.—13. Jahrh. für die Laurentiuschronik wendet sich M. Priselkov zu: *Pivdenno-ruśke litopysannja v starodavnjomu suzdal'skomu litopysanni XII—XIII vv.*, Bahalij-Festschrift, Kiev 1927, S. 447—461 (Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 51), um Šachmatovs Analyse der

Laurentiuschronik stärker zu unterbauen[1]). — Die unter anderem auch von Šachmatov vertretene Ansicht einer Beteiligung Sanct Jacobs an der Novgoroder Geschichtsschreibung erweist M. Trockij *Opyt analiza pervoj Novgorodskoj letopisi*, Izvestija Akademii Nauk, VII. Serie, 1933, S. 337—362 als verfehlt. Die Synodalhandschrift der I. Novgoroder Chronik vereinigt vielmehr die beim Sitz des Erzbischofs geführte Annalistik mit derjenigen des Jurjev-Klosters. Aus der Verschmelzung dieser beiden Quellen erklärt sich auch die uneinheitliche Beleuchtung sozialer Vorgänge in der I. Novgoroder Chronik. — Neue Mitteilungen über die Geschichtsschreibung zu Tveŕ macht A. Nasonov *Letopisnyje svody Tverskogo knjažestva*, Doklady Akademii Nauk SSSR. 1926, S. 125—128, und ausführlicher *Letopisnyje pamjatniki Tverskogo knjažestva, opyt rekonstrukcii tverskogo letopisanija s XIII do konca XV v.* Izvestija Akademii Nauk SSSR 1930, VII. Serie, S. 709—772. Die Geschichtsschreibung Tveŕs, angeregt durch den Bischof, geht auf das Jahr 1285 zurück. Anfang des 14. Jahrh. wurden die Aufzeichnungen Tveŕs für den bis 1327 reichenden Großfürsten-Kodex von Vladimir verwertet und nach 1327 einerseits in Moskau (Kompilation von 1409) verarbeitet, andererseits nach Erhebung Tveŕs zum Großfürstentum hier als Großfürstenchronik fortgeführt. 1375—1382 litt unter der politischen Ohnmacht Tveŕs auch die lokale Geschichtsschreibung, bis sie 1382 auf Veranlassung des neu bestätigten Großfürsten wieder aufgenommen wurde. Um Frieden und Einheit des Gebiets zu gewährleisten, plante im Streit zwischen den Söhnen von Michael Aleksandrovič von Tveŕ zu Beginn des 15. Jahrh. Bischof Arsenij eine neue Chronik von Tveŕ, die 1409 ihre Zusammenfassung fand. Sie wurde sowohl vom Moskauer Kodex des Jahres 1409 (Troickaja letopiś) als auch vom Vladimirskij Polichron herangezogen. In Tveŕ selbst bildete diese Chronik, ergänzt durch Nižnij-Novgoroder, Moskauer und litauische Aufzeichnungen, die Grundlage für die von Ivan Michajlovič angeregte neue Zusammenfassung (1425). Um die gleiche Zeit entstand in Kašin, gleichfalls auf der Chronik von Tveŕ fußend, ein Werk, das in der Nikonovskaja letopiś, im Russkij Vremennik, in der gemeinsamen Vorlage für die Simeonovskaja letopiś und den Rogožskij letopisec (1390—1412) seinen Niederschlag fand. Das bedeutendste Geschichtswerk ließ Boris Aleksandrovič von Tveŕ 1455 zusammenstellen. Tendenziös nahm es den ideellen Kampf mit Moskau um die Nachfolge des zweiten Rom auf und versuchte die Ansprüche des Moskauer Metropoliten auf eine Vormachtstellung in der orthodoxen Kirche zurückzuweisen

[1]) Der Vollständigkeit halber erwähnt sei E. Karskij Iz sintaksičeskich nabljudenij nad jazykom Lavrentjevskogo spiska letopisi. Sobolevskij-Festschrift S. 39—42.

(vgl. Rogožskij letopisec bis 1375 und Tverskoj Sbornik 1285—1455). Auf die Dauer konnte sich Tveŕ gegen Moskau nicht behaupten; 1486 wurde es ihm einverleibt, womit die Geschichtsschreibung in Tveŕ aufhörte. In Moskau jedoch unterlagen die alten Chroniken von Tveŕ erneuten Bearbeitungen. — Auf Grund fremder Vorarbeiten und eigener Untersuchungen rollt N. Lavrov *Zametki o Nikonovskoj letopisi*, Letopisi zanjatij Postojannoj Ist. Arch. Komissii Bd. I (Lief. 34), Leningrad 1927, S. 55—90, erneut die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der zwei wichtigsten Fassungen der Nikonchronik (Obolenskij- und Patriarchentext) auf. In der Obolenskij-Fassung (Bl. 1—939) sieht Lavrov eine zwischen 1539—1542 hergestellte Reinschrift der ältesten Fassung der Nikonchronik. Gemeinsam mit der Voskresenskij-Chronik beruht sie vom Jahre 1509 ab auf einer nicht überlieferten Redaktion der Zweiten Sophienchronik; für die Jahre 1520—1542 folgt sie einer gleichfalls unbekannten Fassung der Voskresenskij-Chronik dritter Redaktion. Erst in den 50er Jahren wurde der Patriarchentext gleichzeitig von mehreren Schreibern geschrieben. Bis 1521 benutzt er den Text Obolenskijs und darauf bis 1534 eine nicht überlieferte Redaktion der Voskresenskij-Chronik, um sich dann bis 1553 an den Letopisec načala carstva velikogo knjazja Ivana Vasiljeviča vseja Rusi anzulehnen. Für die Jahre 1553—1556 liegt eine eigens für die Patriarchenfassung geschriebene Darstellung vor. Von 1542 ab greift der Obolenskij-Text wiederum auf den der Patriarchen zurück; für die Jahre 1556—1558 ist die Darstellung, der sich private Aufzeichnungen anschließen, wiederum selbständig. Die Entstehung des Patriarchen- wie der ersten drei Teile des Obolenskij-Textes geht auf die Initiative der Regierung zurück. Sie sollten die Grundlage für eine große illuminierte Chronikenkompilation bilden. Während man zuerst den Patriarchentext für diesen Svod heranziehen wollte, griff man schließlich wohl aus politischen Gründen zum Obolenskij-Text. Eine Beteiligung Adaševs an diesen historischen Arbeiten ist möglich. — Lavrovs Ausführungen über die Entstehung der Obolenskij-Fassung konnten S. Rozanov nicht überzeugen, der in *„Nikonovskij letopisnyj svod" i Ioasaf, kak odin iz jego sostavitelej*, Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti Bd. III, 1930, S. 269—287 seine bereits 1912[1]) geäußerten Ansichten, die Lavrov entgangen waren, wiederholte. — Einen neuen Datierungsversuch für das Izloženije o vere schlägt A. Sedel'nikov vor: *Dosifej Toporkov i Chronograf*, Izvestija Akademii Nauk SSSR, VII. Serie, 1929, S. 755—773. Entgegen Rozanov (Izv. otd. russk. jaz. i slov. 1926) behauptet Sedel'nikov, dieses Stück sei erst für die aus der Abschrift von 1538 bekannte Chronographie ent-

[1]) Letopisi zanjatij Ist. Arch. Kommissii.

standen. Einer ihrer Schreiber, Vassian Drakula, arbeitete nach eignen Angaben im Auftrage von Dosifej Toporkov, dem Neffen Josef Sanins. Eine josephianische Tendenz weist das auch von Drakula geschriebene Bischofsverzeichnis auf. Stil und Tendenz des Izloženije wiederholen sich in Toporkovs Volokolamskij Paterik. In den auf die Wesenheit Christi gerichteten Argumentationen bestehen gewisse Zusammenhänge zwischen dem Izloženije und den Verhandlungen gegen Vassian Patrikejev (1531), an denen Toporkov mit beteiligt war. Einen einwandfreien Beweis für die Beziehungen zwischen Izloženije und sog. Chronographie von 1538 bietet jedoch die Handschrift des Mosk. Hist. Museums, Samml. Uvarov Nr. 356 (geschrieben kurz vor 1538); sie enthält ein Fragment des Izloženije und dieses macht einen Teil der ein Autogramm von Toporkov enthaltenden Chronographiehandschrift Öff. Bibliothek F IV 178 aus. Toporkov hat an dieser Chronographenfassung Anfang der 20er Jahre des 16. Jahrh. gearbeitet und er ließ sie bereits damals für das Volokolamskij-Kloster abschreiben (Hs. fr. Mosk. Geistliche Akademie Nr. 226/650); in die Chronographie von 1512 fügte Toporkov dabei vermutlich Auszüge aus der biblischen Geschichte ein und nahm die erste Kapiteleinteilung vor. — P. Vasenko *„Zabelinskaja" redakcija pervych šesti glav „Istorii" Palicyna*, Sobolevskij-Festschrift S. 100—102, schließt sich den von P. Ljubomirov[1]) geäußerten Ansichten über die Zabelin-Handschrift an, setzt aber die Entstehung dieser Fassung in die Jahre 1612—1613. Es handelt sich hier um die Abschrift eines von Palicyn gemachten Entwurfs für die Einleitung in sein Geschichtswerk, die fast gleichzeitig mit der Akademie-Handschrift entstand; Vasenko neigt jedoch dazu, jener die Priorität einzuräumen. — N. Gudzij *Zametka o Povesti kn. Iv. Mich. Katyreva-Rostovskogo*, Sobolevskij-Festschrift S. 306—309. Der Stil von Katyrev-Rostovskij erinnert stark an die frühe ukrainische Versdichtung. Seine Zeilen sind von verschiedener Länge, die gleichen Reime (meist beim Verbum) wiederholen sich in vier und mehr aufeinanderfolgenden Zeilen. Berührungspunkte zu Kurbskijs Stil und südrussische Ausdrücke erweisen Katyrevs Beziehungen zum Südwesten. Elemente aus der Volksdichtung fehlen, so daß man für diese Werke eine rein literarische Entstehung annehmen muß. — P. Vasenko *Akademičeskij spisok Latuchinskoj Stepennoj knigi*, Doklady Akademii Nauk SSSR. 1929, S. 280—282 weist auf eine Abschrift der Latuchinskaja Stepennaja kniga erster Redaktion aus dem Ende des 18. Jahrh. hin (Bibliothek der Russ. Akademie d. Wiss. Nr. 17. 15. 1), die auf das gleiche Original wie die Handschrift der Öffentlichen Bibliothek F IV Nr. 221 zurückgeht, aber genauere Lesungen enthält. — A. Florovskij *Iz materialov dlja istorii russkogo*

[1]) Vgl. Ztschr. f. slav. Phil. Bd. V S. 432.

letopisanija, Naučnyje Trudy Russk. Narodn. Universiteta v Prage Bd. IV, Prag 1931, S. 83—95, gibt aus der Maciejewicz gehörenden Handschrift Abweichungen zu den 1781 und 1819 erschienenen Editionen der Archangelschen Chronik.

Den Versuch, die Strigol'niki mit den Bogumilen oder gar westeuropäischen Geißlern in Verbindung zu bringen, weist A. Sedel'nikov zurück: *Sledy strigol'ničeskoj kniżnosti*, Trudy otd. dr.-russk. literatury Bd. I, 1934, S. 121—136. Für das Leitmotiv dieser Bewegung hält er mit Golubinskij den Kampf gegen die Simonie. Eine Angst vor der Eucharistie, die letzten Endes auf mißverstandene Übersetzungen aus dem Griechischen zurückgeht, läßt sich schon bei Akindyn belegen. Ansätze zur Strigol'niki-Bewegung liegen in der von Tveŕ gegen den Metropoliten Peter geführten Politik vor; Flüchtlinge aus Tveŕ haben dieses Gedankengut nach Pskov und Novgorod gebracht. Während die Literatur der Strigol'niki nur schwer zu erfassen ist, spiegelt der Izmaragd erster Redaktion (vgl. Mosk. Öff. Bibliothek, Sammlung Rumjancev Nr. 186) viele ihrer Anschauungen wider, während sie aus der zweiten Redaktion entfernt sind. Besondere Beachtung verdient die interessante Sammelhandschrift der Leningrader Öff. Bibl., Novg. Soph. Sammlung Nr. 1262 aus den 80er Jahren des 14. Jahrh. mit ihrer Verteidigung der Laienpredigt und einem Gebet an die Erde, das allerdings, obgleich es häufig übersehen wird, der Cvetnaja Triod' entstammt.

In bezug auf die sog. Judaisierenden scheinen sich neuerdings die auf Bocjanovskij zurückgehenden Ansichten durchzusetzen. V. Strojev *Zur Herkunftsfrage der Judaisierenden*, Ztschr. f. slav. Phil. Bd. XI, 1934, S. 341—345, glaubt, da der Terminus Židovstvujuščije verhältnismäßig jung ist und geistige Berührungspunkte zwischen der damaligen jüdischen Literatur und den sog. Judaisierenden fehlen, in dieser Sekte Ausstrahlungen der Hussitenbewegung zu sehen. Als Jiří von Poděbrady, der Führer der gemäßigten Hussiten, 1453 die radikalen Elemente aus Tabor vertrieb, fanden sie Aufnahme bei Stefan dem Großen, dem Gospodaren der Moldau, dessen Tochter Helene den Sohn Ivans III. heiratete. Mit Helene wird diese Ketzerei wohl nach Rußland gekommen sein. Zumindesten sehen alle zeitgenössischen Quellen in Helene eine Schutzherrin der neuen Sekte und in Fedor Kuricyn, dem eigentlichen Leiter der Moskauer Außenpolitik, einen ihrer wichtigsten Anhänger. — Auch D. Oljančyn *Aus dem Kultur- und Geistesleben der Ukraine. 1. Was ist die Häresie der „Judaisierenden"?* Kyrios Bd. I, 1936, S. 176—189, deutet die sog. Häresie der Judaisierenden, soweit sie als religiöse Erscheinung auftrat, als Widerhall der Hussitenbewegung. Mit Recht betont er jedoch, daß die Judaisierenden als Anhänger westeuropäischer Bildung und als Vermittler der arabisch-jüdisch-aristotelischen Philosophie in

noch stärkerem Maße weltlich kulturelle Aufgaben erfüllten. Aus Kiev und wohl auch aus Wilna ist dieses Gedankengut später nach Moskau gedrungen. — Neuerdings wurden auch zwei wichtige Feststellungen zum Schrifttum der Judaisierenden gemacht. Bekanntlich identifizierte man bisher die vom Stoglav verbotenen Aristotelevy vrata stets mit der Tajnaja tajnych, weil der Text Aristoteles zugeschrieben wurde und in Kapitel (Vrata) geteilt ist. Doch weder die Überschriften der erhaltenen Handschriften noch ihr Inhalt rechtfertigten eine solche Zusammenstellung. Wie M. Speranskij *„Aristotelevy vrata" i „Tajnaja tajnych"*, Sobolevskij-Festschrift S. 15—18 ausführt, ist es ihm gelungen, in einer Lečebnik-Hs. des Moskauer Historischen Museums Nr. 1226, 17. Jahrh., Bl. 292—307, einen Text festzustellen mit dem Titel Сия книга, глаголемая врата Аристотеля премудраго (учителя?) Александра царя Македонскаго usw., der inhaltlich in viel stärkerem Maße dem vom Stoglav verbotenen Werk entspricht. Sein 4. Kapitel (das Speranskij veröffentlicht) enthält врата о войнѣ: кая рать одолѣетъ наши ли или невѣрныя und ist wohl in der 22. Frage des Stoglav gemeint. Speranskij hält es sogar für möglich, daß dieses Orakelbuch gar nicht zur Übersetzungsliteratur gehört. — Über den Šestokryl schrieb D. Svjatskij *Astronomičeskaja kniga „Šestokryl" na Rusi XV veka*, Mirovedenije Bd. 16, 1927, Nr. 2, S. 63—78, Leningrad, Staatsverlag[1]). Dieses Werk wurde im 14. Jahrh. vom italienischen Juden Emmanuel ben Jakob zusammengestellt und dann aus dem Hebräischen ins Westrussische übersetzt. Seinen Inhalt bilden sechs Mondtafeln zur Berechnung der Mondphasen und -finsternisse. Svjatskij als Astronom erklärt nun den der Literarhistorie unklar gebliebenen Ausdruck Zmij dadurch, daß in der Astronomie die Einteilung der Ekliptik mit ☋, dem Sigel für Drachen oder Schlange bezeichnet, wird. Bei Finsternissen werden Sonne oder Mond nach alter Auffassung von einem Drachen bewacht, worauf auch die Bezeichnung „drakoničeskij mesjac" zurückgeht. — Einen anderen interessanten astrologischen Text fand V. Beneševič *Iz istorii perevodnoj literatury v Novgorode konca 15. stoletija*, Sobolevskij-Festschrift S. 378—380, in einem Sammelband der Öffentlichen Bibliothek, Sammlung Pogodin Nr. 1121. Es handelt sich um den achten Teil (de computo et calendario et de pertinentibus ad illa) des zwischen 1286—1295 von Guilelmus Durandus, genannt Speculator, verfaßten Rationale divinorum officiorum. Es wurde 1495 auf Gennadijs Befehl in Novgorod übersetzt. Das Bestreben zur wörtlichen Wiedergabe des Originals, die Anbringung von Scholien zur Erklärung griechischer Wörter, Marginalglossen und die

[1]) Referiert auf Grund der Notiz von D. Zelenin Slavia VII, 1928/29, S. 214f.

gelegentliche Aufnahme unübersetzt gebliebener Worte — diese Manier weist vielleicht auf den Dominikaner Veniamin als Übersetzer hin. Eine genauere Skizzierung des Einflusses, den diese Übersetzung auf die Entwicklung der kalendarischen und astrologischen Kenntnisse in Rußland ausübt, wird erst nach Veröffentlichung des ganzen Textes gemeinsam mit dem lateinischen Original möglich sein.

Neues Material ist nun auch über die Wirksamkeit von Gennadij zu erwarten. Die gedrängte Übersicht eines Werkes, das bald erscheinen sollte, legte A. Sedel'nikov vor: *Očerki katoličeskogo vlijanija v Novgorode v konce XV — načale XVI veka*, Doklady Akademii Nauk SSSR. B 1929 S. 16—19. Rom versuchte besonders nach der Florentiner Union katholisches Gedankengut im russischen Schrifttum zu verbreiten. Eine günstige Gelegenheit bot sich, als mit Sophia Paläolog eine Reihe unionsfreundlicher Persönlichkeiten nach Rußland kamen. Aus diesem Kreise ging wohl auch das an Sixtus IV. gerichtete Sendschreiben mit vollster Anerkennung des päpstlichen Primats hervor; es ist in das Jahr 1473 zu datieren und auf ein beim Empfang der Moskauer Gesandten im päpstlichen Konsistorium vorgetragenes Lobgedicht (Panegyrikon) zurückzuführen. Die Hauptträger des katholischen Einflusses in Moskau waren die Brüder Trachaniotes, sie standen in engster Beziehung zu Novgorod, 1489 erteilte z. B. Demetrios Trachaniotes eine Auskunft über das Jahr 7000 und dessen Bedeutung. Deutlicher katholischer Einfluß läßt sich auch auf zwei Gebieten der Wirksamkeit des Erzbischofs Gennadij von Novgorod nachweisen, nämlich in seinem Kampf mit den Judaisierenden und in der Verteidigung der reichen Kirchengüter vor einer Säkularisierung. Sedel'nikov gelang es auch, den Text der 1490 entstandenen und bisher nur aus einem Briefe Gennadijs bekannten Reči posla cesareva aufzufinden[1]). Sie schildern die spanische Inquisition mit einer ausgebauten Analogie zwischen den spanischen und russischen Häretikern. Aufgezeichnet wurden sie von Georg Trachaniotes nach Berichten des kaiserlichen Gesandten G. von Thurn (Deljator); ideell bezweckten sie eine Einigung der weltlichen und geistlichen Macht im Sinne eines Konkordats, wie es der Papst mit Ferdinand dem Katholischen geschlossen hatte. Von einem der Trachaniotes stammt auch der gefälschte Disput zwischen Athanasius von Alexandrien und Arius, in dem sich eine ausgesprochen katholische

[1]) Ihren Text veröffentlicht A. Sedel'nikov *Rasskaz 1490 g. ob inkvizicii*, Trudy kom. po drevne-russkoj literature Bd. I, 1932, S. 33—57, aus dem inhaltlich wichtigen Sammelbande der Moskauer Öffentlichen Bibliothek, Museums-Sammlung Nr. 3271, mit einigen aufschlußreichen Mitteilungen über die Stellung Gennadijs u. a. zum Moskauer Hof.

Tendenz in bezug auf das filioque bemerkbar macht. Auch die Kodifizierung der Bibel war ein breit angelegter Versuch der katholischen Propaganda. Hierher gehören ferner die Übersetzung des Rationale divinorum officiorum (1495) und das erst lateinisch geschriebene und dann zur Abwehr der Säkularisation übersetzte Slovo kratko (1497). Gennadij bemühte sich auch, die Kenntnis des Lateins zu verbreiten, Schulen an den Bischofsitzen und Klöstern nach katholischem Muster zu eröffnen, denen er die Sledovannaja Psaltyr' als wichtiges Lehrbuch zugrunde legen wollte. Bei der von ihm angeregten Psalterübersetzung wurden Zeilen zum Nachtragen des lateinischen Textes frei gelassen. Katholisches Gedankengut liegt selbst in der mit Gennadijs Namen verknüpften Legende von der „Weißen Mitra" vor.

Einen willkommenen Beitrag zur Korrespondenz Josef Sanins und zur Geschichte des Streites um die Kirchengüter in Rußland liefert V. Ržiga *Iz polemiki „josifljan" i „nestjažatelej"*, Izvestija Akademii Nauk SSSR., VII. Serie, 1929, S. 807—816. Bekannt war die Antwort von Josef Sanin auf einen Brief des Moskauer Bojaren Tretjakov aus dem Jahre 1509. Ržiga will im anonymen Sendschreiben des Moskauer Historischen Museums (Sammlung Barsov Nr. 1475, 17. Jahrh.) die Fortsetzung dieser Korrespondenz sehen. Iv. Iv. Tretjakov entstammte einem sehr gebildeten Milieu, er bekleidete hohe Stellungen bei Hofe und war ein Vetter Vassian Patrikejevs. Im neu gefundenen Sendschreiben — Ržiga datiert es in die Jahre 1511—1513 — sind die wichtigsten Gedanken der Vertreter der apostolischen Armut enthalten. Während sich aber Josef Sanin in seiner Polemik formaler Argumente, kanonischer Regeln und historischer Vorfälle bedient, nimmt Tretjakov Zuflucht zu den Quellen der evangelischen Lehre, zum Evangelium und den Schriften der Apostel. Er versucht mit allen Mitteln den Nachweis zu erbringen, daß die Handlungsweise Josef Sanins in Widerspruch zur evangelischen Moral stehe und er verteidigt die Bojaren, die von Josef angegriffen werden. Der Text dieses interessanten und wichtigen Sendschreibens wird leider nur in Auszügen veröffentlicht. — Nebenbei sei erwähnt, daß V. Majkov *Zametka o rukopisi „Prosvetitelja" Iosifa Volockogo*, Sobolevskij-Festschrift S. 277, einen „Dmitrij, Sohn des Grigorij", als Schreiber und wohl auch Verfasser des Vorworts zur Prosvetitel-Handschrift des Jahres 1640, Obščestvo Ljubitelej Drevnej Pis'mennosti Nr. 771, ermittelte.

Entgegen den Ansichten von Karamzin und Viktorov erbringt N. Popov *O vozniknovenii Moskovskoj Sinodal'noj (Patriaršej) biblioteki*, Orlov-Festschrift S. 29—38, den Nachweis, daß die Anfänge der Synodalbibliothek auf den bekannten Bibliophilen und Mäzen, den Metropoliten Makarij in einem vorläufig noch nicht bestimmbaren Ausmaß zurückgehen. Bekannt sind Makarijs Bemühungen

um eine Hebung des geistigen Niveaus unter der Geistlichkeit und um eine Verbesserung der verderbten Handschriften. Unter Makarij begann Moskau Handschriften zu sammeln, sie wohl auf Kosten des Prikaz Bol'šogo Dvorca abschreiben zu lassen, hauptsächlich aus politischen Gründen, um den geistigen Kampf mit Novgorod und Pskov aufnehmen zu können. Pergamenthandschriften gelangten erst nach Makarij in die von ihm beim Metropolitensitz geschaffene Handbibliothek und zwar kamen Novgoroder Handschriften 1570, nordrussische unter Nikon und schließlich wiederum Novgoroder und Pskover auf Befehl des Metropoliten Joakim nach Moskau, um den Anhängern des alten Ritus die Möglichkeit einer Polemik mit der herrschenden Kirche zu nehmen. — An Makarij, damals Erzbischof von Novgorod (1526—1542), richtete ein gewisser Fedor Ondrejevič (vielleicht auch Ivanovič) ein Schreiben, das V. Ržiga *K voprosu o zapadnom vlijanii v russkoj literature pervoj poloviny XVI veka*, Hruševśkyj-Festschrift S. 230—236 (= Zbirnyk ist. fil. vidd. Nr. 76, 2) aus der Leningrader Öffentlichen Bibliothek Nr. 430, 16. Jahrh., Bl. 44—46 herausgibt. Es ist stilistisch interessant und enthält neben Novgorod-Pskover Dialekteigentümlichkeiten viele Polonismen und merkwürdige westeuropäisch anmutende Vergleiche.

Der Verlauf des gegen Maksim Grek 1525 angestrengten Prozesses erscheint in einem neuen Licht durch die Notiz von S. Černov *Zametki o sledstvii po delu Maksima Greka*, Orlov-Festschrift S. 465—474. Die Protokolle der Vernehmungen von Maksim Grek, Žarenyj und Berseń sind in zwiefacher Ausfertigung erhalten und seit langem bereits der Wissenschaft bekannt. Černov vermutet, das ursprüngliche Protokoll sei später einer Bearbeitung unterzogen worden mit der offenkundigen Tendenz, Maksim Greks Aussagen zu „entpolitisieren" und ihn selbst zu entlasten. — Eine kurze, aber einprägsame biographische Skizze über Maksim Grek nebst einer Analyse der an seine Person geknüpften Legenden auf ihre Kompositionselemente hin bietet R. Klostermann *Maxim Grek in der Legende*, Ztschr. für Kirchengeschichte, Dritte Folge IV, Bd. 53, Stuttgart 1934, S. 171—228. Es wird darin versucht, den Prozeß einer langsamen Verheiligung Maxims in seinen einzelnen Entwicklungsstadien darzustellen, soweit es der literarische Niederschlag erlaubt. Durch eine stärkere Heranziehung anderer russischer Heiligenleben hätte diese Arbeit, die in ihrer Fragestellung zweifellos sehr interessant ist, noch gewinnen können. — In mancher Hinsicht beachtlich ist der ausführliche Aufsatz von V. Ržiga *Maksim Grek kak publicist*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. I, 1934, S. 1—120. Maksims Anklagen gegen Mönchtum, Weltgeistlichkeit und Bojaren behielten, wenn auch in abstrakte Formen gekleidet, stets konkrete Vorfälle im Auge. Gleiche Gedanken wie Vassian Patrikejev äußerte Maksim auch gegen den

Klosterbesitz. In einigen Punkten ging er sogar über diesen hinaus, obgleich er stets Gegner einer zwangsmäßigen Säkularisierung blieb und eine Erneuerung des Mönchtums von innen heraus erwartete. Die Reformen der 50er Jahre wurden durch Maksims Schriften vorbereitet. Wenn sie auch keinen direkten Einfluß weder auf den Zaren noch auf den Stoglav ausübten, so haben sie durch die Anprangerung der Mißstände und die allegorische Darstellung Rußlands während der Regierungszeit der Jelena Glinskaja ihre Wirkung nicht verfehlt. In seiner Einstellung zur Herrschergewalt machte es Maksim dem Zaren zur Pflicht, die Ratschläge der höheren Geistlichkeit zu hören. Eine Beschränkung der Regierungsgewalt durch die Bojaren lag ihm fern, da er in der Beratung des Zaren kein Privileg, sondern das Recht eines jeden dazu Befähigten sah. Bewußt stellte Maksim dem Bojarentum einen Kriegerstand zur Seite, für den zu sorgen ihm Aufgabe des Staates schien. Außenpolitisch erhoffte sich Maksim eine Befreiung seiner Heimat durch den Moskauer Zaren. Die ihm vorgeworfenen Beziehungen zum Sultan konnten daher nur auf Verleumdung beruhen. Besonders wertvoll wird dieser Aufsatz durch den Anhang, in dem drei neue Werke Maksims veröffentlicht werden (Sendschreiben an Vasilij III, Sendschreiben an Ivan IV. und ein Traktat über Alexander von Makedonien).

Eine aufschlußreiche und klare Darstellung der geistesgeschichtlichen Bedeutung Peresvetovs in der Entwicklung des Rechtsbewußtseins in Rußland gibt zum erstenmal W. Philipp *Ivan Peresvetov und seine Schriften zur Erneuerung des Moskauer Reiches*, Königsberg 1935, VIII + 123 S. (Osteuropäische Forschungen N. F. Bd. 20). Der durch die Starina geheiligten Staatsordnung werden hier Peresvetovs Reformpläne entgegengestellt. Sie streben ein profanes, vom Herrscher gesetztes Recht an, eine politische Konkretisierung des bestehenden christlichen Idealbildes von Recht und Gerechtigkeit, wobei die Idealbegriffe der Vergangenheit nunmehr als politisch unmittelbar wirksame Faktoren auftreten. Wertvoll ist auch das Kapitel über den Bestand und die Gruppierung der Peresvetovschen Schriften, das über die allzu gedrängte und wenig übersichtliche Zusammenstellung von G. Bel'čenko *K voprosu o sostave i redakcijach sočinenij Ivana Peresvetova*, Sobolevskij-Festschrift S. 327—331 bei weitem hinausgeht.

Die Arbeiten von Ržiga über den Umfang der literarischen Tätigkeit des Jermolaj-Jerazm unterzieht einer eingehenden Würdigung Ju. Javorskij *K voprosu o literaturnoj dejatel'nosti Jermolaja-Jerazma, pisatelja 16-go veka*, Slavia IX, 1930/31, S. 57—80, 273—299 vor. Gleich Gudzij, der im vorhergehenden Literaturbericht (Ztschr. V S. 462f.) Zweifel hegte, Jermolaj-Jerazm eine so große Anzahl von Werken zuzuschreiben, will auch Javorskij den literarischen Nachlaß dieses Schriftstellers auf sechs, höchstens sieben Werke

beschränkt wissen (Поучение к своей душе, Моление к царю, Книга о св. Троице, die sog. Малая Трилогия, Зрячая пасхалия, Благохотящим царем правительница и землемерие und vielleicht noch das Слово о разсуженіи, die Troparia und Kondakia). Die Повесть о Митяи, kann nicht auf Jermolaj zurückgehen, denn sie liegt bereits in einer Handschrift (Rumjancev-Museum Nr. 3271) aus den ersten Jahren des 16. Jahrh. vor. Das Послание к митрополиту Макарию о составлении Алфавитов schreibt Javorskij, wie auch Ržiga vermutete, Iosif dem Mönch des Gerasimov-Klosters, zu, der 1559 für Ioan Ioannovič den Летописец и сказание ко учению и разсужение о фониандѣ вкратцѣ schuf. Schließlich sind die Повесть о Петре и Февронии Муромских und Повесть о Василии Рязанском, volkstümliche Aufzeichnungen und die Autorschaft des Jermolaj an den Werken: Slovo k vernym, glavy o uveščanii und Voproso-otvetnik hatte Ržiga selbst in Zweifel gezogen. Javorskij weicht auch in der Datierung einzelner Werke von Ržiga ab, vor allem glaubt er nicht an die Identität zwischen Jermolaj-Jerazm und dem s. a. 1555 in der Nikonchronik erwähnten протопопъ Спасской съ дворца Ермолай. Interessant ist der Versuch, das literarische Schaffen von Jermolaj in einen psychologischen Zusammenhang mit Peresvetovs Tätigkeit zu bringen. Javorskij führt aus, Jermolaj sei in seiner Pravitel'nica i zemlemerije nach Peresvetovs Vorbild an den Herrscher mit der Forderung verschiedener sozial-wirtschaftlicher Reformen herangetreten. Trotz einer Reihe ideeller Übereinstimmungen mit Peresvetov blieb jedoch Jermolaj in seinem Werk stets Geistlicher.

Eine neue Deutung der aus dem Kreise der Bojarenpartei stammenden polemischen Schrift „Valaamskaja Beseda" bietet A. Sedel'nikov *Dve zametki po epoche Ivana Groznogo. 2. Iz kommentarija k „Besede Valaamskoj"*, Orlov-Festschrift S. 167—173. Er datiert sie in die Jahre kurz vor 1565 und sieht in ihr (ob mit Recht?) Anspielungen auf die literarische Tätigkeit der bojarenfeindlichen Geistlichen Jermolaj-Jerazm und Iosif, des Abtes des Gerasimov-Klosters zu Boldino. Unter Heranziehung eines Bildes aus dem Poučenije (Slovo) avvy Pamvy ko učeniku svojemu werden die Neuerungen im Kirchengesang, an denen Ivan IV. persönlich Anteil hatte, offenkundig mit einer gewissen Komik — sie ist im altrussischen Schrifttum selten — verhöhnt und zwar in einer Weise, die den Zaren unbedingt schwer treffen mußte.

Aus der einzigen vollständig erhaltenen Abschrift in Wolfenbüttel veröffentlicht F. Liewehr einige Proben aus: *Kurbskijs „Novyj Margarit"*, (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, 2. Reihe, Heft 2), Prag 1928, 120 S. + 4 Tafeln. Es sind dies die Kapitel 1—4 (die zwei ersten lagen bereits in schlechter Edition vor), ferner Kapitel 35, 43, 74,

90—92, 96 und 101; über die Gründe, die Liewehr zu dieser Auswahl bestimmten, erfahren wir nichts. Außerdem gibt Liewehr eine Beschreibung der Handschrift, eine eingehende Behandlung von Kurbskijs „Vorwort" mit freier Übersetzung ins Deutsche, einige Erläuterungen über Kurbskijs Vorlagen (er übersetzte aus dem Lateinischen) eine kurze Stiluntersuchung und Behandlung von Sprache und Grammatik dieser Abschrift. Liewehr datiert den Novyj Margarit in die Jahre 1572—1576. (Nebenbei bemerkt: das nordrussische Küstengebiet *Pomorje* darf keineswegs durch *Pommern* übersetzt werden, vgl. S. 4 Anm. 2).

Unter dem Titel *Pop Sil'vestr i Domostroj* behandelt A. Sobolevskij, Izvestija po russk. jaz. i slov. Bd. II, 1929, S. 187—202, vier Einzelfragen. *1. Kto byl blagoveščenskij pop Sil'vestr?* (S. 187—189). Biographische Angaben zur Beantwortung dieser Frage finden sich im Poslanije i nakazanije ot otca k synu. Silvester widmete sich nicht nur der Unterweisung junger Leute, sondern war daneben auch Ikonenmaler, Goldschmied und betrieb vor allem einen ausgebreiteten Handel mit kirchlichem Zubehör. Kaufmann war auch sein Sohn (vielleicht in Novgorod). Vielleicht läßt sich aus den Heiligen, die Silvester für seinen Sohn anruft, feststellen, für welche Klöster er gearbeitet hat. *2. Komu prinadležit Domostroj?* (S. 190—195). Bestimmt von Silvester stammt das Kapitel 64 des Domostroj mit dem Poslanije i nakazanije ot otca k synu in der Konšin-Fassung mit dem Namen Silvesters und vielen biographischen Einzelheiten. In der ältesten Abschrift des Moskauer Obščestvo Istorii i Drevnostej fehlen eingangs die Namen Silvester, Anfim, Pelageja, die jedoch im Text von Pogodin Nr. 1137 vorliegen. Der Wortschatz ist in beiden Handschriften so ungewöhnlich, daß er auf einen gemeinsamen Verfasser schließen läßt (vielleicht liegt eine Überarbeitung vor durch den Verfasser des Vorworts der Abschrift des Obščestvo Istorii i Drevnostej). *3. Dva slova o „poslanijach" Sil'vestra* (S. 195f.). Obgleich die zwei Sendschreiben Silvesters an Fürst Šujskij Gorbatyj (um 1553) in einem höheren Stil als der Domostroj und das Poslanije i nakazanije geschrieben sind, weisen sie einen gemeinsamen, zum Teil außergewöhnlichen Wortschatz auf. Im Kodex der Novgoroder Sophien-Bibliothek Nr. 1281 geht den beiden Sendschreiben ein anonymes an Ivan IV. voraus. Es besteht in starkem Maße aus Zitaten, so daß sich auf Grund des Wortschatzes die Autorschaft von Silvester nicht erweisen läßt; mit dem Domostroj gemeinsam sind ihm die scharfen Ausfälle gegen Sodomie (vgl. auch den Stoglav). *4. Žitije sv. Ol'gi* (S. 196—202). Silvesters Autorschaft an dieser Vita braucht nicht bezweifelt zu werden, da die Handschrift der Sammlung Pogodin Nr. 744 Silvester als Verfasser nennt. Umgearbeitet und gekürzt fand diese Vita auch in der Stepennaja kniga Aufnahme, in einer Redaktion, die auf den Protopop Andrej des Blagovesčenskij-Klosters zurückgeht.

N. Andrejev *O „Dele Djaka Viskovatogo"*, Seminarium Kondakovianum Bd. V, 1932, S. 191—241, veröffentlicht Teile aus seiner Arbeit über die „Akten des Djak Viskovatyj als literarische und ideelle Erscheinung". Wir finden darin Ausstellungen an der neuen Ikonenmalerei, die vielleicht Zweifel an der Rechtgläubigkeit Silvesters wachrufen sollten. Möglicherweise ging dieser Streit aber auch um die Richtlinien der Moskauer Politik: Viskovatij war Anhänger der uneingeschränkten Zarengewalt, Silvester neigte der Oligarchie und der von Novgorod vertretenen politischen Richtung zu. Historisch wichtig ist die Feststellung, daß Viskovatyj auf der Synode von 1553/54 nicht exkommuniziert wurde, wie die anscheinend später den Akten beigefügte Einleitung besagt.

Eine grundlegende seit langem vermißte Untersuchung über Avvakum, ist auch in der Berichtsperiode nicht erschienen, obgleich das Interesse für ihn groß war. Eine Gesamtausgabe seines Nachlasses begann in der Russkaja Istoričeskaja Biblioteka izd. Postojannoj Ist.-Archeografičeskoj Komissijej Akademii Nauk SSSR Bd. 39, Leningrad 1927, XCVII S. + 960 Sp. (= Pamjatniki istorii staroobrjadčestva XVII v. Bd. I Lief. 1) zu erscheinen. Ja. Barskov behandelt in der Einleitung die vorhandenen Handschriften der „Vita" und P. Smirnov die anderen Werke wie Briefe von Avvakum, soweit es zur Feststellung ihrer Echtheit erforderlich ist. Eine inhaltliche, geistesgeschichtliche Analyse fehlt, nur das rohe Material wird geboten. — Eine handliche, schön ausgestattete Auswahl der Schriften Avvakums gab der beste Verlag der Sowjetunion „Academia" heraus. *Žitije protopopa Avvakuma jim samim napisannoje i drugije jego sočinenija*, mit Einleitung und Kommentar von N. K. Gudzij, Leningrad 1934, 497 Seiten und 25 sehr instruktive Illustrationen. In einer populär gedachten aber wissenschaftlich gut fundierten Einleitung[1]) schildert Gudzij Avvakum als Schriftsteller und als kulturhistorische Erscheinung (S. 7—58). Die Texte sind ausgezeichnet kommentiert, mit bibliographischen Angaben und einem kleinen Wörterverzeichnis versehen. — Einen Abdruck der Ausgabe von 1916 gab A. Remizov *Žitije protopopa Avvakuma jim samim napisannoje* in der Ztschr. „Versty", Paris 1926 Nr. 1 S. Anhang 64 Seiten ohne Kommentar heraus. — Ein Charakterbild Avvakums, dieses ehrgeizigen, machthungrigen, jedoch mystisch veranlagten großen Fanatikers, entwirft V. Nikol'skij *Sibirskaja ssylka Avvakuma*, Ranion[2]) Učenyje Zapiski Bd. II, Moskau 1927, S. 137—167. — Die Zuverlässigkeit

[1]) Vgl. dazu die Besprechung von R. Jagoditsch Kyrios Bd. I, 1936, S. 410—413.

[2]) = Rossijskaja Associacija Naučno-issledovatel'skich Institutov Obščestvennych Nauk.

Avvakums bei geographischen Angaben hebt P. Savickij hervor: „*Žitije*" *protopopa Avvakuma, kak geografičeskij pervoistočnik*, Naučnyje Trudy Russk. Narodn. Universiteta v Prage, Bd. II, Prag 1929, S. 218—231. Über die Sprache Avvakums handelt P. Černych *Žitije protopopa Avvakuma, kak pamjatnik severno-velikorusskoj reči XVII-go stoletija*, Irkutsk 1927, 75 S. — Der mühevollen Arbeit, das Leben Avvakums zu verdeutschen, unterzog sich R. Jagoditsch *Das Leben des Protopopen Awwakum von ihm selbst geschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar*, Königsberg 1930, VIII + 227 S. (Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte Bd. 10). Für deutsche Leser gedacht ist auch die Einführung in die russische Kultur, die im wesentlichen zutrifft, in Einzelheiten aber zu Mißverständnissen führen könnte. So wird der Europäisierung Rußlands viel zu viel Beachtung geschenkt, denn Avvakum kämpfte ja ausschließlich gegen eine Angleichung der russischen Kirche an die griechische. Fraglich ist es auch, ob man der Liturgie des Meßopfers jene zentrale Stellung in der russischen Kultur einräumen darf, wie Jagoditsch es tut usw.[1]).

Über Križanič erschien die leider recht einseitige Arbeit von P. Nikola Škerović *Đuro Križanić, njegov život, rad i ideje*, Belgrad 1936, XII + 158 S. (Posebna izdanja Bd. 109, Filosofski i filološki spisi Bd. 28), die in dieser Zeitschrift von R. Pletnev ausführlicher besprochen wird.

Die Verbreitung Aristotelischen Gedankenguts besonders in Zusammenhang mit der Tätigkeit des Lichudes in Moskau beschäftigt V. Zubov „*Fizika*" *Aristotelja v drevne-russkoj knižnosti*, Izvestija Akademii Nauk SSSR., VII Serie, 1934 S. 635—652, der die in zwei russischen Handschriften[2]) erhaltene Übersetzung des ersten Buchs der Aristotelischen Physik einer Analyse unterzieht. Diese Übersetzung hält sich sklavisch an die vom Jesuitenkollegium in Coimbra mit Kommentaren von E. de Goes 1592 und 1594 besorgte griechisch-lateinische Aristoteles-Ausgabe. Die Handschrift des 17. Jahrh. enthält außerdem die „Dialektiken" von Aristoteles und Joannes Damaskenos und eine aus verschiedenen Kommentaren zu Raimundus Lullus mit Zitaten aus Damaskenos durchsetzte Beseda o pervoj forme filosofskoj. Aristotelisches Gedankengut in der Form des Thomismus drang hauptsächlich durch Joannikios Lichudes nach Moskau. Von dessen drei, in der Moskauer Geistlichen Akademie Nr. 310, 311 und 316 erhaltenen Handschriften der Physik, hat Lichudes die Hs.

[1]) Vgl. die Besprechung von F. Haase Hist. Zeitschrift Bd. 155 S. 610f.

[2]) Floriščevaja Pustyn' Nr. 132, 17. Jahrh. und Sammlung Tichonravov Nr. 220, 18. Jahrh.

Nr. 316 1689 aus Venedig mitgebracht, Nr. 310 stellt einen Auszug dar, den er wahrscheinlich in Venedig machte, Nr. 311 mit parallelem griechischen Text seine Moskauer Vorlesung. Anspielungen auf Aristoteles finden sich auch sonst vereinzelt im Moskauer Schrifttum, Arsenij Suchanov brachte 1653/54 drei griechische Handschriften und die gedruckte Frankfurter Ausgabe der Aristotelischen Physik vom Athos mit, Nikon soll eine vierbändige Ausgabe gekauft und Ordyn Naščokin eine aus Smolensk bezogen haben. Wieweit jedoch Aristoteles damals das russische Geistesleben beeinflußt hat, bleibt vorläufig noch zu erweisen.

W. Waldenberg *Posoškov i Križanić v jich obščestvennych političeskich vozzrenijach*, Slavia Bd. V, 1926—27, S. 745—762. Ihrer Ausbildung nach zwei verschiedenen Kulturkreisen angehörig und zeitlich durch eine Generation getrennt, äußern Posoškov und Križanić zum Teil gemeinsame Grundideen. Sie beide sind Anhänger eines absoluten Staates, dessen sittliches Prinzip in der Idee der Pravda zum Ausdruck kommt. Für Križanić ist die Pravda eine Forderung der Religion, sie verkörpert die idealen Normen der Gerechtigkeit, die zwischen Herrscher und Volk bestehen müssen; er macht für die Aufrechterhaltung der Pravda den Herrscher verantwortlich. In noch stärkerem Maße tritt bei Posoškov die Pravda als die Grundfeste des Staates in Erscheinung, es genüge nicht, daß sich der Herrscher um sie bemühe, sondern das gesamte Volk habe an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. Zur Beseitigung der Rechtlosigkeit in Rußland verlangen beide eine neue Kodifizierung des Rechts und die Einführung fester Besoldungen; sie sehen im Volksvermögen die wahre Grundlage für den Reichtum des Staates und warnen vor hohen Steuern. Einig sind sie sich auch in ihrer Ablehnung Westeuropas und der Forderung einer Isolierung Rußlands durch Schließung der Grenzen und Aufhebung der Postverbindungen.

Dmitrij Rostovskij hat die Erzählung über Barlaam und Joasaph, wie D. Abramovič *Povest' o Varlaame i Ioasafe v Četjich Minejach Dimitrija Rostovskogo*, Hruševśkyj-Festschrift S. 237—242, ausführt, aus dem Moskauer Druck von 1681 Istorija ili Povest' sv. i prep. otca našego Ioanna, iže ot Damaska, o prep. o. Varlaame pustynnožiteli i o Iosafe, care Indijstem gekürzt unter Fortlassung des Vorworts und des dogmatischen Teiles, jedoch mit den Glossen übernommen. Die Angabe dieser Quelle fehlt sowohl im Verzeichnis der angeblich herangezogenen Vorlagen als auch im Rospiś knig kelejnych von Dm. Rostovskij; wir finden statt dessen nur die kurze Bemerkung: из святаго Іоанна Дамаскина вкратцѣ собранное. — Über die Quellen, deren sich Dm. Rostovskij bei der Zusammenstellung seiner Četji Minei bediente, handelt auch D. Abramovyč *Litopysni džerela Četjich Minej Dmytra Rostovśkoho*, Naukovyj Zbirnyk

za rik 1929 (= Zapysky ist. sekciï Ukr. Ak. Nauk Bd. 32), Kiev 1929, S. 32—61, unter besonderer Berücksichtigung der Viten ukrainischer Heiliger. Die Textanalyse ergibt, daß unter der von Dmitrij Rostovskij erwähnten Nestorchronik die Povest' vremennych let und unter der Chronik des Höhlenklosters die sog. Kiever Chronik gemeint sind, beide jedoch in einem bisher unbekannten Bestande. Ferner läßt sich die Heranziehung der Großen Menäen Makarijs, der gedruckten Synopsis und des Prologs erweisen.

Unser Wissen um die regen geistigen Beziehungen des Simeon Polockij zum Bogojavlenskij-Kloster in Polock wird vertieft durch die Ausführungen A. Belecкijs *Iz načal'nych let literaturnoj dejatel'nosti Simeona Polockogo*, Sobolevskij-Festschrift S. 264—267. Die Äbte des Polocker Klosters Ignatij Jevlevič und Filofej Utčickij waren bekanntlich Simeons Lehrmeister auf dem Gebiet der Poetik; in seinem Streben, dem Moskauer Milieu neue Literaturgattungen zu geben, scheute Simeon auch nicht davor zurück, den eignen Schriften Werke seiner Lehrer einzuverleiben. Bekanntlich sind die Metry na prišestvije velikogo gosudarja Alekseja Michajloviča eine Kollektivarbeit des Bogojavlenskij-Klosters. Die Stichi vo sretenije ikony božijej materi (Rhythmologion) wurden, wie Simeon selbst angibt, von Utčickij geschrieben, gleich den Stichi krajesoglasnyje v deń Spasitelja Našego. Mehrfach erhielt Simeon von Ignatij Jevlevič wertvolle Bücher, darunter auch das Speculum Vincentii Bellovacensis; er übersetzte es für seine Reimenzyklopädie. — Wichtig ist die Art der Einstellung Simeons seinen literarischen Vorbildern gegenüber. Nach O. Bilećkyj *Simeon Polockyj ta ukraïnśke pyśmenstvo XVII-ho viku*, Bahalij-Festschrift I Zbirnyk 51 S. 636—648, hielt sich Simeon an die Kiever Manier nicht sklavisch, sondern er versuchte dem Moskauer literarischen Geschmack Rechnung zu tragen. Während er mit dem Orel Rossijskij die panegyrische, im Geiste des Pseudoklassizismus gehaltene Literaturgattung nach Moskau verpflanzen wollte, änderte er die Art seines Stils in den Treny abo plač nad smertju caricy Marii Illiničny (1669), in der Guslja dobroglasnaja (1676) wie auch im Rhythmologion, als der Orel Rossijskij keinen Beifall fand. Sein Ziel war die Schaffung neuer Literaturgattungen für Moskau (vgl. Vorwort zum „Vertograd" und zum „Psalter"). Einen tieferen Einblick in die literarische Tätigkeit Simeons gewährt eine genauere Kenntnis seiner Lektüre und seiner Bibliothek, soweit sie in den Besitz Silvester Medvedevs überging. Größte Bedeutung für das Schaffen Simeons besaß die Laienbibel des Vincencius von Beauvais Speculum maius, hauptsächlich des Speculum historiale, das er ausgiebigst für seinen Vertograd benutzte und aus dem er 1679 auch das Inoje skazanije o Machomete übersetzte. Zu nennen wären ferner L. Beyerlinck, Baronius, Martin Kromer, Stryjkowski, Laurentius de la Barre, vor allem Thomas von

Aquino und viele andere. Eine bessere Übersicht der in Moskau und der Ukraine während des 17. Jahrh. verbreiteten Bücher wird dem lateinischen Schrifttum wohl einen bei weitem größeren Einfluß als dem polnischen einräumen. — Was Titel und Komposition anbelangt, scheint die Polyanthea seu opus suavissimum sententiarum floribus exornatum (1600) den Vertograd beeinflußt zu haben. A. Beleckij *Povestvovatelnyj element v „Vertograde" Simeona Polockogo*, Orlov-Festschrift S. 325—334, unterscheidet in diesem Werk folgende vier Erzählungsarten: I. historische, a) in der Art der im Chronographen vertretenen mit mehr oder weniger ausgearbeitetem Sujet, b) historische Anekdoten und Aussprüche, die auf die Pčela hinweisen, wobei Beispiele aus der russischen Geschichte fehlen. II. beschaulich-asketische; ihre Vorlagen sind im Limonar', Lavsaika und Prolog zu suchen. III. erbaulich kirchliche a) an das Velikoje Zercalo anklingende oder Vincentius de Beauvais entnommene. Eine gewisse Vorliebe für abschreckende Motive hat Simeon mit der damaligen Jesuitenliteratur gemein; b) an die Gesta Romanorum mit allegorischen Deutungen oder schließlich c) an die hagiographischen, wie sie Vincentius de Beauvais oder vielleicht auch Jacob de Voragine bieten, anklingende. IV. Erzählungen weltlichen Inhalts.

Zweifellos gelang es Simeon Polockij, sich einen Leserkreis zu schaffen, da einiges von ihm in Einzelhandschriften vorliegt. Simeon wandte sich in erster Linie an den aufgeklärten Leser, nicht nur an die Geistlichkeit. Allmählich sanken aber seine Werke in die unteren Volksschichten und aus dem gesunkenen Kulturgut erhielten Lermontov und Ehrenberg u. a. erneute Anregungen. — Über den Aufbau der Deklamationen des Simeon Polockij handelte S. Ščeglova *Deklamacija Simeona Polockogo*, Sobolevskij-Festschrift S. 5—9. Sie weichen stark von den seit dem 17. Jahrh. in der Ukraine und darauf auch in Moskau üblichen ab. Trotzdem lassen sich gewisse Ähnlichkeiten mit den in der Poetyka szkolna (Ende des 17. Jahrh., Handschrift des Ossolineums) aufgestellten Grundsätzen feststellen, auch Anklänge an die Dialogi o premudrosti voploščenija Syna Božija (1682) von Luka Holosov liegen vor; aus den Jahren 1663—1676 stammen wohl die Weihnachtsdeklamationen, die sprachlich fast keine ukrainischen Züge aufweisen.

Besonderer Beachtung wert sind die Anfänge der russischen Versdichtung im 17. Jahrh., deren genauere Untersuchung zu neuen Ergebnissen auf dem Gebiet der sog. Volksdichtung führen könnte. So teilt M. Speranskij *Iz materialov dlja istorii ustnoj pesni*, Izvestija Akademii Nauk SSSR., VII Serie, 1932 Nr. 10, Lieder mit, die ein Peter Kvašnin Ende des 17. Jahrh. aus dem Gedächtnis, wie Speranskij meint, und daher fragmentarisch aufzeichnete. Anfangs schien diese Liebeslyrik stark an die üblichen Volkslieder zu erinnern, bis

V. Danilov *Sborniki pesen XVII stoletija — Richard'a James'a i P. A. Kvašnina*, Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. II, 1935, S. 165—180 abweichende Ansichten vertrat. Danilov sieht in den Aufzeichnungen keine Volkslieder, sondern Entwürfe zu Liedern von Kvašnin selbst, in denen er 16füßige syllabische Verse durchzuführen versuchte. Als Vorbild mag das in der gleichen Sammlung befindliche ukrainische Versgedicht gedient haben. Auch die Motive dieser Liebeslyrik stammen nicht aus der Volksdichtung, sondern aus der Übersetzungsliteratur, wie auch viele der Epitheta. Daß im hohen Norden Volkslieder für R. James aufgezeichnet wurden, bestreitet Danilov. Er vermutet in diesen Liedern vielmehr politische Agitationsgedichte auf die jüngste Vergangenheit, die James aus dem Moskauer Posol'skij dvor erhielt.

Kaum bekannt war bisher, wie V. Peretz *K istorii drevnerusskoj liriki*, Slavia Bd. XI, 1932 S. 474—479, ausführt, daß das erwachende Bedürfnis nach einer intimen Lyrik auf dem Gebiet des religiösen Erlebens zur Entstehung der sog. Stichi pokajannyje i umilennyje führte. Außerhalb des Gottesdienstes einstimmig gesungen, beruhen sie auf der traditionellen kirchlichen Phraseologie, die durchsetzt ist mit lokalen volkstümlichen Elementen. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. wurden sie vom syllabisch gereimten, aus der Ukraine herrührenden Psalter verdrängt. Reste dieser Literaturgattung finden sich bei den Altgläubigen und in den Geistlichen Liedern. Peretz veröffentlicht fünf solcher Stichi und weist ihre thematischen Grundlagen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. M. Woltner.

Polonica.

Teil 9[1]).

Bibliographie. Bibliografja Polska Karola Estreichera, przewodnik dla pracowników naukowych i studjujących opracowali T. Kalicki i A. Mikucka, Warschau 1936, 63 S. und 4 Tafeln, ist ein Wegweiser durch das Riesenwerk von K. E., das der Sohn zu Ende führt. Der Hauptteil, Band XII—XXX (vorläufig A—Sz; bis Ż stehen noch etwa vier Bände aus und zwei Bände Nachträge) bedarf keines Wegweisers, da er streng alphabetisch (nach Verfassern resp. nach dem ersten Hauptwort) geordnet ist und die Aufzählung der Dodatki, ganz unvollständig, uns auch nicht weiter führt; es reicht aus, wenn auf dem Rücken des Einbandes der Buchstabe resp. bei mehr Bänden desselben Buchstabens (S zählt ja ihrer vier) noch der

[1]) Vgl, Zeitschr. Bd. XIII S. 418—436.

zweite Buchstabe aufgedruckt ist. Wohl aber vertragen die früheren Bände eine solche Übersicht, vier Bände Drucke von 1881—1900; 3000 Drucke seit 1871, für die Wiener Buchausstellung mit reichen Beilagen; 7200 Drucke des 15. und 16. Jahrh. nach Jahren geordnet und mit dem Verzeichnis, in welchen Bibliotheken Exemplare vorkommen. Eine Vorrede lieferte dazu Dr. Jan Muszkowski, Verfasser eines bibliologischen Werkes: Życie książki, Warschau 1936, VIII und 346 S. Kl.-8°, das die Entwicklung von Schrift und Buch von ihren Anfängen bis auf ihre Wirkung auf den heutigen Leser verfolgt, auch das Technische berücksichtigt. Verf. leitet das seit 1928 bestehende bibliographische Seminar der freien p. Universität in Warschau, mit einer stattlichen Anzahl von Publikationen; die o. genannte Bibliografja ist Nr. 26, aus allen Gebieten des Wissens; uns berühren die Arbeiten von Boleski A. über Wyspiański als Dichter des Novemberaufstandes; der Ksiądz Marek des Słowacki und die Sprawa Boża (d. i. der Towianismus); Trachim S. Die Entwicklung der Realschulen im Großherzogtum Posen; A. Woyde Zwei unbekannte Handschriften zur p. Reformationsgeschichte; J. Myślicki Jonston (in Polen tätiger Gelehrter) und sein angeblicher Einfluß auf Spinoza. — Die Krakauer Jagellonenbibliothek hatte 1936 eine Ausstellung alter Krakauer Drucke aus ihren eigenen Beständen veranstaltet: Katalog wystawy druków Krakowskich XV-go i XVI-go wieku, Kraków MCMXXXVI, 58 S. und 10 Tafeln, mit einer Vorrede über Geschichte des Krakauer Druckes bis 1600; als Drucker der Krakauer Inkunabeln 1473—1476 wird jetzt der Bayer Kaspar Straube (in Dresden und Leipzig tätig) genannt. Das Kap. Joh. 1 von 1516 zeigt starken čechischen Einfluß, *gh* für *g*, *e* für *ę*, *aa* und *ee* für die gepreßten Vokale, neben *ǫ* für *ą* auch *av* und *ae* für *ę* usw.; in den trefflich ausgeführten Faksimile gibt es auch einen griechischen Text; es fehlen Holzschnitte, die später ausgestellt werden.

Von Sammelschriften nennen wir: *Nauka polska*, jej potrzeby, organizacja i rozwój, Band XXI, wydawnictwo Kasy imienia Mianowskiego, XVIII und 491 S. Gr.-8°. Nach einer pietätvollen Einleitung über die Einstellung des verstorbenen Marschalls zum Wissen, das er äußerst hochschätzte, folgen Abhandlungen, Chronik des verflossenen Jahres (Offizielles, Prämiierungen, wissenschaftliche Kongresse u. ä.), auch ausländische, namentlich englische, ausführliche Rezensionen (zumal angelsächsischer Werke), epistemologische Bibliographie für 1932—1934. Von Berichten verdient Erwähnung, der von einem Spezialisten, M. Haiman erstattete, über den Stand der p. Wissenschaft (Schulen, Publikationen u. dgl.) in den Vereinigten Staaten; genannt sei nur das älteste Faktum: als New York noch Neuamsterdam hieß, begründete hier „der Professor aus Litauen", Karl Curtius (ein Arianer?) die erste humanistische „Akademie" 1659,

führte sie aber nur durch zwei Jahre und kehrte nach Holland zurück. Besonders eingehend ist der Bericht von Z. Lisowski, über das wissenschaftliche Leben des heutigen Posen, über Universität, Gesellschaften, Bibliotheken usw. S. 135—202 mit Aufzählungen und Charakteristiken der wissenschaftlichen Literatur; der Verf. klagt über mangelhaftes Interesse und Opferwilligkeit des weiteren Publikums; er vergißt, daß diese unumgänglich waren, als p. Wissen ausschließlich auf private Initiative angewiesen war, verbot doch die Regierung Lehrern und Beamten die bloße Mitgliedschaft an der p. Gelehrten Gesellschaft; heute ersetzt ja der Staat jene private Initiative, so sehr diese auch erwünscht sein mag. Die Universität besteht erst seit 1919, denn vergebens waren die ständig wiederholten Forderungen der p. Abgeordneten nach einer solchen; mich versicherte noch 1881 der damalige Unterrichtsminister (von Puttkamer), die Regierung hätte nichts gegen eine solche Universität einzuwenden, aber . . . Der Sohn des bekannten Kopernikusforschers L. A. Birkenmajer, A. B., setzt die Studien seines Vaters fort: wie schuf Kopernikus, der als Privatgelehrter fernab von jedem wissenschaftlichen Verkehr Büchern und Beobachtungen lebte und geradeso wie Newton zu seinen Entdeckungen kam, weil er die Sache, die ihm nahe ging, stets intensiv von allen Seiten beobachtete. Der Verf. weist dies an einigen Beispielen nach (ohne die Parallele mit Newton). Andere Abhandlungen sind theoretischer Art: Forschen und Lehren; wissenschaftliche, schöpferische Arbeit und die Universitäten (Berufungen u. dgl.); Fragen aktuellen Interesses wegen der Konflikte zwischen Universität und Unterrichtsbehörde (Streichung von 50 Professuren u. a.). Die Mianowskikasse gibt jetzt in den drei Hauptsprachen Europas ein Jahrbuch heraus: Organon, international review, revue internationale (Band I 1936 u. 304 S.), die neben originalen epistemologischen Aufsätzen auch Übersetzungen p. Abhandlungen bringt, z. B. jenen von A. Birkenmajer über Copernicus, die treffliche Arbeit von K. Dobrowski aus dem 17. Bde. der Nauka, über die ich seinerzeit referierte („Studien über die wissenschaftliche Kultur Polens bis zum Ausgang des 16. Jahrh.").

Bibliographen seien aufmerksam gemacht auf die treffliche *Nowa Książka*, die eben ihren dritten Jahrgang abschloß, Warschau 1936, 624 doppelspaltige Seiten (10 Monatshefte im Jahr); sie bringt erschöpfende Jahresbibliographie, Chronik bibliographischen Geschehens aller Orten und reichhaltige Kritik, manchmal über vier bis fünf Spalten, die wirksam von Fachleuten geübt wird. Die von Dr. St. Lam energisch gehandhabte Redaktion sichtet Wesentliches und Unwesentliches; nur kommt Belletristik insofern zu kurz, als auch recht unbedeutende Anfängerarbeiten ausführlich besprochen werden und Wichtigeres öfters beiseite bleibt. Es hat ja nie an periodischen bibliographischen Publikationen gefehlt, doch waren sie meist von

kurzer Lebensdauer und umfänglich beschränkt; die N. Ks. ist an einen bedeutenden Verlag (Trzaska & Cie.) gelehnt, der für Dauer bürgt, und dient musterhaft allen Anforderungen.

Die Zeiten sind von Grund aus geändert; die noch unlängst so gut wie stummen Randgebiete in Kattowitz, Thorn, Wilno, entfalten regste Tätigkeit. Eine Sammelschrift von 17 Fachmännern behandelt p. Wissen über Schlesien: *Stan i potrzeby nauki polskiej o Śląsku.* Praca zbiorowa pod redakcją Romana Lutmana, Kattowitz 1936 XXV u. 525 S. (Wydawnictwa Instytutu Śląskiego). Alle Kapitel befolgen dasselbe Schema: Bericht über deutsche und p. Arbeit vor dem Kriege, die nachmalige Entwicklung, die nächsten Aufgaben, eine reichhaltige Bibliographie, die auch Zeitschriften berücksichtigt. Eine erschöpfende Übersicht der gesamten schlesischen Literatur, vom Mittelalter bis heute, zählt viel Unbekanntes, freilich bis 1850 meist nur Asketika und Kalender auf; von einer p. Predigtsammlung (welcher Zeit ?) ist eine photographische Kopie für die Krakauer Akademie angefertigt u. a.; diese Übersicht schlesisch-polnischer Literatur ergänzt förmlich Heckels Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien I 1929. Doch hat der Verf., Winc. Ogrodziński, gerade den ältesten schlesisch-p. Text übergangen, die von Jakobson musterhaft herausgegebene Cantilena inhonesta, die vor ihm Nehring entziffert hatte, ein pornographisches Volkslied, das 1406 aufgezeichnet, noch aus dem 14. Jahrh. stammend, wie die unnützen Texterweiterungen (mit *ja, ty*) beweisen; Jakobsons Transkription ist wohl gelungen, nur sind *przysuczywa* und *ohledawa* 1. Dual. und nicht in Imperative zu ändern. Der Text ist durch Mischung p. und čechischer Formen bemerkenswert, weil er damit nicht vereinzelt dasteht, vgl. z. B. die Dorotheenlegende u. a.; einen derartigen Text um 1426 hat Diels fälschlich als einen čechischen herausgegeben, ein historisches Lied von einem p. Kriegsgesellen aus der Umgebung des in Böhmen kämpfenden Korybut, doch möchte ich es nicht unbedingt einem Schlesier zuschreiben. Die einleitenden Synthesen enthalten beachtenswerte Winke, z. B. blieb erst nach Gębarowicz (in seiner Einleitung zur Geschichte der schlesischen bildenden Künste) schlesische Kultur hinter der p. zurück, weil Schlesien bis 1160 keine Hofhaltung besaß, die ersten Piasten das exponierte Land mieden; nachher überholte Schlesien Polen, weil es den Vermittler zum Abendlande spielte; der starke Einfluß, z. B. der böhmischen Malerei, ließ nationalpolnische Merkmale nur schüchtern aufkommen. Die anthropologische Struktur namentlich des polnischen Schlesien ist Gegenstand außerordentlichen Auseinandergehens der Methoden eines Talko-Hryncewicz und Stołyhwo gegen die eines Czekanowski, sogar die Virchowsche Unterscheidung einer dunklen und hellen Rasse auf Grund statistischer Angaben bei Schulkindern wird angezweifelt; offenbar sind die Untersuchungen

bis heute mit zu wenig verläßlichem Material begründet. Die Prähistorie behandelt Kostrzewski, spricht sich nicht aus über die Zugehörigkeit der Lausitzer Kultur, es gibt keine Erwähnung der Illyrier und doch scheint er nach seinen neuesten Forschungen an dem slavischen Charakter dieser Kultur nicht mehr festzuhalten und läßt Illyrier, d. h. Nordillyrier zu ihrem Recht kommen. Besonders eingehend ist die Darstellung der Ethnographie des Landes; auf zahlreichen Kärtchen wird gezeigt, wie sich genaue Angaben über Kleidung, Bauten, Familien- und Festbräuche, Erzählungen, Dämonologien und Volkslieder in den Aufzeichnungen ganzer Enqueten oder vereinzelter Forschungen, über Polnisch-Schlesien ausdehnen; die Ortschaften selbst vertreten (verschieden schattierte) Kreise, die S. 186f. lokalisiert sind; aber viele weiße Flächen deuten hinlänglich an, wie unvollständig noch die Sammlungen sind, z. B. über die Marzanna oder den Marzaniok zu Ostern; die deutschen Aufzeichnungen sind viel zahlreicher und methodischer, das „Zaranie Śląskie" kann sich mit den von Th. Siebs herausgegebenen „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" nicht gut messen. Die p. Forschung hatte Schlesien über Gebühr vernachlässigt, so daß z. B. über die historische E. Zivier noch in „Wissenschaftliche Aufgaben in Oberschlesien", Gleiwitz 1922, behaupten konnte, daß die p. Forschung nichts Wesentliches beigetragen hätte, auf der deutschen beruhe und nur von einem anderen Standpunkte ausgehe. Dagegen genügt die bloße Verweisung auf das Monumentalwerk über Geschichte Schlesiens bis 1400, dessen beide Bände (I und III) von mir besprochen wurden. Die p. Gelehrten beklagen sich hinwieder über deutsche Einseitigkeit, die über die p. Bevölkerung stets hinwegging, als wenn sie nicht existierte, kein Wunder, da diese Bevölkerung bis in die Jahre des Kulturkampfes, der auch sie aufrüttelte, in völliger Apathie bis auf wenige Geistliche und Lehrer ihrer schließlichen Germanisierung entgegenzugehen schien. Das „Schlesische Institut" und das schlesische Komitee der Krakauer Akademie unternehmen gesondert Serienausgaben. Die Serie „Das p. Schlesien" des Institutes umfaßt schon 20 Nummern, Biographien, z. B. über den Optiker Witelo des 13. Jahrh., von A. Birkenmajer; die Schlesier an der Krakauer Universität von H. Barycz; den Schlesier Elsner, den Lehrer von Chopin u. a. Nr. 19 ist L. Chmaj Schlesier unter den Fratres Polonorum (Arianer), ein Blatt aus der Geschichte schlesisch-p. Kulturbeziehungen, Katowitz 1936, 50 S. Chmaj zählt alle als Arianer nachzuweisenden Schlesier auf; dasselbe bot erheblich kürzer W. Ogrodziński in jener Übersicht der schlesischen Literatur; Neues haben beide nicht aufgefunden. Vgl. noch eine starke Extranummer (von 24, sonst 8 Seiten) der Wiadomości Literackie vom 15. November: Aufsätze über alle Seiten schlesischer Kunst, Technik, Landschaft, Gedichte in schlesischer

Mundart, über den lutherischen Prediger Gdacius aus dem 17. Jahrh. u. a.

In Thorn erscheinen jetzt zweierlei wissenschaftliche Publikationen. Einmal ist es die alte Gelehrte Gesellschaft mit ihren Fontes, Roczniki, Zapiski. Roczniki, Bd. 29: *Liber scabinorum veteris civitatis Thoruniensis* 1363—1428, wydał Kazimierz Kaczmarczyk, Thorn 1936, IX u. 516 S., mit 1997 Eintragungen, die nur Aufteilung von Geld und Habe vor dem Schöffengericht betreffen; die Ausgabe ist außerordentlich sorgfältig, alles ist deutsch, es gibt kein einziges p. Wort, die ON sind mitunter etwas verzwickt, *Pluskowęsy* z. B. heißt '*Plenschkavancz*' *Płowęż* '*Plofose*' u. a., 'Dutzend' heißt *tosin*, p. *tuzin* daraus; statt *ge-* häufig bloßes *g* u. a. Das Namenmaterial bietet meist Taufnamen mit Angabe des Ortes, woher der betreffende stammt; *re-* für *ra-* in Redzey = Radziejów, Johannes israbischowa, d. i. *iz* (?) Rembieszowa u. a. Roczniki Bd. 43: Tadeusz Nowak *Oblężenie Torunia w roku 1658*, Thorn 1936, 255 S., sei hier nur kurz erwähnt, weil eine ausführlichere deutsche Inhaltsangabe die heldenmütige Verteidigung der wenigen Schweden gegen die p. Übermacht darstellt. Die Zapiski werden jetzt zu einzelnen Bänden vereinigt (mit fortlaufender Seitenzahl), so Band X, 6 Hefte, 228 S., zahlreiche kleinere Aufsätze historischen Inhaltes und Rezensionen. Von ersteren sei nur der ausführlichste genannt: Z. Wojciechowski *Mieszko I. und die Entstehung des p. Staates*, S. 85—165. Bekanntlich besitzen wir darüber keinen zusammenhängenden Bericht, nur Mosaikstifte, die jeder Forscher anders zusammenlegt; je weniger wir davon wissen, desto mehr wird darüber geschrieben. W. nimmt Echtheit der Liste der drei Vorgänger des Mieszka an; ich bestritt sie, weil sich keiner dieser Namen unter den historischen ältesten Piastennamen wiederholt (aus demselben Grunde sind die Namen nach Přemysł bei Cosmas seine Erfindungen), W. sucht den angeblichen Namen des Vaters des Mieszka in dem pommerschen *Zemuzil*[1]), aber dieser Name enthält das *-mysł*, kein *Semi-*;

[1]) *Zemuzil* wird 1046 als (dux) Pomerianorum genannt, d. h. slav. *y* klang Deutschen als *u* (*Butow*, heute Bütow, *Bytow*), *i* (*Bitgast* auf Rügen = p. *Bydgoszcz*), *oi* (dies besonders häufig nach Labialen *moysl*!), aber das ist eine deutsche, keine slav. „sprachliche Erscheinung" (gegen Lorentz Ztschr. XIII 439); *oi* haben Deutsche herausgehört, nicht Slaven gesprochen. Und ebenso haben sich Deutsche *Wiribeni*, *Gidanisk* u. ä. zurechtgelegt (vgl. ihr *-zig* aus slav. *-sk*, Leipzig usw., Zielenzig = sulęńsk oder ä.); das sind jedoch keine „kaschubischen Halblaute" (Lorentz a. a. O.), 936 ist nicht 1936! Den Ausdruck 'lechisch' bekämpfe ich, weil er unsinnig ist und wir keinen Grund haben, den auf einen polnischen Stamm am Bug beschränkten Namen mit Russen weit über seine engen lokalen Grenzen auszu-

warum stets grundfalsches *Dąbrówka* statt des richtigen *Dobrawae*? Das Dokument *Dagone* bleibt ungelöstes Rätsel: warum keine Erwähnung des Bolesław? warum der nirgends erhörte Name *Dagone*, angeblich für *Mieszka*?; Rom hat denn auch die apokryphe Urkunde behandelt, wie sie es verdiente, d. h. sie unbeachtet gelassen, so daß niemand später in Rom auch nur erfuhr, worum es sich denn handelte? Das verdienstlichste an der Abhandlung ist der vollständigste Abdruck aller Texte, die sich auf Mieszka beziehen.

Neben der alten Gel. Ges. existiert in Thorn das von J. Borowik geleitete Baltische Institut, das weit ausgreifend sich nicht auf Lokalgeschichtliches beschränkt, sondern das gesamte baltische Problem behandelt. Es gibt eine umfangreiche Jahresschrift heraus: *Baltic Countries*, a survey of the peoples and states on the Baltic with special regard to their history, geography and economics, bisher zwei Bände; außerdem entwickelt Direktor Borowik eine sehr rege Tätigkeit; polnisch (einzelnes auch ins Englische übersetzt) sind die Sammlungen Kaschubischer Lieder von Ł. Kamieński, 351 S.; Kunst in Pommern, von B. Makowski, 250 S. (reich illustriert); Der Kampf um das Baltikum von W. Sobieski (deutsch, Leipzig 1933, 269 S.); Polnisch-Pommern, Sammelschrift in zwei Bänden, Land und Volk, Geschichte und Kultur; der Marienburger Kreis, ethnographische Studien von W. Lęga (reich illustriert); Abriß kaschubischer Kultur, von F. Lorentz, A. Fischer und T. Lehr-Spławiński 306 S. (auch englisch erschienen); Geschichte Ostpreußens, Sammelwerk, davon 1. Band: Preußen unter dem deutschen Orden; Bibliographie von Pommern und Ostpreußen 1918—1932 u. a. Alle diese Werke gehören zu der zweiten Reihe der Borowikschen Schriften („Das Balticum"); zur ersten, Internationaler Handel im Balticum; der Hafen von Kopenhagen; Entwicklung des Danziger Hafens; der Fall Gdynia; Organisierung der Häfen mit besonderer Rücksicht auf Gdynia und Danzig usw. Außerdem hat das Institut kaschubische Volkslieder herausgegeben: Lucjan Kamieński, *Pieśni ludu pomorskiego*. I Pieśni z Kaszub Południowych, Thorn 1936, XII und 351 S., umfassend 285 Texte und Melodien, wovon 278 mit Hilfe des Phonographen aufgenommen sind, eine bis dahin unerhörte Neuerung auf dem Gebiete der p. musikalischen Folklore, worüber daher der p. Musikwissenschaftler Zdzisław Jachimecki in der Nowa Książka S. 569—571 berichtet, auf den ich mich hier berufe. Der

---

dehnen; „nordwestslav." entspricht allen Anforderungen an einen vernünftigen Namen. Quassin und Fascino sind nicht Schreiber-, sondern Dialektnuancen (gegen Lorentz S. 442). Ein čech. Name Břetislav existiert nicht, ist späte čech. Erfindung! (S. 444); altp. Texte, z. B. der sog. Gallus, bieten stets čech. Lautformen, was nichts besagt. Von sorbischen kann erst recht keine Rede sein!

Sammler hat 1932 sechzehn „pommersche" Ortschaften daraufhin durchforscht; von seiner Ausbeute (die später fortgeführt werden soll) ist das allerwenigste (Text wie Melodie) originalkaschubisch, unlösbar ist der Zusammenhang mit p. Art. Die Texte und Melodien sind aus dem Munde alter und junger Leute aufgezeichnet; der Musikologe bestreitet ihre Allgemeingültigkeit, hebt das Individuelle hervor, das auf jeder Einzelleistung lastet und verlangt daher chormäßige (20—30 Personen) Ausführung, die allein jene Gültigkeit verbürgt — aber wie schwer wäre sie zu erreichen!

Historische Werke schließt unsere Bücherschau meist aus, doch seien hier zwei hochverdienstliche Leistungen genannt. Ludwik Kolankowski gab nach einer Reihe urkundlicher Beiträge zur Geschichte Litauens im 16. Jahrh. und einem Werk über Sigismund August als Großfürsten heraus: *Polska Jagiellonów*, Dzieje polityczne, Lwów 1936, 374 S., Gr.-8° (reich illustriert für die Zeit der beiden Sigismunde, namentlich Grabdenkmäler aller Art), auf Grund archivalischer Forschungen, daher viel Interessantes, so fragt König Sigismund August 1562 den Herzog Albrecht: „wer sind es eigentlich, diese Andersgläubigen? da gibt es ja Lutheraner, dann Osiandriten, dann Kalviner, dann eine andere Konfession; sie wissen selbst nicht, was sie wollen, machen sich lächerlich und erregen bei anderen nicht mehr Lachen, sondern Mitleid." Kein Wunder, daß bei solcher Wertung der religiösen Zerfahrenheit der König beim Katholizismus ausharrte. Das Werk ist hauptsächlich politische Geschichte; der rote Faden, der durch das Ganze sich zieht, ist die Geschichte der Union, daher das Lob des Königs, der das schwierige Werk gegen den litauischen Hochadel durchsetzte; sein geschicktes Manövrieren trug ihm den Beinamen des Zauderers, Dojutrek, zu Unrecht ein.

Nicht auf neuen archivalischen Studien ruht das zweibändige Werk von Wł. Konopczyński, dem Redakteur des p. Biographischen Lexikons: *Dzieje Polski nowożytnej* (I 1506—1648, 437 S., II, 1648—1795 459 S.), 1936; es ist gedacht als Leitfaden für den Universitätsunterricht und schließt sich äußerlich an die Geschichte des p. Mittelalters von Grodecki, Zachorowski und Dąbrowski an. In dem Sammelwerk der Krakauer Enzyklopädie hat K. schon 1923 die Jahre 1648—1775 behandelt, seitdem namentlich die Geschichte des 18. Jahrh. in zahlreichen Werken auf Grund archivalischer Studien (Geschichte der Barer Konföderation I, 559 S.; einer Reihe von Reichstagsdiarien 1746—1758; Biographie von Pułaski, 420 S., Konarski, 470 S.; Geschichte des Liberum Veto, auch französisch usw.); ebenso in seinen akademischen Vorlesungen. Seine flotte Darstellung, die kein Blatt vor den Mund nimmt, imponiert durch Umsicht; K. scheut vor keiner bitteren Wahrheit zurück, räumt mit Vorurteilen auf; in besonderen Uwagi am Ende jedes Bandes werden strittige Fragen auf Grund

der neuesten Literatur (auch des o. erwähnten Buches von Kolankowski) unparteiisch besprochen. Eine vorzügliche Arbeit, inhaltlich durchaus zuverlässig, der Form nach sehr anziehend, das Urteil sorgfältig abgewogen. Besonders genau wird Sobieski dargestellt, weil die bisherige Historiographie über den Sieger von Wien den König von Polen vergaß. Eine höchst interessante Ergänzung über den Menschen Sobieski bieten die geistreichen Feuilletons von Boy-(-Żeleński) in den Wiadomości Literackie von 1936 und 1937 unter verschiedenen Titeln; der beste Kenner der französischen Literatur, deren Schätze er von Villon und Rabelais an bis Proust in muster- und meisterhaften Übersetzungen den Polen vermittelte, hat der französischen Kultur des Königs nachgespürt auf Grund seines Briefwechsels mit seiner Marysieńka und ist in Seele und Neigungen des Celadon vor und in der Ehe eingedrungen; er konnte dabei die Originale selbst benutzen, die die Herausgeber insofern verfälschten, als sie alles ihr Grobsinnliche kastrierten. Diesen kastrierten Briefwechsel hat Stefanja Skwarczyńska im Ruch Literacki 1936 ausführlich besprochen, wegen seiner kulturellen und literarischen Bedeutung; kulturell, weil er ein vollendetes Muster französischer Galanterie und sarmatischer Derbheit, ältester Durchdringung sarmatischen und französischen Empfindens und Darstellens abgibt; literarisch, weil kein anderer Text des 17. Jahrh. seinem ungezwungenen, leidenschaftlich sinnlichen Ausdruck gleichkommt; ein epistolographisches Denkmal allerersten Ranges, auch wegen seines sehr gemischten Inhaltes, denn das Liebesgirren des Geliebten und Gatten, entfacht durch häufige, langwierige Trennung des Liebespaares, läßt auch Militärisches und Politisches aufkommen; derber Humor meldet sich ebenfalls. Trotz des Makaronisierens mit französischen, statt lateinischen Brocken, bieten diese Briefe eine unendlich interessante Lektüre, eine unerschöpfliche Quelle für das Kulturleben der Zeit, wie für das Liebesleben des Hetmans und Königs, Verschwörers und Helden.

Kurz seien notiert: Janusz Woliński *Polska i kościoł prawosławny*, zarys historyczny, Lemberg, Ossolineum 1936, 156 S., eine populäre, recht optimistisch gehaltene Skizze (gedacht als Einleitung zu einer ersten Synode der autokephalen p. cerkiew), mit reicher Bibliographie, doch fehlen merkwürdigerweise die beiden neuesten p. Monographien. Zygmunt Przyrembel *Fragmenty z dziejów dawnego Łowicza*, Warschau 1936, 153 S., behandelt, nach kurzen Notizen über Hunger- und Brandkatastrophen wie über das Wüten der schwedischen Soldateska 1655, den Fehlschlag einer kgl. Landesfabrik für Leinen von 1787 und den russischen Einspruch, der ein neues Aufblühen der Stadt durch die ersten jährlichen landwirtschaftlichen Ausstellungen hemmte. Konrad Górski *Stanisław Krzemiński*, człowiek i pisarz, Wilno 1936, VIII und 322 S. (Wilnoer Gelehrte Gesell-

schaft, Sektion I, Rozprawy i Materjały Bd. VII, 1) sei schon hier erwähnt, wegen der historischen Rolle, die Krzemiński 1863 gespielt hat, er war Mitglied der geheimen Nationalregierung und entging der Zitadelle und dem Galgen durch eine glückliche Personenverwechslung. Er war hauptsächlich Publizist und hat in der positivistischen Aufklärungsarbeit wesentlich mitgeführt, obwohl er romantischen Idealen nie untreu wurde, mit Positivisten schließlich auseinanderging, ohne je seine demokratischen Überzeugungen zu verbergen (gegen Angriffe von katholischer Seite). Fleißiger Mitarbeiter an der großen Enzyklopädie; das treffliche Sammelwerk *Sto lat myśli polskiej* verdankt seine Entstehung seiner Initiative. Er war auch hervorragender Kritiker heimischer und ausländischer Belletristik; als Mensch ein edler, kristallklarer Charakter. Die Biographie ruht hauptsächlich auf dem Briefwechsel (S. 1—158); es folgt die Würdigung des Moralisten, Historikers, Kunsthistorikers, Literaten (S. 159—230).

Zur überreichen p. Memoirenliteratur kam ein Hauptwerk hinzu: Teodor Tomasz Jeż (Zygmunt Miłkowski) *Od kolebki przez życie.* Wspomnienia. Do druku przygotował Adam Lewak, wstępem poprzedził A. Brückner. Band I, Krakau, Akademie 1936. XL und 474 S.; Bd. II, 480 S. Z. Miłkowski, bekannt unter seinem Pseudonym T. T. Jeż, 1824—1915, einer jener eisernen Polen, dem erst ein Bahnunfall das Leben verkürzte, das er 67 Jahre lang in der Emigration verbrachte; Demokrat und Patriot, der keinerlei Kompromisse kannte, der überzeugt war, daß Polonia fara da se, ein „Chłopoman", der in Liebe und Achtung des Volkes aufgezogen war, das den Polen haßte, aber den Russen verachtete, den gütiges Schicksal aus dem Kugelregen wie beim Schiffbruch, vom Hungertode wie vor russischen und österreichischen Gendarmen rettete, Kiewer Student, ungarischer Legionär, revolutionärer Oberst, begann zwischen 1884 und 1909 die Erinnerungen seines höchst bewegten Lebens niederzuschreiben, die er leider nur bis 1873 fortführte, die seine Tochter, heute eine betagte Matrone (Mutter des allzu früh verstorbenen Linguisten A. Gawroński) als ihren teuersten Schatz behütete und endlich die Drucklegung errang; ein dritter Band bringt den Schluß, 1863—1873. Jeż wurde Belletrist wider Wissen und Willen, er legte den Säbel ab, um mit der Feder seinem Tatendrang zu dienen, denn seine Romane und Erzählungen verfolgten einmal satirisch-moralisierende Tendenzen, dann patriotische; unter den Augen der russischen Zensur konnte er Musterbilder heroischer Nationalkämpfer schaffen, die er freilich nach dem Balkan verlegte. Diesen hatte er kreuz und quer zu Fuß oder im Bauernwagen durchmessen; lebte im türkischen Bulgarien wie im serbischen Herzogtum und schrieb seine trefflichen historischen Romane vom „Zar Asen" an bis zur „Braut des Harambascha" und den „Uskoki", die Muster und Schule für die südslavischen Romanziers, für Šenoa,

Vazov u. a. wurden; er war eine Zeitlang mit Kraszewski der beliebteste Erzähler und schließlich verbot die Warschauer Zensur alles, was Jeż firmierte. Seine „Erinnerungen" dürften seine Belletristik überleben. Wen alles hat er gekannt, gesprochen und charakterisiert! Mazzini, Herzen, Lelewel, Stroßmaier (den kroatischen Bischof und Patrioten, dem er den weitesten Raum gewidmet hat), polnische Literaten (Kraszewski, Ujejski — besonders eingehend und interessant; Asnyk; Norwid usw., nur dem Mickiewicz wich der Demokrat aus), Revolutionäre (Mierosławski, Bem, Wysocki usw.), rumänische Patrioten und Hospodare, türkische Minister und Feldmarschälle usw. Daneben das Volk unter dem Türkenjoch, seine ethnographischen Angaben sind noch heute lesenswert, ebenso wie das, was er vom ukrainischen Bauer zu erzählen weiß; wer das ius primae (und nicht nur dieser!) noctis in der Ukraine bezweifeln möchte, lese, was er über die Auffassung der Dorfschönen selbst zu berichten weiß. Alles ist kurz, aber scharf pointiert, mit wenig Strichen ein lebendes Porträt geschaffen. Das Buch enthält in nuce alles, was über die p. Nationalbewegung während des Jahrhunderts sich abspielte; es könnte wirklich ein Volksbuch werden, nur schreckt der große Oktavband durch sein gelehrtes Äußere ab. Es bietet eine Fülle köstlichen, tragischen und humoristischen Inhalts (z. B. wie einer in Italien das *cosi* des Kellners mit *kozi* verwechselte und lebhaft gegen Ziegenmilch, die nur die Juden tränken, zu seinem Kaffee protestierte). Dr. Lewak, der Gatte einer Enkelin des Jeż, hat seine Aufzeichnungen mit Anmerkungen versehen und in der Einleitung über seine politische Einstellung gehandelt. Jeż ist Panslavist, aber ohne Russen (!), hat die Nationaldemokratie schaffen geholfen, aber gegen die Russophilie eines Dmowski scharf protestiert; sein eigener guter Wille ließ ihn der Utopie einer polnisch-ukrainischen Verbrüderung nachjagen; die Gespräche mit Stroßmaier sind für ihn besonders charakteristisch; aber bei seinem über fünfzigjährigen Aufenthalt in der Schweiz übertrug er die Schweizer Nationalitätenverhältnisse unwillkürlich auf Polen (speziell auf das einstige Galizien), wo doch die Struktur dieser Verhältnisse grundverschieden ist, die Nationalitäten nicht nebeneinander, wie in den verschiedenen Kantons, sondern durcheinander in Ober- und Unterschichten gemengt sind; zudem galt dem von Kindheit an in beiden Sprachen sattelfesten Jeż das Ukrainische nur als ein polnischer Dialekt, etwa wie das Masovische (!). Die Erinnerungen sind flott geschrieben, lesen sich wie ein fesselnder Roman, öfters mit verhaltenem Atem; ob fremde Romane oder Memoiren eine gleich unendliche Fülle von Menschen verschiedener Rasse und Standes, von Fürsten bis Schmugglern und Dieben, enthalten, möchte ich bezweifeln.

Im Anschluß an diese lebenssprühenden Erinnerungen sei ein Werk über den Belletristen selbst genannt. In den von Prof. J. Chrza-

nowski herausgegebenen Prace Historyczno-Literackie erschien als Nr. 49 und 50 Marja Ostrowska, *T. T. Jeż* (*Zygmunt Miłkowski*). Życie i twórczość, Krakau 1936, 625 S. Über das Leben handeln nur einige Seiten, sonst über den Romanzier und etwas auch über den Politiker. Nach einem kurzen einleitenden Kapitel, einem zweiten, recht überflüssigen, über den p. Roman vor Jeż, sind die folgenden sechs eine Übersicht seiner nach ihrem Inhalt gruppierten Romane, ihrer Helden, der Komposition der Romane und der Technik des Erzählers, seiner und seiner Helden Gefühlswelt und moralischen wie sozialen Einstellung, endlich der zeitgenössischen und posthumen Kritik gewidmet. Jeż ist Belletrist erst spät (1858) und notgedrungen geworden; er blieb stets Tendenzdichter, auch in seinen trefflichsten historischen Romanen; er war Schnellschreiber, verfaßte neben seiner Tätigkeit als Mitglied der demokratischen Zentralisation, Emissär und Politiker (auf seine Anregung hin wurde der Nationalschatz geschaffen), somit im Nebenberuf, 85 Romane und Erzählungen, sogar mehrbändige, und kümmerte sich wenig um Feilung des Stils, Komposition und Technik, war äußerst temperamentvoll, geborener Epiker und erzählte frisch darauf los. Frau Ostrowska läßt ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren, nur verliert sie sich in Weitschweifigkeiten, erzählt alles ab ovo, merkt bei jedem Motiv an, ob es von Walter Scott oder sonst wem stamme, ist sonst sehr genau in allen ihren Aufzählungen, hält sich streng an das hergebrachte Schema literarischer Kleinmalerei und hat bewiesen, wie gewissenhaft genau feminine Kritik sein kann. Eine verdienstliche Leistung, die eine fühlbare Lücke der Literarhistorie des 19. Jahrh. ausfüllt.

Literarhistorisches. *Pamiętnik Literacki* XXXIII, Heft 3, S. 461—672, schließt, wie Heft 2 (und 1), die Verhandlungen der Lemberger Krasickitagung ab; es gibt wieder in bunter Folge Literarhistorisches und Pädagogisches, das hier übergangen ist. Krasicki selbst wird behandelt als der erste Historiker und Theoretiker der Literatur (eigentlich nur der Poesie) in seiner Kompilation von 1793: O rymotwórstwie i rymotwórcach, die eigentlich nur Dichterbiographien und Proben enthält; dann als Moralist; über seine Rolle bei der Wiedergeburt der čechischen Literatur; endlich als Schullektüre. Seine Zeit betreffen: eine sehr genaue Bibliographie aller, auch nur handschriftlichen Übersetzungen des J. J. Rousseau (63 Nummern); die ästhetischen Anschauungen dieser Periode; die Anfänge des p. Theaters mit einem vollständigen Verzeichnis aller darauf bezüglichen Vorschläge u. dgl. aus dem Nachlaß des Königs durch L. Simon, den unermüdlichen Erforscher der älteren p. Theatergeschichte. Lemberger Verhältnisse betreffen Aufsätze über die Lemberger Polonistik im 19. Jahrh. sowie über die kulturellen Institutionen in der ersten Hälfte des Jahrh.

Der *Ruch Literacki* hat seinen XI. Jahrgang (Redakteur Piotr Grzegorczyk) abgeschlossen, 162 S.; er enthält kurze Abhandlungen, Materialien (meist Briefe) und Rezensionen. Einer Abhandlung ist bereits oben gedacht; besonders interessant ist die Studie von Jan Miśkowiak über den *Eulenspiegel*, der in Polen außerordentlich beliebt war (53 Ausgaben, besonders viele auch im 19. Jahrh.). Leider sind von den ältesten Ausgaben des 16. Jahrh. nur dürftige Fragmente erhalten, so daß wir nicht wissen, ob die erhaltenen Texte (der älteste in der Bodleiana aus dem Ende des 16. Jahrh.) sich nicht bereits von der Originalübersetzung durch Auslassungen von Anekdoten, Kürzungen, Milderung der Derbheiten unterschieden (denn ähnliches kommt bei allen Ausgaben vor) oder ob schon die Originalübersetzung solches selbst bewerkstelligt hat; zudem, welcher deutsche Text liegt ihr zugrunde, denn übersetzt wurde der Eulenspiegel nur einmal, nach der verschollenen Ausgabe von etwa 1510 oder nach späteren, z. B. der Straßburger von 1531 ? Wir erwarten jedenfalls eine kritische Ausgabe des hochinteressanten Werkchens, das ja in Polen allein eine besondere Literaturgattung hervorgerufen hat. Ich schrieb einen polemischen Aufsatz unter dem Titel „Die Wahrheit über die Bogurodzica" (gegen die Phantastereien von J. Birkenmajer), der mit meinem Aufsatz, Ztschr. XIII, 353, nichts gemein hat.

Das Hauptereignis des Jahres 1936 war des Posener Professors Tadeusz Grabowski *Historja Literatury Polskiej od początków do dni dzisiejszych* 1000—1930. Bd. I, 1000—1800, Posen 1936, 400 S.; Bd. II, 1500—1930, 488 S., herausgegeben von der Posener Gesellschaft der Freunde der Wiss. Den Verf. haben unsere Berichte öfters genannt, hat er doch Polens Religionsgeschichte im 16. und 17. Jahrh. nach allen Konfessionen und ebenso ausführlich die Geschichte der p. literarischen Kritik in einer Reihe von Monographien behandelt. Seine Literaturgeschichte, die Frucht seiner Vorlesungen, unterscheidet sich von anderen dadurch, daß sie nicht nur eine Geschichte der schönen Literatur, sondern der gesamten Literatur ist, Historiker, Philosophen, Politiker gleich ausführlich heranzieht; daß sie den abendländischen Hintergrund im größten Umfang berücksichtigt, in dem die p. Literatur z. B. des Mittelalters sich verliert; daß sie Bio- und Bibliographie übergeht; daß sie nicht die Evolution des einzelnen Schriftstellers chronologisch darstellt, sondern meist sofort sein ganzes Schaffen wie vom Vogelflug aus übersieht und charakterisiert. Sie teilt den Stoff nach Jahrhunderten ein und füllt für jedes nach einer historischen Übersicht der Ereignisse die einzelnen Rubriken („Historiker; Moralisten; Politiker; religiöse Schriftsteller; Dichter; Philosophen und Literaturkritiker") aus. Aber während die Neuzeit in Unterabteilungen besprochen wird: Präromantik 1800—1820; Romantik (der Emigration) 1820—1863; Romantik daheim 1820—1863; Realismus

1860—1890; Modernismus 1890—1920; Tendenzen der Zeitgenossen, werden für das 16. bis 18. Jahrh. keinerlei Unterabteilungen geschaffen, wo doch die erste und zweite Hälfte jedes dieser Jahrhunderte sich schroff voneinander abhoben, die Jahre 1548, 1648, 1764 Periodengrenzen waren. Jeder Abschnitt bringt eine reichhaltige, bis 1936 fortlaufende Literaturübersicht (Monographien usw.). Die Darstellung ist eine gedrängte, summarische; man vermißt manchmal interessante Einzelheiten, findet dafür Überflüssigeres, manches ist schief ausgefallen — diese Bemerkungen gelten dem ersten Bande, ja nicht dem zweiten, der neueren Zeit. Die Darstellung selbst ist fließend und beredt; der Verf. ist des Ernstes, der Wichtigkeit seiner Aufgabe voll bewußt, wägt Urteile und Worte sorgfältig ab. Einzelne Ausstellungen mögen beweisen, daß ich mich nicht mit einer flüchtigen Durchsicht begnügt habe. Die Chronologie ist mitunter nicht recht gewahrt, Verf. spricht z. B. von magister Vincencius, geht zum Janko über (von dessen Auslandsreisen er nichts weiß) und kehrt dann wieder zu Vincencius zurück. Die čechische Literatur war nicht erst im 15. Jahrh. groß, sie ist schon zu Anfang des 14. ungleich bedeutender, als die p. des gesamten Mittelalters, die keine Literatur, nur Stückwerk ist; das Lied auf den aufsässigen Krakauer Vogt Albert hat ein Čeche verfaßt (gegen S. 35, wo auch der „Mythos von Walther und Helgunde" irrig eingeschätzt ist). Die Bogurodzica war kein Kampflied, es sangen sie ja die alten Vetteln vor den Kirchentüren; sie wurde es, nur weil es kein anderes allgemein bekanntes Lied gab. Der Chronik des Gallus ging nicht die sog. ungarisch-polnische voraus; Gallus hat keine schriftlichen Quellen benutzt, Bolesław III. war nie König. Derartige lapsus calami kommen mehrfach vor: die p. Alexandreis von 1510 ist nicht ein Druck, sondern eine Handschrift aus dem Besitz Sigismund I., die schlechteste aller Übersetzungen, die es je auf Erden gegeben hat. Warum hat Verf. den Terminus „Volksbücher" übergangen und die dazu gehörigen Texte nicht zusammen aufgezählt? Es fehlt ja der Fortunat und vor allem der Eulenspiegel, der ja ein Ruhmesblatt der p. Literatur bildet: die Ausgaben des 16. Jahrh., die allen čechischen vorausgehen; die Auswirkungen der Eulenspiegelliteratur im 17. Jahrh. sind nicht nur dramatischer Art. Ebensowenig stellt er die p. Reiseliteratur des 16. Jahrh. zusammen, lateinische und p.; Rywocki begleitete den jungen Kryski nicht nach Dillingen, sondern nach Italien und berichtet von da Wunder über Wunder. Es fehlt die Epistolographie des 16. und 17. Jahrh., die es mit den besten literarischen Produkten aufnehmen kann, z. B. die trefflichen p. (nicht lateinischen!) Briefe des Piotrowski aus dem Kriegslager des Batory oder die französisch-p. Korrespondenz des Paares Sobieski, ein unschätzbares Denkmal französisch-p. Berührungen; es fehlt auch die Übersetzung des Schäferspieles (des bedeutendsten nach Tasso und Guarino) Sylvia des Fran-

zosen Moiret und die Judith des Bartas ist irrig Jagodyński statt Leszczyński zugeschrieben (S. 265); S. 264 wäre über den Dialektiker Żabczyc, dessen Weisheit bis nach Moskau drang, etwas diesbezügliches zu sagen gewesen. S. 280f. erörtert Verf. die Frage nach dem Autor der Belagerung von Częstochowa, die nicht zu lösen ist; statt dessen hätte er über die ganz unmotivierte Einführung der Frauenwelt (wie in der Pasqualina des S. Twardowski) und über das frappierend visionäre Element berichten sollen. Zur Illustrierung der unbändigen Versmacherei des 17. Jahrh. hätte auch die Officina ferraria des Roździeński 1612 dienen können. Ich hätte die Erwähnung der Seereise des Borzymowski — obwohl sie noch immer ungedruckt ist — gewünscht, schon wegen der eingeflochtenen Verherrlichung des Sieges von Berestecko, die beweist, daß die litauischen Kalviner doch ganz andere p. Patrioten waren, als ihre hochverräterischen Patrone, die beiden letzten kalvinischen Radziwiły und weil Seebilder so selten in der älteren Literatur sind usw. usw.; aber alles dies sind Kleinigkeiten, die eine zweite Auflage, die ich im Interesse der Sache wünsche, beseitigen wird.

In Band II imponiert die souveräne Beherrschung des Stoffes, die Präzision des Ausdruckes, die scharfe Sichtung, wobei allerdings die dii minorum gentium sich eine gar kursorische Behandlung müssen gefallen lassen: und doch glaube ich, nichts Wesentliches ist übergangen. Doch bleiben auch hier weg Reisen und Briefe, mitunter vollendete Kunstwerke, wie die des Krasiński an D. Potocka oder die des Słowacki an seine Mutter. Zudem fällt die Memoirenliteratur ganz aus, die doch so Verschiedenartiges bietet, von den Denkwürdigkeiten des Krakauer Präsidenten Wodzicki (eine Selbstverteidigungsschrift) bis zu den sechs Bänden der Felińska (nur Familiengeschichte und Sibirien) oder den loyalen Schilderungen galizischer Minister wie Biliński, der auf dem entscheidenden Kronrat für den Krieg gestimmt hat, oder Ziemiałkowski oder des Fürsten L. Sapieha, der leider sein Wirken in Galizien etwas kurz zusammenfaßt, und den illoyalen verschiedener Sozialisten (Daszyński!), Kommunisten (Łańcucki, gedruckt in Moskau), Emissäre (Jeż s. o.). Je näher der Gegenwart, desto größer wird die Verantwortlichkeit des Verf. für seine Urteile, die von landläufigen mitunter abweichen (ich fand z. B. nirgends anderswo die Paarungen in der Lilla Weneda, die aus dem Alten Testament stammen sollen?), aber im großen und ganzen erkennt man seine treffenden Bemerkungen an: freilich ist das Buch keine Einführung, nützlich wird es nur dem, der die Literaturgeschichte bereits kennt, ja gut kennt. Auf ein paar Seiten, z. B. 376 und 377 sind zusammengedrängt allerlei Kritiker, kurz und treffend charakterisiert, wie wohltuend ist z. B. das Urteil über den oft verketzerten W. Feldman (namentlich von denen, die ihm das Wasser nicht reichen können). Das interessanteste

ist natürlich der Schlußabschnitt über die Zeitgenossen, der sich auf schöne Literatur beschränkt und wohl manche literarische Fehde auslösen wird. Denn hier bekennt sich Verf. offen zum Antisemitismus, beklagt die Überflutung der Literatur durch das fremdrassige Element, weist auf Schäden in deren Gefolge hin. Sehr inhaltsvoll ist die allgemeine Einleitung über die verschiedenen -ismen, aber die Reihe der Romanschriftsteller eröffnet Kaden-Bandrowski, der mir zu einem Ausschlachter von allerlei Aktualitäten herabzugleiten scheint; Damen (Nałkowska oder Kossak-Szczucka) haben ungleich Bedeutenderes geschaffen, zumal auch M. Dąbrowska mit ihrem großen Romanzyklus. Nur die Lyriker Tuwim, Wierzyński sind noch den Damen (Pawlikowska-Pięknorzewska, Iłłakowicz, Sproß litauischer Tataren) überlegen, aber im Roman wie in der Komödie behaupten die Damen (in der Komödie mit der Wahl gar gewagter Stoffe) ihren Vorrang. Noch fesseln Leute, die vor dem Kriege bereits namhaft waren, ein Nowaczyński mit der spitzigsten aller Federn, ein Boy-Żeleński, Causeur ersten Ranges, zu denen der Feuilletonist, Lyriker, Dramatiker Słonimski sich gesellt, die allgemeine Aufmerksamkeit; doch schon keimen jüngere Talente (z. B. Hemar u. a.), die sie einst ablösen werden. Verf. bespricht alles offen: ich wünsche seinem schönen Buch, der Frucht redlicher Arbeit und besten Verständnisses, rascheste und weiteste Verbreitung.

Von Neuausgaben alter Texte brachte das wichtigste Karol Badecki *Polska liryka mieszczańska*. Pieśni, tańce, padwany, Lemberg, Towarzystwo Naukowe. 1936. XXXI, 489 S. Gr.-8° Eine städtische, bürgerliche Literatur (Epik, Komödie, Lyrik) als willkommene Ergänzung der adeligen, machte sich im 17. Jahrh. in der alten Kulturecke (Kleinpolen, Krakau) breit, wurde jedoch in voller Entwicklung, weil sie es mit Moral nicht streng nahm, von der geistlichen Zensur gehemmt und verkümmerte langsam; ihre Texte sind öfters nur dem Titel nach bekannt. Eine erschöpfende Bibliographie dieser nur zu oft Unikate gab Badecki 1925 heraus, 1931 ihre Komödien, jetzt ihre erotische Lyrik, wozu er 13 Einzeltexte vereinte (21 werden genannt). Die ungleich interessantere Gelegenheitslyrik, die Fraszki wird er wohl noch in der Rubrik„ Epik" veröffentlichen und damit diese eigenartige Literatur, die oft volkstümliche, namentlich in ihren gemischtsprachlichen, polnisch-ukrainischen Liedern, Töne anschlägt, erschöpfen, die uns in die Niederungen der Gesellschaft herunterführt. Am wenigsten allerdings in ihrer erotischen Lyrik, denn diese bewegt sich in den maßgebenden Weisen der Kunstlyrik, zumal des Kochanowski, schmückt sich mit den fremden mythologischen Federn, braucht konventionelle Phrasen und Bilder, bewegt sich in den ausgetretensten Geleisen von Liebesklagen und -freuden, läßt hauptsächlich nur den Galan zu Worte kommen, ist somit einseitig ein-

gestellt und wird originell, wo sie ins Geschlechtliche umschlägt, um Allegorien und Anspielungen nie verlegen. Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, Varianten der verschiedenen Ausgaben mit ihren Druckfehlern auch überflüssigerweise verzeichnet; Vergleiche mit fremder Lyrik hat er gemieden, nur das rohe Material geliefert, in einem überreichen Glossar nicht alles richtig erklärt und mit Raum und Ausstattung nicht gegeizt; die Produkte dieser gar einfachen Muse sind in einer Weise ausgestattet, wie sie kein anderer alter Text erfahren hat. Wir sind ihm und der Lemberger Gelehrten Gesellschaft, die die Mittel spendete, zu großem Dank verpflichtet; der Band füllt ja eine empfindliche Lücke aus, zumal diese Lyrik durch die Ukraine nach Moskau wanderte, wo sie noch der Zarin Elisabeth gefiel und in den Pesenniki nachgeahmt wurde.

Unbedeutender ist Jan Swierzowicz *Szkice literackie*, serja pierwsza, Grodzisk (bei Posen) 1936, 246 S., eine Sammlung kurzer Vorträge u. ä. über p. und einige fremde Schriftsteller des 19. und 20. Jahrh. Der Kunsthistoriker Zygmunt Batowski hat im Sammelband zu Ehren von L. Piniński auf einen Maler als einen angehenden Schwager des Rembrandt hingewiesen: es ist der berühmte Theologieprofessor in Franeker, *Joh. Makowski* (geboren in Łobżenica in Großpolen, Kalviner, der 1613—1644 in Franeker dozierte, berühmt als unwiderstehlicher Dialektiker, dessen Werke unter dem Titel Joh. Maccovius redivivus, sein Schüler (gebürtig aus Lissa), Nik. Arnold herausgab). Makowski und Rembrandt heirateten in der Familie der Uylenburch, aus der mehrere Maler stammen, die in Krakau und Danzig an der Wende des 16. und 17. Jahrh. tätig waren. Batowski veröffentlichte in den Kunsthistorischen Arbeiten der Warschauer Gelehrten Gesellschaft, eine reich illustrierte Studie, *Jean Pillement na dworze Stanisława Augusta*, 40 S. und 16 Bildtafeln, Warschau 1936. Der französische Rokokomaler und Dekorateur aus Lyon, durch Bacciarelli dem König empfohlen, ist neben dem Porträtisten Marteau und dem Genremaler Norblin der bedeutendste französische Maler im damaligen Polen; er hat hier zwar nicht lange geweilt, aber reiche Spuren seines Wirkens, z. B. in der Ausschmückung des königlichen Kabinetts hinterlassen.

Jan St. Bystroń, Verfasser der reich illustrierten *Dzieje obyczajów w dawnej Polsce*, hatte natürlich auch dem p. Bauer (Bd. I, S. 247—271) ein besonderes Kapitel gewidmet. Eine überreiche Erweiterung dieses Kapitels bietet zunächst sein neuestes Werk *Kultura Ludowa*, Warschau 1936, 462 S. Nach Auseinandersetzungen, was denn völkische Kultur eigentlich wäre, unterschätzt von einigen, von anderen überschätzt, kein einheitliches, selbständiges Gebilde, sondern ein Komplex alter und neuer, heimischer und fremder Motive, werden zuerst der Reihe nach diese einzelnen Motive historisch behandelt,

was nämlich der Einfluß von Kirche, Herrenhof, Stadt, Schule aufs Dorfleben bedeutet, was in der Bauernart selbst begründet ist, Respekt vor dem Alten (Traditionalismus) und vor den Alten (Autoritätsglauben). Verf. hält sich nicht an einen historischen oder geographischen Faden, ein Fehler, der ihm schon bei seinem Hauptwerk gerügt wurde: ganz Polen ist ihm ein einheitliches Gebiet nach Raum und Zeit, dem er seine Belege entnimmt; Chronologie existiert nicht für ihn. Er spricht z. B. von dem Einfluß der Predigt und des Katechismus auf den Bauer, erwähnt aber mit keinem Wörtchen, daß es vor dem 15. Jahrh. keine Predigt und vor 1540 keinen Katechismus in Polen gegeben hat. Gerade der ganze Abschnitt über den kirchlichen Einfluß ist der dürftigste und fehlerhafteste; immer wieder (übrigens auch in anderen Abschnitten) wird von „Überbleibseln" oder „Spuren" des Heidentums gefabelt, während gerade bei den Polen diese Spuren völlig fehlen: das Heraustragen und Ertränken der Marzana-(Marie!-) Puppe am Sonntag Lätare ist aus Nürnberg im 14. Jahrh. gekommen, der *dyngus* und *śmigus* zu Ostern beweist schon durch die deutschen Namen, daß sie nichts mit p. Heidentum zu tun haben. Natürlich bestreite ich nicht, daß heidnische Polen Frühlingserwachen der Natur gefeiert haben, nur wissen wir davon nichts! Die deutschen Entlehnungen bieten keinen Ersatz.

Der historische Teil des Buches ist lebhaft, anschaulich, aber ganz flüchtig, feuilletonartig. Ungleich wertvoller sind die Ausführungen über moderne Zustände. Freilich sind auch sie nicht vollständig; wiederum wird vieles übergangen, z. B. der unauslöschliche Neid und Haß des Bauern gegen den Gutsherrn und seinen Hof; das Mißtrauen des Bauern, der überzeugt ist, daß alles Beginnen der Intelligenz nur auf seine Schädigung hinausläuft; daß von irgendeinem mystischen Hängen am Boden (wie bei den Bauern Reymonts) keine Rede sein kann, daß dahinter nur der Kampf des Bauern ums nackte Leben steckt. Aber abgesehen von diesen Lücken ist, was er selbst über die Versuche, die alte völkische Kultur zu erhalten oder über die selbständige Aktion der Bauern vorbringt, wohl überlegt und überzeugend, seine diesbezügliche Skepsis nur allzu begründet, die modische Nachäffung des Bauernstils von Zakopane wird scharf kritisiert; Ausblicke für die Zukunft werden wohlweislich ausgeschlossen. Die Darstellung ist breit, Wiederholungen, auch wörtliche, werden nicht gemieden, es fehlt nicht an ausführlichen Zitaten, auch solchen, die eigentlich nicht hierher gehören, städtisches Leben, nicht dörfliches, betreffen. Die flotte Darstellung reißt den Leser stets fort, der dem beredten Verfasser auch ohne Vorbehalt folgt.

K. Moszyński, dem wir das Hauptwerk über völkische Kultur der Slaven *Kultura ludowa Słowian* (der dritte Band, geistige Kultur, steht noch aus) verdanken, der die Gründlichkeit selbst

ist und nur mit L. Niederle verglichen werden kann, obwohl ihr Thema nicht gleich ist, da für Niederle nur die alte Zeit, für Moszyński die neue maßgebender ist, gibt jetzt einen ethnographischen Bilderatlas aus, *Atlas kultury ludowej w Polsce* (gemeint ist der Staat, nicht der Stamm), Krakau 1935 (Akad. d. Wiss., ethnographische Kommission). Bisher 2 Hefte, im ersten 7 Tafeln, im zweiten 12. Jede Tafel enthält das Netz Polen, in dem eingezeichnet sind mit verschieden schraffierten Kreisen die Orte, auf die sich die Angaben beziehen, d. i. die Resultate der hunderte von Fragebogen, die überall hin verschickt, gewünschte Auskunft erteilen. In der unmittelbaren Nachbarschaft liegen die gleichen Kreise dicht beieinander, die weitere Verteilung ist nie gleichmäßig, es gibt starke Lücken, doch tauchen mitunter am gegenüberliegenden Ende des Netzes wieder dieselben Kreise auf, eine Übereinstimmung, die in der Südwestecke Kleinpolens herrscht, kann auf weißrussischem Gebiet sich wiederholen oder bei Kaschuben. Das erste Heft zeichnete die Orte ein, wo mit demselben Namen die Plejaden, der Abendstern, der Neumond, die Tageszunahme um Neujahr bezeichnet werden; ferner, wie weit reicht der Glaube an Seele als Vogel; an Mittagsfrauen (Dämonen); an das Prophezeien aus der Schweinemilz über den kommenden Winter. Heft 2 enthält folgende Tafeln: der Name des schwindenden Mondes (Ergänzung zu Heft 1); die Doppelart (hündische und schweinische) von Dachs, Igel und Maulwurf (Hunde- oder Schweinschnauze); Ursachen einer bestimmten Kinderkrankheit; wie weit reicht der Brauch, aus dem Umfallen auf die Nacht gestellter Löffel den Tod zu prophezeien; wie weit das Zaubern aus Kräutern in der Johannisnacht; wie weit der Glaube an die rusałka oder kozytka („Kitzlerin"); an den Dämon des Viehgedeihens; welche Kräuter zu S. Johannes in Fächer oder Wände gesteckt werden; der Frühlingsumzug mit lebendem oder künstlichem Hahn; auf einem Bäumchen oder Ast. Jede Tafel ist mit einem Kommentar versehen, der die Verbreitung von Sitte oder Glauben oft durch die weite Welt auf Grund der außerordentlichen Belesenheit des Verf. angibt, und sie deutet. Nicht immer gleich überzeugend. Z. B. für das Herumtragen von Bäumchen oder Ästen wird als möglicher Grund angegeben, daß die Gottheit oder die Seelen der Abgeschiedenen, die zum Fest eingeladen werden, als Vögel gedacht, darauf ausruhen können; Beispiele, die dies ausdrücklich bezeugen, werden bei Wogulen und Tschuwaschen genannt (beweist dies etwas für Polen? muß dieser Brauch eindeutig sein?); dann erst verallgemeinert der Verf. seine Ausführungen: das Bäumchen ist wohl Sinnbild der im Frühling wiedererwachten Natur und ein magischer Behelf zu deren Einladung; der Termin schwankt; das Bäumchen (*gaik, maik, nowelatko*) tragen meist nur Mädchen herum (darauf weist im ähnlichen Fall schon der Name Morin-Marzanna hin, zu dem ein

mask. Marzyniak erst nachträglich hinzukam, mit dem die Knaben sich balgen). Alle diese und ähnliche Angaben besagen nur das Faktum, auf ihnen läßt sich nichts weiter bauen; freilich glaubt Verf. (im Kommentar zu Tafel 10) in manchen Fällen hinweisen zu können auf eine Anknüpfung im Volksbrauch und Glauben der Südwestecke Polens mit seiner Nordostecke (die ja gar nicht polnisch ist), das wären Übereinstimmungen älterer Kulturelemente, die sonst überall in Polen ganz oder größtenteils schon verloren gingen (?). Meiner Ansicht nach kommt dabei ebensowenig etwas heraus, wie bei den Isoglossen; der Hahn z. B. hat noch in ganz Polen im 16. und 17. Jahrh. *Kur* geheißen; heute ist *Kur* fast in ganz Polen verschwunden und durch die verschiedensten Namen ersetzt — was folgt daraus? Auch die Sprache liebt mitunter Veränderung.

Die „Reform" der Orthographie hat nach mehrjährigen Kämpfen in einem ausführlichen Bericht der Orthographiekommission einen gewissen Abschluß gefunden; ihr Bericht geht ans Ministerium, das über die Einführung an Schulen entscheidet. Ich habe die Leser der Zeitschrift nicht mit dieser internen Angelegenheit behelligt, auch selbst keinerlei Anteil daran genommen, schrieb nur einen Abriß der Geschichte dieser Orthographie seit 1136 bis heute. Von einer wirklichen Reform mit panslavistischen *v*, *ć* usw. war keine Rede; es handelte sich um eine endgültige Anleitung für Druck und Schule, nicht, ob sie allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, sondern, daß sich alle auf eine einzige einigen. Der Kampf wird diesmal nicht so erbittert geführt wie 1816, wo es sich um Wesentlicheres, z. B. um die Einführung des *j* handelte, wo ein armer Teufel seine sichere Stellung aufgab, weil er in Sachen der Orthographie nicht kapitulieren wollte; doch fehlte es nicht an Artikeln mit grimmigen Überschriften, als die Tagespresse Alarm schlug, auch nicht an ernsteren Gegenvorschlägen (z. B. von seiten der Wilnoer Gelehrten Gesellschaft, hinter der Prof. Otrębski stand). Es macht nichts aus, wissentlich falsch zu schreiben, z. B. *ogół* statt des noch im 17. Jahrh. gewöhnlichen *oguł*, oder *szklanny* statt *szklany*, *mrzonka* statt *mżonka* (zu *mżyć*), *upiększać* für *upiękrzać*, *źródło* statt *źródło*, *jednoczyć* (*Stany Zjednoczone*) statt *jednocić* zu *jednota* usw. Allerdings zuckt man unwillkürlich zusammen bei einem *kłucić* (*kłutnic* scheint seltener), *pruję* (dazu das schöne Iterativum *rozpruwać*; ein noch schöneres Iterativum ist wyzinać zu wyzionąć, wie wyginać : wygiąć. Man beugt sich einfach dem usus tyrannus, stolpert nicht über das unbegründete *łł*, *ss* in Orts- und Eigennamen (*Wojniłłowicz*, noch im 18. Jahrh. nur mit einem *ł* geschrieben, *Ossolineum*, *Kossów*, *Radziwiłł*, *Jagiełło*), vgl. *inny* für *iny*; im 17. Jahrh. schrieb man auch *lassa* für *lasa*; *Rylło* dürfte die Scheu vor einem *ryło* gezeitigt haben. Noch weniger gehen wir auf die zahlreichen orthographischen Wörterbücher ein, die die Reform

nach sich zog, zu einem derselben (Verlag von Trzaska & Cie. in Warschau) schrieb ich einen Abriß der Geschichte der p. Orthographie.

Als Kuriosum sei hier eingetragen: Joseph Sadlo, docteur de l'université, *Influences phonètiques françaises sur le langage des enfants polonais en France*, Paris 1935, librairie Picart, 152 S. Das Jahr 1926 bezeichnete den Höhepunkt der p. Einwanderung, man zählte in ganz Frankreich ihrer 411453, davon in Metz und Umgebung (dem Arbeitsgebiet des Verf.) etwas über 3800. Der Verf., Schüler Baudouins und der französischen Phonetiker, hat auf Grund seiner Beobachtungen in den Kindergärten und Schulen Gruppen von Kindern auseinandergehalten, die einen können *ciocia* nicht aussprechen, ändern es zu *czocza*, die anderen sprechen richtig *ciocia*, aber sie können ohne weiteres auch ein *czocza* und *czocia* sagen — von anderen Änderungen kann ich absehen. Das ist alles richtig, aber der Verf. geriet von dieser richtigen Auffassung des Beobachteten, Gehörten, auf den unmöglichen Einfall, in der miserablen p. Orthographie des MA. denselben Vorgang zu erkennen, also die Schreibung *czebe* auf eine Stufe mit der Aussprache *czocza* zu stellen und in der p. Kakographie ihren Grund im lateinischen Substrat zu suchen!! Das Latein hätte im 14. und 15. Jahrh. das p. phonetisch beeinflußt, weil die Kirche ausschließlich das Latein kultivierte und Ausländer den wenigen Polen, die studierten, das Latein und seine Aussprache zur Regel machten. Leider stimmt das nicht, das Latein ist erst seit dem 15. Jahrh. langsam zur Gebildetensprache geworden, noch im 13. Jahrh. kannten schlesische Piasten kein Latein, lateinische Fremdwörter dringen erst im 16. Jahrh. ein (später als die deutschen und čechischen!) und lat. Phonetik blieb ihnen fremd (nos non curamus quantitatem syllabarum!) und wir können die Fabel vom phonetischen lateinischen Substrat der p. Kakographie auf sich beruhen lassen.

Zenon Klemensiewicz *Składnia opisowa współczesnej polszczysny kulturalnej* (beschreibende Syntax des zeitgenössischen Kulturpolnisch), Krakau, Akademie 1937, XIX und 303 S., ist nur Satzsyntax, ohne Berücksichtigung der Funktionen von Formen, zieht ungleich mehr als die landläufigen Darstellungen psychologische Momente herein (Gefühl- und Willensausdruck, nicht ausschließlich das logische Prinzip), zerfasert aufs genaueste die einzelnen Ausdrucksformen und schafft eine Menge neuer Termini; ausgeschlossen bleiben historische und dialektische Eigenheiten. Eine Reihe einschlägiger Vorarbeiten hat der Verf. in Verhandlungen, z. B. der Warschauer Gel. Gesellschaft, vorher veröffentlicht; es ist eine wesentliche systematische Bereicherung der an syntaktischen Monographien nicht gerade reichen p. Fachliteratur und auf Grund der neuesten fremden Studien ausgeführt.

Ähnlich ist es mit der p. Poetik; im Gegensatz zu der überreichen russischen (von der es auch Übersetzungen gibt, z. B. des Tomaševskij)

sind einschlägige Arbeiten gar rar, eine beginnt Karol W. Zawodziński *Zarys wersyfikacji polskiej*, Teil I, wiadomości wstępne o wierszu, Wilno 1936, 106 S.; es ist erst die Einleitung, mit einzelnen vergleichenden Bemerkungen und polemischen Ausführungen gegen den vers libre.

Berlin-Wilmersdorf. A. Brückner.

Die serbokroatische Literaturwissenschaft 1914—1929.

Teil 8.

Von der Aufklärung über den Pseudoklassizismus zur Romantik bei den Serben: Die Epoche des Vuk Karadžić.

Der aufgeklärte Josefinismus hatte den Serben nicht nur die neue westliche Kulturorientierung — an Stelle der bisherigen östlich-byzantischen, kirchlich gebundenen —, sondern auch den neuzeitlichen, den modernen Kulturwillen gebracht (über den Josefinismus vgl. Forschungsbericht Ztschr. XI, S. 153ff.). Diese josefinistischen Grundlagen, diese aufklärerische, bildungs- und fortschrittshungrige kulturelle Zielgebung bei fester Verankerung in den vitalen Instinkten und Traditionen des Volkstums und seiner naturhaften Kräfte, diese bewunderungswerte, große und wirkliche, nicht nur phrasenmäßige, Opferfreudigkeit des serbischen Kleinbürgers und Bauern für kulturelle Dinge und Notwendigkeiten, für die Schaffung kultureller Institutionen ist bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Man denke nur an die außergewöhnlich große Zahl von Stiftungen und kulturellen Fonds aus ganz privaten Quellen. Ohne diesen kulturellen Fortschrittswillen und ohne diese Opferfreudigkeit, die ein würdiges Gegenstück zu der politisch-soldatischen Opferfreudigkeit der aus der Tiefe des sozial geschlossenen und erlebnismäßig einheitlichen Volkstums herausgewachsenen Freiheitskämpfe bildet, wäre dieser gewaltige kulturell-zivilisatorische Neuaufbau Serbiens im Laufe des 19. Jahrh. nicht denkbar. Es liegt daher die Versuchung nahe, das 19. Jahrh. bei den Serben als ein Jahrhundert der Umbau- und Aufbauarbeit auf allen Gebieten des Lebens, des politischen ebenso wie des wirtschaftlichen und kulturellen, zu charakterisieren. Um so mehr, als die westeuropäischen Epochenbegriffe wie Romantik, Klassizismus bzw. Biedermeier, Realismus usw. hier — bei den stark eklektischen Erscheinungen der kulturellen Aufbautätigkeit — nicht mit gleichem Sinngehalt übertragbar sind. So wie bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts rationalistisch-pseudoklassizistische und spätromantische Züge nebeneinander laufen bzw. zusammenfließen — wenn auch in Vuk Karadžić die Herder-Grimmsche Volkstumsromantik mit intuitiver wissenschaftlich-kritischer Klarheit und Sicherheit überwiegt —, so geht in der Omladina-Bewegung der politische Liberalismus des Jungen Europa mit dem pathetischen romantischen Historizismus

eine eigenartige Verbindung ein, so zeigt sich in den Anschauungen des Svetozar Marković und seiner Gefährten eine eigenartige Synthese von neuen naturwissenschaftlichen biologisch-darwinistischen Ideen mit sozialreformatorischen Ideen in gesunder nationaler Ausprägung und Anwendung, so darf man auch für diese Zeit — man denke nur an die romantisch-sentimentalischen Elemente in den Novellen des Laza Lazarević — trotz all der starken Vorbildwirkungen von seiten Rußlands wie von seiten Westeuropas den westeuropäischen Epochenbegriff des Realismus bzw. Naturalismus nicht gleichwertig übernehmen.

Die literarhistorische und literarästhetische Beurteilung des serbischen 19. Jahrhunderts ist, wenigstens in den Hauptzügen und Hauptmomenten noch immer die, die Jovan Skerlić, ein Fortsetzer der geistigen Linie Dositej Obradović—Svetozar Marković, in seinen grundlegenden Studien *Pisci i knjige* und in seiner *Istorija nove srpske književnosti* 1912, 1919, 1921 gegeben hat. Ich komme auf die kritische Beurteilung der Skerlićschen Arbeit und Leistung noch am Schlusse meines Berichtes bei Besprechung der Gesamtdarstellungen zurück. Hier nur dies: Durch neues biographisches Material, durch neue Einzeluntersuchungen des literarischen Schaffens einzelner Dichter wurden zwar Lücken aufgefüllt, neue Momente und Zusammenhänge aufgehellt, die meines Erachtens notwendige geistes- und stilgeschichtliche Neubewertung — die geistes- und stilgeschichtlich-ästhetische Seite der Entwicklung kommt ja bei Skerlić etwas zu kurz — ist noch nicht durchgeführt. Vor allem wurde, soweit ich sehe, noch nicht der Versuch unternommen, die Parallelerscheinungen der bildenden Kunst, ferner die Umformungen des heimischen traditionellen balkanischen Lebensstiles und Lebensgefühles durch das eindringende mitteleuropäisch-bürgerliche „Biedermeier" mit in die Betrachtung der geistig-künstlerisch-kulturellen Entwicklung hineinzuziehen. Die letzten Jahrzehnte, genauer das letzte Jahrzehnt, brachte allerdings einen ganz bedeutenden Fortschritt für die literargeschichtliche Forschung. Bisher stand jeder systematischen literarästhetischen und literarhistorischen Untersuchung der Mangel an vollständig oder wenigstens annähernd vollständigen kritischen Ausgaben der einzelnen Dichter entgegen. Diesem Übelstand sucht die von der Narodna Prosveta in Angriff genommene Biblioteka Srpskih Pisaca abzuhelfen. Vgl. dazu Pril. X, S. 162.

Diese Biblioteka bildet ein neues Fundament der künftigen literar- und geistesgeschichtlichen Erforschung des serbischen 19. Jahrh. Eine Ergänzung dazu bieten verschiedene kritische Neuausgaben einzelner literarischer Werke durch die Srpska Književna Zadruga.

Zunächst einige Veröffentlichungen von neuem Quellenmaterial zur Gesamtepoche: Der serbische Historiker Aleksa Ivić, der sich seit vielen Jahren mit der Durchforschung des die neuere serbische

und jugoslavische politische und kulturelle Geschichte betreffenden Quellenmaterials der Wiener und Budapester Archive beschäftigt, veröffentlicht in dem Band: *Arhivska građa o srpskim književnicima i kulturnim radnicima 1740—1880.* ZbIJK., 2. Abt., II. Bd., Belgrad-Subotica 1926, IV und 464 S., aus dem Staats- und städtischen Archiv in Budapest, aus dem Wiener Staatsarchiv (Informationsbüro), aus dem Allgemeinen Archiv des Ministeriums des Innern in Wien, sowie aus dem Archiv des Szegediner Gymnasiums und aus Privatarchiven, mit kurzer Einleitung und ausführlichem Namensregister, Material über Leben und Tätigkeit serbischer Schriftsteller, Dichter und anderer serbischer Persönlichkeiten, die im öffentlichen, politisch-nationalen Leben in der Zeit zwischen 1740 und 1880 eine Rolle spielten. (Der 2. Band: *Arhivska građa o srpskim i hrvatskim književnim i kulturnim radnicima od 1790 do 1897*, erschien Belgrad 1931, XV und 435, der 3. Band: *Arhivska građa o jugoslovenskim književnim i kulturnim radnicima od 1780 do 1894*, erschien Belgrad 1932, 444 S.) Vorher hatte Al. Ivić Dokumente veröffentlicht, die sich auf Gundulić, Dositej, P. P. Njegoš, Vuk Karadžić, ferner auf die in Serbien in der Zeit 1807/08 im Umlauf befindlichen Bücher beziehen: *Aus den Agramer Archiven*, Afsl.Ph. XXXVII; ferner neues Material über M. A. Reljković, Vuk Karadžić, über das Buchdruckwesen in Serbien: *Iz zagrebačkih arhiva.* Pril. I, S. 102—109.

Über diese bedeutsame Quellenpublikation vgl. das forschungsgeschichtlich wichtige Referat des kompetenten P. Popović Pril. IX, S. 228—238. — Quellenmaterial zur serbischen Literatur und Kulturgeschichte der 40er bis zu den 70er Jahren, zur Geschichte der Omladinabewegung enthalten auch die ansonsten vorwiegend politisch-geschichtlich orientierten Aufzeichnungen des Politikers und Diplomaten Jevrem Grujić *Zapisi Jevrema Grujića.* Zb. I—III, ZbIJK, 1. Abt., VII., VIII., IX. Bd., Belgrad 1922, 240 S.; 1923, 318 S. 1923, 377 und XXXVII S. — Zur Quellenkunde der serbischen Literaturgeschichte prinzipiell wichtig erscheint der Aufsatz des Historikers Nikola Radojčić über Briefe als historische Quelle: *Pisma kao istorijski izvori.* LMS. 316. Vgl. dazu anschließend die Veröffentlichung eines Briefes Šafaříks an T. Stratimirović und eines Briefes des Đura Jakšić an seinen Vater, Briefe des Zaharije Orfelin, des Svetozar Marković u. a. LMS. 317, 318, Pril. I 126—133, 174—180, 285—290. — Einen Brief Miklošičs (1848) und einen undatierten Brief Šturs an An. Jovanović, Hofmarschall des Fürsten Mihajlo — der erste betrifft eine Abbildung der serbischen Nationaltracht, der zweite beinhaltet eine Empfehlung für Svetozar Miletić — veröffentlicht P. P(opović) *Dva starija pisma, Miklošićevo i Šturovo*, Pril. IV, S. 268/69. — Wichtiges Briefmaterial, Briefe J. J. Zmajs, St. M. Ljubišas, Stojan Novakovićs, Ilarion Ruvaracs, M. Đ. Milićevićs bringt die

Veröffentlichung des Laza Tomanović *Iz jedne zbirke pisama zaslužnih Srba.* GodNČ XXXV. — Auf die weitaus bedeutendste Quellenveröffentlichung dieser Art, auf die von F. Šišić in der Jugoslavischen Akademie herausgegebene *Korespondenz Rački-Strossmayer* komme ich noch bei der Besprechung der Strossmayer-Epoche zurück. — Die politisch- und kulturgeschichtlich wertvollen Memoiren des Prota Matija Nenadović aus der Zeit des Aufstandes und der Befreiungskämpfe legte in einer Auswahl mit Kommentar V. Ćorović vor: *Memoari Prote Matije Nenadovića.* Belgrad, Kon, 1927, Školski pisci Nr. 9. Vgl. Krit. zum Kommentar Pril. VII, S. 292. — Über neue Anthologien aus der neueren serbokroatischen und südslavischen poetischen Literatur vgl. den Bericht J. Matl *Neue Ausgaben südslavischer poetischer Literatur und Quellen zur Kultur- und Geistesgeschichte,* JbKGSl VI, S. 260—71. In der von dem Agramer Verlag Narodna Knjižnica herausgegebenen Anthologiereihe: *Naši pjesnici,* sind von den serbischen Dichtern vertreten Branko Radičević (Bd. XI, 1926, redigiert und literarästhetisch eingeleitet von Vl. Ćorović), Gjura Jakšić (Bd. III, 1924, redigiert von dem Schriftsteller Branko Mašić, Einleitung nach J. Skerlić), Laza Kostić (Bd. VI, 1923, redigiert und eingeleitet von Svet. Stefanović. Die ausführliche Einleitung gibt eine neue kritische Charakteristik und Bewertung der geistig-künstlerischen Persönlichkeit des Dichters, des weltanschaulichen Gehaltes, der literarischen Einflüsse und der literarhistorischen und nationalkulturellen Stellung und Bedeutung im Rahmen der Omladinabewegung, schließlich auch sprachliche und textkritische Erörterungen und Erklärungen); Vojislav J. Ilić (Bd. IX, 1925) redigiert M. Begović, Einleitung nach J. Skerlić), Zmaj J. J. (Bd. XIII, 1926, redigiert und eingeleitet von Vl. Ćorović). — Für die Anthologien aus der serbischen Kunstlyrik ist noch immer die in ihrer Art, vor allem in ihrem ästhetischen Niveau vorbildliche *Antologija novije srpske lirike* (Agram 1911) des Bogdan Popović richtunggebend. So auch für die Anthologie V. J. Ilić-Mlađi *Antologija srpske lirike od Branka do danas.* Belgrad 1920. Vgl. Rez. SKGl, NS I, S. 77. — Dem Bestreben, einen Überblick über die literarische Produktion einzelner Provinzen zu geben, entsprang die Anthologie montenegrinischer Lyriker und Erzähler, herausgegeben von P. M. Božović *Antologija crnogorskih pesnika i pripovedača.* Belgrad 1927, 156 S. — Eine genaue Inhaltsangabe der wichtigeren Werke der neuen serbischen Literatur bietet Svet. Matić in seinem Hilfsbuch: *Nova srpska književnost u izvodima iz dela.* Belgrad 1928, 158 S.

Studien und Aufsätze zu einzelnen Epochen bzw. zur Gesamtentwicklung in einzelnen Gebieten: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auch die organisatorisch-institutionellen Grundlagen der neuen serbischen Kultur und Literatur, damit die

Anfänge einer kontinuierlichen, systematischen, differenzierten und organisierten Kulturarbeit gelegt. Studien und Aufsätze zu dieser neuen Kulturarbeit enthält der Sammelband: *Članci i prilozi o srpskoj književnosti prve polovine XIX veka*, Neusatz 1914, Knjige Matice Srpske Nr. 46: D. Nikolajević behandelt darin Leben und literarisches Schaffen des Dichters Jovan A. Došenović. Eine Geschichte der Bestrebungen zur Gründung serbischer wissenschaftlicher und literarischer Gesellschaften, insbesondere des für die Literaturentwicklung bedeutsamen Društvo Srpske Slovesnosti (1841—64) bietet Bran. Miljković. Eine gründliche Monographie über den längst vergessenen Dichter Jovan Stejić verdanken wir Katarina Bogdanović. Vuk S. Vrčević bringt neues Material zur Biographie P. P. Njegoš's und zwar auf Grund mündlicher Mitteilungen von persönlichen Bekannten des Dichters. Die Arbeit bietet dadurch Ergänzungen zu den bisherigen biographischen Versuchen (Lavrov, Rovinskij, Tomanović). Der Sammelband enthält noch kürzere Beiträge, so von D. Ruvarac über die Lehrtätigkeit des Joakim Vujić in Semlin (Zemun), ebenfalls D. Ruvarac neues biographisches Material zu Mušicki, dann von Nestor M. Petrovski einen Beitrag über Kopitar — Vuk 1840. — Ein plastisches Bild der literarischen Kultur in Serbien zu Beginn des 19. Jahrh. in der Zeit der Fürsten Miloš zeichnet der kompetente Altmeister T. R. Đorđević: *Književne prilike u Srbiji za vreme prve vlade kneza Miloša Obrenovića*. Pril I, 1, S. 36—58. Der Aufsatz bildet ein Kapitel aus einem größeren kulturgeschichtlichen Werk über diese Epoche. Vgl. des Verfassers Werk: *Iz Srbije kneza Miloša*. Stanovništvo-Naselja. Belgrad 1924, 314 S. — Neues Material zur Geschichte der ersten Buchdruckereien im neuen Serbien (1831), vor allem zur Lebensgeschichte des ersten Organisators und Direktors dieser ersten Druckereien, des Preußen Adolf Bermann, bietet der Aufsatz von T. R. Đorđević *Adolf Berman u Rumuniji*, Pril VII, S. 233—36. — Eine Übersicht über die kulturellen Verhältnisse der Zeit 1804—13, vor allem über die Schulverhältnisse gibt P. J. Popović in einem Aufsatz des der Šumadija und den Šumadinern gewidmeten Sonderheftes des KS 1927, S. 20—30: *O prosvetnim prilikama u Srbiji* 1804—13. — Die Geschichte der neuen serbischen Literatur und Kulturarbeit ist eng mit der Entwicklung der ältesten und verdienstvollsten Kulturinstitution, der Matica Srpska, verknüpft. Die Jahrhundertfeier des Bestandes 1926 bot Gelegenheit, Rückschau zu halten und eine Bilanz zu ziehen. Der Jubiläumsband der Letopis Matice Srpske: *Spomenica o proslavi stogodišnjice Matice Srpske 1826—1926* und die Festschrift: *Matica Srpska 1826—1926*. Neusatz 1927, 704 S. bereicherten in zahlreichen Studien, Aufsätzen und Bibliographien unsere Kenntnis der Entwicklung, der nationalen, kulturellen und literarischen Leistung dieser Institution. Es würde

uns zu weit führen, alle Aufsätze und Reden im einzelnen zu besprechen. Über den Verlauf der Feier und die dabei gehaltenen Reden vgl. Spomenica (siehe oben), LMS 317, S. 323—485, ferner Rad. Vrhovac *Stogodišnjica Matice Srpske.* SKGl, NS XXII, S. 98—106, 202—08, ferner gibt der neben R. Vrhovac in der Matica tätige M. Kićović in mehreren Aufsätzen bzw. Reden eine auf genauer Kenntnis des Gegenstandes beruhende Darstellung, so der Entstehung der Matica: *Postanak Matice Srpske* SKGl, NS XXII, S. 187—95, eine Übersicht über die Entwicklung und die literarisch-kulturelle Tätigkeit: *Stogodišnjica Matice Srpske.* Zap I, S. 257—64, ferner eingehender in Brastvo XXI, S. 141—77. — Den Literaturhistoriker interessieren unter den Aufsätzen der Festschrift besonders der von V. Stajić *Rad Matice Srpske na razvijanju književnosti* und der von Sv. Banića *Matica Srpska i nova književnost* (in der Hauptsache nur eine Materialsammlung), vor allem die literar- und ideengeschichtlich außerordentlich reichhaltige, auf breiter Grundlage gearbeitete Studie des Historikers N. Radojčić über die Idee der slavischen Wechselseitigkeit, in dem Programm und der Tätigkeit der Matica: *Matica Srpska i slovenska uzajamnost.* Vgl. darüber das krit. Referat von M. Kićović Pril X, S. 114—26. — Die nationalkulturelle Aufgabe der Matica nach dem Weltkriege, nach der jugoslavischen Einigung, das neue Programm, die neue Tätigkeit legt ihr Präsident R. Vrhovac in dem Aufsatz: *Matica Srpska posle Rata.* SKGl, NS I, S. 509—13, dar und vertritt den Standpunkt (S. 510): Matica Srpska ostaje u osnovi književno društvo. In den letzten Jahren befindet sich die Matica in dem Zustand innerer Gärung, des Kampfes der konservativen und der neuen Richtungen, kurzum Umstellungskrise. — Anläßlich der Hundertjahrfeier erschien auch die erste Gesamtdarstellung der Kunstentwicklung der Vojvodina aus der Feder der Erzähler und Kunstkritiker Veljko Petrović und M. Kašanin: *Album vojvođanske umetnosti k stogodišnjici Matice Srpske.* 1926. Vgl. dazu noch L. M. Popović *Slikarska umetnost u Vojvodini.* B. 1927, 28 S. — Der Kalenderalmanach *Uranija* (Belgrad 1837) gehört zu den ältesten serbischen Unterhaltungsorganen. Den Inhalt, den Charakter und die Mitarbeiter dieses Organs untersucht L. Vušović *Jedan stari zabavnik.* Zap V, S. 234—47. Zur Geschichte der Almanache bei den Serben vgl. B. Miljković Nar. Enciklopedija I, S. 48. In jedem unentwickelten, literarisch noch nicht differenzierten Milieu verdienen Kalender-Almanache das besondere Interesse des Literarhistorikers, da sie für die soziologische Erkenntnis des literarischen Geschmackes, der literarischen Bedürfnisse, der konventionellen Werturteile sehr wichtig sind. — Die Vojvodina, die Wiege der neuen serbischen Kultur und bis in die 80er Jahre des 19. Jahrh. auch ihr Zentrum (Neusatz), hat ein gewisses kulturelles Eigenleben und bis in die neueste Zeit

auch eine gewisse mentale Sonderart der prečani, der „Jenseitigen" (jenseits der Donau und Save) gewahrt. Ich verweise auf die moderne künstlerische Gestaltung dieser mentalen Sonderart durch Miloš Crnjanski. In dem Aufsatz: *Ličnosti i prilike kulturnog života Vojvodine.* Pril. V, S. 205—17 bietet T. R. Đorđević auf Grund handschriftlicher Notizen des Todor Dimić biographische Angaben über den Dichter Joakim Vujić und den Maler Konstantin Danilo, ferner Angaben über das serbische Bildungs- und Theaterwesen der Vojvodina in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Der Bildungsgang des später als Pädagog und Dichter tätigen Todor Dimić (1815—1905) ist an sich sehr aufschlußreich für die damaligen Möglichkeiten bzw. für die kulturelle Lage: Deutsche Trivialschulen in Pančevo (Pantschowa), private Präparandie, Lateinschule in Neusatz (Übersetzung serbischer Volkslieder ins Lateinische!), das Philosophicum (= 7. und 8. Klasse des modernen Gymnasiums) in Temesvar und Pest (Beschäftigung mit Kant, Übersetzungen aus dem Deutschen ins Serbische, Sprachkenntnisse serbisch, deutsch, magyarisch, rumänisch). Als Vorbilder wurden der Bevölkerung die Deutschen sowohl wegen ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit als auch wegen ihrer Bildung vorgehalten. Aufführungen von Theaterstücken pseudoklassizistischer Art durch Präparandisten unter der Leitung des Rajić und Joakim Vujić. Nach Neusatz kamen auch deutsche Schauspielertruppen, die verschiedene Stücke, z. B. auch Kraljević Marko in deutscher Sprache aufführten. — Die serbische Theatergeschichte hat seit der ersten und heute noch als Quellenwerk notwendigen Arbeit von Đorđe Maletić *Građa za istoriju Srpskog Narodnog Pozorišta u Beogradu* (Belgrad 1884) und seit den älteren Studien von Antonije Hadžić (LMS 151), Đorđe Magarašević und Jovan Skerlić (Pisci i knjige V) noch keine Gesamtdarstellung gefunden, sondern nur einzelne Vorarbeiten. Es gibt auch noch keine umfassende Monographie über die Entstehung des Theaters in der Vojvodina und in Serbien. Einen wertvollen Beitrag über die Anfänge und die erste Entwicklung des Theaterwesens in der Vojvodina und in Serbien in der Zeit 1733—1874 liefert Drag. T. Popović *Pozorišta u Vojvodini i u Srbiji od 1733 do 1874* . Nar Star 7, S. 37—52. — Einen Beitrag zur Theater- und Kulturgeschichte der Vojvodina der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. enthält die biographische Skizze von M. Savić *Jovan Đorđević.* Brastvo XVIII, S. 200—13. — Zahlreiche neue Angaben zur Geschichte des Theaterwesens, in der Vojvodina, zur Geschichte des Schuldramas in Kesmark, Szegedin, Bečkerek, Pest, Neusatz — aufgeführt wurden Dramen aus der biblischen und serbischen Geschichte — bietet Rahila Antićeva in der Studie: *Iz rukopisa Milovana Vidakovića.* Pril V, S. 151—59. — Eine kurze informative Übersicht über die serbischen Dichter, die der Vojvodina entstammen, verdanken wir M. Kašanin *Pisci iz Vojvodine.* LMS 303,

S. 39—44. — Eine interessante sozial-psychologische, geistesgeschichtliche Charakteristik der unter starkem magyarischem Einfluß erwachsenen Intelligenztypen der Vojvodina bietet J. Savković *Vojvođanska inteligencija*. SKGl, NS II, S. 356—64. — Eine Übersicht über Südserbien in der serbischen Literatur findet sich in dem vom Professorenverband herausgegebenen Sammelwerk über Südserbien: *Skoplje i Južna Srbija*. Belgrad 1925, geschrieben von Pavle Stefanović *Južna Srbija u našoj književnosti*. — Zu nennen wären noch in diesem Zusammenhang als literar- und kulturgeschichtliches Quellenwerk die Erinnerungen des Diplomaten und Historikers, des serbisch und deutsch literarisch tätigen Vladan Đorđević *Uspomene. Kulturne skice iz druge polovine XIX. veka*. Bd. I. Neusatz 1927. — Eine übersichtliche Darstellung der kulturellen und politischen Entwicklung der südserbischen Gebiete 1800—1878 mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen und der Schulverhältnisse verdanken wir einem genauen Kenner dieser Gebiete Jovan Hadži Vasiljević *Prosvetne i političke prilike u južnim srpskim oblastima u XIX v.* Belgrad 1928, XVI und 457 S. Društvo Sv. Save Bd. 37.

Die rationalistisch-pseudoklassizistische Richtung in der serbischen Literatur.

Die rationalistisch-klassizistischen bzw. pseudoklassizistischen Züge im serbischen Geistesleben und in der serbischen Literatur reichen bis in die 50er Jahre des 19. Jahrh. Erst mit dem Siege der volkstumsromantischen Gruppe Vuk Karadžić — Branko Radičević — Đuro Daničić weichen sie den neuen Idealen in Literatur und Geistesleben. Zur literarhistorischen Aufhellung der Leistung und des Charakters dieser pseudoklassizistischen Schriftsteller haben vor allem Pavle Popović und seine Schüler zahlreiche wertvolle Einzelstudien gegeben. Meines Erachtens darf eines nicht außer acht gelassen werden: Während die Slovenen und Kroaten, die Čechoslovaken und Polen die abendländisch humanistischen Bildungs- und Kulturgrundlagen seit Beginn der Christianisierung in verschiedenen Assimilationsphasen in sich aufnahmen, stellt bei den orthodoxen Serben die Epoche vom Josefinismus bis zur Omladina die erste Assimilationsphase humanistisch-abendländischer Kulturwerte dar. Daher auch die ganz eigenartigen eklektischen Erscheinungen in dem geistigen Hunger, das Versäumte nachzuholen. Für den Neuaufbau der serbischen Kultur und Wissenschaft spielten Anregungen und fördernde Interessen von außen (Dobrovský, Kopitar, Goethe, Grimm, Ranke, Šafařík) eine bedeutsame Rolle. Das Interesse Dobrovskýs, des Vaters der Slavistik, an dem Werk serbischer Schriftsteller (Rajić, Obradović, Mušicki, Solarić, Vuk, Vidaković u. a.) hellt P. Popović in seinem Aufsatz auf: *Dobrovski i srpska književnost* (1793—1829) in der Dobrovský-

Festschrift: *Josef Dobrovský 1753—1829.* Sborník statí. Prag 1929, S. 277—87. — Weitere Beiträge über die Einflußwirkung Dobrovskýs auf die serbische Kulturentwicklung: Über seine Stellung zur Streitfrage um die serbische literatursprachliche Reform vgl. Lj. Stojanović *Dobrovski kod Srba.* Ebenda S. 162—66; über Dobrovskýs Verhältnis zur serbischen Volksdichtung vgl. J. Kršić *Dobrovski i srpska narodna poezija.* Ebenda S. 183—92. In dem gleichen Sammelwerk legt auch V. Dukat das Verhältnis, die Beziehungen Dobrovskýs zu den Kroaten S. 44—80 und J. Nagy die Anfänge der Auswirkungen der Ideen bzw. Werke Dobrovskýs in Dalmatien, S. 236—40, dar. — Das viel behandelte Problem des Verhältnis Kopitars zu den Serben (vgl. die Kopitarbibliographie in Slovenski Biografski Leksikon) bespricht neuerlich der Vuk-Forscher Lj. Stojanović *Kopitar i Srbi.* Zb. Beliću. — Gegen die bisherige Auffassung, daß das Zabavlenije von Grigorije Trlajić eine Übersetzung nach Nicolai darstelle (Šafařík) bzw. daß es ein Original sei (N. Andrić) weist P. Popović nach, daß die Dichtung eine Umarbeitung bzw. freie Übersetzung der Geßnerschen Idylle Palemon und damit die erste serbische Geßner-Übersetzung ist: *Grigorije Trlajić et Salomon Geßner.* AfslPh XXXVI, S. 182—85. — P. Popović veröffentlicht auch aus dem Nationalmuseum in Budapest einen slavenoserbisch geschriebenen Brief des Schulmannes Atanasije Stojković 1802 an den Grafen Franciscus Széchényi: *Jedno pismo Atanasija Stojkovića.* Pril VIII, S. 267—68. — Mita Kostić untersucht die Genesis der slavenoserbischen Übersetzung des Marmontelschen Romans Bélisaire durch Julinac 1776—77 und vertritt gegen die bisherige These, daß diese Übersetzung im Zusammenhang mit der russischen Übersetzung des Romans stehe, den Standpunkt, daß der Roman mittelbar über die deutsche Übersetzung in die serbische Literatur gelangt sei: *O prvom francuskom romanu u srpskom prevodu* (Belizar). Pril II, S. 50—55. — Die Beziehungen des serbischen Dichters und Fortsetzers der Obradovićschen Kulturarbeit, Jovan Stejić zu der Verschwörung gegen Miloš Obrenović 1835, hellt auf Grund archivalischen Materials Al. Ivić auf: *Jovan Stejić i Miletina buna.* Pril II, S. 40—49. — Aus einer handschriftlichen Sammlung der Belgrader Nationalbibliothek veröffentlicht Svet. Matić drei — künstlerisch wertlose — Gedichte, die als die frühesten serbischen Gedichte des serbisch-magyarischen Schriftstellers und Advokaten Mihail Vitković, des Übersetzers deutscher Literatur (Kotzebue) ins Serbische und Magyarische, des ersten Übersetzers serbischer Volkslieder ins Magyarische, anzusehen sind: *Tri pesme Mihaila Vitkovića.* Pril VII, S. 225—28. — Der Karlovitzer Mitropolit Stefan Stratimirović spielte im serbischen kulturellen und politischen Leben Ende des 18., vor allem in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. eine führende Rolle. Wie weit sein wissenschaftlicher Ruf über die Grenzen seines

Vaterlandes hinausging, beweist die Tatsache, daß ihn die Göttinger Gelehrte Gesellschaft 1817 zu ihrem Mitgliede erwählte. Es fehlt noch immer an einer umfassenden Monographie über diesen bedeutenden Mann. Einen wertvollen Beitrag, eine wertvolle Vorarbeit zu einer Gesamtmonographie liefert der in der jugoslavischen historiographischen Literatur bestbewanderte N. Radojčić durch eine quellenkritische und geistesgeschichtliche Analyse der historischen Studien des Stratimirović: *Istorijske studije mitropolita Stefana Stratimirovića.* GlIstDrNS II, S. 317—64. — Der gleiche Historiker legt Tätigkeit und Bedeutung des ersten Redakteurs des Letopis Matice Srpske, G. Magarašević monographisch dar: *Georgije Magarašević.* LMS 313, S. 1—14. — Ergänzungen zu den Ausführungen Đukićs über den Literaten, Politiker und Historiker Nikola Stamatović (Brankovo Kolo 1905, S. 1051) bietet P. P. *Nikola Stamatović i njegova pesma „Srpskom Rodu".* Pril III, S. 227. — Biographische Angaben über den Dramatiker Stefan Stefanović bringt Dim. Kirilović *Nekoliko podataka iz života Stefana Stefanovića.* GlIstDrNS II, S. 93. — Das Leben und Schaffen des Joakim Vujić beschäftigt noch immer die Forschung. Eine Reihe von Einzelheiten aus dem Leben und der literarischen Tätigkeit, der Stoff- und Quellengeschichte seiner Werke aufgehellt zu haben, bleibt das Verdienst P. Popovićs. In seiner vorbildlichen stoff- und quellengeschichtlichen Untersuchung: *Etudes sur Joakim Vujić.* AfslPh XXXVI, S. 185—98, deckt er die vorwiegend deutschen Stoffquellen (Eckartshausen, Iffland, Kotzebue, Josef Richter, Salomo Friedrich Schletter) der Vujićschen Theaterstücke und Romane auf. — Einen Beitrag zur Biographie Vujićs (über seine Bemühungen um eine Lehrerstelle in Triest 1801) gibt Nićifor Vukadinović *Ka biografiji Joakima Vujića.* Pril III, S. 224—26. Weitere Ergänzungen P. Popović Pril VI, S. 272. — Während ein Großteil der „dichterischen" Produktion der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. heute keine lebendige Wirkungskraft mehr ausübt, sind die Komödien des Jovan Sterija Popović, eines wirklichen künstlerischen Talentes, bis in die Gegenwart hinein lebendig und wirksam geblieben. Die Forschung über Sterija Popović beschäftigte sich mit biographischen Fragen, viel mehr aber mit stoffgeschichtlichen und ästhetischen Analysen. Zwei Briefe des Bruders des Dichters an Jovan Hadžić veröffentlicht M. Kićović *Beleške o Jovanu St. Popoviću.* Pril IV, S. 257—59. — Einige Jahre vorher hatte bereits P. Popović die Quellen und Parallelen des Komödienstoffes vom bösen Weibe, die Art der Bearbeitung des von J. St. Popović aus dem Deutschen, von H. F. Weise übernommenen Sujets untersucht: *Sterijina „Zla žena".* Pril I 1, S. 12—20. — Aus Anlaß der kritischen Neuausgabe der Gesamtwerke des Jovan St. Popović (durch Uroš Džonić in der *Biblioteka Srpskih pisaca.* II. Belgrad 1928) untersucht P. Popović die Motive

und die Lustspieltechnik zweier Komödien des Dichters: *Dve Sterijine komedije* (*Volšebni magarac*, *Prevara za prevaru*) SKGl, NS XXIII, S. 26—30. — D. Kostić, der verschiedenes neues Material zur Kenntnis der Werke J. St. Popovićs herausgebracht hat, bespricht textkritisch einen bisher unbekannten Dramenakt aus einer Handschrift der Belgrader Nationalbibliothek: *Jedan nepoznati dramski spev Jovana St. Popovića*. ŽivR 1929, Bd. III, S. 189—92. — In dem Gelegenheitsaufsatz: *Stogodišnjica Sterijine drame*. SKGl, NS XXI, S. 104—09, gibt M. V. Bogdanović eine Übersicht über die bisherige Bewertung des Dichters und behandelt dann Sterija als Gesellschaftssatiriker. — Zu den literarisch-kulturell eifrig und verdienstvoll Tätigen der pseudoklassizistischen Richtung im serbischen Geistesleben der ersten Hälfte des 19. Jahrh. gehört Jovan Hadžić (als Dichter Miloš Svetić), verdienstvoll vor allem als Organisator und als Übersetzer, bekannt als Gegner der Vukschen Reformen. Hadžić hat neben seiner literarischen, juridischen und politischen Tätigkeit sein ganzes Leben an der Herausgabe literarischer Organe gearbeitet. 20 Jahre war er die stärkste Stütze des Letopis Matice Srpske, Ende der 30er und anfangs der 40er Jahre gab er den literarischen Almanach Golubica heraus, 1846 versuchte er ein politisches Blatt mit literarischer Beilage herauszubringen, 1864 gab er das Ogledalo srpsko heraus. Über seinen Versuch zur Gründung einer Zeitung 1846—47 berichtet auf Grund von Akten des Wiener Staatsarchivs des Innern und der Justiz, des Polizeiarchivs 1846—47, des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, M. Kićović *Pokušaj Jovana Hadžića za osnivanje novina 1846—47*. Pril V, S. 46—55. Nachdem sich Hadžić 1846 mit dem Sovet, dem Staatsrat in Belgrad verkracht hatte, verließ er Belgrad, ging nach Neusatz und faßte den Plan, hier eine Zeitung zu gründen, zumal die beiden in Neusatz bestehenden serbischen Organe (Srpske Narodne Novine, Srpski Narodni List) im Sinne der Belgrader Ustavobranitelji, der Gegner des Hadžić, geschrieben wurden. In dem Gesuche an den Kaiser gab Hadžić an, daß die Zeitung der Verbreitung der Kultur und Volksaufklärung dienen soll und politisch konservativ sein werde. Als in dem langen Dienstwege die ungarischen und Wiener politischen Zentralbehörden dem Plane trotz der besten Empfehlungen der Neusatzer Lokalbehörden mißtrauisch gegenüberstanden, da sie eine politische Bewegung dahinter witterten, bewarb sich Hadžić im folgenden Jahre um eine Empfehlung an die Budapester Zensur. Er erhielt sie auch und daraufhin wurde das Gesuch dem Kaiser empfohlen. Da der Statthaltereirat es nicht ernstlich mit der Empfehlung zur Bewilligung meinte, fand er andere Vorwände (angebliche Schwierigkeiten des Erscheinens, fremde Sprache, große Entfernung von der Zensurstelle in Pest usw.), um schließlich vorzuschlagen, man möge wegen der derzeit bestehenden „panslavistischen“ Bewegung, vor der man in

Österreich und Ungarn große Angst hatte, mit der Bewilligung zuwarten. Als das Gesuch in Wien unerledigt liegen blieb, intervenierten zugunsten des Hadžić der Metropolit Rajačič und der kgl. Rat, Oberschulinspektor Đurković. Bei der darauf erfolgten neuerlichen Behandlung des Gesuches wurde dasselbe mit Berufung auf die oben angeführten Gründe (panslavistische Bewegung) neuerlich abgeschlagen. Auch Graf Sedlnitzky kam aus Angst vor dem Panslavismus zu keiner Entscheidung bzw. schob sie hinaus. Als das Jahr 1848 eine neue Situation brachte, kam es nie zu einer positiven Entscheidung in der Frage. Während der mehrjährigen Behandlung des Gesuches, wurde diese Angelegenheit privat und in der Öffentlichkeit in Neusatz, Pest, Wien, Belgrad viel behandelt. Vor allem führte P. Pavlović, der Redakteur und Herausgeber der durch die evtl. Neugründung bedrohten Srpske Narodne Novine publizistisch und privat einen rücksichtslosen Kampf gegen Hadžić und behauptete in einer Eingabe an Sedlnitzky sogar, daß Hadžić mit seiner Zeitung Propaganda für die nationale Einigung aller Serben und die Zeitung zu einem allgemein panslavistischen focus im Sinne des fanatischen Franzosen Cyprien Robert machen wolle. Über die politisch-geschichtlichen Tatsachen und Zustände dieser Zeit, die auch für die literarischen Schaffensmöglichkeiten nicht unwichtig waren, vgl. die neuesten Untersuchungen von Dragoslav Stranjaković *Vlada ustavobranitelja 1842—1853.* Belgrad 1932, ferner von dem gleichen Autor: *Politička propaganda Srbije u jugoslovenskim pokrajinama 1844—45 godine.* GlIstDrNS IX, 1—42, ferner: *Držanje Srbije prema Austriji i Mađarima 1848—49.* Jugoslovenski Istoriski Časopis I, S. 404—24; ad Propaganda des Cyprien Robert vgl. die neue Untersuchung: *Das Nationalitätenproblem der Donaumonarchie in der Beurteilung der französischen slavophilen Publizistik* 1840—54, von Ernst Birke. JbKGSl X 227ff. Vgl. dazu ferner die wichtige Quellenveröffentlichung, die wir dem besten deutsch-ungarischen Kenner der serbisch-ungarischen Beziehungen 1848/49 József Thim verdanken: Magyarországi 1848—49-iki *Szerb Fölkelés története.* I—III. Budapest 1935. Magyarország Újabbkori Történetének Forrásai (Fontes historiae hungaricae aevi recentioris). — Miraš Kićović veröffentlicht auf Grund der in Neusatz in Privatbesitz befindlichen Handschriften nicht edierte Übersetzungen des Hadžić aus Herder, die einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der literarisch-geistigen Auswirkungen Herders in dem serbischen Geistesleben bilden: *Neizdati prevodi Jovana Hadžića.* Pril VII S. 137—46. (Zu den Herder-Auswirkungen bei den Slaven vgl. ergänzend ad Mr. Murko, *Deutsche Einflüsse . . .* die neue Forschungsliteratur: K. Bittner *J. G. Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und ihre Auswirkungen bei den slavischen Hauptstämmen.* Germanoslavica II, S. 453—580; ferner J. Matl *Die Bedeutung der*

deutschen Romantik für das nationale Erwachen der Slaven. In: Deutsche Hefte für Volksforschung, 4. Jg., S. 20—40; schließlich M. Trivunac: *Herder i Sloveni.* Strani, Pregled 1936, S. 1—24.)

M. Kićović untersucht ferner die historiographische Arbeit des Hadžić und liefert damit einen Einblick in die Auffassung der Geschichte in dem serbischen kulturellen Wieder- bzw. Neuaufbau: *Jovan Hadžić kao istoričar.* GIIstDrNS I, S. 72—91. M. Kićović gab nach diesen Vorarbeiten — inzwischen auch eine literarhistorische Gesamtmonographie: *Jovan Hadžić* (*Miloš Svetić*). Neusatz 1930, 350 S. Istorisko Društvo u Novom Sadu. Posebna izdanja, Bd. II). — Auch mit dem Leben und Schaffen des poesiegeschichtlich bedeutenderen Milovan Vidaković beschäftigt sich die Forschung eingehend. Rahila Antićeva gibt in dem bereits oben erwähnten Aufsatz: *Iz rukopisa Milovana Vidakovića.* Pril V, S. 151—59, aus dem handschriftlichen Nachlaß, der sich im Besitze der Kgl. Serbischen Akademie befindet und zwar aus dem noch nicht veröffentlichten Teile im Original die Einleitung bzw. die Vorrede zum Drama „Devica iz Marienburga" — die Angaben des Lj. Stojanović über diese Vorrede sind fehlerhaft. — Vidaković betont die Notwendigkeit von Theateraufführungen (Schuldramen) im Interesse der allgemeinen Bildung, der Erziehung zu guten Umgangsformen und guter Aussprache, erzählt dann von Theateraufführungen, die in seiner Jugendzeit serbische Lehrer mit Schülern bzw. Studenten veranstaltet haben, so in Kesmark, Szegedin, Veliki Bečkerek, Budapest und Neusatz. In Neusatz wurde ein deutsches Stück „Das Mädchen aus Marienburg" mit großem Beifall gegeben und auf Veranlassung des Vidaković von einem deutschen Schüler aus der Militärgrenze ins Serbische übersetzt. Über die Verbreitung der Bücher berichtet Vidaković, daß sie einerseits durch Pränumeration geschehe, dann durch Bekannte, schließlich dadurch, daß die serbischen Kaufleute, die gelegentlich der großen Märkte nach Pest oder anderen Marktzentren kamen, daselbst am Markt die Bücher direkt vom Verfasser kauften. Das Volk greife lieber zu leichter Unterhaltungslektüre als zu ernsten literarischen Arbeiten. Vidaković wendet sich dann scharf gegen die Reformbewegung in der serbischen Literatursprache (Vukovci), tritt für das Slavenoserbische ein, ruft sogar den Zensor auf, daß er nichts in Druck gehen lasse, das nicht nach der slavenoserbischen Grammatik und Orthographie geschrieben sei. Daß keine Notwendigkeit bestehe, nach der Volkssprache zu schreiben, begründet er auch mit deutschen Beispielen (bayr.-österr. Dialekt: Koder [ködər], Schriftsprache: Kater). — Einen kurzen, aktenmäßigen Beitrag über M. Vidaković als Gymnasiasten in Neusatz liefert V. Stajić *Milovan Vidaković učenik kralj. male gimnazije u Novom Sadu.* Pril VII, S. 244—45. — Die erste ausführliche Monographie über Vidaković, gleichzeitig eine

der gründlichsten und allseitigsten Monographien der serbischen Literaturwissenschaft der letzten Jahrzehnte verdanken wir Pavle Popović *Milovan Vidaković*. GodNČ XXXVII, S. 327—436, XXXVIII, S. 70—230. Vgl. Ref. A. Schmaus JbKGSl V, S. 547—49 und Mis XXVII, S. 224. Diese umfangreiche Studie bietet in einem einen wichtigen Beitrag zur Stoff- und Formgeschichte des serbischen Romans, als dessen Vater Vidaković bezeichnet wird. Die Vorarbeiten, die Popović sowohl in biographischer als auch in literarästhetischer Hinsicht vorfand, waren völlig ungenügend. Das Material dazu mußte erst mühsam zusammengelesen werden. Popović ist es gelungen, auf Grund oft scheinbar nichtssagender Angaben, des spärlichen Archivmaterials, der Vorreden zu Vidaković' Werken eine ausführliche, wenn auch nicht ganz lückenlose, so doch ungemein reichhaltige Biographie zu geben, die über des Dichters Lebensschicksale, Charakter, Bildungsmöglichkeiten und Bildungsgang, persönliche Beziehungen und gesellschaftliche Verhältnisse helles Licht verbreitet. Noch wichtiger ist die Arbeit des Forschers als erste zusammenhängende Darstellung von V.' literarischem Entwicklungsgang, den Einflüssen und Vorbildern, die für sein Schaffen maßgebend werden konnten, dem Gehalt an persönlichen und Zeitideen und der geschichtlichen Herkunft der letzteren. Was V. zum Schriftstellerberuf drängte, war der Zug der Zeit, der noch ganz von Dositejs Grundtendenz erfüllt war, mit allen Mitteln, vor allem aber mit Hilfe des Buches an der Aufklärung und kulturellen Hebung des Volkes zu arbeiten. Zeitlebens ist auch V. von der Tendenz zu lehren und zu predigen beherrscht. Eine Generation mit dieser erzieherischen Einstellung zu den gesamten Kulturproblemen hatte vor allem die heranwachsende Jugend im Auge. Ihr war auch V.' Erstlingswerk (1805) zugedacht. Gewisse Züge der literarischen Manier des Dichters (Vorliebe für Monolog und Dialog) sind hier schon vorgezeichnet. Besonders wichtig ist die Feststellung Popović', daß die beiden ersten Romane des V. (Usamljeni junoša 1810, Velimir i Bosiljka) nicht nur im Schema des Aufbaues, sondern auch sonst (Schauplatz der Handlungen, Rolle der Verkleidungen) ganz nach dem Typus des spätgriechischen sog. „sophistischen" Romans gearbeitet sind. Als unmittelbares Vorbild kommen wohl irgendwelche Ausläufer des deutschen Ritterromans in Betracht. Im Gegensatz dazu steht V.' Hauptwerk, der Roman „Ljubomir u Jelisijumu" (1814, 1817, 1823), der sich zwar inhaltlich auf weite Strecken hin mit dem Abenteuer- und sog. Prüfungsroman deckt und sogar eine Robinsonade enthält — vgl. darüber P. Popović *Vidaković, Schnabel, Schiller*. Strani Pregled I, S. 144 und Sborník prací věn. prof. V. Tillovi 1927 —, der aber im Grunde als Erziehungsroman gedacht ist, in welchem V. seine Welt- und Gesellschaftsanschauung, vor allem seine pädagogischen Anschauungen darlegt. Mit Marmontels

„Bélisaire" besteht weitgehende Ähnlichkeit einzelner Teile. Anderseits enthält dies Hauptwerk so viel persönliches und nationalgeschichtliches Material, daß dieser Roman origineller zu sein scheint, als man bisher anzunehmen geneigt war. Alle die genannten Romane sind historische Romane, die in verschiedenen Epochen des serbischen Mittelalters spielen. Das ist das Hauptverdienst V.' und der originellste Zug seines Schaffens. Für die historischen Elemente und zwar sowohl für die stofflichen wie auch für die Gesamturteile über Ereignisse und Personen der nationalen Vergangenheit bildet die Haupt- und Grundquelle J. Rajić' Geschichtswerk (1794/95). Für den geographischen Teil der Romane kommt vor allem Solarić „Geographie" (1804) in Betracht. Daneben haben auch die anderen Vertreter der damaligen serbischen Literatur, vor allem Dositej, ein gut Teil zu V.' Wissen und Weltanschauung beigesteuert. Mit gleicher Sorgfalt wie das historische wird auch das persönliche Moment in V.' Romanen herausgelöst. V. hat nämlich sehr viel an Eigenerlebnissen als literarischen Stoff verwertet. Interessant, wie sich V.' Kindheitserlebnisse mit größter Zähigkeit in seinem Gedächtnis behaupten und immer wieder ins literarische Schaffen hereinspielen. Sehr bezeichnend ist es, daß die Landschaften in V.' Romanen durchweg das Gepräge der Šumadija-Landschaft, des Kosmaj, also seiner engsten Heimat tragen. Im Stil weist Popović den Einfluß Dositejs nicht nur in der Wortwahl, sondern sogar in der Satzmelodie nach. In weltanschaulicher Hinsicht überragt das Werk V.' seine Zeit nicht. Wie diese ist auch er selber naiv und unkritisch. Obwohl er besonders den historischen Roman pflegt, mangelt ihm jeder Sinn für historische Perspektive. Sein Bild des „heroischen" serbischen Mittelalters spiegelt in Wirklichkeit ein unheroisches, platt bürgerliches Gesellschaftsideal wider, welches das Heroische durch das Abenteuerliche ersetzt. Abenteuerliches und Sentimentales, Wirklichkeits- und Lebensferne in Denken und Fühlen ergänzen sich gegenseitig. Dem Zuge der Zeit die sozusagen noch immer im Schatten von Dositejs großer Gestalt steht, entspricht auch das starke moralisatorische und pädagogische Moment in V.' Werk. Nur wirkt es hier oft platt, weil V. die großen Fähigkeiten mangeln, durch die es Dositej gelang, sein Aufklärungsideal zu allgemeinmenschlicher Höhe zu erheben. Daß all das Abenteuerliche und Phantastische, das in V.' Romanen wuchert, nicht etwa einem irrationalen Bedürfnis entgegenkommt, sondern der Unterhaltung dient, wird am besten daraus ersichtlich, daß V. nachträglich alle wunderbaren oder gespensterhaften Erscheinungen auf ganz natürliche Weise erklärt und durch seine Romane sozusagen die Nichtexistenz des Übernatürlichen zu demonstrieren sucht. Sein unbestreitbares Verdienst bleibt aber, daß er das Interesse der Zeit auch im Roman auf die nationale Vergangenheit gelenkt hat. — Soviel

kurz über die Tatsachen und Erkenntnisse, die wir der großen Vidaković-Monographie von P. Popović verdanken. — Ergänzend zu seiner Monographie zeichnet P. Popović in einem Aufsatz in der Jubiläumsnummer des LMS, Bd. 313, das Szegediner Milieu, in dem der bereits reife Vidaković seine Schulzeit begann. — Zu den fruchtbarsten Schriftstellern dieser Zeit, dessen literarisches Schaffen allerdings weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrh. hineinreicht, gehört Jovan Subotić. Seine mit Routine und Patriotismus geschriebenen Dramen fanden auch in Agram Interesse und wurden dort aufgeführt. Darüber berichtet Jov. Grčić *Subotićeve drame u Zagrebu.* LMS 313, S. 458—63. — Anläßlich der Jahrhundertfeier des Übersetzers und Nachahmers deutscher Dichtung, des Vasa Živković brachte M. Crnjanski, der moderne Dichter, einen mehr panegyrischen Gelegenheitsaufsatz, der wenig neues Tatsachenmaterial enthält, aber charakteristisch für die Stellung der heutigen jungen literarischen Generation zu Živković und seiner Zeit ist: *O stogodišnjici Vase Živkovića.* SKGl, VS VI, S. 32—36. — Auch an dem moralisierenden Dichter und Reiseschriftsteller Ljubomir Nenadović ist das Interesse der Forschung durch Studien und Neuausgaben noch immer wach. Den Erzähler Nenadović behandelt Milivoje A. Pavlović *Ljubomir P. Nenadović kao pripovedač.* Mis VI, S. 305—26. Nach einer bibliographischen Übersicht über die Prosawerke des Nenadović analysiert Pavlović die Anekdoten und Skizzen und deckt ihre didaktisch-moralisierende Grundhaltung, sowie die in ihnen zutage tretende Einstellung zu den verschiedenen Lebensfragen, vor allem zu Staat und Kirche auf. Nenadović ist der erste bedeutsame Reiseschriftsteller der neuen serbischen Literatur. Sein wichtigstes Werk in dieser Art, seine „Briefe aus Deutschland" erfuhren eine Neuausgabe und eine gründliche literarhistorische Analyse durch Pavle Popović *Ljubomir P. Nenadović: Pisma iz Nemačke.* Srpska Književna Zadruga 165, Belgrad 1922, Einleitung P. Popović S. I—XLIII. Die Studie von P. Popović ist auch enthalten in der Sammlung seiner Studien: *Iz književnosti* III, S. 99—147. Vgl. Rez. A. Barac mit allgemeinen Bemerkungen über die serbokroatischen Reisebeschreibungen in JNj VII, Bd. II, S. 279—80. — Eingehender beschäftigte sich mit diesem Schriftsteller auch Paulina Lebl-Albala. Sie veröffentlichte aus dem Archiv der Matica Srpska eine bisher nicht veröffentlichte Ode „Oda klevetniku" 1843, ferner einen längeren Brief Nenadović' aus Neapel 1851 an den Schriftsteller Đorde Maletić: *Ka poznavanju Lj. P. Nenadovića.* Pril III, S. 215—20. Sie gab ferner einen Abschnitt aus einer größeren Monographie über den Dichter, der die Welt- und Lebensanschauung des Dichters behandelt und einen wertvollen geistesgeschichtlichen Beitrag darstellt: *Ideje Ljubomira P. Nenadovića.* LMS 310, S. 93—109. Sie gab schließlich eine für Unterrichtszwecke bestimmte Anthologie

heraus: *Ljubomir P. Nenadović; Odabrane strane.* Školski pisci Nr. 4, Belgrad 1926. — Ein bisher unbekanntes Gedicht des gleichen Schriftstellers veröffentlicht N. Šaulić *Jedna neobjavljena pesma Lj. P. Nenadovića.* Pril IV, S. 267—68. — Tihomir Đorđević veröffentlicht aus einem Privatarchiv (J. Vujić, Senta) 12 Briefe des Fürsten Miloš, des Fürsten Mihailo und des Ljub. P. Nenadović, die zeigen, daß Nenadović, der Verfasser der „Briefe aus Italien" 1851 im Auftrag des Fürsten Miloš Obrenović, der damals in Heidelberg in Verbannung lebte, nach Italien, nach Neapel ging, um vom neapolitanischen Prinzen Leopold von Salerno, dem Onkel des damaligen neapolitanischen Königs Ferdinand II. fällige Wechselschulden in der Höhe von 20000 fl. einzufordern. Die Bemühungen hatten keinen Erfolg, da der Prinz Schulden in der Höhe von 800000 neapolitanischen Dukaten hinterlassen hatte: *Ljubomir P. Nenadović u Italiji.* Pril V, S. 92—99. — Im folgenden wollen wir uns mit den literarischen Hauptpersönlichkeiten der Epoche, deren Werk von fundamentaler, richtung-, vorbild- und zielweisender Bedeutung für die gesamte weitere Entwicklung der serbischen und serbokroatischen Literatur wurde, beschäftigen: mit Vuk Karadžić, Branko Radičević und P. P. Njegoš.

(Fortsetzung folgt.)

Graz. Josef Matl.

Die slovakische Literaturwissenschaft in der Nachkriegszeit.

In der neuzeitlichen Entwicklung der slovakischen Literatur herrschte immer die literarische Praxis über die Theorie. Auch die Štúrsche romantische Generation, die die Regeln für die neue slovakische Schriftsprache aufgestellt hat und auf dem Gebiet der Poesie und der Kunstprosa eine wichtige Epoche bedeutete, wie sie sich besonders in den Arbeiten von Andrej Sládkovič, Janko Kráľ, Ján Botto, Samo Chalupka, Ján Kalinčiak, Jozef M. Hurban und anderer spiegelt, stellt sich mit Arbeiten auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft sehr bescheiden dar. Abgesehen von verschiedenen kleinen und chaotischen Bemerkungen, die sich auf die Probleme der Literaturwissenschaft beziehen, kann sich das slovakische romantische Geschlecht, das nicht nur für die Entwicklung der slovakischen Literatur, sondern ebenso auch für das politische und allgemein kulturelle Leben von solcher Bedeutung ist, nur mit dem grundlegenden Werk Štúrs *O povestiach a piesňach plemien slovanských* (1853) ausweisen, mit Hurbans Studie *Slovensko a jeho život literárny* (1847) und den Beiträgen Kalinčiaks und Dohnánys, die sich auf den Kampf gegen die klassizistische Ästhetik und literarische Theorie beziehen (in den Slovenské Pohľady 1851.)

Bei kaum einem Volk hing die Literatur so eng mit der politischen und kulturellen Lage zusammen wie bei den Slovaken. Das nationale

Erwachen und die sprachliche Trennung von den Tschechen traf die Slovaken[1]) in der Zeit des wachsenden magyarischen Nationalismus und so mußten die Slovaken ihre Tätigkeit nach zwei Richtungen hin entfalten: auf der einen Seite hieß es, den eigenen schwachen nationalen und kulturellen Organismus kräftigen und auf der anderen Seite, sich zur Wehr setzen gegen den mächtigen Druck der Magyarisierung. In einer derartigen Lage wurde auch die künstlerische Literatur vor allem anderen zum Werkzeug der erzieherischen Einwirkung auf das Volk und einer von den Faktoren, die den slovakischen Abwehrkampf unterstützen sollten. Auf diesem Hintergrund der sozialen Absicht der slovakischen Literatur wird uns auch ihre starke Hinneigung zur russischen Literatur verständlicher, eine Hinneigung, die zwar auch durch Gründe politischer Natur bestimmt war, vor allem aber aus den gleichartigen ideellen Tendenzen der Literaturen beider Völker entsprang.

Zum Verständnis der literarischen Lage der Slovaken ist es unerläßlich, die soziale Wirklichkeit, in der man bei uns lebte, kennenzulernen, und besonders notwendig ist diese Erkenntnis bei der Geschichte unserer Literaturwissenschaft. Von den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis zum Umsturz lebten die Slovaken eigentlich nur in dem kurzen Zeitabschnitt zwischen den Jahren 1861—1875 in solchen Verhältnissen, daß sie ihre drei Gymnasien haben konnten und ein wissenschaftliches und kulturelles Institut, die Matica Slovenská. In den Jahren 1874 und 1875 fielen auch diese Bollwerke der slovakischen kulturellen Entwicklung und das wissenschaftliche Leben war ohne eigentlichen Mittelpunkt und bar aller organisatorischen Voraussetzungen. Die slovakischen Gelehrten suchten, wenn sie halbwegs ruhig wissenschaftlich arbeiten wollten, einen Wirkungskreis an ausländischen Universitäten (der Comeniusforscher und Historiker Ján Kvačala in Dorpat, Aurel Stodola in Zürich, Michal Ursíny in Agram, der Astronom Milan R. Štefánik in Paris, Jaroslav Vlček in Prag u. dgl.). Die literarisch und wissenschaftlich tätigen Leute, die daheim verblieben waren, gingen ganz in anderen Pflichten auf und außerdem hatte kaum einer von ihnen Zutritt zu den größeren Bibliotheken. (Literatur über slovakische Dinge war am meisten im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest und in den Prager Bibliotheken zu finden. Nach der Schließung der Matica Slovenská beschlagnahmten die Behörden auch deren

[1]) Im Jahre 1792 legte Anton Bernolák die slovakische Schriftsprache fest auf westslovakischer Grundlage, eine Sprache, in der nur die Katholiken schrieben. Im Jahre 1844 formten die Anhänger Štúrs die Schriftsprache aus der mittelslovakischen Mundart und sie wurde von beiden Konfessionen bei uns angenommen.

Bibliothek, eine neue öffentliche Bücherei begannen die Slovaken im Slovakischen Nationalmuseum aufzubauen, das im Jahre 1893 in St. Martin gegründet worden war). Zur Beleuchtung der Lage wollen wir noch erwähnen, daß sich jahrzehntelang vor dem Kriege nach zuverlässigen Statistiken als Slovaken noch nicht einmal 1000 Angehörige der Intelligenzkreise bekannten, auf die sich die slovakischen kulturellen Bestrebungen einigermaßen hätten stützen können, und daß einen großen Prozentsatz dieser Gebildeten die Volksschullehrerschaft und Landpfarrer beider Konfessionen ausmachten. Es ist klar, daß sich unter solchen Verhältnissen auch die slovakische Literaturwissenschaft nicht günstiger entwickeln konnte. Aber es war ein Glück für sie, daß sie einen Förderer in der Person Jaroslav Vlčeks (1860—1930) fand, der Professor für Literatur an der Karls-Universität in Prag wurde. Vlček wurde in der Slovakei geboren (sein Vater war in den 60er Jahren aus Böhmen als Professor an ein slovakisches Gymnasium gekommen) und er erforschte mit entsprechender fachlicher Schulung und Liebe die Geschichte der slovakischen Literatur auch dann, als er sich in Böhmen niedergelassen hatte. In der čechoslovakischen Literaturwissenschaft hat Vlček eine führende Stellung in der Gruppe der positivistischen Literarhistoriker, die sich methodisch an Taine und Hennequin gebildet haben, zwei Männern, die die čechische Literaturwissenschaft in ihrer Entwicklung ein gutes Stück weitergebracht haben. Jaroslav Vlček gab die erste Bearbeitung der slovakischen Literaturgeschichte in der Schrift *Literatura na Slovensku* (Prag 1881) und erweitert und vervollkommnet ließ er dann diese Arbeit in dem Buch *Dejiny literatúry slovenskej* erscheinen (zum ersten Male 1890, Neuauflagen 1923 und 1931). Die Erscheinungen der slovakischen Literatur zog Vlček auch in seinem monumentalen Werk *Dějiny české literatury* heran und bearbeitete die slovakischen Kapitel in dem Sammelwerk der čechischen Literaturhistoriker seiner Generation, *Česká literatura XIX. století*.

In der Slovakei konnte auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft an methodischer Schulung und kultiviertem ästhetischem Sinn niemand an Vlček heran und niemand konnte sich für dieses Fach spezialisieren. Und doch leistete Jozef Škultéty viele Jahre lang wissenschaftlich und propagandistisch verdienstliche Arbeit. Škultéty ist der typische Vertreter unserer Wissenschaft vor dem Kriege. Autodidakt, bestimmt durch unsere kulturellen und politischen Verhältnisse, dehnte er neben seinem Journalistenberuf sein wissenschaftliches Interesse auf verschiedene wissenschaftliche Disziplinen aus, und zwar namentlich auf Sprachwissenschaft, Geschichte, Volkskunde und nicht zuletzt auf die Literaturgeschichte. Schon im Jahre 1881 nahm Škultéty zusammen mit Vajanský die Herausgabe der Slovenské Pohľady wieder auf, die unter seiner Leitung von 1890

—1916 das repräsentative slovakische literarische Organ wurde. Škultéty veröffentlichte in der Zeitschrift eine ganze Reihe literarhistorischer Studien und druckte umfangreiches Material aus der älteren Geschichte unserer Literatur ab. Škultéty reichte nicht an Vlček heran, was die ästhetische Eindringlichkeit seines Urteils anbelangt, aber er sammelte und erläuterte mit Liebe und Verständnis literarisches Material, wobei er namentlich seine soziologische Bedeutung würdigte. Die Ergebnisse seiner literarhistorischen Studien begann Škultéty erst nach dem Umsturz in Buchform herauszugeben (1887 hatte er *Životopis Jozefa M. Hurbana* herausgegeben, 1904 in Szinnyeis magyarischer Geschichte der Weltliteratur publizierte er eine Studie über die slovakische Literatur, die auch einzeln erschien), und zwar namentlich in dem Buche *O Slovákoch* (1928), wo die Biographien der führenden slovakischen literarischen und kulturellen Geistesarbeiter von Bernolák bis Michal M. Hodža eine feine Bearbeitung gefunden haben. Škultétys Buch *Stodvadsat'päť rokov zo slovenského života* (1920) hat polemischen Charakter, es ist eine Antwort auf das Buch von Milan Hodža *Československý rozkol* (1920); er verteidigt das politische und sprachliche Werk der Anhänger Štúrs, die Angaben aus dem Gebiete der Literaturgeschichte stehen hier mehr im Hintergrund. Das dritte Buch Škultétys ist *Nehaňte ľud môj* (1928), reich an historischem Material aus allen Gebieten und typisch für Škultétys wissenschaftliche Methode und für die erzieherische Absicht seines Werkes. Für die slovakische Literaturwissenschaft beruht Škultétys Bedeutung auf den kleineren Arbeiten und Bemerkungen, in denen er viele Jahre hindurch unsere literarische Lage beleuchtete, und besonders hervorzuheben sind seine sorgfältigen und soliden Ausgaben älterer Schriftsteller (Holý, Štúr, Hurban, Botto, Sládkovič, Kuzmány und andere) mit Kommentaren.

Die übrigen literarwissenschaftlichen Arbeiten in der Slovakei vor dem Kriege waren entweder zu laienhaft oder auf der anderen Seite bruchstückhaft und unsystematisch. Besondere Beachtung würde nur Svetozár Hurban Vajanský verdienen (1847—1916), der mit reifer ästhetischer Bildung jahrelang die Erscheinungen unserer Literatur essayistisch glossierte und die slovakische Leserwelt mit den geistreichen Analysen namentlich der russischen und čechischen Literatur vertraut machte. Freilich, diesen Teil von Vajanskýs Wirken übertrifft sein dichterisches und prosaisches Schaffen.

Unter den Vorkriegsschriftstellern, die Arbeiten auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft veröffentlicht haben, wollen wir noch Tichomír Milkin erwähnen (ein feiner Kenner der antiken Literatur und Analytiker der Prosodie slovakischer Verse), Jozef Kohúth, Jur Janoška, Jozef Maliak, Michal Bodický und schließlich noch Ján Kvačala, der sich auch mit Fragen der slovakischen Literatur befaßte.

Für die Entfaltung der slovakischen Literaturwissenschaft wurden neue Arbeitsmöglichkeiten nach dem Weltkriege geschaffen. Die Matica Slovenská wurde neu ins Leben gerufen und an ihre Spitze traten Jaroslav Vlček und Jozef Škultéty. Es wurde die Comenius-Universität in Preßburg gegründet und an ihr die Šafárikova Učená Spoločnost', im Spolok sv. Vojtecha in Tyrnau entstand ein Literárnovedecký odbor, bei dem Verein der evangelischen Slovaken Tranoscius wurde die Hurbanova Literárna Spoločnost' gegründet und dazu bemühten sich um die Pflege der Literaturwissenschaft noch einige kleinere Gesellschaften. Mit dem Anwachsen der Institutionen entstanden auch wissenschaftliche Organe. Die Matica Slovenská nahm 1922 die Herausgabe der *Slovenské Pohl'ady* wieder auf und des Organs ihrer wissenschaftlichen Abteilungen, des *Sborník Matice Slovenskej*. Die Šafárikgesellschaft gibt seit 1927 die Zeitschrift *Bratislava* heraus, in der literarwissenschaftlichen Abteilung des St.-Adalbert-Vereins erscheint ein *Sborník*, die philosophische Fakultät der Comenius-Universität entwickelt eine lebhafte Forschungs- und Veröffentlichungstätigkeit, ebenso die evangelisch-theologische Fakultät in Preßburg.

Die nach dem Umsturz veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten über die slovakische Literatur sind doppelter Art. Auf der einen Seite empfand man nach dem Umsturz bei den Slovaken in dem weitverzweigten Schul- und Geistesleben sehr stark den Mangel an Arbeiten, die die breite Allgemeinheit über die Vergangenheit der slovakischen Literaturentwicklung unterrichtet hätten; deshalb hat ein großer Teil der literarhistorischen Schriften informative und popularisierende Ziele. Außerdem hatten auf die Art des slovakischen literarwissenschaftlichen Schaffens die ungelösten Fragen politischer und nationaler Natur mächtigen Einfluß und so wurden manche literarischen Erscheinungen im Hinblick auf diese oder jene politische Konzeption gelöst. Wissenschaftliche Bestrebungen, die nur von rein wissenschaftlichen Forderungen geleitet und bestimmt waren, konnten bei unserer bisherigen Entwicklung nur recht selten sein. Aber auch so vermehrte diese Produktion sehr die ausführliche Aufhellung der einzelnen Zeiträume, Persönlichkeiten und Fragen aus unserem literarischen Leben, und wenn wir auch nach Vlček kein synthetisches Bild der slovakischen Literaturgeschichte haben, das den Ansprüchen genügte, so haben doch die vielen Einzeluntersuchungen für eine solche Arbeit reichlich Material geschafft.

Die methodische Orientierung der Literaturwissenschaftler aus der Nachkriegszeit, die über Fragen der slovakischen Literatur gearbeitet haben, ist nicht einheitlich. Viele bestimmt in ihrer Arbeit namentlich das Erbe Jaroslav Vlčeks und seiner positivistischen Schule, aber auf der anderen Seite sind im ganzen auch die Bestre-

bungen erkennbar, die sich nach Frankreich und in letzter Zeit nach den russischen Formalisten orientieren bzw. nach den Methoden, wie sie der Prager Linguistenzirkel vertritt.

Von den slovakischen Literaturwissenschaftlern knüpften an Vlček und in der Ästhetik an Vajanský namentlich Pavel Bujnák und František Votruba an, die ihr Interesse auf die ästhetischen Züge eines Kunstwerkes ausdehnten. Votrubas literarhistorisches Schaffen erfaßte namentlich die Erscheinungen unserer romantischen Dichtergeneration und unserer realistischen Schriftsteller, die er mit feiner, eindringlicher Psychologie und hoher Wortkultur analysierte. Die Nachkriegsverhältnisse brachten Votruba von seinen literarischen Arbeiten ab und eigentlich vertauschte auch Bujnák, der am Anfang unseres Jahrhunderts auf dem Gebiet der slovakischen Literaturkunde zu arbeiten begonnen hatte, nach dem Umsturz sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet und habilitierte sich an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag für das Fach der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft und magyarischen Literatur und ging von Prag nach Preßburg als Professor für dieses Fachgebiet. Aber auch so liegt die Bedeutung des wissenschaftlichen Werkes Bujnáks in dem, was er auf dem Gebiet der slovakischen Literatur veröffentlicht hat (Bujnák ist im Jahre 1933 als 50jähriger gestorben).

Am Beginn seiner literarwissenschaftlichen Tätigkeit hatten Bujnák besonders Fragen aus der Zeit unserer Romantik und das Werk des führenden Dichters des slovakischen Realismus, Pavel Országh Hviezdoslavs, interessiert. Dem einen wie dem anderen Thema widmete Bujnák eine Reihe Sonderstudien und 1919 gab er die volkstümliche Monographie *Pavol Országh Hviezdoslav. K sedemdesiatym jeho narodeninám* heraus. Im selben Jahre erschien in Buchform Bujnáks *Sobrané kritiky* I. *O Hviezdoslavovi*. Für den Schulgebrauch bearbeitete Bujnák zusammen mit Jan Menšík *Slovenská poetika* (1921) und im wesentlichen die Form eines Handbuches hat auch seine Schrift *Stručné dejiny literatúry československej po Štúra* (1923), obwohl sie im Vergleich zu Vlčeks Dejiny die Angaben über unsere Literatur aus dem 17. und 18. Jahrh. wesentlich vermehrt. Die umfänglichste literarhistorische Arbeit Bujnáks ist die Monographie *Dr. Karol Kuzmány, Život a dielo* (1927, 318 S.), in der er auf breiter Grundlage das vielfältige theologische, literarische, kirchliche und nationale Wirken Kuzmánys näher betrachtete und würdigte. Im selben Jahre gab er als Buch *Dve kapitoly z literárnej estetiky* heraus, das sich mit den ästhetischen Anschauungen des slovakischen Aufklärers Tablic und des Romantikers L'udovít Štúr befaßt. Aus der vergleichenden Literaturgeschichte veröffentlichte Bujnák in Buchform seine Arbeit *Ján Arany v literatúre slovenskej* (1924), worin er mit sorgfältiger philologischer Beobachtung aufzeigte, wie der

hervorragende magyarische romantische Lyriker, Epiker und Balladiker auf die Arbeiten der slovakischen Dichter eingewirkt hat. In seinen letzten Lebensjahren widmete Bujnák einen großen Teil seines Arbeitsinteresses den Fragen der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft, aber auch dabei gab er seine literarhistorischen Studien nicht auf. Zum 50. Geburtstag Bujnáks gaben seine Schüler im Jahre 1933 ihm zu Ehren einen *Sborník prác* heraus, in dem sich auch literarwissenschaftliche Beiträge finden.

Professor für čechoslovakische Literaturgeschichte an der philosophischen Fakultät der Comenius-Universität in Preßburg wurde neben Jozef Škultéty (dieser war Professor für „slovakische Sprache und Literatur") ALBERT PRAŽÁK, der sich mit großem Arbeitseifer der Erforschung der slovakischen Literatur-, Kultur-, und Sprachgeschichte widmete. Pražák begnügte sich nicht mit dem gedruckt erschienenen Material, sondern spürte auch mit geradezu leidenschaftlichem wissenschaftlichen Erkenntnisdrang dem Archiv- und Handschriftenmaterial nach, das bei unseren Verhältnissen sehr schwer zusammenzubekommen war. Bei diesem Arbeitsverfahren konnte Pražák auf viele neue Erscheinungen und Tatsachen in der slovakischen Literatur hinweisen, außerdem stellte er stets das slovakische literarische Leben dem literarischen Rhythmus Europas gegenüber und durch all das stellte er unsere Literaturwissenschaft vor eine Menge neuer Probleme und Perspektiven. Wir schätzen Pražáks Leistung vor allem wegen ihres richtunggebenden Charakters, wenn auch andererseits sein wissenschaftliches Werk große Schwächen aufweist, die auch durch den außergewöhnlich weitgespannten Rahmen seines Arbeitsbereiches verschuldet sind, bei dem Pražák außerstande war, die Tatsachen und Urteile alle mit der nötigen Kritik zu belegen. Gleichzeitig war fast die ganze wissenschaftliche Tätigkeit Pražáks auf dem Gebiet der slovakischen Literaturgeschichte stark bestimmt durch die Orientierung seiner politischen Gedankenwelt. Geradezu unübersehbar ist die Menge von Pražáks Artikeln in Zeitungen und Revuen über die slovakische literarische und kulturelle Vergangenheit. Von seinen selbständigen Veröffentlichungen wollen wir anführen: *Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrovu* (1922, 476 S.), *Literární Slovensko let padesátých až sedmdesátých* (1932, 383 S.), *Slovenská otázka v době J. M. Hurbana* (1923, 228 S.), *Studentská léta Svetozára Hurbana Vajanského* (1925, 141 S.), *Slovenská svojskost* (1926, 136 S.), *Československý národ* (1925, 68 S.), *Slovenské studie* (1926, 162 S.), *Obrozenské tradice* (1928), *Obrozenská Bratislava* (1928, 64 S.), *Hviezdoslav a Dante* (1924, 26 S.), *Československá otázka u Havlíčka* (1928, 25 S.), *Češi a Slováci. Literárně dějepisné poznámky k československému poměru* (1929, 188 S.), *Hurbanovia vo väzeniach* (1923, 118 S.), *Jozef Škultéty* (1924, 126 S.), *Mikuláš Šubić Zrinský*

a Slováci (1928, 30 S.) u. a. Zum 50. Geburtstag Pražáks erschien ihm zu Ehren eine Festschrift *Slovenská miscellanea* (1931, 376 S.), in der auch Arbeiten über Dinge der slovakischen Literatur veröffentlicht sind.

Die politisch-ideelle Konzeption, die auch Albert Pražák in seinen Büchern durch literarische, kulturelle und sprachliche Tatsachen stützt, hat am besten durchgearbeitet und ausgedrückt Dr. Milan Hodža, der führende slovakische Politiker und Professor für Geschichte an der Preßburger philosophischen Fakultät, in dem Buch *Československý rozkol* (1920, 400 S.). Hodža gab seiner Schrift den Untertitel *Príspevky k dejinám slovenčiny*, es ist aber eher eine Skizze der slovakischen politischen Ideologie, wie sie sich namentlich in der Zeit Štúrs herauskristallisierte, und der Verfasser analysiert mit außerordentlichem Scharfblick die Tatsachen, auch die literarischen. Dem wissenschaftlichen Wert seines Werkes ist höchstens das abträglich, daß Hodža nur schwer sein politisches Temperament zügeln konnte. (In diesem Zusammenhang erwähnen wir die monumentale Schrift *Milan Hodža*, eine Festschrift, die 1930 im Umfange von 965 Seiten Großformat erschien. Für unser Thema interessant ist in dieser Festschrift besonders der geistvolle und umfangreiche Beitrag Fr. Votrubas *Slovensko v politickej aktivite.*)

Von denen, die an der Preßburger Universität wirken, ist außer Josef Hanuš noch der junge Dozent Jan Vilikovský zu erwähnen, der die Geschichte der lateinisch geschriebenen Literatur auf unserem Boden zu bearbeiten begonnen hat und allmählich sein Interesse auf neue literarische Fakta ausdehnt. Von Bedeutung ist vor allem seine Schrift *Dějiny literárních společností malohontských* (1935, 150 S.), wo er die Entstehung, das Wirken und die Organisation der ersten literarischen Gesellschaften in der Slovakei darstellt. Literarhistorisches Material finden wir auch in der einen oder anderen Arbeit der Historiker an der Preßburger Universität, so namentlich in den Werken Václav Chaloupeckýs, Branislav Varsiks und vor allem des hervorragenden Gelehrten Daniel Rapant.

Den Fragen der slovakischen literarischen Vergangenheit und Gegenwart widmen ihr Studieninteresse nicht nur die Professoren der Preßburger philosophischen Fakultät, sondern auch Gelehrte anderer čechoslovakischer Universitäten. Der jüngst verstorbene Jan Jakubec befaßte sich namentlich mit der Erscheinung Kollárs und in den *Dějiny české literatury* von Jakubec sind auch Daten aus der slovakischen Literatur entsprechend vertreten. An der Prager Universität interessiert sich besonders durch das Verdienst Jaroslav Vlčeks für die slovakische Literatur die Dozentin Flora Kleinschnitzová, die bis jetzt eine Reihe eingehender Studien auf dem Gebiete der slovakischen Romantik veröffentlicht hat. Sie gab eine

Menge literarhistorischer Quellen heraus (namentlich im Sborník Matice Slovenskej) und gesondert druckte sie die monographische Schrift *Andrej Sládkovič a jeho doba* (1928, 305 S.). Reiches slovakisches Material interpretiert auch J. B. Čapek in dem Buche *Československá toleranční literatura* (1932).

Aus der großen Zahl volkstümlicher Arbeiten über die slovakische Literaturgeschichte wollen wir wenigstens folgende anführen: Štefan Krčméry *Prehl'ad dejín slovenskej literatúry a vzdelanosti* (1921, 109 S.) und *L'udia a knihy. Súbor študií* (1928, 212 S.). Zusammen mit Eugen Klementis gab Krčméry die Studie *Moyses a Kuzmány* (1927, 72 S.) heraus. Krčmérys Arbeiten zeichnen sich aus durch die übersichtliche Gliederung des Stoffes, und obwohl sie stellenweise kompilatorischen Charakter haben, fehlt es ihnen doch nicht an wissenschaftlicher Gründlichkeit. In letzter Zeit widmete sich Krčméry der Erforschung der slovakischen Prosodie. In diese Kategorie gehören ferner besonders die Arbeiten: Dobroslav Chrobák *Rukoväť dejín slovenskej literatúry* (1932, 362 S.), die Schrift von Ludvík Kühn *Buditelia v župe bratislavskej* (1928, 243 S.), die Skizze von Hana Gregorová *Slovenská žena pri krbe a pri knihe* (1929, 251 S.), Janšáks Arbeit *Daniel G. Lichard* (1932, 134 S.) und die Bücher von Fr. Frýdecký *Slovensko literární od doby Bernolákovy* (1920, 313 S.) und *Mladé Slovensko. Literární nástin let 1890—1914* (1923, 123 S.), die aber voll wesentlicher Irrtümer sind. Eine willkommene Einführung in das Verständnis des slovakischen literarischen und kulturellen Lebens sind die zwei Bücher von Ján Ormis, und zwar das Werk *Zo života slovenského* (1933, 195 S.) und *Rozhovory s bat'kom Skultétym* (1933, 109 S.). Selbstverständlich haben wir in diesem Abschnitt nicht alle jene volkstümlichen Darstellungen der literarischen Vergangenheit erwähnt, die nicht nur ihre informatorische Sendung wohl erfüllen, sondern mehr oder weniger auch wissenschaftliche Bedeutung haben.

Sehr ausgedehnt ist die wissenschaftliche Tätigkeit Samuel Štefan Osuskýs, der Professor an der evangelisch-theologischen Fakultät in Preßburg ist. Osuský beschäftigt sich überwiegend mit Soziologie und Philosophie, schenkt aber auch der slovakischen Literaturgeschichte große Aufmerksamkeit und befaßt sich systematisch mit der Literatur des 17. und 18. Jahrh. In seinen drei großen Arbeiten, die unter dem gemeinsamen Titel *Filozofia Štúrovcov* (I. *L'udovít Štúr*, 1926, II. *Jozef M. Hurban*, 1928, III. *Michal M. Hodža*, 1932) erschienen sind, interpretiert er zum Großteil literarhistorisches Material und stellt sorgfältig und bis ins einzelne den Lebenslauf der einzelnen Vertreter der Štúrschen Generation dar[1]).

[1]) Vgl. die Besprechung von D. Čyževśkyj Ztschr. XII (1935) 424 ff.

Die Vorkriegsarbeiten über die literarische Vergangenheit der Slovakei betrafen meist neuere Daten, die Zeit von der Aufklärung und namentlich von der Romantik an. Erst in letzter Zeit erweitert und vertieft sich das Studieninteresse auch auf die früheren Jahrhunderte und es zeigt sich, daß die Slovakei auch im 16., 17. und 18. Jahrh. ein reges literarisches Leben führte. Die Forschungen über diese Zeiträume unserer literarischen Vergangenheit hängen namentlich mit kulturellen Gedenkfeiern zusammen; so wurde 1935 bei uns das 300jährige Gründungsfest der Universität in Tyrnau gefeiert und bei dieser Gelegenheit erschienen ein paar Fachschriften, die Bezug nahmen auf das kulturelle Leben in der Slovakei vor 300 Jahren und dabei auch auf den Stand der Literatur. Ebenso war vor 300 Jahren (1636) in Leutschau eine große Sammlung von geistlichen Liedern der evangelischen Slovaken (*Cythara sanctorum*) erschienen, die heute noch in den Kirchen verwendet wird und bisher 120 Auflagen erreicht hat, die ständig erweitert werden. Auch im Zusammenhang mit diesen Gedächtnisfeiern erschien eine Reihe verschiedener Publikationen, darunter die wichtigste *Tranovského sborník* (1936, 370 S.), der reiches Material und eine Würdigung der Cythara und ihres Verfassers Jiří Třanovský bringt.

In letzter Zeit hat die meisten Arbeiten über Třanovský Ján Ďurovič veröffentlicht. Ďurovič konzentriert sein Studieninteresse fast ausschließlich auf die ältere evangelische Literatur und aus diesem Gebiet stammt auch seine Monographie *Martin Lauček, tolerančný kňaz a spisovateľ* (1933, 215 S.). Mit dem typischen Barockdichter Hugolín Gavlovič beschäftigt sich auf breiter Basis Celentín Lepáček und veröffentlicht seit dem Jahre 1931/32 die Ergebnisse seiner Studien in den Jahresberichten des Gymnasiums in Malatzky. Auch der Professor für čechoslovakische Literaturgeschichte an der philosophischen Fakultät in Preßburg Jan Vilikovský beschäftigt sich meist mit der älteren Literaturgeschichte und außer den Arbeiten, die mit dem Wirken der Tyrnauer Universität zusammenhängen, außer den Arbeiten über Třanovský und andere, verdient namentlich sein Werk *Dějiny literárních společností malohontských* (1935, 150 S.) Beachtung, in dem er zeigt, wie in der Slovakei seit 1767 gelehrte und literarische Gesellschaften gegründet wurden und welches ihre Arbeit war. Hierher gehört auch die Arbeit des namhaften slovakischen Historikers Daniel Rapant, erschienen unter dem Titel *Mad'arónstvo Bernolákovo* (1930). Eine Fülle von kulturellen und literarhistorischen Daten finden sich auch in den beiden monumentalen Bänden Rapantscher Monographien *K začiatkom mad'arizácie*.

Der Erforschung der romantischen Periode der slovakischen Literaturgeschichte widmete sich neben Pražák namentlich Flora Kleinschnitzová. Sie veröffentlichte und bearbeitete eine Menge

Archivmaterial aus diesem Gebiet und hervorragenden wissenschaftlichen Wert hat auch ihre Arbeit *Andrej Sládkovič a jeho doba. I.* (1928, 305 S.). Im wesentlichen dieselbe Zeit betrifft die umfängliche, aber nicht genug kritische Monographie Ferdinand Štellers *Andrej Radlinský* (1934, 506 XV S.). Der bedeutende slovakische Historiker der Vorkriegszeit Julius Botto gab nach dem Umsturz neben anderen Arbeiten zwei Bände seiner Geschichte *Slováci. Vývin ich národného povedomia* (1923, 2. Auflage, der erste Band zählt 251 S., der zweite 183 S.) und *Dejiny Matice slovenskej* (1923, 238 S.) heraus.

Mit den Problemen der neueren slovakischen Literatur befassen sich namentlich die jüngeren Literaturwissenschaftler, die schon von čechoslovakischen Hochschulen gekommen sind. Viele von ihren Beiträgen und Arbeiten sind in Zeitschriften verstreut, die Zahl ihrer selbständigen Veröffentlichungen gibt bei weitem kein Bild vom Umfang ihres wissenschaftlichen Interessengebietes. Wie schon angeführt, hat sich dieser Nachwuchs meist an der ausländischen Literaturwissenschaft geschult und es wartet seiner ein sehr umfängliches und noch nicht bearbeitetes literarhistorisches Material. Wir führen wenigstens die wichtigsten Veröffentlichungen an: Rudo Brtáň, *Poezia Ivana Krasku* (1933, 149 S.), derselbe, *Odmlčaný básnik Ivan Gall* (1935, 48 S.); Andrej Mráz gab in Buchform folgende Arbeiten heraus: *Svetozár Hurban Vajanský* (1926, 160 S.), *Jozef Škultéty* (1933, 182 S.), *Matica slovenská v rokoch 1863—1875* (1935, 146 S.), *Ján Kalinčiak* (1936, 300 S.). Der frühverstorbene Ján Hamaliar gab 1929 eine Sammlung seiner Studien über die neuere und ältere slovakische Literatur unter dem Titel *Hlasy nášho východu* (306 S.) heraus. Von Miroslav A. Huska erschien die Monographie *Daniel Záboj Lauček* (1935, 142 S.). Besondere Beachtung verdient das Buch von Stanislav Mečiar *Poezia a život* (1936, 203 S.), das eine Sammlung von Porträtstudien aus der polnischen Literatur von Mickiewicz bis auf unsere Tage bringt. Mit den Problemen des zeitgenössischen literarischen Lebens beschäftigt sich (nicht ganz zuverlässig und sachlich) Ján E. Bor in seinen Büchern *Poezia povojnového Slovenska* (1934, 396 S.) und *Rozličnosti* (1934, 67 S.). Die neuen Bestrebungen der slovakischen Literaturwissenschaft kommen deutlich zum Ausdruck in einer Festschrift der Prager slovakischen Akademiker: *Detvan 50 rokov v Prahe* (1931, 283 S.), in dem besonders Mečiars vergleichende Studie *Tatry v slovenskej a pol'skej literatúre* interessiert. Ebenso ist der zeitgenössischen slovakischen Literatur und ihren Erscheinungen die Schrift *Slovenská prítomnost' literárna a umelecká* (1931, 352 S.) gewidmet, zu der die bedeutendsten slovakischen Literarkritiker Beiträge geliefert haben. Erwähnt sei noch das Buch von Jan Menšík *Črty zo slovenskej literatúry* (1920, 112 S.), in dem der Verfasser den Entwicklungsabschnitt unserer Literatur bearbeitet, der in Vlčeks

Dejiny fehlt, d. h. die literarischen Erscheinungen von 1890 bis zum Weltkriege.

Den wichtigsten Behelf hat die slovakische Geschichtswissenschaft und natürlich auch die Literaturgeschichte in dem Werke von L'udovít V. Rizner *Bibliografia písomníctva slovenského* (I., 1929, 416 S., II., 1931, 509 S., III., 1932, 362 S., IV., 1932, 310 S., V., 1933, 270 S., VI., 1934, 266 S.). Es ist das Lebenswerk eines slovakischen Dorfschullehrers, das unter sehr schweren Verhältnissen entstand. Es enthält eine Bibliographie aller slovakischen Artikel bis 1900, alle Beiträge und Publikationen über die Slovakei von fremdsprachigen Verfassern und die Hauptdaten aus dem Leben der Schriftsteller.

Turč. St. Martin. Andrej Mráz.

Ludwik Zabrocki, *Gwara Borów Tucholskich. Szkic historyczno-genetyczny.* Posen 1934. 144 S.

Eine Beschreibung des polnischen Dialekts der Tucheler Heide haben wir schon von K. Nitsch in den Mat. i Pr. Kom. Jęz. der Krakauer Akademie III 202—234. Die von Nitsch gebrauchte Bezeichnung „Tucheler Dialekt" lehnt Zabrocki (mit Recht) als zu eng ab, mir scheint aber auch der Name „Dialekt der Tucheler Heide" zu eng zu sein, ich würde deshalb den mehr neutralen Ausdruck „borowiakischer Dialekt", den schon Nitsch neben „Tucheler Dialekt" gebraucht, vorziehen.

Zabrocki ist selbst ein Kind der Tucheler Heide und hatte daher Gelegenheit, den Dialekt weit eingehender kennen zu lernen als Nitsch, der sich nur auf einer kurzen Studienreise damit bekannt machen konnte. In dem vorliegenden Heft beschreibt er aber nur die Sprache des nördlichen und östlichen Teils des Dialektsgebiets und verweist für den Südwesten und Westen auf einen zweiten Teil seiner Arbeit, der nach seiner Angabe S. 3 schon 1934 im Druck war, jedoch bisher nicht erschienen ist. Vielleicht hätte er besser getan, mit der Herausgabe noch etwas zu warten, dann hätte er auch genauere Angaben über die Ausdehnung des Dialektgebietes machen können, die man hier sehr vermißt, ebenso über die örtlichen Besonderheiten.

Den größten Umfang (S. 4—68) hat die Lautlehre. In der Darstellung geht Zabrocki von den heutigen Lauten aus und führt sie auf die urslavischen zurück. Daß dies zum mindesten ungeschickt ist und die Klarheit benachteiligt, fühlt er selbst, denn um die Entwicklung der sonantischen Liquiden des Urslavischen darzulegen, geht er den umgekehrten Weg. Außerdem überlastet er die Darstellung durch vieles, was nicht in eine Dialektbeschreibung gehört, so besonders durch die ausführlichen Aufzählungen der Fälle, in denen die ursprünglichen Längen $\bar{a}$ $\bar{e}$ $\bar{o}$ ϱ auftreten, für $\mathring{a}$ aus $\bar{a}$ nimmt dies nicht

weniger als acht Seiten in Anspruch! Besser wäre es gewesen, wenn er sich damit begnügt hätte, die Besonderheiten des Dialekts (falls solche überhaupt vorhanden sind) anzugeben, anstatt es dem Leser zu überlassen, sie sich mühsam herauszusuchen.

Besonders interessiert es natürlich festzustellen, ob Zabrockis Darstellung des Dialekts mit der von Nitsch gegebenen übereinstimmt oder ob zwischen beiden größere Verschiedenheiten bestehen. Am stärksten verschieden ist beider Beschreibung des aus älterem *ẽ* entstandenen Lauts. Nach Nitsch ist dies ein *y*, das dem *y* der gebildeten Klassen des westlichen Galizien gleicht, gegen Ende ist die Artikulation oft etwas niedriger, so daß ein *yᵉ* entsteht, nach Palatalen werde es im Anfang vielleicht etwas höher (oder mehr nach vorn?) artikuliert, doch bleibe auch hier die Verbreiterung am Ausgang. Zabrocki bezeichnet den Laut durch *ö* und beschreibt ihn als etwas breiter als *y*, gesprochen mit mehr nach hinten liegender Zunge und mit einer schwachen, aber trotzdem deutlich erkennbaren Lippenrundung. Er sei weder mit dem *ö* in dt. *lösen* noch mit dem in *Götter* identisch, sondern nehme eine Mittelstellung zwischen beiden ein, seiner Quantität nach sei er neutral, weder lang noch kurz. Auch nach ihm wird er nach Palatalen etwas mehr nach vorn artikuliert und beginnt etwas höher.

Es ist ohne Untersuchung an Ort und Stelle natürlich unmöglich zu entscheiden, welcher von den beiden Forschern recht hat. Aber nach dem, was ich in den südlichen kaschubischen Dialekten, besonders in Klonia a. d. Brahe, das schon vor 25 Jahren ein fast reines Borowiakisch sprach und heute wohl kaum noch irgendwelche kaschubischen Reste besitzt, gehört habe, scheint mir Nitschs Beschreibung des Lauts die richtigere zu sein, denn sie stimmt — mit Ausnahme der etwas abweichenderen Aussprache nach Palatalen, die ich in den von mir untersuchten Dialekten nicht gefunden habe, die aber nach dem darin übereinstimmenden Zeugnis der beiden Forscher dem Borowiakischen eigen zu sein scheint — genau mit meinen Beobachtungen überein. Besonders fraglich ist mir die von Zabrocki behauptete Lippenrundung, denn abgesehen davon, daß der spontane Übergang eines ungerundeten Vokals in einen gerundeten etwas sehr Seltenes ist, glaube ich nicht, daß ein so ausgezeichneter Beobachter wie Nitsch diese nicht bemerkt haben sollte, höchstens vor dem als *u̯* ausgesprochenen *i̯* halte ich einen gerundeten Laut für möglich.

Verschieden sind weiter die Beschreibungen des aus älterem *õ* entstandenen Lautes bei beiden Forschern. Nitsch bezeichnet ihn durch *ů*, womit er ein offenes *u* widergibt, und bemerkt dazu, daß er an vielen Orten, besonders im südlichen Teil des Dialekts, ähnlich dem *o* klinge, also eine etwas niedrigere Artikulation habe. Zabrocki bezeichnet den Laut durch *ȯ* und beschreibt dies als verengtes

offenes *o*, das dem *o* näher stehe als dem *u*. Auch hier erscheint mir nach meinen Beobachtungen in den südlichen kaschubischen Dialekten und in Klonia die Beschreibung Nitschs wahrscheinlicher als die Zabrockis.

Mit dem *õ* sind nach Nitsch das urslav. *o* und das ältere *ā* vor Nasalen zusammengefallen, während Zabrocki eine Verschiedenheit behauptet. Hierüber s. unten.

Nach Nitsch entspricht dem poln. *ę* ein *ą*, wofür bisweilen ein *ą̇*, d. h. ein Mittellaut zwischen *ą* und *ę*, auftritt, dem poln. *ǫ* entspricht *ų̇*, ein Mittellaut zwischen *ǫ* und *ų*, der örtlich recht verschieden ist, überwiegend aber dem *ų* näher steht. Bei Zabrocki entsprechen *ą̇* und *ǫ̇*, ersteres nasales *a*, letzteres nasales *o*, beide mit etwas niedrigerer Artikulation. Hinsichtlich der Stärke der Nasalität zerfällt nach Nitsch der Dialekt in drei Teile: Im nordwestlichen Teil werden die Nasalvokale im Inlaut als reiner Vokal + homorganer Nasal gesprochen, im Auslaut haben sie die Tendenz, die Nasalität aufzugeben; weiter nach Südosten erscheinen sie im Inlaut und Auslaut als reine Nasalvokale, und im äußersten Südosten haben sie wieder die Aussprache wie im nordwestlichen Teil. Nach Zabrocki kommt die Entwicklung von homorganen Nasalen nach den Nasalvokalen im nördlichen Teil des Dialekts nicht vor, im südlichen ist sie selten; im Auslaut ist die Nasalität schwach und schwindet bisweilen ganz und zwar häufiger bei *ą̇* als bei *ǫ̇*, dabei geht das *ą̇* in ein etwas niedriger als das gewöhnliche *a* artikuliertes *ȧ* über. Auch hier erscheint mir nach meinen Beobachtungen in Klonia die Beschreibung Nitschs wahrscheinlicher als die Zabrockis, nur darin hat dieser vielleicht recht, daß er *ą̇* als das Normale, nicht als das Gelegentliche ansieht.

Neben den stark nasalen *ą̇ ǫ̇* hat der Dialekt nach Zabrocki schwach nasale *ą̣*, *ǫ̣* die als Fortsetzung älterer *a*, *e*, *ē* und *ā*, *o*, *ō* vor nasalen Konsonanten auftreten, während Nitsch hier nur nichtnasalierte *a* bzw. *ȧ ů* kennt. Wer hier recht hat, könnte nur durch Untersuchungen an Ort und Stelle entschieden werden, die Sache ist aber von ziemlich untergeordneter Bedeutung.

Auffällig ist mir, daß weder bei Nitsch noch bei Zabrocki der Übergang von *e* und *o* vor weichen Konsonanten in geschlossene Laute erwähnt wird, den schon der Brußer Dialekt kennt und der in Klonia vollständig durchgeführt ist. Sollte dieser dem Borowiakischen ganz fremd sein?

Von den drei Formen, in denen nach Nitsch das *ł* auftritt: *ł*, *l̨* und *u̯*, ist das schon von ihm als das seltenste bezeichnete *ł* nach Zabrocki vollständig verschwunden. Auch das *l̨* scheint überall im Schwinden zu sein: links der Brahe soll nur noch die ältere Generation es gebrauchen, rechts derselben zum Teil auch noch die jüngere. Hiernach müßten sich die von Nitsch beobachteten Verhältnisse

(am seltensten waren Personen, die ausschließlich *u̯* sprachen, häufiger solche, die nur *l̥* gebrauchten, die meisten hatten beide Laute nebeneinander) sehr stark geändert haben. Daß das *l̥*, wie Zabrocki angibt, mit *l* bisweilen verwechselt wird, ist mir unwahrscheinlich, es handelt sich hier wohl nur um Hörfehler.

Daß es im Borowiakischen kein *l'* gibt, wie Nitsch und Zabrocki übereinstimmend angeben, ist sehr auffällig gegenüber der Tatsache, daß noch vor 25 Jahren in Klonia das *l'* in vollem Umfange erhalten war.

Auch die Verschiedenheit zwischen Nitschs *p'i̯ b'i̯ v'i̯* mit weichem *p' b' v'* und Zabrockis *pi̯ bi̯ vi̯* mit hartem *p b v* aus *p' b' v'* erklärt sich wohl durch die inzwischen eingetretene Entwicklung, falls nicht bei dem einen oder dem andern eine ungenaue Auffassung vorliegt. Was Zabrocki über die Entwicklung des *v* nach stimmlosen Verschlußlauten sagt, ist reichlich unklar und widerspruchsvoll, so sagt er S. 49, daß *v* nach *t* ausnahmslos zu *f* geworden sei, einige Zeilen weiter aber nennt er *tu̯ardi*, *stu̯ardńóć* — was ist da richtig? Die Verhältnisse scheinen hier allerdings sehr verwickelt zu liegen, wie auch die Darstellung bei Nitsch erkennen läßt, es werden örtliche Verschiedenheiten vorliegen.

Der interessanteste Abschnitt von Zabrockis Schrift ist der über die Wortbildung (S. 69—82), besonders die §§ 40—48 behandeln unter Beibringung reichen Materials die sonst höchstens mit einigen Worten gestreifte Bildung der Namen, wovon ich die über die Bildung der männlichen Familiennamen (40), die Unterscheidung gleichnamiger Persönlichkeiten (42), die Bildung des Namens der Ehefrau (44) und der Kinder (45) handelnden Paragraphen hervorheben möchte. Sonst behandelt er nur noch die Deminutiv- und Vergröberungssuffixe, das die Bezeichnungen von Tierjungen bildende Suffix *-åk*, die Substantiva von Adjektiven bildenden Suffixe *-ava*, *-žå* und *-χa*, für die er aber nur drei bzw. je ein Beispiel beibringen kann, trotzdem jedoch eine genaue Begriffsfärbung feststellen will, die adjektivischen Deminutivsuffixe *-uχni*, *-uśki* usw., die er merkwürdigerweise als Adjektiva von Substantiven bildend bezeichnet, und die Possessivsuffixe *-in* und *-óf*, die zu *-ini* *-ovi* umgestaltet werden. Fast alles ist schon von Nitsch berührt.

Im dritten Abschnitt (S. 83—134) behandelt Zabrocki die Flexion. In den Grundzügen stimmt das, was er gibt, mit den Angaben Nitschs überein, daß er diese in vielen Punkten ergänzt und berichtigt, erklärt sich daraus, daß er einmal über ein weit größeres Material verfügte, als Nitsch es auf einer kurzen Studienreise sammeln konnte, und dann daß seitdem Nitsch das Borowiakische studierte, fast 30 Jahre verflossen sind, eine Zeit, in der auch bei der Sprache die Entwicklung nicht stillsteht, wozu noch kommt, daß ihm als gebürtigem Borowiaken naturgemäß ein lebendiges Sprachgefühl für die Eigenart des Dialekts

und die fremden Elemente in ihm innewohnte. Man wird daher geneigt sein, seinen Angaben größeres Vertrauen zu schenken als denen Nitschs, doch muß man dabei immer die Möglichkeit einer Weiterentwicklung des Dialekts berücksichtigen.

Man wird deshalb Zabrocki ohne weiteres glauben, daß sich gewisse ältere Formen in bestimmtem Umfange erhalten haben, auch wenn Nitsch darüber schweigt oder sogar ihr Vorhandensein bestreitet, z. B. die Endung des Dat. Sg. *-u*, endungslose Formen des Gen. Pl. bei den Mask., der Lok. Plur. von Ländernamen mit dem Suffix *-eχ*, die alten Formen des Instr. Du. *očima rąkǫma*, die beiden Gerundiumformen *bifši* und *zi̯åtši* u. a. m. Ob man dies allerdings in allen Fällen kann, ist mir fraglich, z. B. bei den Imp. *pi̯ec*, *śec*, *pǫmóc*, *zapśǫc*, zum mindesten möchte man hier gern etwas über die geographische Verbreitung wissen. Auch das wird man Zabrocki glauben, daß es im Instr. Pl. der Substantiva nur noch die Endung *-ami* gibt, denn die wenigen von Nitsch mit der Endung *-mi* genannten Formen (*luźmi*, *kůńmi*, *pi̯ińązmi*, *śvi̯ińmi*) können inzwischen untergegangen sein, ebenso kann es mit dem Gen.-Akk. Sg. *me* des Pron. der 1. Person sein, zumal Nitsch diese Form nur aus Schirotzken zu kennen scheint. Dagegen scheint es mir nicht glaubwürdig, daß der Konditional nur mit dem flektierten *bim* gebildet wird, oder beruht es nur auf einer Nachlässigkeit, daß das unflektierte *bi* gar nicht genannt wird?

Wirklich einander widersprechende Angaben machen Nitsch und Zabrocki über den Akk. Sg. der Fem. Nach Nitsch verlieren die Ausgänge *-ą* und *-ų̊* meistens die Nasalität, dadurch fallen der Akk. *krova* und der Nom. *krova* zusammen und das hat zur Folge, daß Ausdrücke auftreten wie *'ůn må čårnå koza*, in dem auch das Adj. die Nominativform hat. Zabrocki bestreitet das vollständige Schwinden der Nasalität und will nur eine Schwächung zu *-ą̇ -ǫ̇* zugestehen, aber auch er kann das Vorhandensein von Ausdrücken wie *mǫ̇m dobrå krovą̇* nicht leugnen. Er meint, daß in *dobrå* die Akkusativform durch den Nom. ersetzt sei (was auch ganz sicher der Fall ist!), und zieht zur Erklärung heran 1. die häufige Wortfolge *dobrå krovą̇ måta* (was die Wortfolge damit zu tun hat, verstehe ich nicht, oder meint Zabrocki, daß man etwa *krovą̇* in dem Ausdruck *krovą̇ måta* nach denkbarem *krovą̇ moja* aus *krova moi̯a* als Nominativform aufgefaßt habe?) und 2. die sehr schwache Nasalität in der Akkusativendung *-ą̇* (wodurch aber noch immer kein Zusammenfall mit dem *-a* des Nom. herbeigeführt wäre!), außerdem könne der Einfluß des Deutschen mitgewirkt haben. Ich halte die Erklärung von Nitsch für die einzig mögliche, will aber nicht leugnen, daß gewisse lautliche Schwierigkeiten bestehen: ein entnasaliertes *ą̇* würde *å* ergeben, für den Nom. wird aber sowohl von Nitsch wie von Zabrocki als Ausgang *-a* angegeben, ist dies vielleicht genauer durch *-å* wiederzugeben?

Der Schlußabschnitt (S. 135—140) behandelt die Herkunft des Dialekts und beschäftigt sich besonders mit der von mir ausgesprochenen und von Nitsch teilweise angenommenen Ansicht, daß er eine kaschubische Grundlage habe. Ich will hier gleich bemerken, daß ich die Grundlage heute nicht mehr „kaschubisch", sondern „pomoranisch" nenne und sie nicht dem Kaschubischen unterordne, sondern ihr gleichstelle, an dieser halte ich fest, trotzdem Zabrocki sie ablehnt. Was ich über das Auftreten von *i̯* für urslav. *ę* gesagt habe, hat Zabrocki gar nicht verstanden: nicht, daß *i̯* überhaupt auftritt, ist ausschlaggebend, sondern daß es genau unter denselben Bedingungen erscheint, wie im Kaschubischen *'i ə ī* für ursl. *ę*, d. h. vor Labialen, Velaren und ursprünglich weichen Konsonanten. Daß *ło* für urslav. *el* nur im nördlichen Teil des Dialekts erscheint — wertvoll ist, daß Zabrocki die Zahl der Beispiele um *sụozo̯na* vermehrt —, ist von geringer Bedeutung: entweder hat, wie Nitsch will, nur dieser Teil eine pomoranische Grundlage, oder, was mir wahrscheinlicher ist, das *ło* ist von Süden her durch das poln. *le* verdrängt, was ja auch im Kaschubischen zu beobachten ist[1]). Weniger Gewicht möchte ich auf die von Nitsch beigebrachten Spuren von *c s z* aus *ć ś ź* legen, denn dieser Lautwandel wird im Kaschubischen kaum früher als im 15. Jahrh. eingetreten sein, im Borowiakischen hätten wir die letzten Ausläufer desselben. Gar nicht von Bedeutung ist der Übergang von *k' g'* in *c' ʒ'*, denn dieser dürfte ganz jung sein, hat er sich doch sogar wenigstens in gewissen Gegenden Pommerellens auf das Niederdeutsche ausgedehnt.

Zabrocki ist der Ansicht, daß das Borowiakische von Süden her zwischen Schwarzwasser und Brahe aus dem kujawisch-großpolnischen Grenzlande eingedrungen sei und dem Kujawischen am nächsten stehe. Dagegen stehe der Krainische und Flatower Dialekt in enger Verbindung mit Großpolen und sei auch mit den Kaschuben — die aus Großpolen längs der Oder und von dieser her über Pommern gekommen seien — territorial verbunden gewesen. Einen Beweis für seine Aufstellungen zu erbringen, lehnt Zabrocki als verfrüht ab, da dafür Einzelbeschreibungen des Flatower, großpolnischen und kujawischen Dialekts abgewartet werden müßten.

Zabrockis Schrift enthält ein reiches Material, bei dem man aber fortwährend im Zweifel ist, ob es sich um etwas Allgemeines,

---

[1]) Wo gibt es im echten Kaschubischen *mlöć, płöć*? Ich kenne nur *młóc, płoc*, auf **mlec *plec* könnte man vielleicht aus dem von mir in Heisternest gehörten Präs. *mléi̯o pléi̯o* schließen, ich kann sie mir aber nicht erklären. Bezüglich des poln. *młokos* möchte ich die Frage aufwerfen, ob die Herleitung aus **melkoses *melkossa* wirklich über allen Zweifel erhaben ist?

über das ganze Dialektgebiet Verbreitetes oder um etwas Örtliches handelt. Bei der doch immerhin nicht gerade geringen Ausdehnung des Borowiakischen hätte bei jeder Lauterscheinung und bei jeder Form, das Gebiet oder der Ort des Auftretens genau angegeben werden müssen; mit der allgemeinen Angabe, daß er nur den „Typus" des Dialekts behandle, ist nicht viel anzufangen. Sehr zu bedauern ist, daß nicht schon vorher oder wenigstens gleichzeitig der zweite Teil über die Grenze zwischen dem Borowiakischen, Kaschubischen und Kociewischen, worauf er sehr häufig verweist, erschienen ist, auch die erst hierfür vorgesehene Karte vermißt man sehr[1]).

Zoppot. F. Lorentz.

Tihomir R. Djordjević, „*Sahranjivanje konja*" („Pferdebestattung"), Belgrad 1936. Sonderabdruck aus der „Godišnjica Nikole Čupića" Bd. XLV S. 59—64.

In der Schrift des verdienstvollen Belgrader Ethnologen handelt es sich um Folgendes. Daß Tiere, vor allem Pferde, nach ihrem Tod begraben wurden, um ihren ehemaligen Besitzern auf der anderen Welt in gleicher Weise zu dienen, wie auf dieser, ist ein bekanntes Thema. Daß man aber Pferde aus reiner Dankbarkeit für ihre getanen Leistungen und ohne jeglichen Hinblick auf ihre künftigen Dienste begrub, ist ein Motiv, das zwar in der jugoslavischen Volkspoesie und sonstiger Überlieferung hier und da vorkommt, das aber nach Verf. Meinung weder auf jugoslavischen, noch überhaupt indoeuropäischen ursprünglichen Gebrauch zurückgeführt werden kann. Auf Grund seiner Untersuchungen glaubt Verf. feststellen zu können, daß die Sitte der aus Dankbarkeit vollführten Bestattung der Pferde den Jugoslaven von den Türken und diesen wieder von den Arabern übermittelt wurde. In der Annahme der östlichen, arabischen Herkunft dieser Sitte wird er noch dadurch bestärkt, daß auch in einer spanischen Chronik des 13. Jahrh. (Ramón Menéndez Pidal: „Primera Cronica General-Istoria de Spaña que mandó componar Alfonso el Sabio y se continueba bajo Sancho IV en 1289"), in der sich mithin gleichfalls ein arabischer Einfluß kundgeben mag, von einer solchen Pferdebestattung, nämlich von der Bestattung des Pferdes Cids, die Rede ist. Es würde uns lohnend scheinen, würde der hier behandelte Gebrauch auch anderwärts erforscht werden.

Berlin. M. T. Selesković.

[1]) Der Verfasser dieser Besprechung erlebt leider nicht mehr ihr Erscheinen. Am 27. April hat Friedrich Lorentz die Augen für immer geschlossen. Eine ausführliche Würdigung seines Lebenswerkes bringt das nächste Heft dieser Zeitschrift. M. V.

Wilibald von Schulenburg, *Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte.* Zweite verbesserte Auflage mit Beiträgen von J. Bolte. (= Veröffentlichungen des Slavischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, hgb. von Max Vasmer. Bd. XI.) Kommisionsverlag O. Harrassowitz, Leipzig 1934, 8^0, XII + 313 S.

Es wird wohl nicht oft vorkommen, daß jemand noch in seinem 88. Lebensjahre die Neuauflage eines von ihm vor 52 Jahren verfaßten Werkes erlebt. So alt war Wilibald von Schulenburg. Leider starb er an den Folgen eines Unfalles vor Fertigstellung des Druckes am 29. April 1934 in Zehlendorf bei Berlin. Aber er konnte vor seinem Tode wenigstens noch die ersten Druckbogen dieses Werkes sehen, und das war eine schöne letzte Freude für den großen Volkskundler, der sein ganzes langes Leben der Erforschung des heimischen Volkstums gewidmet hat, und das schon zu einer Zeit, als er dafür in weiteren Kreisen kaum auf viel Verständnis rechnen konnte. Es widerstrebt mir, an diesem, von deutschen und slavischen Gelehrten längst anerkannten und oft benutzten Werke, Einzelheiten zu kritisieren. Das wäre bei der Problematik mancher volkskundlicher Deutungen natürlich nicht schwer. Aber was man heute von der Kunstkritik verlangt, daß sie ein Kunstwerk als Ganzes würdigen soll, darauf hat gewiß das wissenschaftliche Lebenswerk eines Forschers, wie W. v. Sch. einer war, — nicht weniger Anspruch. Darum will ich dieses Werk würdigen als Ausdruck seiner Persönlichkeit und seines gesamten geistigen Strebens.

W. v. Sch. war ein ganz seltener Mensch von echt adeliger Gesinnung, von angeborener Neigung zu wahrer Einfachheit und Schlichtheit. Aus altem preußischen Adelsgeschlecht stammend, besuchte er zunächst, gleichzeitig mit den Söhnen Bismarcks, das Werdersche Gymnasium in Berlin, wurde dann, der Überlieferung seines Hauses folgend, Offizier und zog 1870 als Leutnant im 2. Garde-Regiment zu Fuß mit in den Krieg. Beim Sturm auf St. Privat wurde er sehr schwer verwundet und verlor den linken Arm. Unter den Folgen seiner Verwundung hat er zeitlebens zu leiden gehabt; aber er ließ sich durch sie nicht hindern, die in ihm ruhenden Anlagen zur vollen Entfaltung zu bringen. Der damalige Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich, ein Freund seines verstorbenen Vaters, wollte ihn nach der Verwundung als seinen Privatsekretär anstellen. Aber W. v. Sch. konnte sich nicht dazu entschließen, diese ehrenvolle Berufung anzunehmen. Seinem schlichten Sinn wollte der Hofdienst nicht gefallen. Der Einarmige wurde Landschaftsmaler. Später hat er die Ablehnung bedauert, weil er, wie er mir einmal in einem Briefe schrieb, dem von ihm hochverehrten Kaiser „in seiner schweren

Leidenszeit gern beigestanden hätte". Zur Landschaftsmalerei führte ihn eine starke künstlerische Anlage und seine große Liebe zur Natur. So kam er auch zur Volkskunde. Er wollte das durch Blut und Boden bedingte, von der modernen Kultur möglichst unberührte Leben des Volkes kennen lernen und zur neuen Geltung bringen, weil er darin die Quelle und Kraft völkischen und staatlichen Lebens sah. Es schmerzte ihn immer wieder, daß zu seiner Zeit auf den höheren und mittleren Schulen gar nichts vom heimischen Volkstum gelehrt wurde, während das griechische, römische und sogar hebräische Volkstum einen breiten Raum im Unterricht einnahmen. Die Beschäftigung mit der Volkskunde entsprach seinem innersten Wesen, das sich mit dem deutschen Volkstum auch seelisch ganz verbunden fühlte. Seiner wertvollen Abhandlung über das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe (Ztschr. Brandenburgia XI, 7ff.) setzte er als Motto sein eigenes Bekenntnis voran: „Das Volkstum ist alles, und außer dem Volkstum ist kein Heil." Gern zitierte er das Wort des Elsässers Eduard Schurn: „Sich in Einklang mit den einfachsten Gemütern fühlen, ist eine der reinsten Freuden für einen hohen Geist." Man darf W. v. Sch., in seiner großen Bewertung des Volkstums, wohl als einen Bahnbrecher und Vorläufer unserer heutigen Zeit bezeichnen.

Sein Hauptinteresse galt der Erforschung des niedersorbischen Volkstums. Aber keineswegs ausschließlich. Immer und überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, oder wohin ihn seine Reisen führten, — in Oberbayern, Neustrelitz i. M., im Harz, im Schwarzwald, an der Ostseeküste, die er besonders liebte, in der Altmark, an den Küsten des Mittelländischen Meeres beschäftigten ihn alle Erscheinungen des Volkslebens. Immer zeichnete er und sammelte er. Bei einer Wanderung in Berchtesgaden mußte er wegen eines Beinschadens vier Wochen lang in einem Bauernhaus liegen bleiben. Er benutzte diese Zeit dazu, eine genaue Beschreibung dieses Bauernhauses zu verfassen und es durch 118 Zeichnungen zu veranschaulichen (Wiener Anthr. Ges. XXVI, 61—86). Er hinterließ zahlreiches selbst gesammeltes Material zu einer ostpreußischen Volkskunde. Viele seiner Arbeiten beschäftigen sich mit dem Teltower Kreis. — Allein seine Arbeiten zur sorbischen Volkskunde sind so zahlreich, sein Interesse für das sorbische Volkstum ist so groß und anhaltend, daß er auch in den germanisierten Gebieten seinen Spuren nachgeht, er dringt so tief in die sorbische Volksseele ein, daß man ihn mit Recht als den besten Kenner des sorbischen Volkstums unter den deutschen Forschern bezeichnen kann. — Er war gleichzeitig Sammler und Deuter. Als Sammler verfuhr er ganz selbständig. Er lehnte es ab, auf Zwischenwegen, etwa durch literarisch Gebildete zum Ziele zu kommen, weil diese mehr oder weniger kritisieren und durch unrichtige und drängende Äußerungen Antworten suggerieren. So ist das Buch von Edm. Vecken-

stedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche vom Jahre 1880 zustande gekommen. W. v. Sch. sammelte also im Volke selbst. Er ließ das Volk selbst reden. Diese seine Sammlermethode hat er in seinem Vortrag über den Brahmoer Schloßberg vom 20. Januar 1883 in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft unter dem Vorsitz von Rudolf Virchow dargelegt und begründet. „Nur das Volk allein mit seinem innigen Glauben vermag die alten Überlieferungen in jener immer gleichen und wunderbaren Treue weiterzuführen und wiederzuerzählen. Der Gebildete und vor allem der Halbgebildete nimmt nicht bedingungslos an, sondern verändert und begründet nach seinem Verstande, was dem Volke gar nicht einfällt begründen zu wollen, wie es denn nach jetziger menschlicher Auffassung überhaupt nicht begründet werden kann. — Im Volke ist Glaube: Glaube, und in schlichter Treue überliefert es sein heiliges Vermächtnis unangetastet den Kommenden."

W. v. Sch. verlegte im Jahre 1876 seinen Aufenthalt ganz in den Spreewald und verblieb dort drei Jahre lang Sommer und Winter hindurch, „nicht genötigt durch äußere Verhältnisse, sondern aus Liebe zur Landschaft und zum ländlichen Volkstum". Auch in späteren Jahren ist er oft auf längere Zeit in den Spreewald zurückgekehrt. Er wohnte in dem einstöckigen Häuschen des Büdners Badarak an der Mühlspree und erwarb sich bald das Vertrauen der ganzen Bevölkerung. Im Dorfe kannte kaum jemand seinen wirklichen Namen. Er hieß einfach Badarahojc molaŕ, und ist heute noch, nach 60 Jahren, wie ich mich selbst überzeugen konnte, unter diesem Namen bekannt. Im täglichen Verkehr eignete er sich bald die niedersorbische Sprache an und lernte nun erst alle Freuden und Leiden der Bewohner richtig kennen. Er selbst bekannte: „Sie haben mich stets als einen der ihren betrachtet, und ich freue mich darüber noch heute" (Volkstum 1. Aufl. S. IV). So schuf er durch seine adelige Schlichtheit das Vertrauensverhältnis, das die sorbische Bevölkerung ihm gegenüber zum Sprechen über altes Sagentum und Brauchtum brachte.

Vor 52 Jahren erschien die erste Auflage des vorliegenden Werkes mit demselben Titel: „Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte" im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin. Es war nicht der erste Ertrag von W. v. Schulenburgs volkskundlichen Forschungen. Im Jahre 1880 war bei Brockhaus sein Buch: „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald" erschienen. Während er sich in diesem nur auf das eigentliche Spreewaldgebiet beschränkte, berücksichtigte er im „Wendischen Volkstum" auch das Gebiet des Ostsorbischen, das nicht bloß sprachlich, auch volkskundlich archaischer ist, als das Niedersorbische. In dem Dorfe Schleife (Kreis Rothenburg, Schlesien) wurde W. v. Sch. bald ebenso heimisch wie im Spreewald. Er fand in dem Pfarrer Julius Welan einen eifrigen

Förderer seiner Bestrebungen; in dem viel wissenden und ganz in seinem Volkstum lebenden Bauer Johann Hantscho-Hano einen wirklichen Freund und unermüdlichen Gefährten bei seinen volkskundlichen Untersuchungen und Wanderungen. W. v. Sch. hat die Erinnerung an diesen prächtigen Mann durch eine von ihm verfaßte Lebensbeschreibung festgehalten, die G. Schwela in der obersorbischen Ztschr. Łuzica (1912, 68ff.) veröffentlicht hat. Die „Wendischen Volkssagen" erschienen in zweiter und verbesserter Auflage in Kottbus 1930.

Als W. v. Sch. sein Wendisches Volkstum zur Neuauflage vorbereitete, schloß er damit ein langes, fleißiges Forscherleben ab. Das Preußische Kultusministerium, das für diese Ausgabe die notwendigen Geldmittel zur Verfügung stellte, hat wirklich ein würdiges Haupt gekrönt. — Zur vollen Würdigung des Buches, um seiner Voraussetzungen und Ergänzungen willen, ist es notwendig darauf hinzuweisen, was W. v. Sch. sonst noch in der Zeit zwischen der ersten und zweiten Auflage dieses Werkes für die sorbische Volkskunde geleistet hat. Wie sehr übrigens dieses Werk mit den „Wendischen Volkssagen" als ihre Ergänzung zusammengehört, ist schon daraus zu erkennen, daß W. v. Sch. in ihm dieselbe Stoffeinteilung beibehalten hat.

Zu diesem Buche gehören eigentlich 1300—1400 Zeichnungen, die W. v. Sch. bereits für die erste Ausgabe angefertigt hatte. Er war Landschaftsmaler und hat sich auch immer so genannt. Aber gleichzeitig hat er seine Kunst in den Dienst der Volkskunde gestellt. Er hat die Landschaft des Spreewaldes, die vielen mit Mythen verbundenen Orte gemalt, wie den Koboldsee bei Straupitz, die Bullgrube bei Müschen u. a. In überaus zahlreichen Aquarellen, Ölskizzen, Kreide-, Feder- und Bleistiftzeichnungen hat er das niedersorbische Volk bei seiner Arbeit und in seinem Lebenslauf dargestellt. Leider hat er davon nur weniges veröffentlichen können, wie in der 2. Auflage seiner „Volkssagen", in seiner „Inneren Volkskunde" im 3. Band der Landeskunde der Provinz Brandenburg von Ernst Friedel und Robert Mielke vom Jahre 1912, gelegentlich auch in der Zeitschrift Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie u. a. O. Einen großen Teil seiner Zeichnungen hat er vor seinem Tode der Niederlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Guben geschenkt. Ihr Wert besteht darin, daß er zu einer Zeit, als die Photographie noch nicht in den Dienst der Volkskunde gestellt wurde, das Gegenständliche mit allen Einzelheiten wiedergegeben und bei den Personen die charakteristische Haltung erfaßt und dargestellt hat, z. B. die der Fadenzieherin an der Spindel, der Wieterinnen, der Wasserträgerin, des vom Jahrmarkt heimkehrenden Bauern, des Reusenflechters u. v. a. Darum geben seine bildlichen Darstellungen ein sehr wertvolles Anschauungsmaterial.

Mit der Volkskunde im heutigen Sinne verband W. v. Sch. auch die Vorgeschichte, die ihn immer auf das lebhafteste beschäftigt hat. Die Niederlausitz mit ihrem Reichtum an prähistorischen Grabstätten und Funden, wo man gelegentlich die Straßen mit Urnenscherben aufschüttete, regte ihn sofort dazu an. Ursprünglich wollte er auch in der 1. Auflage dieses Werkes die Vorgeschichte des sorbischen Sprachgebietes behandeln und dabei die wertvollen Funde beschreiben, die er selbst gemacht hatte. Vom Jahre 1879 ab beteiligte er sich an den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und brachte bis etwa zum Jahre 1889 eine überaus große Anzahl von prähistorischen und volkskundlichen Beobachtungen zur Mitteilung. Als im Jahre 1880 in Berlin der Internationale Anthropologische Kongreß tagte, mit dem eine Ausstellung in Berlin und ein wissenschaftlicher Ausflug in den Spreewald verbunden war, trug W. v. Sch. wesentlich zu seinem Gelingen mit bei. Er stellte seine eigenen Funde mit aus, darunter einen Stein mit eigenartigen Zeichen aus Burg, und bereitete gemeinsam mit Virchow den Ausflug auf das sorgfältigste vor, indem er die ihm bekannten vorslavischen Urnengräber in den Sandbergen bei dem Dorfe Burg zur Ausgrabung bereithielt. Außerdem verfaßte er eine interessante, durch besondere Modelle veranschaulichte Abhandlung über den Schloßberg von Burg und zeichnete eine prähistorische Karte des Spreewaldes, in die er auch Volkskundliches einzeichnete. Sie wurde in der Ztschr. für Ethnologie (XII, 145ff.) veröffentlicht. Eigene Ausgrabungen hat W. v. Sch. an vielen Orten unternommen, u. a. wiederholt am Schloßberg von Burg; Ende der 70er Jahre auf dem Hügel Muschink bei Müschen, der heute ganz abgegraben ist, auf dem Laucher Berg, beim Dorfe Babow in der Nähe des Brahmower Schloßberges, wo er den großartigsten Bronzefund der Niederlausitz „die Babower Ringe" in ihrer Gesamtheit der Wissenschaft erhalten konnte. Es gelang ihm, genau die Fundstelle des großartigen Bronzewagens festzustellen, über den Virchow 1873 in der Berliner Ethnologischen Gesellschaft berichtete (Ztschr. f. Ethn. V, 198). Alle seine Funde schenkte W. v. Sch. dem Königlichen Museum in Berlin. Virchow schätzte seine selbstlose Tätigkeit, die er aus reiner Liebe zur Sache ausübte, außerordentlich und bedauerte es lebhaft, als W. v. Sch. im Jahre 1889 aus der Gesellschaft ausschied. Dazu bestimmte ihn seine große Bescheidenheit. Da inzwischen die Prähistorie eine strenge Wissenschaft geworden war, glaubte er als Dilettant nicht mehr hineinzugehören. — Aber die Liebe zur Vorgeschichte hat W. v. Sch. nicht verlassen. Er hat immer wieder Ausgrabungen veranstaltet, u. a. in der Altmark beim Dorfe Groß-Schwarzlosen im Kreise Stendal, besonders aber im Kreise Teltow. So untersuchte er den Eulenspiegelstein bei Wittstock, den Burgwall des Dorfes

Kliestow bei Trebbin, den Hirseberg und Gadsdorfer Höllenberg bei Zossen. Überall sammelte er auch neben den Altertümern aus dem Volksmunde die alten Überlieferungen. Er empfand schmerzlich das Gelegentliche und Zufällige seiner Arbeiten, und er wünschte darum eine planmäßige Durchforschung der Heimat durch die Vereinigung zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in der Mark. Diese sollte zunächst einmal das Volk aufklären über den Wert der prähistorischen Altertümer, aber in einer volkstümlichen Sprache, „nicht im Beamtendeutsch, Gerichtsdeutsch, Gelehrtendeutsch. — Um diese drei Sprachen zu verstehen, dazu gehört eine besondere, stark fremdgeistige — Vorbildung."

Die Prähistorie ist bei W. v. Sch. die Voraussetzung für die Volkskunde. Er hat die Beobachtung gemacht, daß alle Lüttchenorte und Hellberge, Höllenberge heidnische Totenstätten sind. Er ist durch seine prähistorischen Forschungen zu der Überzeugung gekommen, daß lange vor den Sorben im niedersorbischen Sprachgebiet germanische Völker gewohnt haben. Die kostbaren Bronzefunde stammen jedenfalls nicht von ihnen, sondern womöglich noch aus einer vorgermanischen Zeit. Die Pferdebohne wurde bereits vor den Sorben im Spreewald angebaut (Niederl. Mitt. II [1892] 300). Als der Spreewaldforscher Dr. Behla-Luckau im Jahre 1884 auf dem Anthropologischen Kongreß zu Breslau die Behauptung aufstellte, daß der Schloßberg bei Burg das von Tacitus erwähnte Heiligtum der Semnonen sei, konnte sich W. v. Sch. dem zwar nicht anschließen, weil der Schloßberg früher mitten in Sümpfen gelegen haben muß, was den Angaben des Tacitus widerspricht, aber auch er war der Meinung, daß der Schloßberg germanischen Ursprungs ist. Die große kulturelle, geistige und seelische Ähnlichkeit des sorbischen Volkstums mit dem deutschen, welcher W. v. Sch. mit besonderer Freude nachging, führt er nicht bloß auf eine gegenseitige Durchdringung, sondern entweder auf gemeinsame arische Abkunft oder auf Übernahme der vorgefundenen germanischen Kultur durch die eingewanderten Sorben zurück. Er schätzte und liebte das gesunde niedersorbische Volkstum und begrüßte alle — natürlich staatstreuen — Bestrebungen, es zu erhalten. In einem Briefe vom 22. November 1931 schrieb er mir das schöne Wort, daß „wer dafür wirkt, sich auch um das Deutsche Reich verdient macht".

Mit großem Interesse ging er den Überresten und Spuren des sorbischen Volkstums in den vor kürzerer oder längerer Zeit eingedeutschten Gebieten nach. Seine zahlreichen Aufsätze über diese Gegenden enthalten eine Fülle von Beiträgen auch zur niedersorbischen Volkskunde. Schon in der ersten Auflage seines „Wendischen Volkstums" hat er mit Recht diese Überlieferung mit berücksichtigt, und zwar vorwiegend die, welche er in den Gemeinden Groß-Schulzendorf

bei Zossen und Heiligensee bei Tegel kennengelernt hatte. Die vielen Überreste der sorbischen Sprache, welche er in diesen Gegenden gesammelt hat, warten noch auf wissenschaftliche Verwertung.

Vorliegendes Werk bringt wohl denselben Inhalt wie seine erste Auflage, aber ergänzt ihn durch zahlreiche Verbesserungen und Zusätze. Bei den Märchen hat J. Bolte auf Parallelen in seiner großartigen Ausgabe der Grimmschen Märchen verwiesen. Leider hat W. v. Sch. nicht immer den Ort angegeben, wo er ein Märchen aufgezeichnet hat, und leider hat er verhältnismäßig nur wenig niedersorbische Originaltexte geboten. Das erklärt sich natürlich daraus, daß sein Buch für deutsche Leser bestimmt war. Dafür hat er den Ausweg gefunden, daß er bedeutsame Wendungen immer auch in sorbischer Sprache einfügte. Aber da die niedersorbische Sprache seit dem Aufenthalt W. v. Sch. in manchen Gebieten ganz erloschen ist, wäre es sehr wertvoll, wenn wir von dort sprachliche Texte besäßen. Die Korrektur der Texte erstreckte sich vorwiegend auf grammatische Richtigkeit und verzichtete auf streng phonetische Schreibweise, um nicht die örtlichen dialektischen Eigentümlichkeiten zu verwischen, die W. v. Sch. gehört hatte. — Einen Mangel der vorliegenden neuen Auflage möchte ich jedoch hervorheben, der auf W. v. Sch. allzugroße Bescheidenheit zurückzuführen ist. Er verweist kaum einmal auf seine zahlreichen sonstigen Arbeiten zur sorbischen Volkskunde, die weitere Angaben, Vergleiche und vor allem seine Deutungen enthalten. Sie gehören unbedingt zu diesem Werk, sind seine Voraussetzungen und seine Ergänzungen.

Zu dem Sagenstoff vom wendischen König gehören unbedingt seine Aufsätze „Der Schloßberg zu Burg a. d. Spree" und „Bemerkungen zur prähistorischen Karte von Burg". Ztschr. f. Ethn. XII (1890) 237—244; 180—245; „Der Brahmoer Schloßberg und der wendische König". Verh. d. Ges. f. Anthropologie 1883, 55—60; „Die Nachkommen des wendischen Königs im Spreewald". Ztschr. Der Bär 1879, 148ff. Verh. d. G. f. Anthr. 1879, 442. W. v. Sch. führt den Nachweis, daß die Gestalt des wendischen Königs mythischen Ursprungs ist und er bietet dazu Parallelen aus der germanischen Sagenwelt. — Wichtige Ergänzungen zu seinen Ausführungen über die *Luttchen* ns. *lutki* bieten die Aufsätze: „Die Lutchen der Niederlausitz". Ztschr. Brandenburgia 1893, 48—62; „Die Lutchenwohnung auf dem Babenberge zwischen Lieskau und Schönheide. Verh. d. Anthr. Ges. 1893, 370; „Lutchen im Kragsdorfer Berge". Verh. d. Anthr. Ges. 1896, 191. — Von der Boschawostsch ns. bóžawosć handelt der Aufsatz „Die Boschawostsch in der Lausitz und in Galizien". Niederl. Mitt. VI (1892) 474f., vom Irrlicht die sehr wertvolle auf eigenen interessanten Beobachtungen beruhende Abhandlung: „Die Irrlichter und Irrwische". Brandenburgia V (1897) 462f.

von Schlangen die Aufsätze: „Die Hausschlangen“ und „Schlange und Aal im deutschen Volksglauben“. Ztschr. f. Ethn. 1883, 94f., von Kröten die Mitteilung: „Kröten an Viehställen im Spreewald“. Niederlaus. Mitt. 1928, 337. Zur Mythik gehört auch sein Aufsatz: „Seele und Stern“. Niederl. Mitt. 1892, 376ff. — Kennzeichnend für seine Stellungnahme zu den sorbischen Mythen ist sein Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie vom 19. März 1883 über „die territoriale Verbreitung der deutschen Zwölftengottheiten“. Bericht darüber mit Kärtchen Verh. d. G. f. Anthr. 1883, 246f. Zu der Namensgruppe dieser germanischen Gottheiten zählt er auch die niedersorbische *Morawa*, die auch in den germanisierten Gebieten des Teltower Kreises noch fortlebt, den obersorbischen *Diterbjarnat* (Dietrich von Bern), die Frau Harke in der Mark, die Frau Gode oder Wode in der Priegnitz. Sein Kärtchen — meines Wissens die erste volkskundliche Karte in Deutschland — hielt W. v. Sch. selbst für unzureichend, und er wünschte staatliche Mittel für eine ganz ausführliche Karte größten Maßstabes, die alle noch vorhandenen Überlieferungen festhalten sollte, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Zu diesem Stoffkomplex gehören noch die Aufsätze: „Frau Harke in der Mark“. Verh. f. Anthr. 1896, 189; „Die Göttin Harke im Kreise Teltow und ihre letzten Spuren“. Brandenburgia 1896, 233ff., „Wendentum und germanische Gottheiten im Kreise Teltow“. Teltower Kreiskalender 1930. — Auf germanische oder doch allgemein arische Abkunft führt W. v. Sch. auch die Gestalt der Kornmutter zurück, mit der er die niedersorbischen Gestalten čašydło, serpjelšeja, knip, zubata Hana, serpownica pšepolnica, mórawa, serpownica u. a. in Verbindung bringt. Ergänzungen zu seinen Ausführungen im Volkstum sind seine Mitteilungen in den Verh. der Ges. für Anthropologie: „Die Kornmutter“ 1896, 264; „Die Sage von der Kornmutter und dem Sartorispruch“, 1883, 387; „Die Kornmutter in Westpreußen“ mit einer Zeichnung, 1896, 872. Über den Blitz schreibt er auf Grund eigener Beobachtungen in der Mitteilung: „Über wichtige mythische Blitzerscheinungen‘, Verh. d. Ges. f. Anthr. 1883, 39. — Gleichzeitig volkskundlichen und prähistorischen Inhalts sind die Aufsätze: „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“ Ztschr. f. Ethn. 1880, 25. 2f; „Alte Steine“. Niederl. Mitt. 1893, 300f., „Der Schwurstein bei Müschen“. Gebirgsfreund I, 35f.

Zu dem sehr umfangreichen Stoffgebiet der Magie im Volksleben hat W. v. Sch. noch sehr viele Einzelbeiträge geliefert. Ich nenne nur einige wichtige: „Das geweihte Brot und das Fünffingerkreuz“, „Die im Spreewald bestehende Sitte zu Weihnachten die Bäume zu beschenken“ Verh. d. Ges. f. Anthr. 1896, 187. „Das Vierzeichen“, „Das Osterspiel mit Eiern“, „die merkwürdige Sitte, den Verstorbenen die große Zehe zu küssen“. Verh. d. Ges. f. Anthr. 1896, 264f. über die auch im niedersorbischen Gebiet gebrauchte Sator

Arepo Formel. Verh. d. Ges. f. Anthr. 1880, 280ff., 1881, 85ff., über „Steinkreuze" und den „Toten Mann" 1881, 101; über „Beigaben in die Särge von Wöchnerinnen"; über „Feuerreiben und Notfeuer" 1881, 132; über ein „altes Wahrzeichen der Havelfischer" 1882, 34, über „Kirchenmarken in der Lausitz und in Pommern" 1883, 243; über „die Ostersemmel" jatrowa guska 1884, 156 u. v. a. Für die niedersorb. Volkskunde hat auch Wert sein Aufsatz im Platt des Kreises Teltow zwischen Zossen und Trebbin: „Wolborgen und der Wolborgbauer". Brandenburgia 1896, 229—32. Besonders fesselnd ist der längere Aufsatz: „Die Obstbäume des Spreewaldes in Wirklichkeit und Sage", den W. v. Sch. in der Zeitschrift seines Freundes Dr. C. Bolle „Deutscher Garten" 1881, 210—19 veröffentlicht hat. Erst nach langem vergeblichem Suchen konnte ich ein Exemplar dieser Zeitschrift aus der Preußischen Staatsbibliothek erhalten. In den niedersorbischen Kinderreimen und Spielen sah W. v. Sch. besonders viel germanisches Erbgut. — Eine wertvolle Ergänzung zum „Volkstum" ist der Aufsatz: „Der Kinderreim Dippe-Dappe" in den Niederl. Mitt. 1893, 167f.

Die materielle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Kultur des niedersorbischen Volkstums wird in seinem neuen Werke verhältnismäßig wenig berücksichtigt. Aber er hat auch dazu wichtige Beiträge geliefert. Das vor Einführung der Stallfütterung sehr bedeutsame Hirtenwesen hat er nach Mitteilungen alter Leute in der gründlichen Monographie dargestellt: „Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts". Archiv der Brandenburgia-Ges. für Heimatkunde der Provinz Brandenburg XI (1904) S. 1—126. Die Wildschützen des Spreewaldes hat er in seiner Abhandlung: „Der Freischütz im Spreewald". Niederl. Mitt. XVIII (1928), zu Ehren gebracht. Die Dorfschulzen interessierten ihn wegen ihrer Schulzenstäbe, von denen er eine stattliche Sammlung zustande brachte und dem Märkischen Museum schenkte. Er schrieb darüber: „Wendische Schulzenstäbe". Verh. d. Ges. f. Anthr. 1884, 17; „Über den Schulzenhammer". Brandenburgia 1896. — Im Spreewald beschäftigte ihn natürlich besonders auch das Fischereiwesen. Wichtige Ergänzungen sind die Festschrift für den Fischereiverein der Provinz Brandenburg vom Jahre 1901: „Die alten Fischer im Spreewald" und die gründliche Arbeit „Märkische Fischerei". Noch in den letzten Lebensjahren schrieb er für die Beilage der Teltower Kreisblätter: „Heimat und Ferne" 1931 Nr. 29 über „Die erste künstliche Fischzucht der Mark am Teupitzsee und alte Fischereinachrichten" 1932 Nr. 29. 30. 32—34. „Die Kleinfischerei an der Dahme". Auf die äußere technische Kultur des niedersorbischen Volkstums beziehen sich auch sein mit 97 Zeichnungen versehener Aufsatz: „Das Spreewaldhaus". Ztschr. f. Ethn. XVIII (1886) 123ff., sowie seine Beschreibung und Zeichnung: „Alter Schweinestall, an

dem man Weissagung empfing". Ztschr. f. Ethn. 1886, 132. Niederl. Mitt. I, 81; Landeskunde der Prov. Brandenburg III, 245; ferner die „Beiträge zur Trachtenkunde" Niederl. Mitt. II (1892), 377ff., die Aufsätze: „Das Spinnen und Wirken in alter Weise", Verh. d. Ges. f. Anthr. 1882, 35ff., „Wendische Zahlungsmittel", Ztschr. f. Ethn. 1886, 196, über „Häuser mit Eulenlöchern" in der Priegnitz. Verh. d. Ges. f. Anthr. 1887, 567. Ein wichtiger Beitrag zu den sorbischen Heilkräutern und Pflanzennamen ist seine Arbeit „Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow", Brandenburgia 1896, 137—205. — Zur eigentlichen Ethnologie des niedersorbischen Gebietes gehören sein Vortrag: „Der Spreewald und seine Bewohner" vom 24. Januar 1894, Brandenburgia 1894, 227—54; seine Arbeiten: „Wendisch sprechende Schulkinder in Preußen", Niederl. Mitt. III (1891) 231ff., „Zwei Spreewaldurkunden", Niederl. Mitt. I 344; „Die Bevölkerungsverhältnisse von Burg im Spreewald", Niederl. Mitt. 1888, 227.

Diese Ergänzungen aus der volkskundlichen Bibliographie W. v. Sch. sind bei weitem nicht vollständig. Sie zeigen jedenfalls, wie umfangreich sein volkskundliches Werk war, und wie wünschenswert es ist, dieses vollständig darzustellen. Es soll mir eine Ehrenpflicht sein, dem edlen alten Herrn, der mich bis zu seinem Tode seiner Freundschaft für würdig gehalten hat, diesen Dienst zu leisten.

Der große Wert dieser Neuauflage des „Wendischen Volkstums" besteht darin, daß sie eine Quellensammlung von dokumentarer Bedeutung ist. W. v. Sch. hat nichts abgeschrieben und nichts anderen nacherzählt. Er unterläßt auch möglichst alle Deutungen und Vergleiche, die er in besonderen Aufsätzen bringt, um nur das Volk über sein Volkstum reden zu lassen.

Schon die erste Auflage der Buches hat eine große Wirkung ausgeübt. Der Spreewalddichter Robert Behla hat ihm zahlreiche Motive entnommen und in seinen „Spreewaldklängen" dichterisch neu gestaltet. Lübbenau 1895. — Die Wörtersammlungen des Buches hat Ernst Mucke in sein großes Niedersorbisches Wörterbuch 1911—28 aufgenommen. Adolf Černy hat in seinem Werke „Die mythischen Wesen der Lausitzer Sorben" (Mythiske bytośće łužiskich Serbow). Bautzen 1898, Wilibalds von Schulenburg Mythensammlung mit verwertet. Alle Volkskundler der Lausitz und Mark Brandenburg benutzen es. Für die jüngste Gegenwart nenne ich nur Friedrich Sieber (Wendische Sagen. Jena 1925) und Walter Garnatz und Fritz Jungnitsch (Teltower Sagen. 1932).

So darf man wohl erwarten, daß die neue erweiterte Auflage des längst vergriffenen Werkes in einer Zeit, die dem völkischen Sehnen Wilibalds von Schulenburg Verständnis entgegenbringt, viel Beifall finden und weitere Anregungen geben wird.

Stollberg i. Sa. Otto Lehmann.

Andrović, G., *Dizionario delle lingue Italiana-Slovena.* Mailand, A. Vallardi (1936). C II + 816 + 710 S. 40 Lire.

Ein dicker Band, sauber gedruckt und gebunden, den man aus mancherlei Gründen mit großem Interesse in die Hand nimmt. Dieses Interesse schlägt in Befremden um, sobald man in der Einleitung den verstorbenen Politiker Dr. J. E. Krek als den Anreger und sozusagen fachlichen Berater am Werke erwähnt findet — weitergehend erlebt man dann in der Grammatik und im Wörterbuche seine blauen Wunder. Das Slovenisch, das der Verf. die Italiener lehrt, ist wirklich befremdlich. Für den Lok. des Sing. werden Formen wie *jezici, dolzi, lozi*, für den Nom. des Pl. *travnici, oblaci* angegeben. Der Unterschied zwischen den bestimmten und unbestimmten Formen des Adjektivs ist wirklich sehr groß; nach dem Verf. heißt *mladi človek* im Italienischen *il giovane uomo, mlad človek* aber *un vecchio uomo*! Wahrhaftig! Denn das Gleiche begegnet uns beim Femininum und Neutrum! Neue Überraschungen erwarten uns beim Zahlwort. Dort wird *prvi* zwar mit *il primo* wiedergegeben, *prva* heißt aber schon *la seconda*, was *prvo* heißt, darüber läßt uns der Verf. im Unklaren. Man putzt sich die Brille und reibt sich die Augen, findet aber immer wieder den gleichen höhnischen Text! Das Paradigma *vzdig-no-ti* läßt für die Grammatik eine Vorlage aus der Zeit der Hochblüte der „pannonischen Theorie" erschließen, das Fehlen des Wortes *ar* für das Lexikon eine aus der Zeit vor der Einführung des metrischen Systems! Formen wie *abstrahovati, akceptovati, anatomovati* (!) hält der Verf. für Imperfektiva der perfektiven auf *-irati*! Daß er aus älteren Wörterbüchern alle möglichen Homunculiden einer patriotischen Wörterbuchmacherei, die sich nebenher auch noch in Permutationen mit Wurzeln, Präfixen und Suffixen gefiel, lediglich um einen großen Wortschatz zu zeigen, mitschleppt, sieht man an seinem Werke auf Schritt und Tritt. Wie weit seine Kenntnis des Slovenischen reicht, sieht man gleich in der ersten Spalte seines Wörterbuches, wo er zu *ab* bemerkt: *uporablja se v latinskim frazama . . .*! Man ist daraufhin auf seine slovenischen Studien, die er in der Fußnote 2 (S. VII) in Aussicht stellt, gar nicht begierig.

Es ist betrübend, daß einem angesehenen Verleger mit diesem Machwerk ein solches Mißgeschick in einer Zeit widerfahren konnte, in der doch schon Italien selbst eine Reihe von Slavisten besitzt, die ihn davor hätten bewahren können. Hier ist wirklich — bei edelster Absicht des Verlags! — ein großer Aufwand nutzlos vertan worden.

Ljubljana (Laibach). J. Glonar.

V. Tille, *Soupis českých pohádek*. Bd. II. Teil I. Prag 1934. (= Rozpravy České Akademie Věd a Umění, Reihe III, Bd. 72.) Lex.-8°, IV + 451 S.

Dies ist die Fortsetzung jenes für jeden Märchenforscher hochbedeutsamen Werkes, dessen ersten Band (1929) ich in dieser Ztschr. 9 (1932), 509—516 ausführlich besprochen habe und das sorgfältige Auszüge aus sämtlichen čechischen Aufzeichnungen einer langen Reihe der wichtigsten Märchentypen (in alphabetischer Reihenfolge) enthält. Der vorliegende Halbband umfaßt 52 Stichwörter (von „Lebka — číše" bis „Ptáček štěstí a kouzelné ovoce"); er besitzt alle Vorzüge seines Vorgängers, es fehlen ihm aber auch ebenso wie dem letzteren in den meisten Fällen die dringend notwendigen Angaben des Aufzeichnungsortes und -jahres jedes einzelnen Märchentextes.

Ich lasse ebenso wie in meiner vorigen Besprechung ein kurzes Märchentypenregister nach Aarnes System folgen, wobei ich aber wiederum nur die von Tille unter selbständigen Stichwörtern untergebrachten Texte berücksichtige, also nicht diejenigen, die infolge von Kontamination mit anderen Typen unter den letzteren stehen. — VBM bedeutet: Václav Tille Verzeichnis der böhmischen Märchen I, Helsingfors 1921 (= FF Communications 34).

Antti Aarne, The types of the folk-tale. A classification and bibliography. Antti Aarnes Verzeichnis der Märchentypen, translated and enlarged by Stith Thompson. Helsingfors 1928 (= FF Communications 74). — *301* (*A* und *B*): 387—437; VBM 66—95. — *302*: 119—135; VBM 114—121. — *304*: 264—276; VBM 56—61. — *306*: 337—347; VBM 311—318. — *307*: 326—337; VBM 318—324. — *311*: 80—90. — *315*: 252—260; VBM 62—65. — *326*: 103—116. — *327 A*: 213—217. — *327 B*: 170—173. — *400*: 368—373; VBM 124—126. — *401*: 357—368; VBM 127—135. — *402*: 181—192; VBM 248—254. — *403*: 225—234. — *408*: 222—225. — *510 A*: 242—249. — *510 B*: 91—100. — *513 A*: 303—308. 373f.; VBM 225—229. 231—234. — *513 B*: 308—312. 318; VBM 229—231. — *518*: vgl. oben Nr. 400. 401. — *530*: 148—162; VBM 48—56. — *550*: 2—18; VBM 177—183. — *551*: 18—36; VBM 183—200. — *554*: 317f. 374—387; VBM 207—210. 233*. — *566*: 283—303; VBM 273—285. — *567*: 443—451; VBM 285—290 (vgl. auch 291—293). — *569*: 294—296; VBM 280f. — *570*: 279—283. 303—305. 307—309. 319—324; VBM 231—233. 236—240. — *571/4* (die Königstochter zum Lachen zu bringen): 278f. 318f.; VBM 235. — *571*: 303—308. 312—317; VBM 231—235 (vgl. auch 239f.). — *575*: 36—41; VBM 308—311. — *621*: 323. — *653*: 66—68; VBM 245f. (vgl. auch 162—166, VBM 246—248). — *700*: 167—170. — *707*: 192—212. — *708*: 173 — 181. — *710*: 55—66.

— *763*: 238f. — *850*: 323f. — *851*: 324—326; VBM 220—222. — *852*: 43—45; VBM 241—243 (vgl. auch unten Andrejev Nr. *1920 D). — *853*: 321f.; VBM 237f. — *854*: 347f. — *888*: 251f. — *923*: 276f. — *931*: 166f. — *935*: 135—148. — *945*: 101—103; VBM 254f. — *1137*: 239. — *1536 A*: 437—440. — *1536 B*: 440—443. — *1645*: 234—238.

N. P. Andrejev, Указатель сказочных сюжетов по системе Аарне. Leningrad 1929. — **400 B* (die Rabe, Grimm KHM 93): 348—357; VBM 50f. 136—142. — **1920 D*: 41—43. 45—47 (vgl. auch Aarne-Thompson 852).

V. Chauvin Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux Arabes publiés de 1810 à 1885. Lüttich 1892—1922. — *VI 81f. Nr. 250* (Ma'roûf): 217—222; VBM 267f. — *VI 133—136 Nr. 286* (Pari Banou, Anfang, vgl. Aarne-Thompson 653): 162—166; VBM 246—248. — *VIII 125f. Nr. 112* (Zeichendisput): 249—251. — *VIII 194—196 Nr. 235* (Amicus et Amelius): 260—262 (die Jakobsbrüder).

Gehängter lebendig (Legende): 262f. — Jakobsbrüder (vgl. Chauvin VIII 194—196 Nr. 235): 260—262. — Kaminfeger im Ofen für den Teufel gehalten (Schwank): 116—119. — Kruzifix gefüttert (Grimm Kinderlegende 9): 76—80. — Lügenmärchen, verschiedene: 41—51. — Magelone: 51—55. — Melusine: 69—76. — „Nein" soll die Prinzessin auf alle Fragen antworten (Bolte-Polívka, Anmm. zu den KHM der Brüder Grimm I 192; II 564 Fußn. 1): 278f.; VBM 243f. — Prinzessin von Ponthieu (Volksbuch): 263f. — Rätselmärchen vom ermordeten Geliebten (Bolte-Polívka II 361f.): 2. — Schädel als Trinkschale (Alboin und Rosamunde): 1f.

Dorpat. Walter Anderson.

Heinz Wolfgang Müller: *Das Musikalische in der Dichtung Lermontovs.* Frankfurt a. M. 1936, 8°, 76 S. (Tübinger Dissertation 1935).

Die vorliegende fleißige Arbeit wird nicht nur wegen des reichen Stoffgehaltes, der der Lermontov-Forschung durchaus willkommen ist, hier besprochen, sondern auch, um auf die Gefahren hinzuweisen, die einem jeden Forscher drohen, der sich auf ein enges Arbeitsfeld beschränkt, und auf das Gesamtgebiet, dessen einen Teil er durchackert, gar nicht achtet.

Der Inhalt der Arbeit entspricht nicht ganz ihrem Titel: der Verfasser beschäftigt sich nicht so sehr mit der Musik in der Dichtung Lermontovs, und auch nicht mit der Musikalität seines Verses, wie man erwarten könnte, wie mit dem das Akustische überhaupt betreffenden Wortschatz der Lermontovschen Sprache. Die Worte und Ausdrücke, die er mit großem Fleiß gesammelt hat, dürfen aber keinesfalls so eindeutig als das „Musikalische" bezeichnet werden: das

gilt etwa von den Worten „zvuki", „golos", „glas", „slovo", das gilt auch von dem traditionellen „ich singe" für „ich dichte", „Gesang" (pesn', pesnopenije) für „Dichtung" u. dgl. m.

Der Verfasser beginnt seine Arbeit damit, daß er das Wort „Musikalität" im Sinne seiner Aufgabe umdeutet (S. 8), er gibt aber eine Sinnbestimmung dieses Wortes, der die etwa eben angeführten Beispiele doch nicht ganz entsprechen. Es folgt eine allgemeine Beurteilung der „Musikalität" der Lermontovschen Sprache: hier stellt der Verfasser Urteile aus der Lermontov-Literatur zusammen, ohne sich Rechenschaft zu geben, daß die Standpunkte, von welchen aus die Kritiker und Literaturhistoriker ganz verschiedener Richtungen in Arbeiten von ganz verschiedenem Wert die Musikalität der dichterischen Sprache beurteilen, so verschieden sind, daß man aus diesem Mosaik der Urteile keinen bestimmten Schluß ziehen darf! Nach einer ausführlichen Analyse einiger charakteristischen Beispiele folgen einige Seiten über das „Wahrsein Lermontovs" (15—19), dies Problem will der Verfasser allerdings auch nach derselben „Methode" — durch Vorführung der „communis opinio" — entscheiden, ohne zu bedenken, welche Rolle in der russischen Romantik eine gewisse „Selbststilisierung" der Dichter gespielt hat: bekanntlich galt Jazykov — im Lichte seiner Dichtung gesehen — für einen ausschweifenden Studenten, bis sein Briefwechsel veröffentlicht wurde, aus dem wir erst die Weite seiner geistigen und literarischen Interessen und Beschäftigungen in seiner Dorpater Zeit ersehen; bekannt ist die Selbststilisierung des „faulen", „untätigen" Delwig; die Elemente der Selbststilisierung („russischer Byron") in der Dichtung Lermontovs sind so auffällig, daß der Verfasser doch mindestens an dem Urteil Dostojevskijs über Lermontov („chočet govorit' pravdu, no čaščе lžet") hätte stutzig werden sollen! Doch hält er Lermontov für einen aufrichtigen Dichter, bei dem Wort und Leben vollkommen übereinstimmen. Diese Seiten sind allerdings im Buche völlig überflüssig.

Es folgt nun die Zusammenstellung des Stoffes. Dieser Teil der Arbeit verdient durchaus Anerkennung: etwas äußerlich aufgeteilt ist das Material in den Kapiteln untergebracht „Klang und Leben", „Klang und Wesen", „Klang und Wert", „Klang und Vergangenheit", „Klang und Heimat", „Klang und Himmel", „Klang und Mutter", „Klang und Natur", „Klang und Sehnsucht", „Klang und Handlung" (19—67), wovon vieles genau so gut in einem anderen Kapitel stehen könnte! Bei aller Anerkennung, die wir der Stoffzusammenstellung zollen, rufen diese Kapitel mehrere Fragen hervor, die in der Arbeit unbeantwortet bleiben:

Erstens ist es sehr auffällig, daß der Verfasser die ganze dichterische Tätigkeit Lermontovs als eine Einheit betrachtet — wir wissen

aber, daß Lermontov lange Jahre brauchte, um sich zu einer gewissen dichterischen Selbständigkeit erst durchzuarbeiten. Es scheint, daß Lermontov erst nach Jahren des Suchens sich in die Sphäre des „Musikalischen" emporgeschwungen hat. Aber auch aus seiner späteren Zeit (nach 1835) haben wir eine lange Reihe von Gedichten von ihm, die durchaus und konsequent in der Sphäre des „Optischen" bleiben.

Zweitens gehört das „Musikalische" in manchen der Bedeutungen, die der Verfasser bei Lermontov feststellt, der einen oder anderen Tradition an: vor allem sind die meisten derjenigen für die Analyse des Verfassers wertlos, die vom „Klang" der Leier, von „Gesängen", von „ich singe" = „ich dichte" usf. sprechen — hier haben wir nichts anderes vor uns als die Tradition des Klassizismus, finden wir doch solche Anklänge an den Klassizismus z. B. bei Vjazemskij bis zum Ende seines Lebens (vgl. die Auswahlausgabe seiner Gedichte, 1935: 257-1853: penje, pel, — die erste Zahl bedeutet jeweils die Seite der zit. Ausgabe, die zweite das Jahr, in welchem das Gedicht entstand, 329-1863: pesnej; 334f.-1864: peli, pesń; 340-1864: pevcy; 343-1864: pojot usf.). — Dann aber gehören „Klang und Vergangenheit", „Klang und Heimat", „Klang und Mutter", „Klang und Sehnsucht" zur Thematik der romantischen Dichtung: ich möchte hier nur etwa auf den Stoff hinweisen, den ich in meinen Tjutčev-Aufsätzen in dieser Zeitschrift zusammengestellt habe. — Und steht nicht eine Reihe der Bilder und Sinnbilder Lermontovs in der Tradition der russischen Musikphilosophie? — vgl. nur die beiden bekanntesten Aufsätze von Venevitinov und Gogol' über Musik!

Drittens — und das ist der entscheidenste Einwand gegen die, Lermontov aus dem Kontext der russischen Literaturentwicklung herausreißende Methode des Verfassers — gehört der Gebrauch des für das Thema der Arbeit schwerwiegenden Wortes „zvuki" = „Klänge" zu den spezifischen Eigentümlichkeiten der Lexik der russischen Romantik. An Stelle von „lira", „svirel'", „cevnica", „spielen", „singen" und allen anderen Worten, die mit der Vorstellung des Dichters als Sänger zusammenhängen (in bezug auf die Scherzdichtungen sagte man manchmal „napevat'", „murlykat'", „svistet'" u. ä.), findet nun Puškin 1817 das Wort „Klänge", „zvuki" = „Gedicht", „Dichtung". Finden wir bei Puškin schon früher ganz natürliche und auch schon im 18. Jahrh. zu treffende Wendungen, wie „Klänge der Leier" (Berliner Puškin-Ausgabe 1921, I, 158-1815), oder „klangvolle Saiten der Leier" (197-1817), so gebraucht er jetzt neben den immer weiter vorkommenden Wendungen, wie: „vnimaja zvuku strun moich" (I, 239-1817) mit Vorliebe das Wort „zvuki" als ganz selbständiges Wort, gleichbedeutend mit „Gedicht": „moi zadumčivyje zvuki" (I, 247-1817), der Dichter spielt mit diesem Wort

bis 1830 (vgl. z. B. I, 317, 322, 333-1821; 374-1823; 383, 385, 386-1824; 436, 455-1825; 483-1827; 521, 525-1828; II, 19, 31, 33-1829; 37, 50-1830 usf.), später tritt dieser Wortgebrauch etwas zurück. Neben dem Wort „zvuki" stehen auch andere, wohl durch dieses Wort angeregte Wendungen und Worte: „napevy", „golos" (aber früher „liry glas" oder „lirnyj glas"), „garmonija", „sozvučije" usf. Man kann sehen, wie ein paar Dichter der Puškinschen Zeit diesen Wortgebrauch übernehmen: überwiegend ist er vor allem bei Venevitinov und A. Odojevskij (Venevitinov-Ausgabe 1934: 59-1823; 86-1826; 99, 100 zweimal 1826; 102-1827; Odojevskij-Ausgabe 1934- 118-1827; 121-1836; 234-1838 oder 9; daneben auch das bekannte „*strun* veščich plamennyje *zvuki*" — S. 116-1827, vgl. ähnlich auch früher 110-1826). Ganz unberührt von dem Einfluß Puškins scheint Delwig gewesen zu sein (vgl. „Leierklang" u. ä. — Ausgabe 1935: 116, 179, 232 usf.); bei Boratynskij ist der Puškinsche Wortgebrauch vereinzelt (Akademieausgabe — nur die Stellen, wo das Wort „zvuki" ohne Zusammenhang mit „Leier", „Saiten", „Gesang" gebraucht wird: I, 21-1821; 40-1822; 121-1831; 127, 131-1833/34; 163, 165-1841), ebenso bei Jazykov bleibt neben dem Puškinschen Wortgebrauch auch das alte „poju", „pesń", „pesnopenje" usf. — und zwar ist der alte Wortgebrauch bei weitem überwiegend (Ausgabe 1934: 202-1825; 253, 261, 263, 275-2816; 283-1827; 362, 373 zweimal, 382, 385-1831; 396-1832; 400-1833; 597, 603-1844; oft kann man eine direkte Entlehnung aus Puškin feststellen: „stich zvučit i bleščet" — einige Male). Vollkommen oder fast vollkommen fehlt der Puškinsche Wortgebrauch bei Rylejev, Kozlov, Tjutčev, Poležajev, Benediktov, A. Grigorjev. Einige Male treffen wir das Puškinsche Wort bei Karolina Pavlova (bis 1850: Ausgabe 1915: 54, 55-1842; 90-1848). Seltsamerweise gebraucht noch der junge Polonskij (1840—1845) ein paarmal „pet'", „pesnja", aber nicht „zvuki" . . . Später schwindet das Puškinsche Wort völlig: man spricht von „Gedichten" („stichi"), die nicht mehr „gesungen" oder „gesprochen", sondern „geschrieben" werden, die nicht mehr „klingen" und die „gelesen" — und nicht mehr „vernommen", „gehört" werden müssen; gleichzeitig tritt die Bezeichnung der Dichtung nach inhaltlichen Momenten auf: als „Gedanken", „Bilder" (mysli, dumy, obrazy). — Vor Puškin begegnet uns der oben besprochene Wortgebrauch nicht; bei Žukovskij nur „Leierklang" oder „Klang der Lieder", ebenso bei Batjuškov, bei dem wir allerdings ausnahmsweise auch die Wendung finden „slovo, zvuk odin, prelestnyj zvuk rečej" (Ausgabe Penkins 1898 S. 99-1815), an die Möglichkeit, daß Puškin durch den von ihm so geschätzten Batjuškov angeregt wurde, dürfen wir denken (der Stoff stammt aus meiner in Vorbereitung befindlichen Arbeit über die Lexik der russischen romantischen Dichtung). — In der deutschen Dichtung scheint

dieser Wortgebrauch ungewöhnlich zu sein (mir unbekannt, im Grimmschen Wörterbuch unter „Klänge", „klingen", „Ton", „Laut", „Schall" nicht verzeichnet), ebenso in der englischen und französischen (wo sich das „Singen" usf. noch viel länger behauptet — bis Musset und Lamartine). Diesen Wortgebrauch hat nun Lermontov nicht geschaffen, sondern — wahrscheinlich direkt von Puškin — übernommen. Schon bei Puškin wird das Wort „zvuki" (oder andere oben erwähnte Ausdrücke) dann zur Bezeichnung aller Quellen (in der Natur und Psyche) der dichterischen Thematik verwendet („na vsjakij zvuk svoj otzvuk . . .") — und so ist auch noch dieser Teil der Lermontovschen Lexik keinesfalls originell („Klänge" der Seele und der Natur kannten übrigens auch deutsche — vor allem romantische — Dichter, vgl. Grimms Wörterbuch). Ohne Schichtung des uns von Herrn Müller vorgeführten Stoffes vom geschichtlichen Standpunkte kann man die Frage nach dem „Musikalischen in der Dichtung Lermontovs" gar nicht entscheiden! Was die — für Lermontov wirklich charakteristische — erhöhte Aufmerksamkeit für die Eindrücke aus der akustischen Sphäre betrifft, so ist dieser Zug Lermontov mit manchem anderen russischen Dichter gemeinsam (vgl. außer Puškin noch Batjuškov, Delwig).

Und nun noch ein wesentlicher Einwand, der die Bedeutung des von uns oben gebrachten Stoffes klar macht: Lermontov ist bekanntlich so durchaus zu Wiederholungen eigener und fremder Wörter, Bilder, Wendungen geneigt, daß man, ohne diese Eigenart seiner Dichtung, ohne seine „Entlehnungen" und seine „Selbstbeeinflussung", „Selbstzitierung" zu beachten, kaum die Frage nach dem spezifischen Gewicht seiner Wörter, Wendungen und Bilder entscheiden kann. Seltsamerweise ist dem Verfasser bei seinen ziemlich weiten Kenntnissen der Lermontov-Literatur gerade die Arbeit Boris Neumanns über den „Einfluß" Puškins auf Lermontov unbekannt geblieben, die ihn sicherlich zu anderer Anordnung des Stoffes, zur Beachtung der Chronologie der Dichtung Lermontovs, zum ständigen Fragen nach der Originalität der Lermontovschen Lexik und Poetik geführt hätte.

Scheiden wir von der fleißigen Dissertation Müllers mit dem Gefühl der Dankbarkeit für die geleistete Arbeit der Stoffsammlung, so verbindet sich mit diesem Gefühl eine leichte Enttäuschung über die Leichtfertigkeit, mit der Verfasser an den so naheliegenden Fragen vorbeigegangen ist. Der Verfasser läßt durch das Schlußkapitel „Die ‚Überwucherungen' des Musikalischen" (67—72) unsern Ärger noch steigern — denn hier finden wir eine unglaubliche Verständnislosigkeit für die synästhetische Ausdruckweise der romantischen (Lermontovschen) Dichtung, ja jeder guten Dichtung überhaupt! Nach der Feststellung des Verfassers, er könne mit seiner (er schreibt „unserer")

„gewöhnlichen Erfahrung Lermontov nicht folgen", wenn er etwa „iz plamja i sveta roždennoje slovo" liest: „Wie in Flamme, in Licht, im Feuer des Herzens (das von Herrn Müller hier hineininterpretiert ist! D. Č.) ein klangliches Element enthalten sein kann, wird sein Geheimnis bleiben" (69, andere Blüten können wir hier leider nicht anführen), dann können wir uns nur fragen, was hätte der Verfasser über die Dichtung der russischen Impressionisten (Fet) und Symbolisten, oder aber über die der deutschen Romantiker, oder über . . . Goethes Faust sagen müssen! Doch wollen wir die Leistung des Verfassers nicht verkennen, die aber in nichts anderem, als in einer fleißigen Zusammentragung des Stoffes zu sehen ist.

Halle a. d. S. D. Čyževśkyj.

Slodnjak Anton: *Pregled slovenskega slovstva.* Laibach (Ljubljana), Akademska založba. 1934, 8⁰, 543 S.

Endlich die erste Gesamtdarstellung der slovenischen Literatur, hervorgegangen aus der feinen Schule Prijateljs und zweijähriger methodischer Schulung in Polen. Diese Literaturgeschichte ist kein trockenes „Repertorium", sondern die lebens- und geistvolle Darstellung des gesamten geistigen Wesens und Webens der Nation, betrachtet nicht nur als ihr Produkt und Ausdruck, sondern auch als ihr Faktor. Es berührt angenehm, daß bei dieser, durchaus nicht isolierenden Betrachtung auch die fremdsprachliche Literatur unter den Slovenen herangezogen wird. Hat sie doch das geistige Gesicht des Slovenentums durch Jahrhunderte, weit hinein in das 19., entscheidend bestimmt. Wer anders handelt, muß auch über Prešerns deutsche Dichtung schweigen! Dieser hohe Standpunkt und weite Gesichtskreis, der auch die soziale Funktion der Literatur in einem kleinen Volke, den Künstler als nationalen Faktor betrachtet, bringt es mit sich, daß das Schwergewicht auf der Darstellung der noch heute lebenden Literatur liegt. Teilweise ist daran auch der Mangel an brauchbaren, tiefer schürfenden Vorarbeiten über die ältere Periode schuld. Doch kommt die literarische Tradition vollauf zu ihrem Rechte.

Der Verf. stellt zwar in herkömmlicher Weise das Volkslied und eine Darstellung der mythologischen Anschauungen an den Anfang der Literatur, was aber keineswegs ein Nachklang und Erbe etwa aus der Schule Kreks ist, sondern der Versuch, mit den bisherigen Kenntnissen eine Charakterologie der Slovenen zu geben; außerdem wird gleich auch nicht nur von kulturellen und politischen, sondern auch von ökonomischen und sozialen Faktoren gesprochen, und selbst vom Rassentypus ist die Rede. Ungleich wichtiger ist der allerdings sehr unvollständige Versuch, den Geltungsbereich des Slovenischen in der Öffentlichkeit darzustellen. Die auffällig große Zahl „slovenischer"

Humanisten am Hofe des Letzten Ritters und seiner Nachfolger entspringt kaum — trotz des sonderbaren Satzes in der Stiftungsurkunde der Grazer Universität! — irgendeiner bewußten Kulturpolitik der Habsburger, als vielmehr der Nähe Italiens. Auch sonst sucht der Verf. kausale Zusammenhänge dort, wo wir kaum von etwas mehr als von Gleichzeitigkeit reden können. Hätte er das beachtet, wäre ihm Bohoričs „Überschwang" in der Einleitung seiner Grammatik nicht als so „ungerechtfertigt" erschienen. Der sehr ansprechende Versuch einer Charakterologie des „pannonischen" Typus in seinem Gegensatze zum „zentralen" ist auf halbem Wege stehen geblieben. Vraz wird zwar treffend als eine sonderbare Mischung von Asket und Stutzer bezeichnet, es wird aber nicht ausgeführt, daß diesen, so auf den unmittelbaren Erfolg gierigen Literaten wohl das Leben in adeligen Salons locken mußte, wo ein improvisiertes „illyrisches" Sonett den Beifall schöner Frauen und eine Flasche Champagner eintrug, und daß er für das stille Streben des weltfremden Stubengelehrten Čop oder des kleinen Kreises um Prešeren in einer engen, verrauchten Kneipe kein Verständnis aufbringen konnte. Ab und zu wird auch (S. 43, 91) die Reflexion des Literarhistorikers mit dichterischer Inspiration verwechselt, deren Resultaten die Resultate der sekundären Analyse des Literarhistorikers gleichgesetzt werden.

Alles in allem beweist aber das Buch, das mit völliger Beherrschung des Materials, mit Liebe und intimer Einsicht in den Gegenstand geschrieben ist, daß sich der Verf., der sich auch als Herausgeber älterer Autoren einen Namen gemacht hat, über die Forderungen der heutigen Literaturgeschichtsschreibung durchaus im klaren ist. Ein Streben nach Prägnanz des Ausdrucks sowie eine etwas eigenwillige Interpunktion machen das Buch zwar stellenweise zu einer etwas schweren Lektüre, anregend bleibt es aber immer, selbst dort, wo es zu Bedenken oder Widerspruch herausfordert. Man sieht eben auf jeder Seite, wie der Verf. ausgetretene Pfade meidet und auf neuen Wegen neuen Zielen zustrebt. Slodnjak wäre wohl der richtige Mann, der den — leider! — noch ausstehenden Bogen über die slovenische Literatur für das „Handbuch der Literaturwissenschaft" schreiben könnte.

Laibach (Ljubljana). J. Glonar.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen Jahrg. 91, Bd. 170 (N. F. Bd. 70) Nr. 1—4. Braunschweig, Westermann 1936, 8°, S. 1—320. *Dasselbe* Jahrg. 92, Bd. 171 (N. F. Bd. 71) Nr. 1—2, ebda. 1937, 8°, S. 1—144.

Archiv f. vergl. Phonetik hgb. D. Westermann. Abt. 1 Bd. 1, Nr. 1. Berlin, Metten 1937, 8°, S. 1—64. *Dasselbe* Abt. 2 Bd. 1, Nr. 1, ebda. S. 1—64.

Archivum Philologicum hgb. Pr. Skardžius. Bd. 6. Kaunas, Human. Fakultät 1937, 8°, 232 S.

Archiva. Organul Societăţii Istorico-filologice din Jaşi. Jassy 1936, Bd. 43 Nr. 3—4. S. 161—320.

Ausbaupläne für die polnischen Wasserstraßen. Danzig 1937, 8°, 39 S. (= Ostland-Schriften Nr. 9).

Auslandsdeutsche Volksforschung hgb. H. J. Beyer Bd. 1 Nr. 1. Stuttgart, Enke 1937, 8°, S. 1—112.

Badalić J. Puškin i Vraz, in „O stogodišnjici smrti A. S. Puškina" Agram 1937, 8°, S. 1—12.

Badalić J. Puškin u hrvatskoj književnosti. Agram 1937, 8°, 48 S.

Bohoslovija Bd. 14 Nr. 4, Lemberg 1936, 8°, S. 203—286. *Dasselbe* Bd. 15 Nr. 1, 1937, 90 S.

Bolte J. und Polívka J. Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. 1. Neudruck. Leipzig, Dieterich 193⁷, 8°, VIII + 556 S.

Brandenburg E. Die Ahnen August des Starken. Leipzig, Hirzel 1937, 8°, 154 S. (= Abhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. Bd. 43 Nr. 5).

Brandenstein W. Die Zusammenarbeit der Wissenschaften in der Indogermanenfrage. „Österreichs höhere Schule" VI (1937) S. 25—29.

Brandi K. Grundlegung einer deutschen Inschriftenkunde. Deutsches Archiv f. Gesch. d. Mittelalters 1937, S. 11—43.

Carpatica hgb. K. Chotek. Bd. 1 Reihe A. Prag, Slov. Ústav 1936, 8°, VI + 476 S.

Chmelař J. Die nationalen Minderheiten in Mitteleuropa. Prag. Orbis 1937, 8°, 129 S. + 1 Karte.

Coleman A. P. An unpublished slovak manuscript, Publications of the Modern Language Association of America Bd. 51 (New York 1936) Nr. 4. S. 1056—1060.

Coleman A. P. Kotzebue and the czech stage. New York, Schenectady 1936, 8°, 58 S.

Cross S. H. u. Simmons E. J. Centennial essays for Pushkin. Cambridge Mass. Harvard Univ. Press 1937, 8°, 226 S.

Časopis Maćicy Serbskeje Jahrg. 89 (Nr. 168 u. 169) Bautzen, 1936, 8°, 134 S.

Časopis pro moderní filologii Bd. 23 Nr. 1—3 Prag 1936, 8°, S. 1—312.

Časopis za zgodovino in narodopisje Bd. 31 Nr. 2 Marburg a. Dr. 1936, 8°, S. 49—96 + 33—64.

Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforschung Bd. 1 Nr. 1.

Leipzig, Hirzel 1937, 8°, S. 1—256.

Endzelin J. — Mühlenbach K. Ergänzungen und Berichtigungen zum Lettisch-deutschen Wörterbuch. Lief. 8: *jazgâtiês—kralis*. Riga, Lett. Kulturfonds 1937, 8°, S. 561—640.

Fenno-Ugrica hgb. Finn.-Ugr. Kulturkongreß Bd. V A, Reval 1936, 8°, 43 S., Bd. V B, ebda 465 S.

Finnisch-ugrische Forschungen Bd. 24. Helsingfors 1937, 8°, 322 + 58 S.

Fleischhacker H. Peter der Große. Lübeck, Coleman 1936, 8°, 64 S. (= Colemans kl. Biographien).

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. 49 Nr. 1—2. Berlin-Dahlem 1937, 8°, S. 1—234.

Friedrich I. Fol'klor russkich krestjan Jaunlatgal'skogo ujezda. Bd. I. Pesni. Hgb. P. Šmit mit Noten von M. Grivskij. Riga 1936, 8°, 527 S.

Germanoslavica Bd. 4 Nr. 3—4. Prag—Brünn, Rohrer 1936, 8°, S. 231—382.

Glas Srpske Kraljevske Akademije Bd. 169 u. 171 (2. Reihe Nr. 87—88), Belgrad 1936, 8°, 222 + 190 S.

Glasnik Istoriskog Društva u Novom Sadu Bd. IX Lief. 4 Novi Sad 1936, 8°, 365—480. *Dass.* Bd. X Lief. 1—2, 1937, 264 S.

Glonar J. Slovar slovenskega jezika. Laibach, Umetniška Propaganda 1936, 8°, XVI + 496 S.

Glonar J. Slovenski pravopis, Laibach 1936, 8°, 46 S.

Godišnjak na Sofijskija Universitet Bd. 32 (1935—1936) Abt. 1. Istor.-Filol. Fakultet. Sofia 1936, 8°, Nr. 1—13.

Graefe H. Sowjetforschung. Berlin-Leipzig 1936, 8°, 71 S. (= Schriften d. Inst. z. wiss. Erforsch. d. Sowjetunion Nr. 1).

Grafenauer J. Karolinška Kateheza ter izvor Brižinskih Spomenikov in čina nadъ ispovědająštiimъ sę. Laibach 1936, 8°, 165 + III S. (= Razprave Znanstv. Društva Nr. 13, Filol.-lingv. Odsek Nr. 2).

Gunnarsson G. Das slavische Wort für Kirche, Uppsala Univers. Årsskrift 1937 Nr. 7, S. 1—67.

Haltsonen S. Puškin Suomen kirjallisuudessa. Valvoja-Aika, Helsingfors 1937, Nr. 2 S. 73—92.

Hämäläinen A. Das kultische Wachsfeuer der Mordwinen und Tscheremissen. Helsingfors 1937, 8°, 158 S.

Handwörterbuch d. Grenz- u. Auslanddeutschtums Bd. 2 Nr. 4—5: *Deutschbalten — Elsaß-Lothringen*, Breslau, Hirt 1936, 8°, S. 209—352.

Havránek B. u. Vážný V. Spisovný Jazyk. Československá Vlastivěda Reihe 2. Prag, Sfinks 1936, 8°, 229 S.

Historja Śląska do roku 1400, Bd. 3, hgb. Wł. Semkowicz. Krakau, Akademie der Wissenschaften 1936, 4°, 886 S.

Indogermanische Forschungen Bd. 54 Nr. 3—4. Berlin, W. de Gruyter 1936, 8°, S. 165—320. *Dasselbe* Bd. 55 Nr. 1. ebda. 1937, 8°, S. 1—80.

Izvestija Akademii Nauk SSSR 1936, Nr. 3. Leningrad 1937, 8°, S. 383—540. *Dasselbe* 1937 Nr. 1. ebda. 1937, 8°, S. 1—248.

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas Jg. 1 Nr. 4 Breslau 1936, 8°, S. 499—640.

Język Polski Bd. 21 Nr. 6. Krakau, Gebethner 1936, 8°, S. 161—190. *Dasselbe* Bd. 22 Nr. 1—3. ebda. 1937, 8°, S. 1—96.

Kirilović Dim. Srpski narodni sabori. Novi Sad, Istorisko Društvo 1937, 8°, 4 + 224 S. (= Posebna izdanja Bd. 5).

Kisch G. Germanische Kontinuität in Siebenbürgen. Jena, Gronau 1936, 8°, 13 S. (= Aus Leben und Wirken der Romanen, Reihe 2 Nr. 12).

Klemensiewicz Z. Składnia opisowa współczesnej polszczyzny kulturalnej, Krakau, Akad. 1937, 8°, XX + 302 S.

Kniezsa István. Pseudorumänen in Pannonien und in den Nordkarpathen. Budapest 1936, 8°, 232 S. (= Ostmitteleuropäische Bibliothek hgb. E. Lukinich Nr. 2).

Knižoven Pregled. Mesečno bibliografsko spisanije. Bd. I Nr. 9—10. Sofia 1936, 8°, 32 S.

Kuhns Zeitschrift f. vgl. Sprachforschung Bd. 64 Nr. 1—2. Göttingen, Vandenhoeck 1937, 8°, S. 1—144.

Kyrios. Bd. I Nr. 3—4 Königsberg i. Pr. 1936, 8°, S. 217—420. *Dass.* Bd. II Nr. 1 ebda., 1937, S. 1—94.

Language. Journal, Bd. 12 Nr. 3—4. Baltimore, Waverly 1936, 8°, S. 157—314. *Dasselbe* Bd. 13 Nr. 1. ebda. 1937, 8°, S. 1—82.

Laskaris M. J. *Ἱστορικαὶ ἐργασίαι.* Athen 1935, 8°, 13 S.

Laskaris M. *Ὁ Puškin καὶ ἡ ἑλληνικὴ ἐπανάστασις, Νέα Ἑστία* (Athen 1937) 1. April 1937. 8°, 14 S.

Lednicki W. Puszkin 1837—1937, Krakau, Kasa im. Mianowskiego 1937, 8°, 66 S. (= Prace Polskiego Tow. dla Badań Europy Wschodniej Bd. 14).

Lehr-Splawiński P. Poradnik ortograficzny. Lemberg, N. Jakubowski 1936, 8°, 204 S.

Letopis Matice Srpske Jg. 110, Bd. 346 Nr. 2 Novi Sad 1936, 8°, S. 117—228. *Dass.* Bd. 347 Nr. 1—2 ebenda 1937, 224 S.

Linguistic Society of America. Bulletin Nr. 10. Baltimore, Waverley 1937, 8°, S. 1—59.

Ljackij E. Historický přehled ruské literatury. Bd. 1: Staré ruské písemnictví. Prag, 1937, 8°, 404 S. (= Rukověti Slovanského Ústavu Nr. 3).

Loorits O. Volkslieder der Liven. Dorpat 1936, 8°, XXIV + 688 S. (= Verhandlungen d. Gel. Estn. Ges. Bd. 28).

Lorentz Fr. Der Name der Warnen in Ortsnamen Mecklenburgs, „Mecklenburg" Jahrg. 31 (1936) S. 59—60.

Ludat H. Der Ursprung der ostdeutschen Wieken, Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Bd. 29 (Stuttgart 1936) S. 114—136.

Makedonski Pregled Bd. 10 Nr. 3—4. Sofia 1936, 8°, S. 1—252 + 42 S.

Mareš F. Remarques sur le problème des manuscrits tchè-

ques de Králové Dvůr et de Zelená Hora, Prag 1937, 8°, 22 S.

Maver G. Gli Slavi. Enciclopedia Italiana XXXI (1936) S. 939—948.

Maver G. Polonia. Enciclopedia Italiana XXVII (1936) S. 724—784.

Mélanges Linguistiques offerts à Holger Pedersen. Aarhus, Univ.-Forlaget 1937, 8°, XXVII + 555 S. (= Acta Jutlandica IX Nr. 1).

Miličić Sibe. Moje selo Brusje. Belgrad 1937, 8°, 90 S.

Miscellanea Slawistyczne hgb. W. Lednicki, Krakau, Kasa im. Mianowskiego. 1937, 8°, 115 S. (= Prace Polsk. Tow. dla badań Europy Wschodniej Nr. 10).

Mladenov St. Sravnitelno indoevropejsko jezikoznanije. Sofia 1936, 8°, XII + 496 S. (= Universitetska Biblioteka Nr. 168).

Monde Slave, Le. Jg. 13 (Bd. 4) Nr. 10—12 Paris 1936, 8°, S. 1—491. *Dasselbe* Jg. 14 (Bd. 1) Nr. 1—3, ebda. 1937, S. 1—576.

Moór Gl. Westungarn im Mittelalter. Szeged 1936, 8°, VIII + 336 S. (= Acta Univers. Francisco-Josephinae, Sect. Philol. Bd. 10).

Movoznavstvo Nr. 8—9. Kiew, Akad. d. Wiss., 1936, 8°, 123 + 128 S.

Nahtigal R. Starocerkvenoslovanske študije. Laibach 1936, 8°, 79 S. (= Razprave Znanstv. Društva v Ljubljani Nr. 15, Filol.-lingv. Odsek Nr. 3).

Najdenova G. Lora do Javorov. Sofia, Haemus o. J., 8°, XXXVIII + 191 S.

Naše Řeč Bd. 20 Nr. 9—10. Prag 1936, 8°, S. 221—252. *Dasselbe* Bd. 21 Nr. 1—5, 1937, S. 1—144.

Naše Věda Bd. 17 Nr. 10. Brünn, Globus 1936, 8°, S. 229—264. *Dasselbe* Bd. 18 Nr. 1—7. ebda. 1937, 8°, S. 1—240.

Neumann F. W. Geschichte der russischen Ballade. Königsberg i. Pr., Osteuropa-Verlag 1937, 8°, VIII + 353 S. (= Schriften der Albertus-Universität, Geisteswiss. Reihe Nr. 5).

Nosovský K. - Pražák V. Soupis čsl. literatury za léta 1901—1925. Lief. 27. Prag 1935, 4°, S. 709—788.

Ocvirk A. Teorija primerjalne literarne zgodovine. Laibach 1936, 8°, 203 S. (= Razprave Znanstv. Društva v Ljubljani Nr. 12, Histor. Odsek Nr. 4).

Ostland-Berichte, Reihe A Jahrg. 1937 Nr. 1. Danzig, Ostl.-Institut 1937, 8°, S. 1—48. Reihe B, 1936 Nr. 20—23. Daselbst 1936, 8°. S. 79—98.

Ostrowska M., T. T. Jeż (Zygmunt Miłkowski). Życie i twórczość. Krakau 1936, 8°, 626 S. (Prace historyczno-literackie Nr. 39—50).

Otec Paisij. Bd. 9 Nr. 8—10. Sofia 1936, 8°, S. 305—424. *Dasselbe* Bd. 10 Nr. 1—5 ebda. 1937, 8°, S. 1—200.

Palm, Thede. Wendische Kultstätten, Lund, Gleerup 1937, 8°, 180 S.

Pamiętnik Literacki Bd. 33 Nr. 3—4. Lemberg 1936 S. 461—1074.

Perls H. Wąż w wierzeniach ludu polskiego. Lemberg 1937, 8°, 122 S.

Polski Słownik Biograficzny Bd. 3 Lief. 1—2: *Brożek-Całowański*, Krakau Akademie d. Wissenschaften, 4°, S. 1—192.

Prilozi proučavanju narodne poezije hgb. R. Medenica u. A. Schmaus Bd. 3 Nr. 2. Belgrad 1936, 8°, S. 161—335. *Dasselbe* Bd. 4 Nr. 1, ebda. 1937, 8°, S. 1—160.

Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor Bd. 16 Nr. 1—2, Belgrad 1936, 8°, 420 S.

Příruční slovník jazyka českého Lief. 30—45: horňačka - kmitadlo. Prag, Čech. Akademie, 1936, 4°, S. 929—1248 + 160.

Quiskamp R. Der Gottesbegriff bei Tolstoj. Emsdetten (Westf.), Lechte 1937, 8°, 149 S.

Rad Jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti Bd. 255 (Razreda hist.-filol. i filoz.-jurid. Nr. 114). Agram 1936, 4°, 246 S. *Dasselbe* Bd. 257 (115), 1937, 4°. 272 S.

Ramovš Fr. Kratka zgodovina slovenskega jezika Bd. 1. Laibach, Akademska Založba 1936, 8°, 246 S.

Rechtskampf der Sudetendeutschen Hochschulen. Brünn, Rohrer 1937, 8°, 108 S.

Revue des études slaves Bd. 16 Nr. 1—4. Paris, Inst. d'études slaves 1936, 8°, S. 1—324.

Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika hgb. T. Maretić, Lief. 51: prikladati—probavljati. Agram 1936, 4°, S. 1—240.

Ročenka Filos. Fakulty University Karlovy Bd. 1: Za stud. rok 1918—1933. Prag 1934, 8°, 176 S.

Ročenka Slovanského Ústavu 1935. Bd. 8. Prag 1936, 8°, 192 S.

Romanski St. Bъlgarski vъprosi v prepiskata na J. J. Sreznevskij sъ V. J. Grigorovič. Spisanie na Bъlgarskata Akad. na Naukite Bd. 54. Sofia 1937, 8°, S. 95—176.

Rodna Reč Bd. 10 Nr. 1—4. Sofia 1937, 8°, S. 1—192.

Ruch Filosofický Bd. XI Nr. 1—5, Prag 1937, 8°, S. 1—248.

Sitzungsberichte d. Gelehrten Estnischen Ges. 1935. Dorpat 1937, 8°, 339 S.

Sitzungsberichte d. Ges. f. Geschichte u. Altertumskunde zu Riga (Vorträge 1934) Riga, Bruhns 1936, 8°, XL + 152 S.

Sitzungsberichte der Preußischen Akademie d. Wiss., Philos.-histor. Klasse 1936, Nr. 21—31. — Berlin 1936, 8°, S. 271—450. *Dasselbe* 1937 Nr. 1—13, ebda. 1937, 8°, S. 1—104.

Slavia. Časopis Bd. 14, Nr. 1—2. Prag 1935—1936, 8°, S. 1—320.

Slavische Rundschau Jg. 8 Nr. 6, Prag 1936, 8°, S. 357—423.

Slavonic Review, The, Bd. 15 Nr. 44—45 London 1937, 8°, S. 244—731.

Slijepčević Đoko. St. Stratimirović. Belgrad, Rajković 1936, 8°, 228 S.

Slovo. Žurnal slovjanśkoï filjoljogii, hgb. K. Čechovyč. Bd. 1, Nr. 1—2. Lemberg, Bohoslovśk. Akad. 1936, 8°, S. 1—146.

Smolitsch J. Leben und Lehre der Starzen. Wien, Thomas-Verlag 1937, 8°, 279 S.

Sodobnost. Neodvisna slovenska revija Bd. V Nr. 1—3. Laibach 1937, 8°, S. 1—144.

Spomenik Bd. 79 (Reihe 2 Nr. 62) Belgrad Serb. Akademie 1936, 4°, 87 S.

Strani Pregled Bd. 6 Nr. 1—4. Belgrad 1935, 8°, S. 1—180.

Tolstoj L. Poln. sobr. sočinenij Bd. 8, Moskau, Staatsverlag 1936, 4°, 665 S.

Trautmann R. Vom slavischen Heldenlied, N. Jahrbücher f. d. Wissensch. Jahrg. 13, Leipzig, Teubner 1937, S. 238—249.

Treimer, K. Das tschechische Rotwelsch. Entstehung und Schichten. Heidelberg 1937, 16°, 93 S. (= Slavica Bd. 13).

Trendelenburg W. Frequenz und Dekrement d. Eigenschwingungen d. Mundhöhle bei Vokalstellungen. Sitzungsber. Pr. Akad. d. Wiss. Physik.-Math. Kl. 1936, S. 308—321.

Trendelenburg W. Physiologische Untersuchungen über die Stimmklangbildung Nr. 2. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Physik.-Math. Kl. 1936 S. 338—364.

Učilišten Pregled Jg. 35 Nr. 8—10. Sofia 1936, 8°, S. 955—1390. *Dasselbe* Jg. 36, 1937, Nr. 1—4 S. 1—564.

Ungarische Jahrbücher Bd. 16 Nr. 2—3. Berlin, W. de Gruyter 1937, 8°, S. 145—326.

Urbańczyk St. Wyparcie staropolskiego względnego *jen, jenże* przez pierwotnie pytajne *który*. Krakau 1935, 4°, 27 S. (= Rozprawy wydz. filologicznego Bd. 65 Nr. 1).

Vēstures Atziņas un telojumi hgb. F. Balodis. Riga, Izgl. Ministerija1937, 8°, 390 S.

Vinković H. Jugoslawische Literatur im (Agramer) Morgenblatt 1886—1935. Zagreb, Jugoslovenska Štampa 1937, 8°, 46 S.

Vogel W. Wo lag Vineta? Hansische Geschichtsblätter 61 (1936), S. 181—201.

Wijk N. van. L'origine de la langue polonaise commune. Amsterdam 1937, 8°, 29 S. (Mededeelingen d. kgl. Akad. van Wetenschappen, Afd. Letterkunde Deel 83, Serie A Nr. 1).

Wollman Fr. K methodologii srovnávací slovesnosti slovanské. Brünn 1936, 8°, 155 S. (= Spisy Filosof. Fakulty Masarykovy Univ. Bd. 43).

Zaloziecky W. Byzanz und Abendland im Spiegel ihrer Kulturerscheinungen. Salzburg, Pustet 1936, 8°, 104 S. (= Bücherei der Salzburger Hochschulwochen Bd. 7).

Zapiski naučno-izslědovatel'skago objedinenija Bd. III Prag 1936, 8°, 238 S. *Dasselbe* Bd. IV, ebda. 1937, 286 S.

Zlatorog Bd. 17 Nr. 8—10. Sofia 1936, 8°, S. 349—508. *Dasselbe* Bd. 18 Nr. 1—5, ebda. 1937, 8°, S. 1—240.

Zven'ja. Sborniki materialov i dokumentov po istorii literatury, iskusstva i obščestvennoj mysli XIX veka. Bd. 6, Leningrad 1936, 8°, 847 S.

Zwirner E u. K. Phonometrische Forschungen Bd. 1—4. Berlin, Metten 1937, 8°, 148 + 130 + 162 + 100 S.

Printed in Germany. / I. v. W. g. / Für die Schriftleitung verantwortlich: Prof. Dr. Max Vasmer, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 6. / Für die Anzeigen verantwortlich: Dr. W. Mohri, Leipzig C 1, Querstr. 14. (Pl. 2). / Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Friedrich Lorentz †

Am 27. April 1937 ist Friedrich Lorentz einem Herzschlag erlegen, nur wenige Monate später als ein anderer verdienter deutscher Kaschubenforscher, Gotthelf Bronisch, der wegen seiner ausgezeichneten slavischen Sprachkenntnisse in den slavischen Ländern öfters als Slave angesehen wurde. Der Tod von Lorentz raubt unserer Zeitschrift einen ihrer wertvollsten Mitarbeiter. Die deutsche Slavistik verliert in ihm einen Forscher, dessen Name nach dem Ausspruch von Kaz. Nitsch (Język Polski XXII, 1937, S. 4ff.) ewig verbunden bleibt mit seinen erschöpfenden wissenschaftlichen Forschungen über alle kaschubischen Mundarten.

Ein Sohn Mecklenburgs, wurde Lorentz am 28. Dezember 1870 geboren. Er studierte in Leipzig Indogermanistik und Slavistik bei Brugmann und Leskien und promovierte dort mit einer Untersuchung *Über das schwache Präteritum des Germanischen* (1894). Wirtschaftliche Nöte veranlaßten ihn von einer Habilitation abzusehen. Er blieb Privatgelehrter und blieb nun sein Lebelang von Geldsorgen begleitet. Die unter der Leitung von Eduard Sievers erlangte treffliche phonetische Schulung versetzte ihn indes in die Lage, ausgezeichnete kaschubische Dialektaufnahmen zu machen, die bei der westlichsten Gruppe der Kaschuben, den Slovinzen, in zwölfter Stunde vorgenommen wurden. Es ist das Verdienst der Russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg und der Polnischen Akademie in Krakau, daß Lorentz' umfangreiche Arbeiten über das Slovinzische, die jeder deutschen Akademie zur Zierde gereicht hätten, im Druck erscheinen konnten: die *Slovinzische Grammatik*, Petersburg 1903, *Slovinzische Texte* 1905 und das große *Slovinzische Wörterbuch* in 2 Bden 1908—1912. Man hat in der ersten Zeit nach dem Erscheinen dieser Werke nicht selten über die allzu große phonetische Pedanterie dieser Dialektaufnahmen gespottet. Wenn

das slovinzische Material aber später auch für die slavische Intonationslehre nutzbar gemacht werden konnte, so zeigt das, wie sehr hier peinlichste Genauigkeit am Platz war. Nach diesem glücklichen Anfang erweiterte Lorentz seine Studien auch auf die anderen kaschubischen Dialekte. Wie reich der Ertrag auch hier war, zeigen seine *Teksty pomorskie* (Krakau 1913—1925, 3 Teile), die *Gramatyka pomorska* (Posen 1927ff. bisher 7 Lieferungen) und die *Geschichte der pomoranischen* (*kaschubischen*) *Sprache*, Berlin 1925. Sein großes Kaschubisches Wörterbuch, das er seit 1933 für die Preußische Akademie der Wissenschaften bearbeitete, zu vollenden, ist dem unermüdlichen Forscher leider nicht gelungen. Handschriftlich liegt das Manuskript bis zum Ende des Buchstabens P vor. Wie gründlich Lorentz alle kaschubischen Dialekte erforscht hat, zeigt die seiner „Geschichte d. p. Spr." beigelegte Karte, das Ergebnis seiner Forschungen von über zwei Jahrzehnten.

Die Ortsnamenforschung gehörte schon früh zu seinen Lieblingsstudien. Lorentz hat hier das Verdienst, dafür gesorgt zu haben, daß auf dem von ihm beackerten Gebiet der Dilettantismus zuerst weichen mußte. Seine russische Studie *Über die altkaschubische Sprache bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts* (Izvestija otd. russk. jaz. X, 3, 1905) und *Die kaschubischen Ortsnamen*, Berlin 1933 werden der Erforschung slavischer Ortsnamen in Ostdeutschland stets wertvolle Dienste leisten. Viele Anregungen für die Heimatkunde bieten die von L. begründeten „Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde" (1908—1913) und seine *Geschichte der Kaschuben* (Berlin 1926).

Doch auch über das kaschubische Gebiet hinaus hat Lorentz unsere Kenntnis der westslavischen Sprachgeschichte erheblich gefördert. Das zeigt seine ausgezeichnete Studie über die *polnischen Nasalvokale*, Archiv 19 (1897), die die Abhängigkeit der polnischen Spaltung in *ą* und *ę* von der urslavischen Akzentstelle deutlich erwiesen hat, und durch dieses Ergebnis methodisch auch für die Beurteilung anderer Lautveränderungen vorbildlich wurde. Wertvoll sind auch seine Beobachtungen über wikingische Einflüsse an der Weichselmündung zur Slavenzeit.

So reiht sich das wissenschaftliche Werk dieses emsigen Forschers, dem ein hartes Schicksal die akademische Laufbahn verwehrt hat, ruhmvoll unter die Leistungen der großen deutschen Slavisten, und seine Forschungsrichtung kann getrost eingehalten werden von denen, die sich weiterhin bemühen wollen um die Erforschung des Kaschubischen.

Schriftenverzeichnis von Friedrich Lorentz[1]).

1. *Über das schwache Praeteritum des Germanischen*, Leipzig, Diss. 1894. 8°, 79 S.

Bespr. V. Michels, IF. Anz. VI (1896) 85—91, R. Meringer, Anz. f. d. Altert. 23 (1897) 143—147.

2. *Zu den germanischen Auslautgesetzen*, IF. V (1895) 380—388.

3. *Griechisch δοῦλος*, IF. V (1895) 342—344.

4. *Die Behandlung der Lautgruppen in, un + Cons. im Slavischen*, Archiv 18 (1896) 86—106.

5. *Die polnischen Nasalvokale*, Archiv 19 (1897) 132—167, 338—379.

6. *Zur älteren kaschubischen Literatur*, Archiv 20 (1898) 556—577.

7. *Zu den io-Praesentia*, IF. VIII (1898) 68—122.

8. *Zum Heisternester Dialekt*, Archiv 23 (1901) 106—113.

9. *Das gegenseitige Verhältnis der sog. lechischen Sprachen*, Archiv 24 (1902) S. 1—74.

10. *Slovinzische Grammatik*, Petersburg 1903, 8°, XX + 392 S.

Bespr. J. Mikkola, Archiv 26 (1905) 275—283; K. Nitsch, Roczn. Slaw. 1 (1908) 121—130.

11. Славяне въ Померании, ЖМНПр. Bd. 345 (1903, Januar) S. 120—144. Vgl. IF. Anz. 21 (1907) 122.

---

[1]) Von den in den Ostland-Berichten, Danzig 1927ff., erschienenen Aufsätzen mußte hier meist abgesehen werden, da sich nur selten feststellen ließ, welche von diesen anonymen Beiträgen von Lorentz verfaßt sind. Die anonymen Aufsätze werden mit einem Sternchen bezeichnet. Die unter Nr. 63a und 63b genannten Schriften sind mir unzugänglich.

12. *Bemerkungen über die Quantitäten des Kaschubischen und Slovinzischen*, KZ. 37 (1904) 351—364.

13. *Slavische Miscellen*, KZ. 37 (1904) S. 264—274; 324—351.

14. *Bemerkungen zu den in päpstlichen Urkunden überlieferten ostseewendischen Namensformen*, Archiv 27 (1905) 474—476.

15. *Slovinzische Texte*, Petersburg 1905, 8⁰, 150 S.
Bespr. K. Nitsch, Roczn. Slaw. 1 (1908) 121ff.

16. О померелльском (древне-кашубском) языкѣ до половины 15 вѣка, Izvestija otd. russk. jaz. X (1905) Nr. 3, S. 69—209, XI (1906) Nr. 1 S. 53—117.

17. *Preußische Bevölkerung am linken Weichselufer*, Archiv 27 (1905) 470—474.

18. *Zur Flexion der slavischen i-Verba*, Archiv 26 (1905) 314—316.

19. Urslav. *ęžь* „Schlange", Archiv 27 (1905) 470.

20. Preuß. *wubri*, Archiv 27 (1905) 467—469.

21. Sloven. *-bim*, Archiv 27 (1905) 465—467.

22. Slovinz. *přǫsc*, Archiv 27 (1905) 469—470.

23. *Slovinzisches Wörterbuch*, Bd. 1. Petersburg 1908, 8⁰, IV + 738 S. Bd. 2, ebda 1912, IV + 739—1554 S.
Bespr. K. Nitsch, Roczn. Slaw. 2, 43ff.

24. *Nochmals der Name Slovinzen*, MVKV. 1 (1908) 14—16.

25. *Die kaschubischen Stammesnamen*, MVKV. 1 (1908) 55—60.

26. *Die postlabialen und -gutturalen Diphthongierungen im Pomoranischen*, Jagić-Festschrift (1908) S. 310—313.

27. *Der Name der Stadt Putzig*, MVKV. 1 (1908) 60—64.

28. *Welches Recht haben die Kaschuben Westpreußens auf diesen Namen?* MVKV. 1 (1909) 182—191.

29. *Beiträge zur Biographie des Michael Pontanus*, MVKV. I (1909) 161—168.

30. *Der Name Kaschuben*, MVKV. I (1909) 150—152.

31. *Der große Stein bei Odargau Kr. Putzig*, MVKV. I (1909) 157.

32. *Fl. Cejnowa Rozmova Polocha z Kaszebą*, MVKV. I (1909) 32.

3. *Die Ortsnamen des Kirchspiels Putzig*, MVKV. I (1909) 213.

34. *Hochzeitsbittersprüche bei den Slovinzen im Kr. Stolp*, MVKV. I (1909) 154—156.

35. *Sagen*. MVKV. I (1909) 152—154; 215—217.

36. *Scherze*, MVKV. I (1909) 154.

37. *Aufruf zur Sammlung von Flurnamen*, MVKV. I (1909) 81—86.

38. *Die Familiennamen auf -ski*, MVKV. I (1909) 156.

39. *Verschiedene Aberglauben aus Ciessau, Kr. Neustadt*, MVKV. I (1909) 103—104.

40. *Sonne, Mond und Sterne im Volksglauben am Weitsee*, MVKV. I (1909) 25.

41. *Bedeutung einzelner Wörter und Redensarten*, MVKV. I (1909) 100, 102, 157.

42. Besprechung von M. Bär, Die Kirchenbücher der Provinz Westpreußen, MVKV. I (1909) 157—158.

43. Besprechung von P. Behrend, Westpreußischer Märchenschatz. Danzig 1908. MVKV. I (1909) 110.

44. Besprechung von P. Behrend, Westpreußischer Sagenschatz. Danzig 1908—1909. Bd. 1—4, MVKV I (1909) 79—80, 228.

45 Besprechung von V. Francev, Славянская идея у кашубов, РФВ 1908, MVKV. I (1909) 159—160.

46. Besprechung des Gemeindelexikons für das Königreich Preußen, Berlin 1908, MVKV. I (1909) 222—226.

47. Besprechung von „Gryf" Bd. 1. Danzig 1908. MVKV. I (1909) 109—110, 158—159, 226—227.

48. Besprechung von K. Kościński Idea słowiańska na Kaszubach, Posen 1908, MVKV I (1909) 108—109

49. Besprechung des Lauenburger Illustrierten Kreiskalenders, Lauenburg 1909, MVKV. 1 (1909) 111.

50. Besprechung von H. Lullies' Landeskunde von Ost- und Westpreußen. Breslau 1907, MVKV. I (1909) 31—32.

51. Besprechung des Illustrierten Kreiskalenders, Schlochau 1910, MVKV. I (1909) 229—230.

52. Besprechung von E. Waschinski, Erziehung und Unterricht im Deutschen Ordenslande bis 1525, MVKV. I (1909) 78.

53. *Obszar mowy kaszubskiej*, Gryf 1 (1909) 97—101. Nach Roczn. Slaw. 3, 117.

54. *Kaschubische Schrift*, MVKV. 1 (1909) 202—209.

55. *Bêlbog und Černoboġ*, MVKV. 1 (1909) 19—23.

56. *Zarys ogólnej pisowni i składni pomorsko-kaszubskiej*, Gryf 3 (1911) 161—186, nach Roczn. Slaw. 5, 304.

57. Исчезнувшій діалект поморскій, Izv. otd. russk. jaz. 17 (1912) Nr. 4. S. 140—161.

58. *Zarys akcentuacyi północno-kaszubskiej*, Gryf 4 (1912) 61—72.

59. *Teksty pomorskie* (kaszubskie), Krakau, Bd. 1: 1913, 8⁰, 265 S.; Bd. 2: 1914, S. 267—608, Bd. 3: 1925, XCVI + 609—836 S. und 1 Karte.

60. Besprechung von T. Lehr, Studja nad akcentem pomorskim, Roczn. Slaw. 7 (1914) 51—73.

61. Besprechung von M. Rudnicki Przyczynki do gramatyki i słownika narzecza słowińskiego, Roczn. Slaw. 7 (1914) S. 32—51.

62. *Kaschubische Grammatik*, Danzig, Gedania 1919, 8⁰, III + 97 S.

63. *Der Name Danzigs*, Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsvereins 60 (Danzig 1920) S. 75—84.

63a. *Deutsche und polnische Namen der wichtigsten Ortschaften links der Weichsel*, Danzig, Westpreuß. Verlag 1920, 8⁰.

63b. *Deutsche und polnische Namen der wichtigsten Ortschaften rechts der Weichsel*, Danzig, Westpreuß. Verlag 1920, 8⁰, 10 S.

64. Pomoranisch *sėtmə*, Prace lingwistyczne ofiarowane Janowi Baudouin de Courtenay. Krakau 1921. S. 61—65.

65. *Pomoranische Ergänzungen zum etymologischen Wörterbuch von Berneker*, Slav. Occid. 2 (1922) 158—164.

66. *Polskie i kaszubskie nazwy miejscowości na Pomorzu Kaszubskiem.* Posen, Westslav. Institut 1923, 4⁰, VIII + 170 + 2 S.

67. *Die Sprache des Pontanus*, Slav. Occid. 3 (1923) 188—214.

68. *Polabisches*, Zeitschr. 1 (1924) 56—64; Bd. 3 (1926) 58—60; 313—326.

69. *Ein Fehler in einer der Grenzfestsetzungen vom 9. Okt. 1313*, Mitteilgen d. westpr. Gesch.-Ver. 23 (1924) S. 14.

70. Besprechung von T. Lehr-Spławiński Ze studjów nad akcentem słowiańskim, Krakau 1917 und O prasłowiańskiej metatonji, Krakau 1918, Zeitschr. I (1924) S. 211—216.

71. *Geschichte der pomoranischen Sprache*, Berlin 1925, 8°, XII + 236 S. und 1 Karte (= Slavischer Grundriß Bd. 1).

Bespr. K. H. Meyer, IF. 46 (1928) 111—119. O. Grünenthal, DLZ. 1926, S. 174—175, GG. Anz. 1927 S. 53—60; N. van Wijk, Zschr. 3 (1926) 464—471.

72. *Geschichte der Kaschuben*, Berlin 1926, 8°, 172 S.

Bespr. K. Tymieniecki, Slav. Occid. 5 (1926) 534—538; E. Keyser, Mitteilgen d. westpreuß. Gesch.-Ver. 25 (1926) 17—19.

73. *Die Bevölkerung der Kaschubei zur Ordenszeit*, Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsvereins 66 (1926) S. 7—67.

74. *Die Kaschuben* in W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden, Breslau 1926. S. 244—264.

75. *Mapa narzeczy pomorskich*, Posen, Westslav. Inst. 1926, 67 × 64 cm.

76. *Tczew—Dirschau—Truso*, Slav. Occid. 5 (1926) 529—531.

77. *Gramatyka Pomorska*, Posen, Westslav. Inst. Lief. 1—7. 1927—1936, 8°, 1—1016 S.

78. *Die Kaschuben*, Deutsche Rundschau 210 (1927) 294—300. Vgl. Idg. Jahrb. 14 (1930) 327.

79. *Germanisch-slavische Beziehungen im Weichsellande in vorhistorischer Zeit*, Danzig 1927, 8°, 32 S.

80. *Polabisch oi aus urslav. o*, Zeitschr. 4 (1927) 59—61.

81 *Der polabische Ausdruck für „Fleisch", und Verwandtes*, Doklady Akademii Nauk SSSR. 1927, S. 187—190.

81 Besprechung von J. Rink, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei. Danzig 1926, Zeitschr. d. westpreuß. Gesch. Vereins 26 (1927) S. 35—44.

82. *Pomoranische Isoglossen*, Symbolae grammaticae in honorem J. Rozwadowski Bd. 2 (Krakau 1928) S. 437—442.

83. *Besprechung von A. Brückner, Die Verbreitung der Slaven, Ostland-Berichte II (1928) S. 49—51.

84. *Besprechung von M. Rudnicki Sinus Codanus, Ostland-Ber. II (1928) S. 105—108.

85. *Besprechung von M. Rudnicki, Der Ortsname *Budorgis*, Ostland-Ber. II (1928) 122—123.

86. *Besprechung von M. Rudnicki, Die Namen der (westl.) Slaven, Ostland-Ber. II (1928) 145—153.

87. *Besprechung von M. Rudnicki, Mewe, das Land Wańska usw., Ostland-Berichte III (1929) S. 7—12.

88. *Besprechung von M. Rudnicki, Dagome judex, Ostland-Berichte III (1929) S. 34—38.

89. *Rezension von J. J. Mikkola, Die Südgrenze der Slaven bei Jordanes, Ostland-Berichte III (1929) S. 85—86.

90. *Besprechung von M. Rudnicki, Szeląg, Grochowe Łąki, Wilda, Ostland-Berichte III (1929) S. 149—150.

91. *Besprechung von M. Rudnicki, Die Vidivarii des Jordanes, Ostland-Berichte III (1929) S. 151—152.

92. *Besprechung von Rudnicki, Die Urheimat der Slaven, Ostland-Berichte III (1929) S. 176—179.

93. *Besprechung von M. Rudnicki, Die Wurzel *sveid-*: *veid-*, Ostland-Berichte III (1929) S. 206—207.

94. *Besprechung von M. Rudnickis Kritik an R. Much, H. Seger und W. La Baume, Ostland-Berichte III (1929) S. 209—213.

95. Rezension von Slavia Occidentalis Bd. 7, Hansische Geschichtsblätter 54 (1929) S. 221—225.

96. *Besprechung von M. Rudnicki, Die geographischen Namen von Pomerellen, Ostland-Berichte III (1930) S. 48—55.

97. *Besprechung von M. Rudnicki, Dirschau und Tursi, Ostland-Berichte IV (1930) S. 121—131.

98. *Besprechung von M. Rudnicki, Beiträge zur alten Geographie auf dem Gebiete zwischen Elbe und Weichsel, Ostland-Berichte IV (1930) S. 242—245.

99. *Besprechung von M. Rudnicki, Die ethnische Benennung *Veneti*, Ostland-Berichte IV (1930) 247—256.

100. *Goluzkyna — Goluzsino*, Mitteilgen d. westspr. Gesch.-Ver. 30 (1931) 5—6.

101. *Nochmals der Name Tczew — Dirschau*, Slav. Occid. 10 (1931) 338—347.

102. *Die Schenkung Rembeschowos an das Kloster Zuckau*, Mitteilgen d. westpreuß. Gesch.-Ver. 30 (1931) 7—9.

103. *Studien zur mittelalterlichen Topographie Pomerellens I—VI*, Mitteilungen des westpreuß. Geschichtsvereins Bd. 31 (1932), 61—66; Bd. 32 (1933) S. 3—7; 30—35; Bd. 33 (1934) 3—7; 27—30; 49—50.

104. *Pommern in neueren polnischen wissenschaftlichen Zeitschriften*, „Pommersche Heimatpflege" Bd. 3 (1932) S. 24—29; 52—59; 99—105; 131—138.

105. *Der Name der Küddow*, Monatsblätter d. Ges. f. pommersche Gesch. 46 (1932) S. 92—93.

106. *Tollense*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 46 (1932) S. 60—61.

107. *Dyadinkir*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 46 (1932) S. 177—178. Dazu vgl. Zeitschr. VI (1929) 466.

108. *Pakulent*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 46 (1932) S. 104.

109. *Die kaschubischen Ortsnamen nebst Ableitungen*, Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Klasse 1933. Nr. 4. Berlin 1933, 8°, 65 S.

Bespr. A. Brückner, DLZ. 55, S. 1899.

110. F. Lorentz und W. La Baume, *Die Kultur Pomeraniens* im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen, Bericht über W. Łęga, Kultura Pomorza. Danzig 1933, 8°, 112 S. (= Ostlandschriften Nr. 5).

111. *Die kaschubische Schriftsprache*, Osteuropäische Korrespondenz Jahrg. X (1933, 15. Nov.) S. 6—7.

112. *Pommern in der polnischen sprachwissenschaftlichen Literatur 1932—35*, Balt. Studien N. F. Bd. 35 (1933) 310—313; 36 (1934) 309—311; Bd. 37 (1935) 294—302; Bd. 38 (1936) S. 361—371.

113. *Preußen in Pomerellen*, Mitteilungen des westpreuß. Geschichtsvereins 32 (1933) S. 49—59.

114. Besprechung von M. Hein und E. Maschke, Preußisches Urkundenbuch. Bd. 2. Königsberg 1932 in Mitteilungen d. westpreuß. Geschichtsvereins 32 (1933) 65—66; Bd. 34 (1935) 93.

115. *Zarys etnografji kaszubskiej* im Pamiętnik Instytutu Bałtyckiego Bd. VIII (1934), 1—139 (= F. Lorentz, Ad. Fischer u. T. Lehr-Spławiński, *Kaszubi*, Kultura ludowa i język).

116. *Ein neu gefundenes kaschubisches Sprachdenkmal aus dem 17. Jahrh.*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 48 (1934) S. 129—133.

117. *Merkblatt zur Auffindung kaschubischer Sprachreste*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 48 (1934) S. 147—148.

118. *Belgard*, Monatsbl. f. pomm. Gesch. 49 (1935) S. 169—173.

119. *Nochmals die Preußen in Pomerellen*, Mitteilungen d. westpreuß. Gesch.-Ver. 34 (1935) S. 1—4.

120. Besprechung von V. Kiparsky, Die gemeinslav. Lehnwörter aus dem Germanischen. Helsingfors 1934, Balt. Studien N. F. Bd. 37 (1935), 395—396.

121. Besprechung des Pommerschen Urkundenbuches Bd. 7. Stettin 1934, Mitteilungen d. westpreuß. Gesch.-Ver. 34 (1935) S. 93.

122. Besprechung von St. Kozierowski, Atlas nazw geograficznych słowiańszczyzny zachodniej, Lief. 1—2. Posen 1934—1935, Zeitschrift XII (1935) S. 459—468; XIII (1936) S. 446—455.

123. *Der Name der Warnen in Ortsnamen Mecklenburgs*, „Mecklenburg" 31 (1936) S. 59—60.

124. *Schinesghe und die Nordgrenze der Dagome-Schenkung*, Monatsblätter der Ges. f. pommersche Gesch. 50 (1936) S. 3—9.

125. Besprechung des Słowniczek Morski, Thorn 1935, Zeitschr. XIII (1936) S. 457—459.

126. Besprechung von A. Brückner O nazwach miejscowych, Krakau 1935, Zeitschr. XIII (1936) S. 438—445.

127. *Slomno—Sulmin?*, Mitteilgen des westpreuß. Gesch.-Ver. 35 (1936) S. 100—101.

128. *Swarisewo ~ Swaroschin*, Mitteilgen des westpreuß. Gesch.-Ver. 35 (1936) S. 99.

129. Besprechung von L. Zabrocki Gwara Borów Tucholskich, Zeitschr. XIV (1937) S. 209—215.

Berlin. M. Vasmer.

Erich Berneker †

Am 15. März 1937 starb nach längerem Leiden der ord. Professor für slavische Philologie a. d. Universität München, Erich Berneker. Auch in ihm verliert unsere Wissenschaft einen Forscher, dessen Arbeiten in reichem Maße dazu beigetragen haben, das Ansehen der deutschen Slavistik in der Welt zu heben.

Am 3. Februar 1874 in Königsberg geboren, studierte auch er in Leipzig indogermanische Sprachwissenschaft und slavische Philologie. Die gute Schulung durch Brugmann und Leskien zeigt sich bereits in seiner Dissertation über *Die altpreußische Sprache*, Straßburg 1896, die namentlich wegen ihrer genauen Untersuchung der altpreußischen Intonationsverhältnisse allgemeinen Beifall fand und den Verfasser als einen der besten Forscher auf dem Gebiete der baltischen Sprachforschung auswies. Weitere Studien in Moskau, wo Berneker sich besonders der Fortunatovschen Schule anschloß, und in Krakau, in freundschaftlichem Umgang mit Baudouin de Courtenay, Rozwadowski und Nitsch legten die Grundlage zu seinen slavischen Kenntnissen. Die Schrift über die *Wortfolge in den slavischen Sprachen* (1900) brachte die Habilitation in Berlin, 1902 war er bereits ao. Professor an der Deutschen Universität Prag, 1909 Ordinarius in Breslau, 1911 in München, wo er bis an sein Lebensende blieb und ehrenvolle Berufungen nach Wien, Leipzig und Berlin ablehnte.

Es war selbstverständlich, daß der Schüler Leskiens seine besondere Aufmerksamkeit den Beziehungen zwischen den baltischen und slavischen Sprachen zuwenden mußte. Hier war es vor allem das Gebiet der Etymologie, das seine Arbeitskraft und sein Interesse in Anspruch nahm. Seit dem Etymologischen

Wörterbuch der slavischen Sprachen von Miklosich (1886) hatte die Indogermanistik eine Fülle glücklicher Funde gemacht, die die Forschung in die Lage versetzten, das indogermanische Erbgut des Slavischen besser in seinen Zusammenhängen zu beleuchten, als es dem Altmeister gelungen war. Bernekers *Etymologisches Wörterbuch* (1908ff.) setzt gerade an dieser Stelle ein und, wenn es auch in vielen Einzelfragen auf Beobachtungen von Bezzenberger, Fick, Zubatý, Pedersen, Rozwadowski und den Junggrammatikern weiterbauen konnte und die infolge des Weltkrieges zerrüttete Gesundheit des Verfassers ihn davon abhielt, den Buchstaben *M.* abzuschließen und das Werk weiterzuführen, so bleibt es doch vorbildlich durch die kritische Sichtung des umfangreichen Stoffes, die sichere sprachvergleichende Methode und die reichhaltigen Literaturangaben. Die Größe und Schwierigkeit dieser Leistung muß denjenigen von den Fachleuten besonders deutlich sein, die, wie der Unterzeichnete, den Stand der Forschung vor dem Erscheinen dieses Werkes noch selbst erlebt haben. So bedeutet auch das unvollendete Werk einen Markstein der etymologischen Forschung auf dem Gebiete der slavischen Sprachen und es müßte ein Weg gefunden werden, um es im Einvernehmen mit dem Verleger zum Abschluß zu bringen.

Im Vergleich mit seinen etymologischen Forschungen treten Bernekers Arbeiten über grammatische Fragen im Slavischen in den Hintergrund. Wohl aber zeigt die Arbeit über *Kyrills Übersetzungskunst* IF 31 (1912) 399—412, daß er die Anlage dazu hatte, sich mit der Übersetzungstechnik der altbulgarischen Literaturdenkmäler erfolgreich zu befassen und man bedauert unwillkürlich, daß es ihm nicht vergönnt war, auf diesem, der deutschen Forschung durch Leskien eroberten Gebiet intensiver tätig zu sein.

Nicht nur durch diese Untersuchungen hat sich Berneker den Dank seiner Fachgenossen verdient. Seine verschiedenen Lehrbücher des Russischen und vor allem die *Slavische Chrestomathie* (1902) werden dazu beitragen, daß die Erinnerung an diesen vortrefflich geschulten Sprachforscher auch unter der jungen Generation weiter erhalten bleibt.

Schriftenverzeichnis von Erich Berneker[1]).

1. *Die preußische Sprache*, Texte, Grammatik, etymologisches Wörterbuch. Straßburg 1896, 8⁰, XII + 336 S. (S. 1—54 Diss. Leipzig 1895).
   Rez. J. Zubatý IFAnz VII (1897) S. 265—268; J. Mikkola Archiv 20 (1898) S. 147—150.
2. *Russische Grammatik.* Leipzig 1897. 3. Auflage 1927. (= Sammlung Göschen Nr. 66.)
   Bespr. F. Solmsen IFAnz 9 (1899) S. 209—211.
2. *Russisches Lesebuch* mit Glossar, Leipzig 1897, 4. Abdruck 1921. (= Sammlung Göschen Nr. 67.) 8⁰, IV + 159 S.
   Rez. F. Solmsen IFAnz 9 (1898) S. 209—211.
4. *Russisch-deutsches Gesprächsbuch*, Leipzig 1897, 3. Aufl. 1927, 8⁰, 134 S. (= Sammlung Göschen Nr. 68).
   Rez. F. Solmsen IFAnz 9 (1899) S. 209ff.
5. *Etymologisches*, IF VIII (1898) S. 283—287.
   1. nhd. *eber*, 2. ndd. *lüning* 'Sperling', 3. ahd. *heigir* 'Reiher' 4. preuß. *colwarnis* 'Ruche, Saatkrähe', 5. sl. *kulikъ*, 6. sl. *lisъ* 'Fuchs', 7. aind. *brū-*.
6. *Zur Präsensflexion der lateinischen primären io-Verba*, IF VIII (1898) S. 197—199.
7. *Zur germanischen Verbalflexion*, IF IX (1898) S. 355—360.
8. *Etymologisches*, IF IX (1898) S. 360—364.
   1. Ahd. *wal* 'Kampfplatz', 2. got. *fugls*.
9. *Von der Vertretung des idg. eu im baltisch-slavischen Sprachzweig*, IF X (1899) S. 145—167.
10. *Rezensionenverzeichnis für die Jahre 1896—1897*, IF Anz. X (1899) S. 330—363.
11. *Die Wortfolge in den slavischen Sprachen.* Berlin 1900, 8⁰, XII + 161 S.
    Bespr. J. Zubatý IFAnz 14 (1903) 42—45.
12. Besprechung von A. Ettlinger Leo Tolstoj. Berlin 1899. DLZ 21 (1900) Sp. 2024—2025.
13. Besprechung von K. Waliszewski A history of Russian Literature. London 1900, DLZ 21 (1900) Sp. 1770—1773.

---

[1]) Bei der Zusammenstellung dieses Verzeichnisses unterstützte mich in liebenswürdigster Weise Dr. jur. E. Berneker in München, wofür er uns Slavisten zu Dank verpflichtet hat.

14. *Graf Leo Tolstoj*, Leipzig 1901, 8⁰, 115 S. (= Biographische Volksbücher Nr. 108—111).
15. Besprechung von A. Soerensen, Polnische Grammatik Leipzig 1899 im IFAnz 12 (1901) S. 132—140.
16. *Ein Katechismus Primus Truber's vom J. 1567*, Archiv 24 (1902) S. 155—172.
17. Старославянскія чесо, чьсо, Russkij Filologič. Věstnik 49 (1902 = Fortunatov-Festschrift) S. 219—233.
18. *Slavische Chrestomathie* mit Glossaren, Straßburg 1902, 8⁰, X + 484 S.
19. Besprechung von W. Porzeziński, Къ исторіи формъ спряженія въ балтійскихъ языкахъ, Moskau 1901, Archiv 25 (1903) S. 473—499.
20. *Der Genitiv-Accusativ bei belebten Wesen im Slavischen.* KZ 37 (1904) S. 364—386.
21. *Das russische Volk in seinen Sprichwörtern.* Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde in Berlin 1904, S. 75—87; 179—191.
22. *Über Ellipse des Verbums im Slavischen.* Archiv 26 (1904) S. 481—520.
23. Besprechung von P. Boyer Un vocabulaire français-russe de la fin du 16. siècle (A. Thevet), Paris 1905, Liter. Zentralbl. 1906, Sp. 1401.
24. Besprechung von J. Karásek Slavische Literaturgeschichte. Bd. 1 und 2. Leipzig 1906, Liter. Zentralbl. 1906, Sp. 1465.
25. Besprechung von J. Leciejewski Runy i runiczne pomniki słowiańskie, Lemberg 1906, Liter. Zentralbl. 1906, Sp. 1048—1049.
26. *Slavisches etymologisches Wörterbuch*, Lief. 1—11: *a—morъ*. Heidelberg 1908—1913, 8⁰, 760 + 80 S.

    Bespr. V. Jagić Archiv 30 (1909) 453—459; A. Meillet Roczn. Slaw. 2 (1909) 57—71; J. Rozwadowski Roczn. Slaw. 2 (1909) 71—112.
27. *Slavische Wortdeutungen*, Jagić-Festschrift (Berlin 1908) S. 597—603.

    1. abg. *abije*, 2. russ. *al'čik*, 3. poln. *baczyć*, 4. slav. *besěda*, 5. russ. *kolbasá*, 6. slav. **kъnorzъ*, 7. slav. **krotъkъ*, **krot'ǫ*, *krotiti*, 8. slav. *nьktva*.

28. Nachruf auf *Wladislaus Nehring*, Chronik d. Universität Breslau für 1908—1909. S. 1—9.
29. *Weihen*, Prager Deutsche Studien, Bd. 8 (1908 = Festschrift Kelle) S. 1—6.
30. Besprechung von G. Weigand Bulgarische Grammatik. Leipzig 1907. Liter. Zentralbl. 1908, Sp. 376—378.
31. *Slavische Parallelen zur Bedeutungsentwicklung von lat. odi*, Glotta II (1910) S. 246—247.
32. Besprechung von Rocznik Slawistyczny, Bd. 1 und 2, Krakau 1908—1909, DLZ 1910, Sp. 1367—1369.
33. *Kyrills Übersetzungskunst*, IF XXXI (1912 = Festschrift für B. Delbrück) S. 399—412.
34. *Ein slavischer Göttername*, Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte, Ernst Kuhn-Festschrift (1916) S. 176—182.
35. *Neue slavistische Zeitschriften*, Archiv XXXVIII (1923) S. 261—275.
36. *Übersetzungen aus der russischen Literatur*, Archiv XXXVIII (1923) S. 275—278.
37. Nachruf auf *V. Jagić*, Archiv XL (1925) S. 144.
38. (mit *K. Vossler*) *Zur Unterschrift der Königinmutter Anna*, Archiv XLII (1929) S. 258—262.
39. *Altpreußisches*, KZ 57 (1930) 248—250.

Berlin. M. Vasmer.

Wogastisburg.

Die Lage von Wogastisburg, der Stätte des Kampfes vom Jahre 631 zwischen dem fränkischen Heerbann und den ebenfalls unter fränkischer Führung stehenden Slaven aufzuhellen, ist gerade in jüngster Zeit die Wissenschaft bestrebt, handelt es sich doch hier um eine der ersten Auseinandersetzungen zwischen Westgermanen und den in ehedem germanischen Volksboden soeben erst eingerückten Slaven. Aus der Lösung dieser Frage werden sich Folgerungen über die Lage jenes fränkisch geführten ersten Slavenreiches auf mitteleuropäischem Boden, auch über den Anteil deutschen (besser germanischen)

Volkstums an dem Geschehen jener frühen Zeit in den Gebieten östlich des fränkischen Reiches ergeben. Es käme damit einiges Licht in die dunkle Zeit des 6. bis 8. Jahrh., vielleicht auch in die Frage, wieweit Germanentum in den alten Sitzen östlich der sogenannten karolingischen Slavengrenze zurückgeblieben ist. So wichtig aber die Aufhellung der Lage von Wogastisburg ist, so sehr gehen die Auffassungen der Wissenschaftler noch auseinander.

Bleibt es schon vom geschichtlichen Standpunkt aus fraglich, ob der Kampfplatz südlich der Donau, etwa noch im slovenischen Gebiet, oder nördlich der Donau, vielleicht sogar im nördlichen Böhmen[1]) zu suchen sei, so sind vom sprachlichen Standpunkt aus zuletzt noch vier Möglichkeiten erwogen worden: Schwarz[2]) hat auf Grund sprachlicher Ableitung Wogastisburg in Taus, also bei einem der alten westlichen Pässe Böhmens, zu finden geglaubt, eine Auffassung, die er unter dem Einfluß von Mikkola[3]) nun aufgegeben hat. Dieser vermutete die alte Wogastisburg auf dem Burberg bei Kaaden am Rande des Duppauer Gebirges, wofür aber in einer eingehenden vorgeschichtlichen Untersuchung[4]) noch nicht der geringste Beleg zugesteuert werden konnte. „Am Burberg bei Kaaden noch weiterhin die Wogastisburg des ersten Slavenkönigs suchen zu wollen, ist aussichtslos", schreibt Preidel. Die Wogastisburg hat man auch in dem 1046 genannten Wugastesrode bei Staffelstein in Oberfranken gesucht, ein Vorschlag, der vor allem wegen des gleichen im Wesfalle stehenden Bestimmungswortes „Wogastis" gemacht wurde, wobei man das verdächtige Grundwort „rode" als Zutat jüngerer Mode ansah. Und viertens glaubte man, die alte „Burg" wegen ähnlichen sprachlichen Klanges

[1]) Man hat früher ohne hinreichenden Grund sogar an eine Ausdehnung dieses Slavenreiches von der Adria bis zur Ostsee gedacht.

[2]) E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München 1931, S. 48. — Sudeta 4, S. 154.

[3]) J. Mikkola, Samo und sein Reich. Arch. f. slav. Phil. 1928, S. 77ff.

[4]) Nach dankenswerter brieflicher Mitteilung von Herrn Dr. Helmut Preidel, Saaz.

in Wogau im Egerlande, und zwar im frühbesiedelten Kerngebiet dieser Landschaft, suchen zu müssen.

Da also die geschichtlichen und sprachlichen Feststellungen noch recht auseinander gehen und die vorgeschichtlichen Forschungen von sich aus überhaupt nichts Bejahendes zur Frage beisteuern konnten, sei im folgenden versucht, von geographischer Seite aus der Frage zu Leibe zu rücken.

Hören wir zuerst den zeitgenössischen Bericht des sogenannten „Fredegar[1])“: Samo, ein fränkischer Kaufmann, kam mit mehreren seinesgleichen im Jahre 623 zu den Slaven, die sich gerade erhoben hatten gegen die jahrzehntelange Unterdrückung durch die Awaren, „die den Beinamen ‚Hunnen‘ führen“. Diese Asiaten führten die Kriege als Kavalleristen, benutzten die Slaven dabei als Fußvolk, das bei Niederlagen am meisten litt und bei Siegen von seinen mongolischen Herren um die Beute gebracht wurde. Die „Hunnen“ überwinterten alljährlich in slavischen Quartieren, was nicht nur zu erneuter Aussaugung und Unterdrückung, sondern vor allem zu einer starken Bastardierung der Slaven führte. Dieser letzten Tatsache mißt der Chronist besonderes Gewicht bei, und wir haben keine Ursache, an ihr zu zweifeln und sehen sie noch heute vielfach wirksam in der rassischen Zusammensetzung des čechischen Volkes, wie sie körperlich und geistig spürbar ist. Der Franke Samo zeichnet sich nun als Schwertkämpfer gegen die Awaren besonders aus. Seiner persönlichen Tapferkeit und seinem Verdienst gebührt die Befreiung vom awarischen Joch. Deshalb wird er zum König gewählt. Er herrscht 35 Jahre lang bis zu seinem Tode über die Slaven.

Der Frankenkönig Dagobert hatte jedoch die Absicht gehabt, Awaren und Slaven seinem Reiche zu unterwerfen. Diesen Plan hatte ihm Samo also durchkreuzt. Dagobert findet nun einen Anlaß, um durch seinen Gesandten Sycharius die Unterwerfung Samos und der Slaven zu fordern. Samo schlägt demgegenüber nur einen Freundschaftsvertrag vor. Sycharius verlangt aber völlige Unterwerfung der heidnischen „Hunde“.

[1]) Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 7. Jahrhundert, Bd. II, Leipzig 1888.

Den darauf erfolgten Hinauswurf seines Gesandten beantwortet Dagobert mit einem groß angelegten Kriegszug: Die Langobarden gewinnt er zu einem Einfall von Süden in das slavische Gebiet, die Alamannen fallen von Westen aus in Samos Reich ein. In beiden Fällen werden die Slaven unter großen Verlusten geschlagen. Das dritte, wahrscheinlich von Nordwesten einfallende fränkische Heer unter Dagobert selber wird jedoch bei der Belagerung der Wogastisburg, in der sich Samos Hauptarmee befand, geschlagen. Diese Entscheidung bei Wogastisburg hat große Folgen: Wendische Einfälle nach Thüringen setzen ein, der Sorbenfürst Dervanus fällt von den Franken zu Samo ab. So wirkt sich Samos Erfolg politisch nach Norden und Nordwesten, gegen die Wenden an der Saale und die Thüringer aus.

Aus diesem Bericht läßt sich schon mancherlei über die geographische Lage der Wogastisburg sagen: Samos Reich hat eine weite Ausdehnung gehabt; das wird dadurch bewiesen, daß sich gegen ihn die Langobarden in Marsch setzen, anschließend — wahrscheinlich entlang der Donau — die Alamannen, deren Sitze um 631 noch weiter nach Norden reichten als ihr später verkleinertes Gebiet, und daß mit der größten Streitmacht, zweifellos noch weiter nördlich, Dagobert mit seinen austrasischen Franken zu Felde zieht. Müssen wir uns so Samos Reich im Raume zwischen Steiermark und Böhmen gelegen denken, so muß der Schwerpunkt dieses Reiches im Norden zu suchen sein. Hier, in Böhmen zumal, war man am weitesten von Pannonien entfernt, das seit 567 das awarische Machtzentrum darstellte. Hier in Böhmen bestand auch nicht wie an der Donau oder noch südlicher die Gefahr, durch den neuen germanischen Angriff von Westen auf den alten awarischen Gegner zurückgedrängt zu werden. Hier in Böhmen war auch nicht ein konzentrischer Angriff von Langobarden, Alamannen und Franken zu erwarten. Den ersten beiden Gegnern setzt Samo je eine kleine Gruppe entgegen, die denn auch zerrieben wird. Samo selber erwartet in geschützter und starker Stellung den gefährlichsten, nordwestlichen Gegner: Dagobert. Deshalb haben wir die Wogastisburg in Böhmen zu suchen. Noch

zwingender wird der Schluß, wenn wir die genannte politische Auswirkung des Kampfes auf die Thüringer und die ostsaalischen Sorben, die nächsten Anlieger Böhmens im Norden erwägen.

Wo aber innerhalb Böhmens lag die Wogastisburg? Wir müssen sie suchen in dem damals besiedelten Land, das nur einen bescheidenen Teil des heutigen Böhmen ausmachte. Ziehen wir nämlich von den heute besiedelten Flächen alle die Gebiete ab, die erst durch die deutsche bäuerliche und bergmännische Rodung, auch durch die čechische Innenkolonisation seit dem 7. Jahrh. bis zur Gegenwart besiedelt worden sind, so bleibt als besiedeltes Offenland für die Zeit um 630 vor allem Innerböhmen: der Raum an der unteren Eger, etwa von Kaaden an ostwärts, an der böhmischen Elbe und an der unteren Moldau. Sicher haben daneben im Waldland noch größere Offenlandsinseln bestanden. Solche sind z. B. im Pilsener, im Falkenau-Karlsbader und im Egerer Becken festgestellt worden[1]). Neuerdings konnte Franz[2]) im Oberpfälzer Wald und an dessen Ostrand bei Mies und Bischofteinitz vorgeschichtliche Besiedlung nachweisen, in Gebieten, die bisher als siedlungsleer galten. Die Vorgeschichtsforschung, die Moorforschung in Verbindung mit der Pollenanalyse, die Untersuchung der Flur- und Ortsformen, die historische Waldforschung haben ja die Erkenntnis gebracht, daß der mitteleuropäische Wald, zumal in der Form des natürlichen Nadelwaldes, besonders auch in der des Buchenwaldes, für die vor- und frühgeschichtliche Bevölkerung durchaus nicht durchgangsfeindlich und auch nicht übermäßig schwer rodbar gewesen sein kann. Daß aber die Buche nicht nur im tiefgelegenen Landesinneren Böhmens, sondern bis hinauf auf den Erzgebirgskamm ihre natürlichen Standorte hat, davon kann man sich heute noch überzeugen, wenn man etwa bei Katharinaberg die Steilstufe des Erzgebirges hinuntersteigt

[1]) Vgl. die Karte von O. Schlüter, „Wald, Sumpf und Siedlungsland im früheren Mittelalter" aus Atlas der Sudetenländer, 1932; vgl. auch R. Käubler, Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes. Leipzig 1935.

[2]) L. Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens. Prag 1935.

nach Brüx oder von Kupferberg hinunter nach Pürstein im Egertal[1]). Wie wir uns also das böhmische Waldland besonders an den alten Verkehrswegen nicht ganz siedlungsleer vorstellen dürfen, so ist umgekehrt für das sogenannte „Offenland" nicht völliges Fehlen von Wald anzunehmen. Die so häufigen Bezeichnungen für Bäume oder Baumgruppen in Ortsnamen Innerböhmens, wie das Friedrich auf der Karte zu seiner Historischen Geographie Böhmens[2]) festgestellt hat, reden hier eine vielsagende Sprache. Wenn wir aber auch diese Besonderheiten berücksichtigen, so bleibt dennoch der Gegensatz zwischen altem Siedelland Innerböhmens und dem nur ganz schütter besiedelten, erst in der Rodungszeit des 10. bis 13., seltener schon des 9. Jahrh. erschlossenen Randgebiet bestehen. Schon diese Erwägungen machen es unwahrscheinlich, daß die Wogastisburg bei Taus gelegen hat. Zwar war der Paß von Taus mindestens seit dem 8. Jahrh. — wenn auch nur dünn — besiedelt, als Landestor wurde Taus aber erst in der Rodungszeit bedeutsamer, als es mit den Choden, den Wächtern des Einganges, besetzt wurde, die auch in den Dörfern der Tauser Umgebung siedelten. Im 7. Jahrh. lag Taus noch viel zu weit ab vom siedlungsreichen Kern Böhmens, aus dem sich doch Samos Mannschaft hauptsächlich rekrutieren und verpflegen mußte.

Dieselbe Erwägung gilt auch für Wugastesrode und Wogau als vermeintliche Orte der Wogastisburg. Jenes hätte für den sich verteidigenden Samo zu exponiert im Westen und zu nahe an der möglichen Ausgangsbasis Dagoberts im Würzburg-Bamberger Raum gelegen. Gegen Böhmen hin hätte in diesem Falle Samo fast nur Wald und zu wenig Fruchtgefilde als Hinterland gehabt. Eine so denkbar ungünstige Verteidigungsstellung mit der Einöde im Rücken ist Samo nicht zuzutrauen[3]).

---

[1]) Vgl. auch die Waldkarte im Atlas Republiky Československé. Prag 1935.

[2]) W. Friedrich, Historische Geographie Böhmens. Wien 1911.

[3]) Nach Freiherrn V. Guttenberg (Territorienbildung am Obermain, Würzburg 1925) hat auch niemals eine machtpolitische Zusammenfassung der Mainslaven gegen das Frankenreich stattgefunden.

Geographisch nicht ganz so ungünstig hätte Wogau als Kampfplatz für Samo gelegen. Aber auch dieser Ort ist noch mehrere Tagesmärsche vom innerböhmischen Kernland entfernt und hat um sich nur das kleine Fruchtgefilde des Egerer Beckens[1]). Wogau liegt zwar an dem alten Weg aus dem Mainland über das Egerer Gebiet nach Innerböhmen. Aber die örtliche Lage Wogaus, eines heute unbedeutenden Weilers, ist für eine Verteidigungsstellung von Natur ungünstig: In der Niederung der Eger gelegen, bot es keinerlei natürlichen und sehr schwer nur künstlichen Schutz, von dem aber in Gestalt einer Wallanlage wenigstens eine Spur sichtbar sein oder früher bekannt gewesen sein müßte. Dies ist aber nicht der Fall.

So bleibt von den genannten Möglichkeiten nur eine: die Lage der Wogastisburg auf dem Kaadener Burberg zu suchen. Schon die Namensüberlieferung spricht dafür. Denn während die Gleichungen des Namens Wogastisburg mit den erstgenannten Ortsnamen Taus, Wugastesrode und Wogau durchaus unzureichend sind, besteht im Falle des Kaadener Burberges eine sehr weitgehende Übereinstimmung.

Der germanische Name, der für das Jahr 630 genannten Wogastisburg, kehrt wieder in dem slavischen „Uhosczt dictum Purberg“ (Jahr 1401) und „Uhosczt Purberg“ (Jahr 1416)[2]). Dies sind die älteren Namen eines heute noch bestehenden Dörfleins namens Burberg auf dem gleichnamigen Berg bei Kaaden. Nur 1 km südöstlich von dem Berg liegt das Dorf Atschau (1352 Uhoczan, 1375 Ohoczan)[3]), das ebenfalls Namensverwandtschaft aufweist. Verfolgen wir von diesem Ortsnamen, der nach Form, Bedeutung und volkstümlicher Überlieferung jüngerer Entstehung ist, einmal die sprachliche Entwicklung rückwärts. Es ergibt sich dabei folgendes: „Atschau“ beruht auf čechisch *Uhošťany*, was „Leute bei Uhošt“ bedeutet[4]).

---

[1]) R. Käubler, Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes. Leipzig 1935 (Kartenbeilagen).

[2]) Th. Schütz, Slavische Ortsnamen im Gerichtsbezirke Kaaden und Duppau. Jahresbuch der Stadt Radonitz, Kaaden 1914.

[3]) Vgl. Th. Schütz a. a. O.

[4]) Vgl. hierzu Mikkola und Schwarz a. a. O.

Der Name Atschau setzt also auch das Vorhandensein der Siedlung Uhošt auf dem Burberge voraus. *Uhošt* selbst geht sprachlich zurück auf ein älteres *Ugošč*; denn *h* ist erst im Čechischen des 12. Jahrh. aus *g* entstanden. Zugrunde liegt ein erschlossener altslavischer Personenname *Ogost* oder *Wogost*, der in seiner Form Wogošč possessive Bedeutung habe, soviel wie „Ort des Wogast" heiße. Die zum Jahre 630 überlieferte germanische „Wogastisburg" ist also eine völlige Entsprechung: Grundwort Burg, Bestimmungswort Wogast (mit Genetivendung *is*).

Doch welches ist die ältere Form? Ist die germanische Form nur eine sehr gelungene Germanisierung einer älteren, freilich nur erschlossenen, slavischen Form? So führt Schwarz die Eindeutschung auf die fränkischen Kaufleute des 7. Jahrh. zurück, die den Burgplatz schon vorher gekannt und ihn dem fränkischen Hauptheere bei dessen Einfall in so sinn- und wortgetreuer Übersetzung aus dem Slavischen mitgeteilt hätten. Auch Mikkola sieht in „Wogastisburg" eine eingedeutschte Form, wenn er auch bemerkenswerterweise die Germanisierung auf im Böhmerlande wohnende Germanen zurückführt.

Verfasser geht noch einen Schritt weiter als Mikkola: er sieht den germanischen Namen Wogastisburg als den ursprünglichen, die späteren, überlieferten slavischen Namen als Übertragungen an. Dafür spricht folgendes: Zum ersten ist der germanische Name tatsächlich überliefert, die „älteren" slavischen Formen sind nur erschlossen. Zum anderen haben wir auch sonst aus früherer Zeit und auf altem westdeutschem Volksboden den strittigen Personennamen *Wogast* bezeugt, wie ja auch gerade Schwarz zugesteht: Der Personenname *Ogast* kommt im Altbayrischen des 9. Jahrh. vor, und zwar ist er für Salzburg und zum Jahr 814, 819 für Regensburg belegt[1]). Aber sowohl in Salzburg wie in Regensburg sind im 9. Jahrh. slavische Namen möglich. Es kommt jedoch im gleichen Jahrhundert in Hessen, das bestimmt nicht slavisch beeinflußt sein kann, ebenfalls ein Uagast (Jahr 826) vor. Förstemann erklärt diesen Namen als Waggast. Zweifellos könnte aber auch Ogast

[1]) Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 1178 (nach Schwarz).

als Ableitung in Frage kommen; denn aus dem 9. Jahrh. ist auch der weibliche Personenname Ohilta bekannt. Das *O* dürfte eine Verkürzung aus *ege* (Furcht, Schrecken), *og* (ich fürchte) sein. Zum dritten spricht auch die geschichtliche Lage für das Vorhandensein deutscher Namen in Böhmen während des 7. Jahrh. Erst gegen 600 ist ja mit dem Einrücken der Slaven in Böhmen zu rechnen. Es ist keinesfalls anzunehmen, daß alle Germanen (und erst recht nicht bis 630) das Land geräumt hätten. Es ist noch viel weniger zu erwarten, daß alles germanische Ortsnamengut bis dahin schon verloren gegangen oder slavisiert sei. Zum vierten haben wir ja auch eindeutige Belege, welche die Übernahme germanischer Wörter in das Slavische, besonders Čechische bezeugen. Und endlich ist sogar ein klarer Beweis vorhanden für das Zurückbleiben germanischer Menschen im böhmischen Altsiedelland und für die Weitergabe dieses germanischen Wortes in deutschem Munde durch die Slavenzeit hindurch: Wir meinen den *Reifberg* bei Raudnitz an der Elbe. Dieser Bergname hat sich einerseits aus dem germanischen *rīp* zu mittelhochdeutsch *rīf* und neuhochdeutsch *reif* weiterentwickelt, andererseits von derselben germanischen Wurzel zu čechisch *říp*. Aus all diesen Erwägungen müssen wir Wogastisburg für die ursprüngliche, die slavischen Formen für die abgeleiteten halten. So sahen wir auch in den modernen čechischen Formen *Uhošt* und *Uhošťany* letzten Endes Entlehnungen aus dem germanischen *Wogastisburg*.

Wie über diese engen Namensbeziehungen verfügt die alte Wogastisburg, sofern wir sie auf dem Burberg suchen, auch über die vorzüglichsten geographischen Lagebeziehungen, die sie als besonders geeignet für eine Verteidigungsstellung erster Ordnung gegenüber einem südwestlichen, westlichen oder nordwestlichen Gegner erscheinen lassen. Hier bei Kaaden erreichte das große innerböhmische Fruchtgefilde seine am weitesten nach Westen reichende und hier schmal endende Ausdehnung. Um dies Gefilde sich zu erhalten und einem westlichen Gegner zu verwehren, mußte Samo als damaliger Herr Böhmens, seine Verteidigung in eben diesen äußersten Westen des zusammenhängenden Altsiedellandes legen. Daß wir es

hier um Kaaden tatsächlich mit dem äußersten Westen zu tun haben, wird aus einer geschichtlich-geographischen Betrachtung des Siedlungsbildes immer deutlicher. Hier bei Kaaden treffen der Südabbruch des Erzgebirges und der Nordabhang des Duppauer Gebirges in einem spitzen Winkel zusammen. Nicht nur ist auf dem Südabfall fast überall noch das Waldkleid des Erzgebirges geschlossen erhalten und nur auf den Kammflächen, der oberen Stufenfläche des hier zweifach gestaffelten Erzgebirgsabbruches und in den Tälern aufgelöst. Auch die Siedlungen spiegeln die geschichtliche Entwicklung wider; denn sie zeigen in ihren Radial- und Längswaldhufen und ihren Reihendörfern, in den noch höher gelegenen Streusiedlungen und den streng schematisch angelegten Bergstädten wie Kupferberg und Sonnenberg die Erschließung des Waldlandes durch die deutsche bäuerliche und bergmännische Kolonisation. Ganz ähnlich die kulturgeographische Entwicklung im Süden: Auch hier im Duppauer Gebirge noch große Waldflächen, die sich zur Eger herunter ziehen. Und wenn die Siedlungen auch durchwegs kleiner, meist nur Weiler sind, so ist doch der Grundsatz der Flurnutzung und -aufteilung ähnlich oder gar gleich[1]). Seltener sind feldbreitenartige Fluren, wie in Männelsdorf, oder gelängeartige Fluren wie in Längenau. Diese weisen auf eine frühe, vor der Hauptkolonisationszeit liegende Stufe der deutschen bäuerlichen Walderschließung hin. Viel häufiger sind auch hier die Waldhufenfluren, wenn sie auch in ihrer Verbindung mit den kleinen Weilern nicht so augenscheinlich das Flurbild beherrschen wie im Erzgebirge. Das Prinzip dieser Aufteilung ist aber auch hier durchgeführt. Aber sogar der zwischen beiden Gebirgshängen liegende Flachlandszipfel im Dreieck Kaaden—Klösterle—Deutsch-Kralupp ist dem Walde abgerungen worden: In langen Reihen, hinter sich die Waldhufenflur, stehen hier die Höfe von Niklasdorf und Wernsdorf und Brunnersdorf. Und was wir aus der Form schließen, ist hier auch urkundlich bezeugt: Im Jahre 1261 sind diese Dörfer, dazu das heute nicht mehr vorhandene Buchelberg, von dem Kaadener

[1]) Verfasser hat hierfür die im Böhmischen Landesarchiv in Prag liegenden Flurkarten Nordwest-Böhmens durchgesehen.

Bürger Arvo angelegt worden. So haben wir westlich von Kaaden nichts mehr vom zusammenhängenden innerböhmischen Siedelland zu suchen. Der Burberg war so eine alte Landmarke: östlich Fruchtland, westlich Waldland, das erst jenseits des Duppauer Gebirges, im Falkenauer Becken, durch eine kleine Offenlandsinsel abgelöst wurde.

Verstärkt wird diese Lagegunst durch die damaligen Verkehrsverhältnisse[1]). Heute freilich geht die wichtigste, am meisten befahrene, am besten ausgebaute und für die Čechoslovakei geradezu repräsentative Straße von der Reichsgrenze und Nordwestböhmen über Karlsbad in gerader Richtung nach der Landeshauptstadt Prag. Das Duppauer Gebirge bleibt abseits von ihr liegen. Goethe benutzte auf der italienischen Reise im Jahre 1786 von Karlsbad aus westwärts bis Eger diese Straße. In umgekehrter östlicher Richtung sammelt sie heute auf sich die Straßen, die aus dem Nordwesten über Graslitz, Johanngeorgenstadt und Joachimsthal herein nach Böhmen kommen. Aber noch die „Karte von Deutschland in 4 Blättern" von D. F. Sotzmann aus dem Verlag Schneider und Weigels in Nürnberg aus der Zeit um 1810 gibt neben dieser Eger—Karlsbad—Prager Straße eine nördlichere an, die vor allem die genannten westerzgebirgischen Straßen auf sich zieht, den Rodisfurter Egerübergang benutzt und durch das westliche Duppauer Gebirge über Saar (oder Duppau)—Maschau—Podersam nach Prag führt. Sie ist im Duppauer Gebirge noch heute unter dem Namen „Kaiserstraße" bekannt. Im Gebirge ist sie heute stark verfallen, meist nur noch als Vieh- oder Ackerzufahrtsweg benutzt. Aber diese alte Kaiserstraße hat noch einen Vorgänger, der sich in seinem Verlauf z. T. mit ihr deckt. In gleicher Weise geht dieser noch ältere Weg von Rodisfurt in das Duppauer Gebirge hinauf und am Legerberg vorbei, biegt aber dann nicht wie jene nach Süden ab, sondern geht als „Hohe Straße" über Liesen, Dreihäuseln und oberhalb von Längenau zur Koliner Höhe und hält so die gerade Richtung auf Saaz

[1]) Die folgenden Ausführungen über Verkehrs- und örtliche Lage des Kaadener Burberges gründen sich auf mehrfache Begehungen des Geländes durch den Verfasser.

ein. Und wenn auch dieser Westostweg den Wanderer mit den schönsten Fernsichten anfangs nach dem Falkenauer Becken, dann nach dem Erzgebirgskamm und dem Egertal, später nach dem Inneren des Duppauer Gebirges und zuletzt mit dem weiten Blick nach den im Osten verblauenden einzelnen Basaltkegeln des böhmischen Mittelgebirges beschenkt, so ist er doch heute von Gras überwuchert, von Schlehenbaum und Weißdorn gesäumt und von Rosenhecken überrankt. Zuweilen auch verliert er sich im Ackerfeld oder in der Hutweide oder auch in den kleinen Waldstücken, die heute noch die Höhen krönen. Den Heinersdorfer und Längenauer und Männelsdorfer Bauern, durch deren Flur er geht, ist der hohe Weg aber noch als die ehemalige bedeutungsvolle „Königsstraße" bekannt. Und häufig reden Urkunden, so aus der Zeit Karls IV. und Wenzels IV., von ihr. Dieser geraden Westostverbindung mag noch erhöhte Bedeutung vor dem 9. Jahrh. zugekommen sein, als noch nicht die Čechen mit ihrer Gauburg in Prag führend für ganz Böhmen geworden, sondern die einzelnen Stämme Böhmens politisch noch selbständig waren. Für diese Zeit kommt dem Lučanenstamm mit der Gauburg in Saaz sogar erhöhte Geltung als Haupt eines westböhmischen Stammesbundes zu, der zu dem germanischen Frankenreich nächste Nachbarschaft und engste geschichtliche Beziehungen hatte. Damit streifen wir Verhältnisse, wie sie für die Karolingerzeit zutreffen. Dem engen Egertal zwischen Duppauer und Erzgebirge scheint in dieser Zeit keine Verkehrsbedeutung zugekommen zu sein. Eine Straßenführung hatte und hat selbst heute mit Geländeschwierigkeiten zu rechnen, die die steil von den Gebirgen herabkommenden Nebenflüsse, aber auch das felsige Haupttal bereiten. Der sogenannte „Frankensteig", der dies Tal benutzte, ist nur ein Saumpfad gewesen, der erst seit der Kolonisationszeit bestand. Als Straße ist er gar erst im 19. Jahrh. ausgebaut worden.

Wenn wir dagegen berücksichtigen, daß über das mittlere Erzgebirge die Straße von Preßnitz über Kaaden nach Saaz zu allen Zeiten hohe Bedeutung schon für die Salzversorgung Böhmens aus Mitteldeutschland hatte, so wird uns die günstige

geopolitische Stellung des Burberges gerade in alter Zeit klar: Von ihm aus beherrschte man beide nach Böhmen führende Hauptstraßen: In der rechten Flanke konnte man den Gegner packen, der über das mittlere Erzgebirge in das Saazer Land kam, in der linken Flanke den, der aus dem Mainland und Thüringen über den Zettlitzer Gau (Falkenauer Becken) und das Duppauer Gebirge auf der Hohen Straße eindrang.

Daß man in diesem geopolitisch wichtigen Kaadner Raum nun gerade den Burberg zur Verteidigung auswählte, dafür war entscheidend seine hervorragende örtliche Lage und Beschaffenheit. Er ist der östlichste Ausläufer des Duppauer Gebirges und besteht wie dieses aus mehreren übereinandergelagerten Basalttafeln mit zwischengelagerten Tuffschichten. Von diesem Gebirge ist er aber abgetrennt durch die tiefe Schlucht des vom Dorfe Prödlas herunterkommenden Bächleins. So ist er ein freistehender Tafelberg und kehrt gerade dem Duppauer Gebirge seinen steilsten Abfall zu. Aber auch nach Norden, Osten und Süden fällt er steil, zuweilen mit felsigen Wänden ab, die nur dort abgeschrägt sind, wo sich Tuffschichten einschalten oder abgestürzter Schutt aufhäuft.

Der Berg ist auf dem höchsten Punkt 591 m hoch und überragt um 300 m die Eger. So ist der Burbergklotz eine natürliche Festung ersten Ranges. Seine Oberfläche ist ungefähr 1 Quadratkilometer groß, aber durchaus nicht eben, wie man bei diesem Tafelberg aus der Ferne vermutet, sondern gegliedert in kleinere oder größere Ebenheiten, die durch Abstufungen voneinander getrennt sind. Schwierig ist zu entscheiden, wie weit diese Ebenheiten natürlich sind, also Oberflächen kleinerer Basalttafeln darstellen, oder wie weit hier künstliche Einebnungen vorliegen; denn die ganze Hochfläche des Berges steht seit Jahrhunderten in intensiver Ackerkultur. Zogen sich an seinen Hängen einst Weinberge hoch, wo heute Eichenwälder und Fichtenschonungen stehen, so tragen die Fluren der Hochfläche die anspruchsvollsten Bodenfrüchte. Unerwartet ist das Bild, wenn man nach Überwindung des Hanges über die Hochfläche blickt: Da wechseln kräuterreiche Hutweiden auf den steinigsten Flurstücken mit Kartoffel-

äckern, der Anbau üppiger Rüben mit Feldern wogenden Weizens. Und zwischen den Fluren, in eine Geländewelle geschmiegt, liegt der Weiler namens Burberg.

Hier oben konnte eine ganze Völkerschaft, Krieger mit ihrem Troß und Weib und Kind und Vieh Zuflucht finden. So sind denn auch Siedlungsspuren seit der Bronzezeit und Wüstungen verschiedenen Alters festgestellt worden[1]). Wo aber lag die Wogastisburg, in der Samos Heer den starken, unüberwindlichen Schutz fand? Haben wir die Berechtigung, die ganze Hochfläche bis zu den Hängen hin als diesen befestigten Platz anzusehen? Diese Frage hat Preidel gar nicht gestellt. Gerade am Rande der Hochfläche finden sich ja oft, wenn auch unterbrochen, kleine Dämme oder wallartige Steinhaufen, so am Galgenberg im Südwesten des Berges. Sind es nur Lesesteine, dort aufgeschüttet zu dem doppelten Zwecke, die Felder zu räumen und gleichzeitig das Weidevieh vor dem Absturz am steilen Felsenhang zu bewahren? Bei großer Zahl der Verteidiger ließ sich andererseits die ganze Hochfläche bis zu den Hängen am leichtesten verteidigen. Bei ihrer Größe von rund 1 qkm freilich ein recht ansehnlicher Verteidigungsraum, für den die Anwendung des Namens „Burg" für die damalige Zeit fraglich erscheinen könnte. Aber wir haben ja in benachbarten Teilen Süddeutschlands Anlagen von ähnlich großem Ausmaß. Erinnert sei nur an die 75 Tagewerke umfassende späthallstattzeitliche Ringwallanlage auf dem Staffelberg am Main[2]).

Oder sind doch nur einzelne Teile zur besonderen Verteidigungsanlage ausgesucht und ausgebaut worden? Gegen den äußersten Nordwesten läuft die Hochfläche in eine Spitze aus, das sogenannte Sosauer Eck. An zwei Seiten ist es von Felsengründen begrenzt, nur auf der Südseite mit der übrigen

[1]) Verfasser verdankt Herrn Dr. H. Preidel in Saaz einen aufschlußreichen brieflichen Bericht über die jüngsten von ihm veranlaßten Grabungen auf dem Burberg, kommt aber doch zu einer teilweise anderen Auffassung als Preidel.

[2]) A. Stuhlfauth, Vor- und Frühgeschichte Oberfrankens. Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde von Oberfranken 1927, S. 201.

Hochfläche verbunden. Aber hier wird es durch einen fast 200 m langen und rund 2 m hohen Steinwall abgeschlossen[1]). Ob wir es hier mit einem Abschnittswall zu tun haben, ist durch die Untersuchungen Preidels sehr fraglich geworden, denn in mehreren Querschnitten dieses Walles konnte er nur lose aufgeschüttete Lesesteine feststellen, wie sie in steinreichen Gegenden häufig aufgefunden werden. Andererseits macht das Vorhandensein einer durch Preidel festgestellten Wüstung und des Flurnamens „Am Tschergele“[2]), der ebenfalls „Wüstung“ bedeutet, vor diesem Wall die Frage komplizierter[3]).

Aber vielleicht lag die Wogastisburg überhaupt an anderer Stelle auf dem Berge! Die Flurkarte des Dorfes verzeichnet nämlich für den Südosten noch die Flurnamen „Altes Schloß“ und „Schloßteich“, die den ansässigen Bauern auch noch durchaus geläufig sind. Vom Teich ist zwar nichts mehr auffindbar. Aber eine ungefähr rechteckige, 50 × 60 m messende, steil nach allen Seiten abgesetzte erhöhte Fläche findet sich dort. Sie kann zwar natürlich bedingt sein, einen kleinen Basaltplattenrest als Unterlage haben, aber in ihrer Form läßt sie bestimmt menschliche Umgestaltung erkennen. Bemerkenswert ist auch, daß diese regelmäßige Erhöhung durch einen fast allseitig ausgebildeten Steinwall eingefaßt ist. Und wer auf den umliegenden Feldern beharrlich sucht, findet wie der Verfasser zuweilen auch faustgroße runde Kiesel, die nicht vom Berge, der ja aus Basalt besteht, stammen können. Sie weisen darauf hin, daß Belagerer den Hang herauf das Schleudermaterial mitbrachten. Hier im Südosten des Burberges müßten die von Preidel dankenswerterweise begonnenen Grabungen fortgesetzt werden, um eine zeitliche Bestimmung dieser Anlage zu ermöglichen.

---

[1]) Vgl. S. 268 Anm. 1.

[2]) K. Meder (Neue siedlungsgeschichtliche Untersuchungen in Nordwestböhmen, in: Unsere Heimat, Kaaden 1929, Folge 1—3) schreibt fälschlich „Tschegerle“.

[3]) Die Lage dieses Flurstückes wurde vom Verfasser aus der Flurkarte der Ortschaft Burberg genau festgestellt.

Auch sonst sind in der Nachbarschaft des Burberges vor- und frühgeschichtliche Siedlungen nachgewiesen worden. Aus Flurnamen lassen sich noch heute alte Wüstungen und ehemals befestigte Plätze ablesen, so in und bei Kaaden und in der Flur der nahen Dörfer Burgstadtl, Atschau und Weinern. So haben wir es in der Umgebung des Burberges mit einem Raum von besonderer geschichtlicher Wirksamkeit und starker geschichtlicher Veränderung des Siedlungs- und Landschaftsbildes zu tun.

Enthält sich die Vorgeschichtswissenschaft vorläufig noch einer positiven Aussage, vor allem weil eine genaue zeitliche Einordnung sämtlicher Funde auf dem Burberg nicht möglich ist und auch die Grabungen selber noch fortgesetzt werden müssen, so sprechen doch der Name, die räumliche Ausdeutung der Geschichtsquelle, die damalige geopolitische und Verkehrslage und die örtlichen Verhältnisse dafür, die Wogastisburg auf dem Burberg bei Kaaden zu suchen.

Leipzig. Rudolf Käubler.

Eine bisher unbekannte altkirchenslavische 3. Pers. Sg. Aor. auf *-tъ*.

Bekanntlich hat es im Altkirchenslavischen eine Anzahl Formen der 2. 3. Person Sg. Aor. auf *-tъ* gegeben. Sogar gibt es zwei Klassen derselben. Die eine enthält nur drei Formen: *bystъ*, *dastъ*, *ěstъ* (*jastъ*); zur zweiten, die uns jetzt ausschließlich interessiert, gehören *pitъ*, *-vitъ* (*obitъ*), *pětъ* (samt Zusammensetzungen), *iz-mětъ*, *-žrětъ* ('verschlang'), *-strětъ*, *-mrětъ*, *jętъ* und *klętъ* (beide samt Komposita), *-čętъ*, *pętъ*, *žitъ* (samt Zusammens.), und auch *sętъ* '*φησίν*, *ἔφη*', wenn es ein Aorist und kein Präsens ist; s. meine Ausführungen *I. F.* XLIII, 284—289, *Geschichte der aksl. Sprache* I, 222f. In dem hier zitierten Aufsatz in den *I. F.* habe ich auf den engen Zusammenhang hingewiesen, welcher zwischen dieser Aoristbildung und dem Partizip auf *-tъ* besteht, und nachzuweisen versucht, daß die beiden Formationen nur bei zirkumflektierten Verbalstämmen vorkommen. Die Form (-)*žitъ*, die wohl jünger als (-)*žive* ist, ist deshalb eine

sehr begreifliche Neubildung, weil das Ptz. II. Akt., welches im periphrastischen Perfektum gebraucht wird, einen Zirkumflex hatte; vgl. čak. *ûžīl, užīlà*, r. *žilá, ózil*; nach *píti — pîlъ — pitъ, víti — vîlъ — vitъ* konnte zu *žíti — žîlъ* leicht eine 2. 3. Pers. Aorist *žítъ* gebildet werden.

Eine bisher unbekannte Form desselben Typus habe ich in Methods Paterikübersetzung[1]) gefunden. In der Handschrift von Mihanović (jetzt in der Wiener Nationalbibliothek, Cod. slav. 152) steht Bl. 33^{v}/34^{r}: ѡ тє[вє] бо вьзможьно· ꙗко при адѣ расоꙋєтъ сѧ ꙗко прьсть дша моѣ. Der griechische, von Nau herausgegebene Text hat: *ὅτι παρὰ τὸν Ἅδην διεσκορπίσθη ἡ ψυχή μου* (*Revue de l'Orient Chrétien* XIII, 1908, 267). Offenbar liegt hier eine Nachahmung von Ps. CXL, 7 vor: *διεσκορπίσθη τὰ ὀστᾶ ἡμῶν* (Var. *αὐτῶν*) *παρὰ τὸν ᾅδην*, wofür die älteste, durch die Codices Bononiensis und Pogodianus vertretene slavische Übersetzung folgendes hat: расоꙋшѧ (Bon. -ѫ) сѧ кости нхъ при адѣ. Diese Lesart ist gewiß älter als diejenige der Handschriften Sof. und Buc., die расыпашѧ schreiben. Im Psalt. Sin. fehlt die Stelle. Es ist klar, daß auch an der Paterikstelle ein Aorist gestanden hat, und die Vermutung liegt nahe, daß anstatt des gewiß unrichtigen расоꙋєтъ расоꙋтъ (mit mbg. ъ für abg. ъ) zu lesen ist. Diese Konjektur wird bestätigt durch die Pariser Handschrift (Bibl. Nat., fonds slave 10), wo tatsächlich расоꙋт^{ъ} сѣ steht (63^{v}, Z. 19). Die von mir eingehend studierte Paterik-Handschrift des Klosters Krka in Dalmatien, welche trotz zahlreicher alten Lesarten eine stark modernisierte Redaktion enthält (s. *Magazin Sjeverne Dalmacije* II, 1935, 109f.), schreibt расѣка сѣ. Offenbar hat man auf die Dauer расоꙋтъ nicht mehr verstanden, was Verstümmelungen und Ersetzung durch Synonyma herbeiführte.

Es ist sehr gut möglich, daß (-)*suχъ*, (-)*sutъ*, (-)*sušę* nicht die ältesten slavischen Formen sind, sondern daß sie an die Stelle von (-)*sъpъ*, (-)*sъpe*, (-)*sъpǫ* getreten sind; das Präsens zu *suti* war ja *sъpǫ*. Dieser Fall ließe sich dann mit (-)*žiχъ*,

[1]) Siehe meinen Aufsatz: *O Pateryku, przetłumaczonym przez Metodego, Prace Filologiczne* XVII, 63ff.

(-)*žitъ*, (-)*žišę* vergleichen; auch *súti* hatte ja ein Ptz. *sûlъ* (skr. *nâsuo*, Aor. *zâsū*, im Gegensatz zu *nà-du*). Ohne jeden Zweifel aber geht im Paterik *rasutъ* auf Methods Übersetzung zurück, ebenso wie *žitъ* (Mih. 26r·, 21 житѣ; vgl. жнѹ 12v· 11; 37, 5 steht in einem zwischen den Zeilen hinzugeschriebenen Satze жнѣ), welches bekanntlich auch in dem wohl aus derselben Periode wie das slavische Paterikon stammenden Parimijniktext der Genesis vorliegt. Sowohl der mittelbulgarische Codex Mih. wie die serbische Pariser Handschrift 10 bewahren mit großer Treue die alten Aoristformen auf *-tъ*, welche sie allerdings nach ihrem orthographischen Usus mit ъ anstatt ъ schreiben.

Leiden. N. van Wijk.

Zur Herkunft der slavischen Verbalklasse auf *-ujǫ/-ovati*.

Bezüglich der Entstehung dieser Verbalklasse hält bis heute die Lehrmeinung vor, die unabhängig voneinander Ul'janov Rus. Fil. Věstnik Bd. XX, 1888, 172, Kretschmer Ztschr. f. österr. Gymn. 53, 1902, 712 und Meillet Études . . . (1905) 147—149 aufgestellt haben[1]). Diesen Autoren zufolge entsprechen den Verben der Klasse auf *-ujǫ/-ovati* die griechischen Verba auf *-εύω* (*ἱππεύω* neben *ἱππεύς*); so würden diese Verba an diphthongische *u*-Stämme anknüpfen, und zwar nicht an *eu*-Stämme (denn *-eu-* hätte tautosyllabisch, z. B. im Präsens, *-ju-* ergeben), sondern vielmehr an irgendwelche *ōu*-Stämme. Daß es sich hierbei um langdiphthongisches *-ōu-* handle, gehe (nach Meillet) mit Sicherheit aus der Intonation hervor: *-u-* hat im Serbokroatischen gestoßenen Ton, desgleichen *-au-* im entsprechenden litauischen Typus *tarnáuju/tarnáuti*, womit eben der Langdiphthong gesichert sei. Die griechischen Nomina auf *-εύς* werden jetzt fast allgemein aus *-ēu-* erklärt (anders Kretschmer, s. u.), ebenso wird eine Länge vorausgesetzt im Paralleltypus mit *o*-Vokalismus, also *-ōu-* (*πάτρως*, Gen. *πάτρωος* „Vatersbruder"). Im übrigen schließt sich diese Klasse (mit

[1]) Vgl. Brugmann Grdr.[2] II, 3, 220, Vondrák Vgl. sl. Gr.[2] I 718, Il'jinskij Praslavj. gram. 473, Meillet Slave commun[2] § 234.

ihrem *-jǫ/-ati*) eng an die V. Verbalklasse (Einteilung nach dem Infinitivstamm) an[1]).

Diese Theorie schwebt jedoch völlig in der Luft. Die griechischen Nomina auf *-εύς* bereiten dadurch eine Schwierigkeit, daß sie auf das Griechische beschränkt sind und keine andere idg. Sprache verwandte Bildungen aufweist; die vermeintliche idg. Herkunft dieser Nomina wird nur durch vorausgesetzte Verwandtschaft eben mit den slavischen Verben auf *-ujǫ/-ovati* gestützt. Mit Rücksicht auf deren isolierte Stellung ist schließlich Kretschmer zur Ansicht gelangt, diese Bildungen seien zum Teil Postverbalia der Verben auf *-εύω*, zum Teil alte *u*-Stämme mit abstufender Flexion: Nom. Sg. *-υς*, Gen. *-ϝος*, Lok. *-ηϝι*, Vok. *-εῦ* (d. h. die Langstufe *-ēu-* habe sich vom Lok. Sg., wo sie heimisch gewesen, ausgebreitet). Doch es ist sehr auffallend, daß dieses Suffix auch in Appellativen wie *βασιλεύς* und Eigennamen wie *Ὀδυσσεύς* erscheint; beiden Klassen wird mit gutem Grund unindogermanische („mediterrane") Herkunft zugeschrieben. Fremden Ursprungs sind wohl auch die Eigennamen, die in sämtlichen Kasus kurzes *-ευ-* haben (nach Debrunner durch metrische Kürzung entstanden), wie z. B. *Τυδεύς*. „Das Suffix *-εύς* hat bis heute allen Versuchen, es mit idg. Mitteln zu erklären, getrotzt; daher ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß es eine Entlehnung aus dem Vorgriechischen ist", sagt Debrunner Eberts Reallex. IV, 2, 522[2]). Wenn also das Suffix *-ēu-* ungriechischer Herkunft ist, so steht die vermeintliche Ablautsvariante *-ōu-* isoliert da. Dies vermeintliche *-ōu-* wird in *πάτρως*, *μήτρως*, *ἤρως*, *δμῶς* 'Sklave', *ἅλως* 'Tenne' gesucht[3]). Und wiederum haben die übrigen idg. Sprachen keine verwandten Bildungen

[1]) Brugmann hat seine frühere abweichende Ansicht (Grdr.[1] II 1133), daß nämlich die Verba auf *-ovati* von den Possessivadjektiven auf *-ovъ* (*běsovati* : *běsovъ*) ausgegangen seien, in der 2. Auflage nicht mehr erwähnt.

[2]) Die Lehrmeinung Debrunners ist sympathisch aufgenommen von Chantraine La formation des noms en grec ancien (1933) S. XIX und 125f.

[3]) Hirt Handb. d. griech. Laut- und Formenlehre[2] 406, Brugmann-Thumb Griech. Gr.[4] 216.

aufzuweisen[1]). Jedenfalls ist die ursprachliche Existenz eines Suffixes *-ōu-* zweifelhaft. Die Kasus dieser Substantiva sind im Griechischen keineswegs parallel denjenigen auf *-εύς*, und was besonders wichtig ist, daß es im Griechischen gar keine Spur von abgeleiteten oder (vorsichtiger gesagt) parallelen Verben gibt, im Gegensatz zur Häufigkeit der Paare vom Typus *ἱππεύς — ἱππεύω*. Im Slavischen wiederum ist auffallend, daß hier nicht ein einziges Substantiv des vorausgesetzten Typus erhalten ist (d. h. ein solches, das aus *-ōu-* abgeleitet werden könnte): während also bei anderen denominativen Verbaltypen der Ausgangspunkt doch noch einigermaßen sichtbar ist (wir meinen die anderen Denominativa auf *-ati*, z. B. *jьgra — jьgrati*), so fehlt für diese (VI.) Klasse eine solche greifbare Stütze für den vorausgesetzten Typus vollständig. Ebenso im Litauischen.

Die Vermutung eines Zusammenhangs der Verba auf *-ujǫ/-ovati* mit den griechischen auf *-εύω* bzw. mit dem „Typus" *πάτρως* stützt sich auf die Beweisführung Meillets, die als Hauptargument die Intonation verwertet. Sofern wir die serbische und litauische Intonation nicht beachten, könnten wir die nominale Grundlage wenigstens éines Verbs auf slavischem Boden selbst sehen, nämlich das Adjektiv *cělъ* zu *cělovati* (*cělъ* war ursprünglich wahrscheinlich ein *u*-Stamm, vgl. apreuß. *kailūstiskan* Akk. „Gesundheit"). Vgl. auch spätes (ksl.) *sladovati* zu *sladъ-kъ*. Daran vor allem hat Vondrák a. a. O. gedacht, aber doch nicht gewagt, an der Meilletschen Hypothese etwas zu ändern. Denn die Möglichkeit, an gewöhnliche *u*-Stämme zu denken, war bereits durch den Hinweis zurückgewiesen (vgl. Meillet 148), daß bei der Präsensbildung von *u*-Stämmen aus die Stammsilbe immer ohne *e* bleibt: skr. *śatrūyáti*, gr. *δακρύω*, lat. *metuo*. Dies ist nun richtig, und in der Tat ist eine Erklärung von dieser Seite (nämlich vom Präsens denominativischer Bildungen her) nicht durchführbar. Und was die Intonation anlangt, so wurde in den letzten Jahren die Vergleichbarkeit der baltoslavischen und griechischen

[1]) Mit avest. *nasāv-*, *nasū̆-* m. f. 'Leiche, Leichenteil', das Hirt Idg. Gr. III 74 anführt, läßt sich nichts anfangen.

Intonationen und damit auch deren ursprachliches Vorhandensein angezweifelt[1]), und zwar, wie es scheint, mit Erfolg. So ist die gesamte slavische und baltische Akzentlehre ins Schwanken geraten, so daß jetzt die allein aus dem Akzent geschöpften Argumente ihre Beweiskraft einbüßen. Wir haben nicht die Absicht, voreilig die Theorie Kuryłowiczs heranzuziehen, ob diese nun richtig ist oder nicht. Sondern m. E. ist es ohne Gewaltsamkeit möglich, die Intonation einfach innerslavisch zu erklären, und zwar durch Anlehnung des Akzents an den klaren Typus *jьgrájǫ jьgráti* (serb. *ìgrati*, russ. *igráju igrát'*). Wenn nun dem so ist, entfällt die Notwendigkeit, hier einen Langdiphthong anzusetzen, und damit ergibt sich wirklich die Möglichkeit, hier an heimische *u*-Stämme (wie *cělъ*) zu denken.

Vom Präsens kann allerdings nicht ausgegangen werden, denn von hier aus wäre (nach *śatrūyáti*, *metuo*, s. oben) ein **cělьjǫ* (oder weiter **cělyjǫ*) zu erwarten; aber Slavisch und Litauisch stimmen deutlich in **-ou-jo-* überein. Bei der Erklärung dieser Klasse müssen wir also den Ausgangspunkt anderswo suchen. Und das wird wohl in derselben Richtung zu geschehen haben, die Zubatý bei der Erklärung der V. Verbalklasse mit vollem Erfolg eingeschlagen hat. Zubatý hat Listy filologické 28 (1901) 24f. einen (leider wenig beachteten) Aufsatz veröffentlicht, in welchem er auf die Identität gewisser slavischer Bildungen mit indischen hingewiesen hat. Das sind Fälle, wie *pьjanъ = píyāna-*, *gьnanъ : ghnāná-*, *zъvanъ = huvāná-*, *pьsanъ = piśāna-*, *lьzanъ = rihāṇá-*, *zьdanъ : dihāná-*, *prьjanъ : pi-priyāná-*, *smьjanьje : si-śmiyāṇá-*, *sъpanьje : su-śupāná-*, *čekanъ = čakāná-*. Die slavischen Partizipia auf *-anъ* haben zwar Passivbedeutung; aber die indischen Formen auf *-āna-* waren ursprünglich keine Partizipien, weder des Präsens noch des Perfekts, sondern sowohl formal wie bedeutungsmäßig völlig unabhängige Bildungen. Man vergleiche Fälle wie *dṛśāṇá-* (es gibt kein Präsens von der Wurzel *dṛś-*!) oder *dyutāna-* (das Präsens lautet *dyótate*!). Die Bedeutung ist zwar in der Regel medial oder passiv, aber sie kann immerhin auch aktiv

[1]) Kuryłowicz zuletzt im BSL. 35, 24—34. [Mit dieser Ansicht bin ich nicht einverstanden. M. V.]

sein. Die selbstverständliche Folgerung aus dieser Übereinstimmung zog Zubatý z. T. in dem erwähnten Aufsatz, hier aber sei die bündige und endgültige Formulierung angeführt, die er 14 Jahre später in einem lithographierten Kursus über das čechische Zeitwort gegeben hat (České sloveso. 1915). Hier sagt Zubatý auf S. 94—95: „Diese Formen (nämlich die Adjektiva auf *-anъ*) sind im Slavischen dadurch wichtig geworden, daß die Sprache ihnen neue charakteristische Infinitive hinzugebildet hat, in der Weise, daß auch hier der Vokal aufgenommen wurde, z. B. **sъpanъ*, Inf. *sъpati*; *lьzanъ*, Inf. *lьzati*; *čekanъ*, Inf. *čekati*, *zъvanъ*, Inf. *zъvati*. Die slavischen Sprachen haben diese Partizipialformen auch auf jene Verbalstämme ausgedehnt, die auf den Vokal *-a-* endeten. Zu den Verbalstämmen vom Typus *dělajǫ* wurde das Partizipium *dělanъ* und dann der Infinitiv *dělati* neugebildet, . . . schließlich aber wurden zum unursprünglichen *-a-* auch Präsensstämme gebildet. Z. B. das Präsens *čekajǫ* ist entschieden jünger als das Partizipium *čekanъ*. So sind endlich diese Partizipia überhaupt das hauptsächliche Vorbild geworden, nach dem die slavischen Sprachen ihre charakteristische V. Verbalklasse, deren Zeichen *-a-* ist, gebildet haben“[1]). Die Entwicklung wird also in der Weise vor sich gegangen sein, daß in der V. Klasse der Präsenstypus der Denominativa auf *-jǫ* (die bekanntlich ursprünglich nur ein Präsens bildeten, keine anderen Formen!) sich zusammengeschlossen hat mit dem System der Primärverba vom Typus *zovǫ/zъvanъ*, wo die Formen auf *-anъ* zur Bildung der übrigen Formen des Infinitivstammes (Inf. *jьgra-ti*, Sup. *jьgra-tъ*, Part. *jьgra-vъ*, *jьgra-lъ*) Anlaß gegeben haben. So erwuchs die ganze Klasse der Verba auf *-jǫ/-ati*.

Über die Entstehung der VI. Klasse hat sich Zubatý nicht ausgesprochen, aber auch hier dürfen wir eine ganz analoge Entwicklung annehmen. Wir kennen nämlich einige merkwürdige vedische Adjektiva auf *-āna-*, die so gebildet sind, daß sie, ins Slavische umgesetzt, vollkommen den Partizipien der

[1]) Von mir gesperrt.

VI. Klasse gleichen. Das Suffix *-āna-* erscheint nämlich im Ṛgveda auch in einigen Adjektiven und Substantiven, die von einem nominalen *u*-Stamm abgeleitet sind; dabei wird *u* guniert: *tákav-āna-* 'eilend, rasch, regsam', von *táku-* dass.; *bhṛ́gav-āna-* (ein Eigenname) etwa 'strahlend, funkelnd' von *bhṛ́gu-* m.; *vásav-āna-* 'Güterbesitzer' von *vásu-* n. 'Gut'; weiter die Eigennamen *ápnav-āna-* (ein **ápnu-* fehlt, aber es existiert *ápnas-* 'Segen, Wohlstand'), *pṛ́thav-āna-* von *pṛthú-* 'breit'. Diese eigentümliche[1]) Bildung steht in den idg. Sprachen ganz vereinzelt da und hat auch im Indischen keine Belege außerhalb des Ṛgveda.

Nun ist aber *tak-av-āna-* einem *cěl-ov-anъ* in der Bildung vollkommen gleich. Und wenn wir im Auge behalten, was Zubatý a. a. O. hervorgehoben hat, daß die indischen Bildungen auf *-āna-* ursprünglich nicht eigentliche Partizipia waren, sondern Adjektiva, die sich in ältester Zeit ganz frei an Verba anschlossen, so macht auch die semasiologische Seite keinerlei Schwierigkeiten. Hier bedarf es keiner langen Auseinandersetzung: die weitere Entwicklung ist im Sinne der obigen Theorie Zubatýs zu denken. D. h. dem Vorbild von *jьgranъ — jьgrati* folgend, entstand nach dem altererbten *cěl-ov-anъ* ein Infinitiv *cělovati*, ferner ein Präsens **cěl-oų̯-jǫ* > *cělujǫ* usw. Die ganze Entwicklung ist also von den gewöhnlichen *u*-Stämmen ausgegangen.

Derselbe Ausgangspunkt ist natürlich auch für das Litauische und Preußische anzusetzen. Weil aber das Litauische die Partizipia auf *-āna-* in der folgenden Zeit nicht erhalten hat, ist die Quelle hier nicht mehr sichtbar. Doch nachdem nun einmal das Präsens entstanden war, schlossen sich daran auch Präteritum und Infinitiv an (im Einklang mit der Tendenz des Konjugationssystems der anderen Denominativa im Litauischen, vgl. *alsinù alsinaũ alsìnti*). Auch hier kann sich der Akzent von *tarnáuju/tarnáuti* nach dem des Typus *lankóju/lankóti* ge-

[1]) Macdonell Vedic gr. § 130 und Whitney Gramm. § 1175a fassen diese Formen als „primäre" Stammbildung auf, obwohl sie nicht unmittelbar von der Verbalwurzel gebildet sind, dagegen Lindner Altind. Nominalbildung 122 als „wohl sekundär".

richtet haben. Dieser Verbaltypus (*tarnáuti*) braucht demnach keineswegs als aus dem Slavischen übernommen angesehen werden, sondern ist, wie Meillet betont hat, baltoslavisch.

Wenn unsere Theorie zu Recht besteht, ist ein neuer Beweis für die engen Beziehungen zwischen Baltoslavisch und Arisch gewonnen.

Brünn. Václav Machek.

Mazedonisch-bulgarische Studien.

Teil 4[1]).

Das -ъ- der Präfixe *sъ(n)-*, *vъ(n)-*, *vъz-* in offenen Silben in den altbulgarischen Denkmälern.

Kapitel I. Material.

Je nach der Vertretung des -ъ- lassen sich drei Hauptgruppen von Denkmälern unterscheiden:

A. Das -ъ- ist in allen drei Präfixen ausnahmslos bewahrt:

sъ-, *vъ-*, *vъz-*;

B. Das -ъ- ist im Präfix *sъ-* gelegentlich ausgefallen, wird aber in den beiden anderen Präfixen ausnahmslos geschrieben:

s- : *vъ-*, *vъz-*;

C. Das -ъ- fällt gelegentlich nicht nur im Präfix *sъ-*, sondern auch in *vъ-* oder *vъz-*, bzw. *vъ-* und *vъz-* aus:

C. 1. *s-*, *v-* : *vъz-*

C. 2. *s-*, *vъ-*, *vz-*

C. 3. *s-*, *v-*, *vz-* oder *vs-*

NB! Handschriften größeren Umfanges, in denen *v-* **oder** *vz-*, bzw. *v-* **und** *vz-* vorkäme, dagegen niemals *s-*, gibt es nicht!

---

[1]) Vgl. Zeitschr. Bd. X (1933) S. 21—40, XI (1934) S. 77—87, XII (1935) S. 1—16 + Kartenskizze (Die Fortsetzungen von abg. *dъšti* 'Tochter' in den bulg. Maa.). Die Übersicht in Teil 2 (XI, S. 84 u. 85) zeigt die Vertretungen für das Verbalpräfix *vъz-* (ohne *vъzęti* — *vъzimati*) in den bulg. Maa.

Auf einige irrtümliche Verweisungen in Teil 1—3 und Ergänzungen, die durch inzwischen erschienene Literatur möglich wurden, wird am Ende dieser Aufsatzreihe hingewiesen.

Es gibt auch keine mittelbulgarische, altrussische oder altserbische Handschrift, für deren altbulgarischen Archetypus wir derartiges zu erschließen berechtigt wären.

Der Ausfall des -ъ- in *sъ-* hatte sich eben schon in seinen Anfängen über das ganze bulgarische Sprachgebiet ausgebreitet, bevor noch die Präfixe *vъ-* und *vъz-* von der Ausfallstendenz ergriffen wurden.

Diese Tendenz hat sich dann beim Präfix *vъ-* (genau wie kurz vorher bei *sъ-*) nach regionaler Beschränkung auf das ganze Sprachgebiet verbreitet, während *vъz-* sich neben *vz-*, *z-* regional bis heute behauptet hat[1]).

Als alt-bulgarisch — nicht im orthographischen, sondern im sprachgeschichtlichen Sinne — kann nur das Ausfallsstadium B „*s-* : *vъ-*, *vъz-*" betrachtet werden, während jeder einzelne Fall von *v-* und *vz-*, *vs-* < *vъz-* als Spur typisch mittelbulgarischer, oder nicht-bulgarischer Schreibgewohnheiten zu gelten hat[2]).

[Zu dem Thema: mittelbulgarische Spuren in den altbulgarischen Hss. glaubte ich in meiner Dissertation angeregt zu haben, indem ich zeigte, daß ein Schreiber („B") des Sinaitischen Psalters zu derjenigen mittelbulgarischen Schreiberschule gehört haben muß, die ѕ für *ѣ und *ъ verallgemeinerte. Leider hat niemand diese Anregung aufgegriffen, noch auch sie bekämpft.]

Nach dieser allgemeinen, formalen, orientierenden Gruppierung der Denkmäler wenden wir uns den einzelnen zu, um dann zu einer sinnvollen, sprachgeschichtlichen und sprachgeographischen Klassifizierung zu gelangen (in Kap. II).

Handschriften der Gruppe A.

In den Präfixen *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* ist -ъ- niemals lautgesetzlich ausgefallen:

1. In den Kiever Fragmenten, die auch in allen anderen Stellungen „schwaches" *ѣ, *ѕ ausnahmslos bewahrt haben.

[1]) Vgl. Teil 2 dieser Studien.

[2]) Die Ausdrücke alt- und mittel-bulgarisch verwende ich niemals in chronologischem Sinne, sondern nur zur Unterscheidung von Hss. ohne und mit dem sog. Nasalwechsel.

2. Im Evang.-fragment aus Ochrid. (Vgl. сѫтвор- IIb$_{8, 22}$, сѫказ- I$_{17}$, Ib$_{22, 25}$ usw., aber Ausfall in писаⷩ IIb$_{9, 10}$).

3. Auf dem glagolit. mazedon. Blatt. (Vgl. Пам. старослав. яз. I, Lief. 6, S. 19—20). In anderer Stellung als in Verbalpräfixen ist hier Ausfall recht häufig, und zwar in verschiedenen Verbindungen.

4. In den Blättern von Chilandar. (Vgl. Пам. старослав. яз. I, Lief. 1, S. 17. NB! Der Beleg: (сѧ҃)таіжⷣа I B a 2 im Index ist irreführend, da das anlautende с- auf Konjektur beruht.)

5. Auf dem kyrill. mazedon. Blatt. (Пам. старослав. яз. I, Lief. 5, S. 18). In прⷭно l$_{30}$ nimmt Il'jinskij zu Unrecht Ausfall von ь nach с an. Vgl. hier aber кто l$_{19}$, andererseits die hyperkonservativen Schreibweisen: ꙁьвѣꙁда l b$_8$ (д)ькиꙁаχьмь l$_{16}$ mit Einschaltung eines etymologisch unberechtigten Zeichens ь in die Verbindungen *dzv-*, *dv-*.

6. Mit dem vollsten Rechte gehört zu dieser Gruppe auch der Codex Marianus, obwohl er Luk. 13. 11 слжка hat, das zweifellos auf *sъ-lǫka* zurückgeht (vgl. E. Berneker EWb 740).

[Der auf dieselbe Vorlage wie Mar. zurückgehende Cod. Zographensis hat ebenfalls an dieser Stelle *slǫka* (so auch Assem., Savv. kn.: *sъlǫka* Ostrom. fol. 105b, 236b; *sъ-* auch im Euchol. sin. fol. 39 b$_{24}$ 40 a$_3$)[1]).]

Es kann sich bei diesem einzigen Beleg um Verdunkelung des etymologischen Zusammenhanges mit dem Präfix *sъ-* handeln (etwa wie bei *sъ-dravъ*, das bald als *zdravъ* erscheint, weil niemand ahnen konnte, daß es auf **sъ-dorvъ* zurückgeht), es kann sich um eine aus einer gemeinsamen Vorlage von Mar. und Zogr. übernommene Schreibweise handeln — in welchem Falle *slǫka* nicht für den Codex Marianus kennzeichnend wäre —, es kann sich schließlich auch um einen Schreibfehler handeln, der aus den verschiedensten Gründen in eine der Vorlagen des Mar., vielleicht sogar schon in dessen Archetypus eingedrungen sein könnte.

[1]) Die Lesart des Ev. von Vratca: бѣсь лжкак' Blatt 85a (B. Conev Врачанско Евангеле = Бълг. старини Bd. IV, Sofia 1914, S. 136) scheint auf *sъlǫka* oder *sьlǫka* zurückzugehen.

Ich neige der Ansicht zu, daß es sich hier nicht um lautgesetzlichen Ausfall des *ъ* in *sъ-* handelt.

[Die Zuss. und Abll. von **lǫk-*, **lęk-* sind schon im Altbulgarischen psychologisch in drei Bedeutungssektoren aufgespalten: 1. 'Biegung, Krümmung': 2. 'Schlechtigkeit, Arglist': 3. 'Verbindung' (*otъ-* 'Trennung').

Gleiche Bildungen von diesen drei Bedeutungsfeldern konnten das Bedürfnis nach formaler Differenzierung hervorrufen und diese Differenzierung konnte z. B. durch verschiedene Suffixe, aber auch dadurch erreicht werden, daß einem konkret-anschaulich-alltäglichen *slǫkъ* ein abstrakt-begrifflich-schriftsprachliches *sъlǫkъ* gegenüberstand, und ebenso etwa *slǫkovati*: *sъlǫkovati* usw.

Die Mehrdeutigkeit des Präfixes *sъ-* konnte in derselben Richtung wirken.]

Von dem Sonderfall *slǫka* abgesehen hat der Codex Marianus in den Präfixen *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* ausnahmslos *-ъ-* bewahrt (geschr. ѫ oder ѣ).

In anderen Stellungen ist „schwaches" ь, ъ im Cod. Mar. seltener ausgefallen als z. B. im Zogr.

7. Problematisch ist die Zugehörigkeit der Blätter Undolskij's zu dieser Gruppe (A), denn neben сѫкажи 20, сѫтвор- 8, 12, 72, сѫкажѣте 17 haben wir hier — allerdings am Zeilenende — с҃к҃ | нзчѣнне 28—29. (Vgl. Пам. старослав. яз. I Lief. 3 S. 37 und 40—41.) In einer Form wie сѫберѣте 18, in der erstens der auf *sъ-* folgende Verbalstamm stimmhaft anlautet (bei Ausfall des *ъ* würde also eine Assimilation *sb* > *zb* erfolgen müssen), in der zweitens neben Formen mit „schwachem" *ъ* in *sъ-* solche mit „starkem" zur Seite stehen (*sъbъrati*, Aor. *sъbъrachъ* usw.) und in der drittens *sъ-* nicht rein perfektivierend ist, sondern lokale Bedeutung hat — in einer solchen Form ist Ausfall des *ъ* im Präfix *sъ-* sogar in mittelbulg. Hss. selten, geschweige in einem altbulg. Fragment zu erwarten.

In с҃к҃ | нзчѣнне 28—29 läßt sich entweder ein Beweis für die Zugehörigkeit der Bl. Und.s zur Gruppe B (*s-*: *vъ-*, *vъz-*) erblicken, oder aber — und deshalb führe ich das Fragment hier an — wir haben die Schreibweise *s̊k-nъčěnie* als ortho-

graphische Variante für *sъko-nъčénie* aufzufassen, was ohne weiteres als zulässig erscheint, wenn wir bedenken, wie ähnlich im glagolitischen Alphabet die Buchstaben ъ, ь und *o* sind: ⱏ, ⱐ, ⱑ [1]).

Bei Platzmangel am Zeilenende konnte also das beliebte orthograph. Verfahren der einmaligen Hochstellung eines sich in zwei aufeinanderfolgenden Silben wiederholenden Vokals Anwendung finden, d. h. wie man für ⱄⱁⱂⱁ etwa am Zeilenende ⱄⱂ schreiben kann, so kann auch für glagolit. ⱍⰑⰗⱁ- sehr gut ⱍⱄⱂ- eintreten.

Es muß also zweifelhaft bleiben, ob auf den Blättern Undolskijs ein lautgesetzlicher Ausfall des „schwachen" ъ im Präfix *sъ-* nachweisbar ist. Ich zähle sie deshalb vorbehaltlich zur Gruppe A (*sъ-*, *vъ-*, *vъz-*).

8. Ob die altbulgarische Vorlage des altrussischen, zum größten Teil i. J. 1056—57 abgeschriebenen Evangelium Ostromiri zur Gruppe A (*sъ-*, *vъ-*, *vъz-*) oder vielleicht schon zur Gruppe B (*s-*: *vъ-*, *vъz-*) gehörte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Die russ. Hs. zeichnet sich im allgemeinen durch folgerichtige Bewahrung des „schwachen" ъ in *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* aus. In der ersten Partie (OE 1) wird aber durchweg *stvor-* (7×), und nur am Zeilenende 1 × *sъ-tvor-* geschrieben (also genau wie in der Savvina kn., s. weiter unten), weil am Zeilenende kein Konsonant stehen soll, in der zweiten — Hauptpartie — des Ev. Ostrom. a 1056—1057 (OE 2) dagegen ist ⱍⱅⱃⱁⱃⰶ 112^c die einzige Ausnahme (sonst *sъtvor-* usw.). In den Präfixen *vъ-*, *vъz-* ist ъ ausnahmslos bewahrt.

Die Erwägung, daß das Ev. Ostrom. ein nordruss. Denkmal ist — im Norden setzte sich der Ausfall des schwachen ь, ъ später durch als im Süden — und zweitens der Umstand, daß *stvor-* eine typische Ausfallskategorie altbulgarischer Denkmäler ist [2]), läßt uns immerhin vermuten, daß die altbulg. Vor-

[1]) Glagolit. Vorlage vermutete für die Bl. Und. schon Ščepkin (1902).

[2]) Vgl. Zogr. Cloz. Psalt. sin. A, B, C, Assem., Euchol. sin., Savv. kn., Suprasl. (zum Teil).

lage des Ev. Ostrom. zur Gruppe B (und zwar *stvor-*, *sъ-*, *vъ-*, *vъz-*) gehörte[1]).

9. Teile des Codex Suprasliensis gehören zur Gruppe A: Nr. 1—2, 4, 6—8, 10—18, 20—22 // 24—26, 28—31, 33—34, 37—39. Näheres unter B und C.

Handschriften der Gruppe B.

10. Teile des Codex Suprasliensis gehören zur Gruppe B: Nr. 3, 5, 9, 23 // 27, 35, 36, 40—46, 48. (Vgl. Gruppe C 20)!

11. Im Glagolita Clozianus ist der Ausfall in den Verbalpräfixen *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* auf *sъ-* beschränkt und durch ⱄⱅⱃⱁⱃ- 24 × (Gegenbeispiele ⱝⱅⱃⱁⱃ- 10 ×) und ⱄⰿⱀⱃⱑⱀⱑⰵ in Zeile 521 belegt. (Vgl. Gruppe B 14).

12. Beim Schreiber A des Psalterium sinaiticum (nach meiner Einteilung) wird in der Regel ⱄⱅⱃⱁⱃ- (23 ×), seltener ⱝⱅⱃⱁⱃ- (9 ×) geschrieben[2]).

In ї [и] ⱄⱅⱃⱏ 137a$_1$ (Partie X B) *καὶ συνέτριψε* neben ⱝⱅ̑ⱏ 135b$_{21}$ (am Zeilenende) *συνέτριψεν* kann Ausfall oder das Präfix *is-* vorliegen: ї ⱀⱅⱃⱏ.

Der Schreibfehler *schranitъ* wurde vom Schreiber A verbessert: с҃хранитъ 54a$_1$. Hier wäre Ausfall in einer altbulg. Hs. nicht möglich, da *ъ* durch die Kons.-verbindung *chr* geschützt war.

Sonst ist *ъ* in *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* immer bewahrt.

13. Beim Schreiber B des Psalterium sinaiticum finden wir nicht nur ⱄⱅⱃⱁⱃ- [5 ×: 27$_{14}$; 96b$_{15}$; 125b$_{14}$; 127b$_3$; 129$_2$ neben ⱝⱅⱃⱁⱃ- (ⱍⱅⱃⱁⱃ- 11b$_{10}$) 15 ×: 11b$_{10}$; 14b$_7$; 87b$_{15}$; 94$_{18}$; 99b$_6$; 100$_{18}$; 103b$_6$; 108$_2$; 111b$_7$; 114b$_{23}$; 115$_{20}$; 116$_{16}$; 124b$_{21}$; 125$_{4—5}$; 128$_{18}$], sondern auch Ausfall in ⰾⱁⱅⱃ- 10b$_{19}$;

[1]) Die ältesten serbisch-kirchenslavischen Denkmäler sind zu jung, um Rekonstruktion altbulg. Vorlagen in orthogr. Einzelheiten zu ermöglichen (2. Hälfte d. 12. Jahrh.).

[2]) Psalt. sin., Schreiber A: ⱝⱅⱃⱁⱃ- : (ⱄⱅⱃⱁⱃ-): 1b$_3$ (6$_{10}$, 7$_5$, 8$_8$, 8b$_{19}$); (51b$_9$, 52b$_{3,14}$, 62b$_{24}$, 64$_{12}$, 64b$_{14}$); 66$_3$ (66b$_6$, 69$_{22}$, 69b$_{18}$, 74$_{10}$); 79$_{7—8}$ (79b$_{12}$, 80b$_{15}$); 132$_7$, 134$_3$ (134$_{16}$); 135$_{15—16}$ (136b$_2$); 137b$_{19}$ (139$_{5,9}$, 140$_{15}$); 143$_{12}$ (144$_{21}$); 145$_{18}$ (145b$_7$); also in Partie I: 1 : 4 ×, in VI: 2 : 12 ×, in X B: 6 : 7 ×. zus. 9 × *sъtvor-*: 23 × *stvor-*.

26_4 (*sъmotr-* 121_{12}; $123b_8$)[1]); свѣтъ 23_{9-10} (*sъvět-* 13_7; 14_8; $24b_6$; $39b_{12, 16, 18}$; 92_8) und скончꙗ- 102_{11}; 112_{22-23} (*sъkonьča* 98_2).

Sonst ist ъ in *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* immer bewahrt.

Auch so nimmt aber B unter allen Schreibern altbulgarischer Hss. eine Sonderstellung ein, da bei ihm *s-* in vier verschiedenen Wörtern erscheint: *stvor-*, *smotr-*, *světъ*, *skonьča*.

14. Beim Schreiber C des Psalterium sinaiticum ist die erste kurze Partie III (Bl. 40a—43b einschl.) frei von Ausfall des ъ in den Präfixen *sъ-*, *vъ-*, *vъz-*, was Zufall sein kann.

In Partie V ist смотрѣтъ $48a_{18}$ zu beachten, das vielleicht gar nicht als Kompositum galt (wie das schon erwähnte *slǫka* in aa. Hss.) und 2 × Bewahrung des ъ in *sъtvor-* 46_{16}; 48_2.

In Partie XII überwiegt *sъtvor-* (19 ×), aber daneben erscheint die Kontamination сѫствор- $163b_{12}$[2]) und 6 × створ- (147_{17}; $147b_9$; 174_{20}; $174b_{9, 14}$; $175b_8$), wobei zu beachten ist, daß der Ausfall des ъ am Anfang und Ende der Partie hervortritt (16 × *sъtvor-* zwischen $147b_9$ und 174_{20}!). (Vgl. Gruppe B 11.)

15. Der Codex Zographensis kann zur Gruppe B, aber auch zur Gruppe C 1 gezählt werden. (Vgl. C 1, 19.)

16. Die altslovenischen Freisinger Denkmäler erweisen sich sofort als fremd — nicht alt-bulgarisch — auch durch ihre Behandlung des ъ in den Präfixen *vъ-* und *vъz-*: *vstati*, *vzel*, *vzovues* (Fragm. I) *vzedli* (II) und *uznenavidesse*, *uzliubise* (II).

Im Präfix *sъ-* wird immer ъ ausgelassen in **sъtvor-*: *ztuoril*, *ztvoril* (I), *stuoril*, *stuorise* : *ztoriti* (sic! II); *ztuoril* (3 ×) : *zuori* (sic! III), fast immer auch in **sъpas-* : *zpazal* (I), *zpasitel* (II), *zpazi* III, aber daneben im dritten Fragment: *sepasenie* mit *e* für *ъ im Präfix (NB!).

Durch *e* oder *i* ist *ъ ferner vertreten in *zegresil*, *zemirt* (II) und *simisla* (III).

---

[1]) Auch beim Schreiber C. Siehe weiter unten.

[2]) Teils um solche Schreibfehler, teils um Rekomposition handelt es sich bei Miklosich LP. u. *sъsvęzati*, *sъsvęzovati*, *sъzdradovati*, *sъskryti*, *sъskutati*, *sъsložiti*, *sъsrěsti*, *sъstvoriti*, *sъstokъ*. S. auch ebenda S. 962—963.

[Vgl. in Präpositionalausdrücken: *ze nebese* (I), *zi greahu* (II), *ze zopirnicom* (III) aber andererseits: *Z temi* (I), dagegen selbstverständlich: *ze zlodgem* (III).]

Das Material der Freisinger Denkmäler ist wichtig zur Erklärung der altbulgarischen Verhältnisse, besonders der Ausfallskategorie *stvor-* < *sъtvor-*, auch wenn wir S. Pirchheggers Argumente für die Unabhängigkeit der Freis. Denkm. vom glagolitischen Schrifttum (gegen Vondrák)[1]) berücksichtigen.

Ich persönlich rechne noch immer nach Vondrák mit einer glagolitischen Vorlage der Freis. Denkm., die ja, wie ich Pirchegger gern zugestehe, durch althochdeutsche Graphik der Abschrift weitgehend verwischt ist.

Wie aber will Pirchegger *o sepasenie* im dritten Fragment erklären? Hier hilft kein Hinweis auf Ortsnamen: *Ozcepasgenige* III 40 'pro salute'.

Wenn wir also eine glagolit. Vorlage der Freis. Denkm. für möglich halten, so würde sie wahrscheinlich zur Hss.gruppe B (*s-*, *vъ-*, *vъz-*) gehört haben, was bei ihrem Alter keineswegs selbstverständlich erscheint. Nur ist jede Rekonstruktion unsicher.

Handschriften der Gruppe C 1.

17. Im Euchologium sinaiticum[2]) sind створи(т) $102a_7$ und сподоби $64b_{20}$, спасати $24a_4$ die einzigen Ausnahmen von der Regel: Bewahrung des *ъ* in *sъ*. In *vъz-* ist *ъ* ausnahmslos bewahrt, dagegen ist Ausfall im Präfix *vъ-* belegt a) in Ff. von **vъseliti*, **vъselênaja*: в'сел-, (в'сѣл-) $1a_{19}$; $1b_3$; $14b_{16}$; $30a_2$; ($46a_{15}$, $48b_{26}$); $53b_{14}$ (7 ×), b) in в'негда $73a_3$ (vgl. P. Lang, Rozbor I 14). Das *ъ* in *vъn^egda* steht natürlich nicht ganz auf einer Linie mit dem *ъ* im Verbalpräfix *vъ-*.

18. Die Savvina kniga schreibt — abweichend vom Euchol. sin. — fast immer *stvor-* (90 ×) und nur 2 × *sъ-tvor-*

[1]) Simon Pirchegger Untersuchungen über die altslovenischen Freisinger Denkmäler = Veröff. d. slav. Inst. an der Univ. Berlin, Bd. 5, 1931, S. 45ff. u. 77.

[2]) Ich benutze die Ausgabe von J. Frček = Patrologia Orientalis XXIV 5, Paris 1933 und den Index von St. Słoński Index verborum do Euchologium sinaiticum. Warschau 1934. (In letzterem fehlen die diakritischen Zeichen.)

49, 57, nach der Regel, daß am Zeilenende ein Vokalzeichen stehen soll (vgl. oben zur ersten Partie des Ev. Ostrom.: OE 1!). Sonst ist — abgesehen von слжка, das schon zur Sprache kam — im Präfix *sъ-* kein Ausfall des ъ belegt.

Dagegen finden wir (ähnlich wie im Euchol. sin.) 7 × ксѣл- und nur am Zeilenende (s. o.) 1 ×: кь-|сѣлєнжыж 137b.

Sonst ist ъ in *vъ-* und ausnahmslos in *vъz-* bewahrt[1]).

19. Zögernd rechne ich hierher den Codex Zographensis, der ъ im Präfix *vъz-* ausnahmslos, im Präfix *vъ-* mit einer Ausnahme: ксѣ Mt. 13, 25 *ἐπέσπειρεν*[2]) und meist im Präfix *sъ-* bewahrt hat: außer слжка Luk. 13. 11 (s. o.) finden wir mehrmals створ- Mt. 7. 22, 9. 28, 12. 14, 25. 40; Mk. 2. 25, 15. 1, 7, 12, 14; Luk. 3. 19, 16. 8; Joh. 14. 13, 20. 30, 21. 25 (*sъtvor-* überwiegt weitaus).

Ich sehe den Einwand voraus, daß ксѣ durch Verwechslung mit einer Form des Pronomens вьсѣ *πᾶς ὁ* hier nur zufällig erscheint.

Auch als Schreibfehler läßt sich das vereinzelte ксѣ eliminieren: als Ausfall des ъ durch Flüchtigkeit oder durch unbeabsichtigtes Verfallen eines Kopisten in mittelbulgarischen orthographischen Usus.

Der Codex Zographensis ließe sich demnach auch zur Gruppe B rechnen (s. o. B 15).

20. Partien des Codex Suprasliensis können hierher, also zur Gruppe C 1 gerechnet werden. Vgl. die Behandlung der ganzen Hs. gemischten Inhalts unter Gruppe C 3, 23.

Handschriften der Gruppe C 2.

(*s-*, *vъ-*, *vz-*.)

21. Im Codex Assemanianus wird zwar in Präpositionalausdrücken wie *v˜kupě* Joh. 21, 2 u. ö. für *vъ* auch *v˜* geschrieben, doch ist im Verbalpräfix *vъ-* nichts Entsprechendes zu verzeichnen.

---

[1]) Ščerkin Разсужденіе S. 125 und 119.

[2]) ѓ ксѣ плѣкѣлѧ Zogr. Mt. 13. 25. Aus dem Zusammenhang ist der Sinn so klar, daß an eine Verwechslung von *vsě* mit einer Form von *vьsь* m. E. nicht gedacht werden kann.

Außer in *slǫka* Luk. 13, 12 (s. o.), *o smrъti* Joh. 11, 13 (NB!) und *do skončaniě věka* Zitat (Mt. 28, 20) finden wir nur noch 7 × *stvor-*: Joh. 9, 14; 14, 13, 14; Mt. 9, 28; 12, 33 und Črnčić S. 179 (2 ×) in Zitaten (Ps. 97, 1). *Stvor-* ist also verhältnismäßig selten! Sonst ist *ъ* in *sъ-* bewahrt[1]).

Ganz isoliert von den übrigen bulg. Hss. ist der Cod. Assem. durch seinen Ausfall des *ъ* in *vъz-*:

vstavь Mt. 4, 4; *vstavši* S. 179 (Zitat, Lu 1, k.39), *na vstocě* (S. 165 im Synaxar!), *nevzmogošę* Mt. 17, 16 und *vzneset sę* Mt. 23, 12.

Verständlich wird uns dieses Bild, wenn wir die Verhältnisse im Cod. Suprasl. näher betrachten (Gruppe C 3, 23).

Handschriften der Gruppe C 3.

22. Zur Not ließe sich hierher der Codex Assemanianus rechnen (vgl. den vorigen Abschnitt.)

23. Im Codex Suprasliensis ist im allgemeinen Ausfall des *ъ* in *sъ-*, *vъ-*, *vъz-* äußerst selten.

Große Partien kennen überhaupt keinen Ausfall des *ъ* in diesen Präfixen, gehören also, für sich betrachtet, zur Gruppe A: Nr. 1—2, 4, 6—8, 10—18, 20—22, 24—26, 28—31, 33—34, 37—39 . . .

Andere Bestandteile kennen den Ausfall des *ъ* nur im Präfix *sъ-*: Nr. 3, 5, 9, 23, 27, 35, 36, 40—46, 48. Für sich betrachtet gehören sie zur Gruppe B.

Die Nr. 47 mit *spas-*, 538_{27} und в'-лѣзи 540_{19-20} (am Zeilenende!) gehört zur Gruppe C 1.

Übrig bleiben dann nur die Nr. 19 und 32, die für sich außerhalb der Gruppen A, B und C stehen.

In Nr. 19 haben wir: в'ложити 234_{5-6} (am Zeilenende!) und in Nr. 32: в'-станиє 376_{16-17} (am Zeilenende!) mit Ausfall auch in **vъs-*.

Der Codex Suprasl. ist bekanntlich nicht homogen schon dem Inhalte nach: so kann es denn kein Zufall sein, daß der Ausfall des *-ъ-* in Präfixen in Nr. 1—24 einschl. nur 5 ×, in

[1]) Assem. hat *sr br-* Mt 25. 27; 26, 15; 28, 15 'Silber', sonst Bew.

Nr. 25—48 dagegen 26 × belegt ist, in Nr. 40—43 einschl. allein 13 ×. (Vgl. A. Margulíés Der aksl. Cod. Suprasl., Heidelberg 1927, § 67, S. 202ff.: Martyrologischer und homiletischer Teil.)

Relativ am häufigsten ist der Ausfall also in den textlich besonders altertümlichen Partien Nr. 40ff. zu finden.

Ausfall des *ъ* in den Präfixen *vъ-* (2 ×), *vъs-* (1 ×) kommt fast nie und nur unmittelbar am Ende der Zeile oder in einem Wort, das in die nächste Zeile hinüberreicht, vor, wobei das ausgefallene *ъ* oder *ь* durch das Zeichen ' vertreten ist.

Aus diesen drei durch Raummangel rein orthographisch bedingten Ausnahmen auf lautgesetzlichen Ausfall des *ъ* in *vъ-*, *vъz-* zu schließen, halte ich für unmöglich.

Damit erhebt sich die Frage, ob nicht auch im Codex Assemanianus (s. o. Gruppe C 2, 21) die Schreibweise *vz-*, *vs-* für *vъz-*, *vъs-* nur durch Weglassung des Zeichens ' in **v'z-*, **v's-* zu erklären ist.

Beide Hss. — Suprasliensis und Assemanianus — gehören dann in die Gruppe B, die Ausfall des *ъ* nur in *sъ-*, nicht aber in *vъ-* und *vъz-* kennt.

Hervorzuheben ist, daß in beiden Hss. (Suprasl. 3 ×, Assem. 7 ×), die sonst so gewöhnliche Ausfallskategorie *stvor-* auffallend selten vorkommt: im Codex Suprasliensis nur: створи-ти 131_{11-12} (Nr. 9, Schreiber II), ѳ҃творишѧ 396_{11} (Nr. 35) und створи 414_{10} (Nr. 36).

Besonders lehrreich ist im Codex Suprasliensis der Fehler зд҃клеша 399_{24} (Nr. 35) für *zelena* *χλωρά*, weil sich hier der Abschreiber — die altertümliche Vorlage konnte diesen Fehler noch nicht haben — wider Willen verrät: vor stimmhaftem Verschlußlaut ist der Ausfall von *ъ* in *sъ-* typisch mittel-bulgarisch, wie sich im nächsten Teil dieser Studien zeigen wird[1]).

Wie *zdělena* so gehört auch *vz-*, *vs-* für *vъz-*, *vъs-* zu den Spuren mittelbulgarischer Orthographie in altbulgarischen Denkmälern.

[1]) Das erste Prager Fragment mit seinen Čechoslovakismen weicht durch die Belege сѣ(ороу) Ia 18 und с'г(рѣшн) Ia 25 vom altbulgarischen Usus ab und ist eher dem mittelbulgarischen vergleichbar

Nicht entscheiden läßt sich die Frage, ob in der Vorlage des Cod. Suprasl. *sъpasti* σῶσαι und seine Abll. zu den kontrahierten nomina sacra gehörte oder nicht, doch ist erstere Annahme wahrscheinlicher.

Während dieser Stamm im Ev. von Vratca und vielen anderen mittelbulgarischen Hss. ausnahmslos gekürzt wird (*sp̄-* oder *sp̄s-*), hat der Codex Suprasl. meist *sъpas-* ausgeschrieben, z. B. in Nr. 46: *sъpas-* 513_{17}, *sьpas-* 526_{6}, 531_{21}, *s̄p̄s-* 526_{14} und *s'pas-* 514_{19}; 526_{14}; in Nr. 47: *sъpas-* 535_{24}, *s'ьpas-* 540_{1-2}, 542_{13}, *s̄p̄s-* 535_{19}, 540_{9}, 542_{13} und *spas-* nur 538_{27}.

Dieses Schwanken ist vermutlich genau so zu beurteilen wie das zwischen богъ 535_{13}, бг̄а 533_{10}, 536_{13}, божиа 534_{7} aber б̊жиіа 533_{30} und бжии 534_{8}, alles ebenfalls in Nr. 47.

Das heißt, in der Vorlage fand der Schreiber бг̄ъ und сп̄с-, wenigstens in der Regel, was er bald übernahm, bald halb (*spas-*, *s'pas-*), bald ganz (*sъpas-*, *sьpas-*) auflöste (vgl. jetzt K. H. Meyer Wb. 1935, 246f.).

Die 13 Belege für *spas-* (8 ×), *s'pas-* (3 ×), *s̊pas-* (2 ×) im Cod. Suprasl. in Nr. 5 (с'пасє 77_{22}) und in der Schlußpartie (Nr. 41—44, 47—48: 12 ×)[1]) verdanken wir also einem Umstande, der mit Sprachgeschichte nicht das geringste zu tun hat.

Außer dem dreimaligen *stvor-* (Nr. 9, Schr. II!, 35, 36), *zdělena* (für *zelena*! Nr. 35), und dreizehnmaligem *spas-*, *s'pas-*, *s̊pas-* in Nr. 5, 41—44, 47—48 finden wir den Ausfall des ъ im Präfix *sъ-* mehrmals vor *m* und *v* in: о҆т-с'мештрєниє 24_{3} (Nr. 3); о҆тъ | сваамъ 264_{10-11} (Nr. 23); смѫти сѧ 315_{20} (Nr. 27); свѣта 476_{26} (Nr. 41); въ с'мр̾ѣти 489_{16} (Nr. 43), ferner in Ff. von *sъniti*: с'нидоша 464_{2} (Nr. 40); с̊нидє 488_{7}, снидє 496_{13}, снидѣаше 496_{16} (Nr. 43), und schließlich in der Kontamination съспосп̾шникъ 557_{29} (Nr. 48; *sъpo-* × *spo-*) und in что с-п'рнши 511_{7-8} (Nr. 45), wo die Ursache des „Ausfalls" offensichtlich rein orthographisch ist, da ja in **sъpьriši* (hier für das häufigere

[1]) *spas-* 477_{12} (Nr. 41), 479_{13}, 483_{23-24} (Nr. 42), 487_{11}, 488_{30} (Nr. 43), 501_{27} (Nr. 44), 528_{27} (Nr. 47), 568_{12} (Nr. 48); *s'pas-* 514_{19}, 526_{14} (Nr. 46); *s̊pas-* 490_{2}, 493_{2} (Nr. 43).

sǫ-pьriši) das ъ im Präfix in „starker" Stellung gar nicht lautlich ausfallen kann[1]).

Auch dieses letzte Beispiel stützt unsere Auffassung der Fälle *v'lěz-*, *v'lož-*, *v'sta-*, die ebensowenig lautlichen Ausfall des ъ in *vъ-* und *vъz-* beweisen können.

Sprachgeschichtlich gehört also der Codex Suprasliensis in die Gruppe B.

In dieselbe Gruppe gehört vielleicht auch der Codex Assemanianus.

Bem. Obwohl wir auch hier — wie schon im ersten Teil dieser Studien — im allgemeinen den Auslaut der Präpositionen aus unserer Betrachtung ausgeschieden haben, muß für den Codex Suprasliensis eine Ausnahme gemacht werden wegen des aufschlußreichen Parallelismus in der Verteilung der verschiedenen Schreibweise einerseits der Präfixe andererseits der Präpositionen über die Handschrift: V. Vondrák (Über einige orthogr. und lexical. Eigenthümlichkeiten des Codex Suprasliensis, Sitz.-Berichte Wien, Bd. 124, Abh. 2, Wien 1891, S. 12, 17, 21) wies schon 1891 darauf hin, daß gegen Ende der Hs. die Schreibweise с, к, вс- für *sъ*, *kъ* und Ff. von *vьsь̂* *πᾶς δ* besonders häufig werden.

Wenn wir nun, unterstützt durch K. H. Meyers Altkirchenslavisch-griechisches Wörterbuch des Codex Suprasliensis, 1935, die ganze Hs. mühelos übersehen, so bestätigt sich Vondráks Beobachtung, die wir oben auf ъ im Präfix *sъ-* ergänzten.

Sehr lehrreich ist nun auch, daß wir nicht weniger als 160 × die Schreibweise к oder к' für die Präp. *kъ*, immerhin 34 × с für *sъ*, aber nur 2 × в 17_2, 505_1 finden (die Präp. *vъz*, *vъs* kommt in der ganzen Hs. nur dreimal vor: вхз 411_{18}, вхс 388_{15}, 446_3, außerdem noch sechsmal in den festen Verbindungen вхскрдн 1 ×, вхскжіж 5 ×).

Kap. II. Deutung des Materials.

Aus dem oben nach rein formalen Gesichtspunkten gruppierten Material lassen sich einige sprachgeschichtliche Folgerungen ziehen.

[1]) Diese Regel gilt nur für abg., nicht für mbg. Hss.

Da, wie Durnovo gezeigt hat[1]), in altruss. Hss. des 11. Jahrh. schon unverkennbare Spuren des mittelbulgarischen Nasalwechsels, die nur aus südslav. Vorlagen stammen können, vorhanden sind, liegt es nahe, den Übergang von altbulgarischer zu mittelbulgarischer Orthographie an den Anfang des 11. Jahrh. zu rücken. Unwillkürlich denkt man an das Jahr 1018 n. Chr., in dem das erste bulgarische Reich unterging.

Wir können dieses Jahr als Abschluß einer literarischen Epoche betrachten. Selbstverständlich konnten aber auch nach diesem Zeitpunkt noch „altbulgarische" Hss. mit altbulgarischer Orthographie abgeschrieben werden!

In dem Zeitabschnitt von rund 860—1018 müssen sich also die Phasen des Ausfalls von *ъ* im Präfix *sъ-*, und dialektisch auch im Präfix *vъ-* vor *s-* abgespielt haben.

Im Präfix *vъz-*, *vъs-* war *ъ* in diesem Zeitabschnitt noch nicht geschwunden. Obwohl negativ, ist diese Feststellung wichtig.

Die scheinbaren Spuren von Ausfall auch im Präfix *vъz-vъs-* sind Fehler der an mittelbulgarische Graphik gewöhnten Abschreiber aus Mitte oder Ende des 11. Jahrh., die zwar im allgemeinen ihre altertümlichen Vorlagen getreu wiedergeben, aber doch gelegentlich aus der Rolle fallen.

In die Zeit rund 1018—1100 n. Chr. verlege ich die Anfänge des dialektischen bulg. Ausfalls von *ъ* im Präfix *vъz-*[2]). Seine Phasen lassen sich nur an Hand der späteren mittelbulgarischen Hss. verfolgen, deren älteste zwar erst aus dem 12. Jahrh. stammen, die aber selbstverständlich ältere Sprachstadien, zum Teil sehr deutlich, wiedergeben.

Da unsere abg. Hss. auch ein Stück der Geschichte der slavischen Nachbarsprachen enthalten, ist es schwer, die Phasen des Ausfalls von *ъ* im Präfix *sъ-* nach Zeit und Ort genauer zu trennen.

Die hl. Kyrill und Methodius kannten wahrscheinlich noch überhaupt keinen Ausfall des *ъ* in *sъ-*, *vъ-*, *vъz-*, außer vielleicht in Fällen etymologischer Isolierung wie *slǫka* Lukas 13. 11.

[1]) Im Южнослов. филолог IV, 1924, S. 88ff.

[2]) Im Altslovenischen ist dieser Vorgang schon im 10. Jahrh. abgeschlossen (Freis. Denkm.).

In einem solchen Falle war das Präfix funktionslos.

Wo die perfektivierende oder die Bedeutung lokal modifizierende Funktion der Präfixe erhalten war, wo also Präfixverkennung ausgeschlossen ist, werden zunächst die rein perfektivierenden Präfixe von der Ausfallstendenz ergriffen.

Mit einer einzigen scheinbaren Ausnahme *stvor-* für *sъtvor-* beschränkt sich aber der Ausfall zunächst auf die Stellung vor einfachen Konsonanten mit Ausnahme der stimmhaften Verschlußlaute (der Fehler *zdělena* χλωρά im Cod. Suprasl. ist typisch mittelbulgarisch).

Die nach Ausfall des *ъ* vor *b, d, g* später eintretende Assimilierung des vorausgehenden *s-* in *s(ъ)-* wurde vorübergehend vermieden, durch eine Art Trägheit verzögert.

Schon hier wissen wir nicht genau, ob wir altbulgarische oder pannonisch-westslavische Sprachstadien kennzeichnen ...

Was die eben erwähnte Ausfallskategorie *stvor-* betrifft, so zeigt die sowohl bulgarische wie altslovenische Entwicklung: *-tu̯or-* > *tuor-* > *t^{u}ōr* > *tōr* > *tor-* (vgl. die Freis. Denkm. und nbg. стор- und струва ми се < *s(ъ)t(v)oruva mi sę*), daß hier nach dem Präfix *sъ-* im Mittelbulgarischen auch nur ein Konsonant, der stimmlose dentale Verschlußlaut *t* stand.

Wenn ein Teil der abulg. Hss. auffällig häufig, der andere dagegen auffällig selten *stvor-* schreibt, so möchte ich das durch dial. verschiedene Entwicklung des urslav. **u̯* im Altbulgarischen erklären.

Den Ausfall des *ъ* in *sъtvor-* glaube ich als eine „Ersatzkürzung" aus Beharrungstrieb (Trägheit) zu verstehen, die in dem Augenblick eintrat, als der Stammvokal *o* durch Verschmelzung mit vorhergehendem *u* aus *u̯* notwendigerweise (vorübergehend) gedehnt wurde: *sъtu̯or-* > *sъtuor-*, *st^{u}ōr-*. (Beachte Freis. Denkm. II: *ztoriti*!).

Die Belege für *stvor-* in den Hss. können bulgarisch oder pannonisch oder z. T. beides sein.

Wie *stvor-* hängt auch die einzige sichere Kategorie des Ausfalls im Präfix *vъ-*: *vsel-* in Ff. von *vъseliti* (*sę*) und *vъselênaja* '*οἰκουμένη*' mit der dialektisch verschiedenen Entwicklung von urslav. *u̯* zusammen. Daß nur hier Ausfall belegt ist, kann nicht

Zufall sein, wie wir im folgenden Teil der Studien aus den Verhältnissen der mbg. Hss. ersehen werden.

Ich fasse ксел- in Euchol. sin, Savv. kn. und кслъ im Cod. Zograph. als *u̯sel-*, *u̯sě* bzw. *usel-*, *usě* auf.

Die Savvina kniga, die fast nur *stvor-* schreibt, hat 7 × *v'sel-*, was darauf hindeutet, daß in dieser Hs. die sonst wenig Pannonisches bewahrt, eine „ostbulgarische" Entwicklung von *u̯-* > *u-* indirekt bezeugt ist. Als Pannonismus wird man die Schreibweise *vsel-* hier kaum auffassen dürfen.

Das „Ostbulgarische" reichte damals ohne Zweifel weit über die heutige *ě*-Grenze nach dem Westen hinaus. Vom Westen her kann damals auch *u-* < *u̯* in das damalige „Ostbulgarische" vorgedrungen sein, wenn es nicht unabhängig von fremden Einflüssen entstanden ist.

Jedenfalls vor 1100, vielleicht sogar vor 1018 n. Chr. tritt auf einem Teil des bulg. Sprachgebietes *usel-* < *vъsel-* auf, welche Entwicklung durch daneben schon früher existierendes *u-sel-* mit altem **u-* begünstigt war.

Zur Rechtfertigung vorstehender Folgerungen schicke ich einstweilen voran, daß mittelbulgarische Hss. der Gruppe A (*sъ-*, *vъ-*, *vъz-*) fehlen, daß es aber durchaus nicht an mbg. Hss. fehlt, die nur *s-*, dagegen ausnahmslos *vъ-* und *vъz-* schreiben. Das berechtigte mich, für die hier behandelten älteren Hss. ex silentio zu folgern.

Wenn oben Texte festgestellt worden sind, die Schwund des *ъ* bei *sъ-*, aber Bewahrung desselben bei *vъ-* und *vъz-* zeigten, so befremdet das nicht: nach dem stimmlosen Konsonanten verlor der kurze Vokal leichter seine Stimmhaftigkeit als nach dem stimmhaften.

Berlin-Grunewald. B. von Arnim.

Einige slovenische Komposita.

1. Sog. „Satznamen".

Im Vergleich mit dem Serbokroatischen, Russischen, Polnischen, Čechischen und Ukrainischen besitzt das Slovenische ziemlich wenige Komposita, deren erstes Glied ein Verbum ist.

Daß aber deren Zahl einst größer war, beweisen etwa 15 Familiennamen (Zunamen), die natürlich aus Gattungsnamen entstanden sind.

Ich beginne mit den Appellativen: 1. *cvili-móž*[*ek*] 'quitschendes Männchen' (aus Gummi; ein Spielzeug); 2. *čáki-birt* 'Gastwirt, der auf Gäste wartet'; 3. *kaži-méd* 'Honigzeiger' (eine Pflanze); 4. *kaži-pót* 'Wegweiser'; 5. *klapo-ùh* (*klapati* 'schlaff herabhängen') 'Schlappohr', als Adj. 'schlappohrig'; 6. *klati-vîtez* 'irrender Ritter' (*klatiti se* 'sich umhertreiben'); 7. *lézi-baba* 'schleichendes altes Weib'; 8. *moto-róga* (*motati* 'winden', *rog* 'Horn' ?) 'ein Arm der Garnhaspel'; Radarm' u. a.; 9. *mot-vǫ̀z* (*motati* + *vęzati*) 'Spinnradschnur; Schnur übh.'; 10. *menco-rìt* (*mencáti* 'wetzen, unruhig bewegen' + *rit* 'Gesäß') 'unruhig sitzend'; 11. *ne-bodi-ga-tréba* 'er möge nicht nötig sein', 'überflüssiger Mensch'; 12. *ne-prídi-prav* 'er möge nicht gelegen kommen' = Tunichtgut; 13. *podrêzi-bába* 'lästiges, sich in alles mengendes Weib'; 14. *ponúdi-ga* ('biete ihn, sie oder es an') 'Gassendirne; Schmarotzer'; im Gailtal (Kärnten) gebräuchlich; 15. *pó-, zá-tri-hiš* 'der sein Haus (Vermögen) vernichtet' = Prasser (im Osten); 16. *poto, -poti-glàv* 'mit wackelndem Kopf gehend'; *potoglavo kolo* ist ein Rad, das so schlecht angesteckt ist, daß es wackelt, wenn der Wagen fährt; der 1. Teil dürfte *potikati se* 'anstoßen, stolpern' sein; 17. *skóči-mož* 'hüpfendes Männchen' als Spielzeug; 18. *smrdo-kâvra* (*kavra* 'Krähe; Truthenne') 'Wiedehopf'; 19. *smrdo-jèřica* 'stinkende Trude' = 'Wiedehopf'; 20. *smrdo-dûška* (*duh* 'Geruch') 'stinkende Pflanze' (eine Rebensorte im Görzischen); 21. *smrdo-vrânka* 'stinkende Krähe' = Racke; 22. *srbo-rìt* 'mit juckendem Gesäß (After)' = mutwillig, nebst Ableitungen: *srbo-rîtnež* 'mutw. Bursche', *srbo-rítost* 'Mutwille', *srbo-rîtka* 'im After Jucken erzeugende Frucht', d. i. die Frucht der Hagebutte; 23. *strézi-birt* 'auf Gäste lauernder Wirt'; 24. *strmo-glav* (*strméti* 'emporragen') 'jähköpfig; steil'; 25. *treso-glàv* 'mit dem Kopf zitternd'; 26. *treso-nòg* 'mit den Füßen zitternd'; 27. *treso-pèt* 'mit zitternden Fersen'; 28. *treso-rèp* 'mit zitterndem Schweife' nebst Ableitung: *treso-rêpka* 'Bachstelze'; 29. *trí-nog* (*treti* 'zermalmen, drücken') 'der [das Volk] mit Füßen tritt', d. i.

'Tyrann' mit der Ableitung *tri-noštvo* 'Tyrannei'; 30. *vije-glâvka* 'Wendehals' (Vogel), eigtl. 'den Kopf windendes Tier'; 31. *vrto-glàv* 'schwindlig' (eigtl. 'dem es sich im Kopf dreht'), von Schafen 'drehkrank', von Menschen auch 'toll'; Ableitungen: *vrto-glav-ec* 'ein solcher Mann', *-ìca*, *-ost* 'Schwindel im Kopf; Drehkrankheit der Schafe'; *-ka* 'Wendehals' (Vogel); *-je* 'Schwindel'; 32. *vrto-rèp* 'schweifwedelnd', *-ka* 'weiße Bachstelze'; 33. *vrto-vràt* 'den Hals drehendes Tier', d. i. der Kornweih; 34. *zgubi-penez* 'Geldvergeuder' (im Osten).

In diese Kategorie gehören folgende Familiennamen: 1. *Gaz(i)-voda* 'Wasserwater' (Unterkrain), 2. *Goli-bajs* 'die Baßgeige abwetzend' (Oberkrain), 3. *Goli-hleb* 'der den Brotlaib abwetzt' (Tal der Savinja), 4. *Kuri-peč-ič* 'Sohn des Ofenheizers' bzw. 'der kleine (junge) O.' (Tal der Savinja), 5. *Kuri-selo* 'der das Dorf in Brand steckt' (Kärnten), 6. *Moči-bob* 'der Bohnen einweicht' (in Istrien), 7. *Obesi-boh* 'der eine Speckseite aufgehängt hat' (Oberkrain, 16. Jahrh.), 8. *Paso-rit* 'der den Hinteren füttert', also 'Schwelger')[1] (Dolina bei Triest), 9. *Peci-gos* 'Gänsebrater' (bei Rogatec, 18. Jahrh.), 10. *Poišč(i)-kruh* 'der Brot sucht' (Tal der Savinja), 11. *Podráži-ga* 'necke ihn' (Tal von Ribnica), 12. *Smiči-klas* 'der Ähren abstreift' (Sichelburg), 13. *Smučí-per* 'Laubabstreifer' (Unterkrain), 14. *Strupi-korec* 'der ein Schöpfgefäß oder einen Metzen zertrümmert hat' (Oberkrain, Anfang des 15. Jahrh.), 15. *Trse-glav* 'Schüttelkopf' (statt *Tresi-glav*; Triest), 16. *Branisel* 'der das Dorf [*selo*] verteidigt' oder 'der den Boten oder Abgesandten [*sel*] vert.' (Cerknica in Innerkrain), 17. *Jebi-pas* 'qui futuit canem' (bei Konjice in Steiermark, 1436). [Es gibt auch in Italien, Frankreich und Deutschland Zunamen, die Sodomiten bezeichnen.] 18. *Predi-kaka* (Draufeld) 'Dreckspinner'.

2. *Žènč* 'schlecht' (Speise, Getränk) im Gailtal.

Über dieses Wort haben Urban Jarnik, Ivan Grafenauer und A. Isačenko ihre Meinung geäußert. — Anfang

[1]) Das Adjektiv *rito-páš(en)* zeigt die umgekehrte Reihenfolge der Glieder.

1811 schrieb Urban Jarnik, ein guter Kenner der Mundart des Gailtales (geb. 1784 in diesem Tale) an J. Primic über den Dialekt der Ziljska dolina; unter anderen charakteristischen Wörtern führt er an: „*Shènzh* 'schlecht' von *sa* und *nizh*, sehr gut abgeleitet"[1]). 1907 schrieb I. Grafenauer (Časopis za zgodovino in narodopisje IV, 1907, S. 49): „*Žènč* (= *slab, o jedi*) *mogoče etim.* = *podj*[*unskemu*] *žjąčě* = *žgoče*". In dieser Zeitschr. XIII, S. 97f. meint A. Isačenko, *ženč* sei = *že nič* 'schon nichts' und vergleicht es mit deutsch dial. *šō niks* 'schon nichts' (was aber niemals für 'schlecht' oder 'nichtsnutzig' gebraucht wird). — Nach meiner festen Überzeugung hat Jarnik den Nagel auf den Kopf getroffen: *nìč* wird *nə̀č* ausgesprochen; in der syntakt. Verbindung *za nə̀č* zieht die Präposition den Akzent auf sich: *zà nəč, zànč*; wie man *déleč, préšič, krégulj, néšli, znérok, zéslon* (alles mit offenem *e*) für *dalèč, prašìč, kragúlj, našlì, iznároku, zaslòn* spricht (inf. Akzentverschiebung), so auch *zèn*(*ə*)*č* für *za nə̀č*[2]). Und schließlich ist es Tatsache, daß viele europäische Sprachen den Begriff 'schlecht' durch 'zu nichts, für nichts' ausdrücken.

3. Ein Überrest von **slъno* 'Sonne'.

Im Slovenischen haben die Diminutiva *solnce, jajce, sr*[*d*]*ce, sen-ca, ov-ca, sraj-ca* die nichtdiminuierten Formen ganz verdrängt. Nur im Kompositum *solno-vràt* (im Görzischen = *ranunculus*) hat sich **slъno* noch erhalten; im Gebiete von Tolmein hat das Volk die Liquidametathese (wenn auch irrtümlich) eintreten lassen und spricht *slanǫ́-vrat* (wörtlich 'zur Sonne gewendet').

4. Überreste von *rědъ, glǫbъ, sladъ*.

Gegenüber jüngerem *rẹdko-sẹ́ja* (in pannonischen Mundarten) gibt es ein älteres *rẹdo-sẹ́ja* 'schütteres (großlöcheriges) Getreidesieb' (bei O. Gutsmann 1789 „*redeseja*"). Als die

[1]) Fr. Kidrič, „Korespondenca J. N. Primca", 1934, S. 52.

[2]) Die Fernassimilation *ženč* aus *zènč* hat ihre Analoga in *šlišati, uštrašili, šlužba, šuženj, žmočìt, vožíček, žvižgati, žvečeca* usw. (überall Palatal aus Sibilant).

Zusammensetzung dem Volke unklar geworden war, kürzte man das Wort zu *rędos* (masc.; in den Slovenske Gorice). So gibt es neben *redčiti* 'lichten, verdünnen' ein älteres *ręditi*. In Unterkrain liegt *Globo-dol* (zu *globok*). 'Süßeis' heißt *sladoled*, dürfte aber aus dem Serbokr. entlehnt sein. *Trpo-glavka* 'helleborus niger' (in Unterkrain) deutet wohl darauf hin, daß auch sloven. *trp-ek* 'herbe' aus einem durch *-ko-* erweiterten älteren **trъpъ* entstanden ist.

5. Über eine Gruppe von Familiennamen.

Es gibt eine bedeutende Zahl von sloven. komponierten Familiennamen, deren 1. Glied ein Nomen, das 2. aber entweder ebenfalls nominalen oder verbalen Ursprungs ist. Viele darunter decken sich mit deutschen Geschlechtsnamen. Ohne Zweifel waren alle einst Gattungsnamen:

Babo-sek (vgl. Frauenschlager[1])), *Bože-glav*; *Dober-let* (vgl. Gutjahr), *Dober-drug* (vgl. Gut-gesell), *Dolga-noč* (vgl. Langenacht), *Golo-uh*; *Gol-kunda* 'cunnus calvus'; *Kolo-vrat* (vgl. Spinn-rad), *Kosi-rep* 'mit gestutztem Schweife', *Kozo-rog* (vgl. Ziegen-horn), *Kozo-glav* (vgl. Bocks-kopf), *Krivo-nog* (vgl. Krumm-bein), *Krivo-nos*; *Lipo-glav* (aus *Lepo-*; vgl. Schön-kopf), *Makó-ter* (aus *mak* und *treti*) 'Mohnstößel', 'Stößel überh.' (vgl. Mörser, Stampfl), *Mese-snél*, *Meso-jedec*, *Mesojednik* (vgl. Fleischesser und -fresser), *Novo-glav*; *Novo-sel* (vgl. Neu-bauer, niederdtsch. Niebuhr); *Pusto-vrh*, *Malo-vrh*, *Velko-vrh*; *Ravno-hrib* (vgl. Eben-kofler), *Repo-lusk* (vgl. Scherrübl), *Rožen-cvet* (vgl. Rosen-blüt), *Salo-pek* 'Schmeerbrater'; *Zlo-dej* 'Übeltäter' (vgl. Übelher 'Übeltäter', nach Heintze), *Sta-noga* 'Hundertfuß, Assel'; *Steklasa* und *Stoklas* 'hundertähriges Korn, Trespe'; *Suhi-vamp* (vgl. Schmalbauch und Mager-hans); *Suhi-petek* 'der magere Freitag; Riesenbockkäfer'; *Vi-vod(a)* und *Voj-voda* (vgl. Herzog), *Vodo-pivec* (vgl. frz. Boi-l-eau, Boi-l-ève), *Zlato-per* von *perem, prati* 'schlagen' (vgl. Gold-schläger), aber auch 'der mit der goldenen Feder'; *Zlato-*

[1]) Die deutschen Beispiele stammen aus Heintze-Cascorbi, „Die deutschen Familiennamen", 7. Auflage, 1933.

lasec (vgl. Gelb-haar), *Zlo-sel* 'Unglücksbote', aber auch 'übel angesiedelter Bauer' (vgl. Übel-acker?), *Mrzi-dolšek* (vgl. Kaltenthaler), *No-grašek* (vgl. Wein-gartner; *no-grad* ist dial. Form von *vinó-grad*), *Dobro-voljec* (vgl. Guths-muths).

Novo Mesto (Jugoslavien). J. Koštiál.

Ein slavisches Lehnwort für den Wiesenschachtelhalm in Pommern.

Im Sommer 1935 machte ich mit dem Pastor von Alt-Koprieben Kr. Neustettin in der wunderschönen Umgegend seiner Pfarre einen Spaziergang. Wir kamen auch zu einer Wiese, auf der ein Hirt seine Kühe weidete. Mit diesem begannen wir ein Gespräch. Er wies uns auf die Grasbülten hin, die hier und da auf der Wiese stehen geblieben waren. Darin sei *Kusch*, sagte er; das Zeug fräßen die Kühe nicht. Als ich nachsah, fand ich in jeder dieser Bülten den Wiesen-Schachtelhalm (*Equisetum pratense*). Diesen nannte der Mann also Kusch.

Da fiel mir ein, daß ich in Pommern eine Reihe von Flurnamen kennen gelernt habe, in denen dieses Wort offenbar vorkommt; bisher hatte ich es nicht deuten können. Ich setze diese hierher, indem ich die pommerschen Kreise von Osten nach Westen ordne. Eine Jahreszahl hinter dem Namen bezeichnet das Alter der Karte oder des Aktenstückes, in dem er vorkommt; mdl. (= mündlich) gibt an, daß er dem heutigen mündlichen Gebrauch entnommen ist.

1. Kr. Bütow Klonschen *Kuschidoł* mdl. (Täler). — 2. Kr. Stolp Wottnogge *Kuschenbruch* mdl. — 3. Kr. Rummelsburg Lindenbusch *Guschenberg* mdl. (Es wird ausdrücklich gesagt, daß *Guschen* den Schachtelhalm bezeichne.) — 4. Kr. Neustettin Barkenbrügge *Kuschken* mdl. (Wald). — Eschenriege *Kuschkenwiese* 1841. — Osterfelde *Kuschwiese* mdl. — Zicker *Kuschenberg* Flurk. (Etwa Mitte vorigen Jahrh.) — 5. Kr. Belgard Gr. Rambin *Kuskengard* mdl. (Senke). — 6. Kr. Kolberg Rossentin *Cuscenbergh* 1316 (Pomm. Urk.

B. V, 259)[1]). — 7. Kr. Usedom-Wollin Warthe *Kuhschenberg* 1852. *Kusen*-B. Meßtischbl. 680 (1886/1911). — 8. Kr. Grimmen Rakow *Kuschensoll* mdl. — 9. Kr. Rügen Breesen *Cuschenberg* 1695. — Karnitz *Kuschenberg* Flurk. (Mitte vor. Jahrh.).

Diesen Stoff, den mir die Flurnamen bieten, kann ich erweitern durch einiges, was ich sonst durch persönliche Befragung erfahren habe. Im Kr. Lauenburg ist mir als Bezeichnung des Schachtelhalms *Gosch*, *Kosch*, *Koschke* angegeben; es wird hinzugefügt, *koschka* sei kaschubisch. Im Kr. Köslin kennt man *Guschk*. Das alles sollen Bezeichnungen des Ackerschachtelhalms (*Equisetum arvense*) sein.

Schließlich bringt in der Literatur Georg Mahnke aus dem Kr. Schlawe *koškə* als Namen des Ackerschachtelhalms[2]).

Wir haben also nebeneinander *k* und *g*, *u* und *o*; als Endung finden wir bald *-ke*, bald fehlt es. Es mag aber darauf hingewiesen werden, daß die Mehrzahl der Berichterstatter nicht geschult war, um Laute richtig aufzunehmen. Besonders hingewiesen sei auf die älteste Form *Cuscenbergh* 1316 (Kr. Kolberg Rossentin). Sie dürfte genau dem *Cuschenberg* von 1695 in Breesen Kr. Rügen entsprechen.

Der Schachtelhalm hat in Pommern niederdeutsche Namen; diese sind im allgemeinen über die ganze Provinz gleichmäßig verbreitet. Der Sumpfschachtelhalm (*Equisetum palustre*) heißt *Katt(en)start* (mnd. *kattenstert*), der Ackerschachtelhalm (*Equisetum arvense*) *Duwok* (mnd. *duwenwocke*), der Wiesenschachtelhalm (*Equisetum pratense*) *Hermōs* (nld. *Her(e)moes*). Dem *Kattenstart* (= Katzenschwanz) gleicht der fruchttragende Stengel nicht nur, weil er auch lang und dünn ist, sondern auch weil er sich aus Gliedern zusammensetzt, die Ringeln bilden, wie sie bei jenem die Färbung zeigt. Diese

[1]) Vgl. H. Hoogeweg Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. I. Stettin 1924, S. 365.

[2]) Georg Mahnke, Die Schlawer Mundart. Sprachgeschichtliche und dialektgeographische Untersuchung. (Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch. Herausg. von Wolfgang Stammler. Heft 3.) Greifswald 1931, S. 86.

einzelnen Glieder haben es bewirkt, daß er gelegentlich (Gollnow Kr. Naugard) *Tollstock* genannt wird. Auf dem Zollstock gleichen die einzelnen Maßeinheiten auch diesen Ringeln. *Duwok* ist zusammengesetzt aus mnd. *dôf* und mnd. *wappen* pl. = Rispen. Zu dem *u* < *o* vgl. *duvhorich* taub[1])! In den ostpommerschen Kreisen Lauenburg, Köslin, Naugard und Kammin, auch auf der Insel Wollin, die sich an den letzteren im Westen anschließt, sagt man heute noch *Duwopp* statt *-wok*. Taub ist die Rispe des unfruchtbaren Stengels des Schachtelhalms. Im Volke wird der Name heute noch als taube Ähre gedeutet. *Hermōs* erklärt Hermann Teuchert[2]) als herbes Gemüse, welches das Heu unbrauchbar macht. Er hält das Wort für niederländisch. Es ist im Mnd. nicht nachzuweisen, und wir finden es auch nur in Ostpommern, wo niederländische Wörter vorkommen, wenn es auch über die gewöhnliche Grenze des diesem Einfluß unterworfenen sog. mittelpommerschen Keils weit hinausgeht. Es wird z. B. auch aus dem Kr. Lauenburg gemeldet. In dem sicher niedersächsischen Teil Pommerns, der bis an die Linie Landgraben—Zarow im Kr. Ückermünde reicht, habe ich das Wort nicht gefunden. So ist der Bedarf an Wörtern zur Bezeichnung der verschiedenen Arten des Schachtelhalms durch die deutsche Sprache völlig gedeckt. Erwähnt mag noch werden, daß mehrfach Verwechslungen der verschiedenen Arten vorzukommen scheinen.

Nun tritt daneben das Wort *Kusch* auf. Es bezeichnet den Wiesenschachtelhalm, der doch schon einen deutschen Namen *Hermos* hat. Wie ist das zu erklären? — *Kusch* ist slavischer Herkunft. Ich stelle es neben polnisch *chwoszczka* in gleicher Bedeutung und slovinz. *χ̀ʊ̀o̊šč* und *χ̀ʊ̀o̊ščkă*, worauf Friedrich Lorentz mich hinweist[3]). Als kaschubisch sind mir *Kosch* und *Koschke* im Kr. Lauenburg bezeichnet, wie oben angegeben. Wir haben hier also neben dem deutschen Namen ein slavisches

[1]) Schiller und Lübben Mnd. Wb. 1, 607.

[2]) Ztschr. f. Deutsche Mdaa. 1918, 3/4, S. 179 (Festschrift F. Wrede).

[3]) Friedrich Lorentz Slovinzisches Wörterbuch. I. Petersburg 1908, S. 365.

Lehnwort[1]). Wie das oben gegebene Flurnamenverzeichnis zeigt, kommt es besonders häufig im Osten Pommerns vor, wo die slavische Basis am nächsten liegt, aber auch in Mittelpommern (Kr. Usedom-Wollin) und weit davon entfernt auf Rügen und im Kr. Grimmen. Es ist also in ganz Pommern bekannt. Schon in alter Zeit ist es in Gebrauch genommen. Ich erinnere an den *Cuschenberg* 1695 (Breesen Kr. Rügen), besonders aber an den *Cuscenbergh* 1316 (Rossentin Kr. Kolberg). Es ist also schon zu Beginn des 14. Jahrh. so gebräuchlich gewesen, daß es mit deutscher Endung als Bestimmungswort zu einem deutschen Grundwort treten konnte. *Hermōs* muß etwa in derselben Zeit seinen Weg nach Pommern gefunden haben. Denn die niederländischen Wörter sind nachweislich mit der mittelalterlichen Kolonisation in Mittelpommern eingedrungen.

Warum gerade hier neben dem deutschen Wort ein slavisches Lehnwort? — Ich weiß es nicht.

Stettin. Robert Holsten.

Osorb. *jutry* 'Ostern'.

Das deutsche *Ostern* ist ins Slavische als ält. poln. *jastry*, kasch. *jastré*, nsorb. *jatšy*, *vjatšy*, draw.-polab. *jostrâi*, slovinz. *jãsträ*, plur., entlehnt. Hierzu stellt man seit Miklosich[2]) auch das gleichbedeutende osorb. *jutry*, plur. Diese Verbindung ist aber lautlich unhaltbar. Die von Berneker in seinem Etymologischen Wörterbuch Bd. I S. 449 geäußerte Vermutung, daß osorb. *jutry* früher entlehnt und an *jutro* 'Morgen' angeglichen worden sei, beseitigt die Schwierigkeiten nicht. Es ist nicht einzusehen, weshalb die durch keinen lautlichen Anklang nahegelegte Angleichung erfolgt sein sollte. Vorher[3]) hatte

[1]) Hoogeweg a. a. O. stellt *Cuscenbergh* im Kr. Kolberg dem heutigen *Kautzenberg* gleich. Das mag sachlich richtig sein, sprachlich aber sind die beiden Namen nicht gleich. *Kautzenberg* findet sich auch in Zoldekow Kr. Kammin. Ich setze *Kautzen* = *Kotzen* (häufig) = *Kossäten*.

[2]) Etym. Wb. 106b.

[3]) I. F. 10 S. 156 Anm. 1.

Berneker denn auch erwogen, ob nicht *jutry* als Plural zu *jutro* der alte Name eines heidnisch-slavischen Frühlingsfestes sei, der in den übrigen slavischen Sprachen durch christliche Ausdrücke wie russ. *pascha*, poln. *wielkanoc* und auch kasch. *jastré*, nsorb. *jatšy*, *vjatšy* verdrängt worden wäre. Auch diese Annahme befriedigt jedoch nicht. Es fehlt jeder Anhalt für ein als *jutry* bezeichnetes vorchristliches Frühlingsfest.

In Wahrheit ist osorb. *jutry* denn auch eine rein christliche Prägung. Als solche ist sie in der Tat der Plural von osorb. *jutro* 'Morgen', abg. *utro*, *jutro* 'Morgen', Adv. 'morgen früh' mit ksl. *utrina* 'Morgendämmerung', slov. *jûtrnjica* 'Morgenstern; Frühmesse' u. ä., das, wie H. Pedersen[1]) erkannt hat, als **uktro* < **aug-tro-* nebst gr. *αὐγή* 'Glanz, Strahl, Tageslicht; Auge', *αὐγάζω* 'strahle, erhelle; sehe', *ἐρι-αυγής* 'sehr glänzend', alb. *agój* 'tage', *agume* 'Morgenröte, Morgen' und auch abg. *jugъ* 'Süden, Südwind', russ. mdartl. *jugá* 'Schwüle, Dürre', klr. *juha* 'warmer Wind' einer Gutturalerweiterung der Wurzel idg. **au-* 'leuchten' entstammt und im Slavischen die Sprosse der *s*-Fortbildung **aus-* bis auf spärliche Reste verdrängt hat. Wie *jutry* zu der Bedeutung 'Ostern' gelangte, läßt uns schon das angeführte slov. *jûtrnjica* 'Morgenstern; Frühmesse' erkennen. Der Ausdruck für 'Morgen' bezeichnete ursprünglich die in der Frühe gehaltene Ostermesse und ist dann auf das ganze Fest ausgedehnt worden. Ganz ähnlich hat im Niedersorbischen das zunächst ebenfalls 'Frühe, Morgen' heißende Wort für Frühmesse *jutšńa* den besonderen Sinn 'Frühmesse in der Adventszeit, Christnachtfeier' angenommen. Die Weihnachtsmette wurde ursprünglich am 25. Dezember früh 6 Uhr gelesen und findet jetzt am Vortage um 18 Uhr statt[2]). Nsorb. *jutšńa* < **jutrьnja* entspricht osorb. *jut[r]nje*, plur., 'Roratenmesse'. Wie *jutry* wird auch dieser Ausdruck im Obersorbischen im Plural verwendet.

Berlin. Willy Krogmann.

---

[1]) K. Z. 38, S. 311f.

[2]) Vgl. E. Mucke, Słownik dołnoserbskeje rěcy I S. 559.

Polnisch *bociem* und *ciem*.

Der Słownik Warszawski (Bd. I, v. J. 1900) hat *bociem* als eine altpolnische Konjunktion mit der Bedeutung *bowiem, albowiem, bo, gdyż* angeführt. Als Etymologie gibt dieses Wörterbuch *bo* + *ci*, ohne etwas über das letzte Element *-em* zu sagen. — In seiner Gramatyka polska (Bd. II, § 348) v. J. 1925 ist J. Łoś der Meinung, daß die Konjunktion *bociem* aus einem *boćwiem* entstanden sei. Ferner sollte *ciem* eine Kurzform von *bociem* sein. — Ganz anderer Auffassung von dieser Frage ist A. Brückner in seinem Słownik etymologiczny języka polskiego (v. J. 1927): *bociem* sei aus *bo* + *ciem* entstanden, und das letzte Glied *ciem* sollte ein Instrumental des Demonstrativums *ten* sein.

Diese Erklärungen sind, scheint es, die letzten als maßgebend in der Frage der Etymologie des *bociem* und *ciem* angeführten. In der älteren Literatur gab es noch andere.

Im Wörterverzeichnisse zu den sogenannten Kazania Paterka vom Anfang des 16. Jahrh., welches L. Malinowski seiner Ausgabe des Textes[1]) beigefügt hat, lesen wir auf der Seite 280 folgendes: „*bociem* (albowiem) = *bo-ći-jeśm*: *boczyem ona pyeruey sthworzona* 69 r." Für *abociem* desselben Textes gibt er nur Beispiele ohne Erklärungen: *aboczyem ona począta* 21 v.; *aboczyem tą panną obralo bostwo* 34 v." Aber für das *ciem* dieses Textes (*a tedy czyem było yey począczye* 69 r; *o chwalebnye czyem bylo yey począczye* 32 r., vgl. S. 280) schlägt er auch die Etymologie *ći-jeśm* vor. — Auch A. Babiaczyk ist derselben Meinung hinsichtlich *ciem* und *bociem* in der Sophienbibel[2]).

Eine mehr eingehende Untersuchung und Prüfung der Frage der Herkunft des *ciem* und des *bociem* ist nur von A. Semenović in einem Aufsatze vom Jahre 1882 (Über *ciem, ci* und *ć*, Archiv f. slav. Phil. VI, S. 30—32) vorgenommen. Dieser Forscher kommt zur Schlußfolgerung, daß das altpolnische *ciem* von zweierlei Herkunft ist. In einigen Fällen sei es aus der Partikel *ć* + *jem* (= *jeśm*, sum) entstanden, in anderen aber

[1]) Sprawozdania Komisyi Językowej Akademii Umiejętności, Bd. I, Krakau 1880.

[2]) Lexicon zur altpolnischen Bibel v. J. 1455, Breslau 1906.

aus derselben Partikel *ć* + der Konjunktion *wiem*. Jenes *ciem* stehe nur in Sätzen, wo das Subjekt die erste Person ist, gleichgültig, ob es mit dem persönlichen Pronomen *ja* ausgedrückt ist oder nicht. Dieses *ciem* dagegen, das die Bedeutung enim hat, kommt ohne Rücksicht auf die Person vor und habe in Verbindung mit *a* + *bo* die Konjunktion *abociem*, nam, enim, ergeben, und mit der Interjektion *owa* die Konjunktion *owaciem*, ecce enim.

Eine Zustimmung zu dieser Auffassung findet sich bei W. Wisłocki in seinem Kommentar zu dem von ihm im Jahre 1884 herausgegebenen Texte Modlitewnik siostry Konstancyi z roku 1527 (Spraw. Kom. Językowej Akad. Um., Tom III)[1]).

Fassen wir zuletzt die oben erwähnten Erklärungen zusammen, so ergeben sich folgende Etymologien: 1. *ć* + *jem* (Malinowski 1880, Babiaczyk 1906); 2. teils *ć* + *jem*, teils *ć* + *wiem* (Semenovič 1882, mit Beipflichtung von Wisłocki 1884); 3. *ciem* = eine Kurzform von *bociem* aus einem *boćwiem* (Łoś noch im J. 1925); 4. *ciem* = Instrumental vom Demonstrativum *ten* (Brückner noch im J. 1927), d. h. die sonst nicht aufbewahrte Fortsetzung eines urslavischen **těmъ* < **toimi*.

Die Motivierung der letzten Erklärung ist mir unbekannt. Diese Etymologie ist doch m. E. nur theoretisch, obschon sie auf Grund des Urslavischen und vielleicht auch des Urpolnischen vom phonetischen Standpunkte aus möglich ist. Das Vorkommen und die Verwendung von *ciem* und *bociem* im überlieferten Polnisch weisen auf eine andere Etymologie. Wir kommen darauf bald zurück.

Als Ausgangspunkt seines Aufsatzes über *ciem* hat Semenovič die von W. Nehring gegebene Erklärung[2]), daß die

---

[1]) Auf der S. 79 sagt er: „Ulubionym jego, a raczej tłómacza, jest przytém wyraz *ciem* = enim, bowiem, albowiem, powstałe tak z *ć* + *jem* (= *jeśm*) jak także podług dra Semenoviča w Jagića Archiwie, VI 30—32, z *ć* + *wiem*, i to tak samo *ciem*, jak w złożeniach: *bociem*, *abociem*, *owaciem* . . ."

[2]) Wł. Nehring, Über den Einfluß der altčechischen Sprache und Literatur auf die altpolnische. Archiv V. 229.

Form *zem* des Florianerpsalters und *czem* des Puławypsalters in Ps. 106, 17 nur ein Fehler für *wiem* wäre, genommen. Im Widerspruch zu dieser Meinung liest Semenovič die Stelle als *ciem*. Ohne dazu einen eigenen Standpunkt einzunehmen, hat S. Słoński in seiner Ausgabe des Puławypsalters[1]) auf S. 189 diese beide Deutungen angeführt.

Diese Stelle ist das einzige Beispiel von *ciem* (falls es wirklich sich um *ciem* handelt), welches in den frühesten polnischen Sprachdenkmälern vorkommt. Erst am Ende des 15. Jahrh. und zu Anfang des 16. Jahrh. kommt es allgemeiner vor. Statt eines allmählich abnehmenden Vorkommens, was man ja erwarten könnte, falls *ciem* die Fortsetzung eines früher allgemeinen urpolnischen **těmъ* wäre, findet man beim Studium der altpolnischen Texte eine Steigerung der Verwendung von *ciem* gegen Anfang des 16. Jahrh. Nur dann geht die Kurve hinunter, und *ciem* kommt schnell außer Gebrauch.

Der Bedeutung des *ciem* in Texten vom 15. und 16. Jahrh. entspricht, wenn es nicht verbale Funktion hat, die Bedeutung der Konjunktion *wiem* in den älteren Sprachdenkmälern. Betreffs der Konjunktion *wiem* ist es offenbar, daß sie schon zur Zeit des Florianerpsalters aussterbend war. Selbständig, d. h. nicht in fester Verbindung mit anderen Konjunktionen wie *bo*, *abo* u. a., kommt *wiem* in diesem Psalter nur 21 mal vor, während *bowiem*, *abowiem* usw. schon sehr allgemein sind[2]). Im Puławypsalter ist die Entwicklung noch weiter fortgeschritten. Dort begegnet uns die selbständige Konjunktion *wiem* nur 10 mal. In den sehr altertümlichen Kazania Świętokrzyskie[3]) habe ich die Konjunktion *wiem* nur 1 mal bemerkt. In Quellen, die später als diese drei sind, habe ich nirgends selbständiges *wiem* als Konjunktion getroffen. Es finden sich nur die Neubildungen *bowiem*, *abowiem*, *albowiem*, *awiem*, *azaliwiem*.

Wenn man nun bedenkt, daß selbständiges, konjunktionales *wiem* schon zur Zeit der ältesten Texte eine Seltenheit

[1]) St. Słoński, Psałterz Puławski. Warschau 1916.

[2]) Wł. Nehring, Psalt. Florian. Posen 1883.

[3]) J. Łoś i Wł. Semkowicz, Kazania t. zw. Świętokrzyskie. Krakau 1934.

zu sein scheint, während schon in denselben Texten die Neubildungen *bowiem* usw. verallgemeinert sind, ist es m. E. wenig wahrscheinlich, daß das erst später allgemeinere *bociem* aus *bo* + *ć* + *wiem* entstanden sei. In den Psaltern Fl. und Puł. kommt *bociem* nicht vor. Allgemeine Verwendung zeigt es nur am Ende des 15. Jahrh. und später. Da also die überlieferten Sprachdenkmäler keine direkten Zeugnisse einer Entwicklung *bociem* < *bo* + *ć* + *wiem* enthalten, und als die Voraussetzungen einer solchen Entwicklung (durch das frühzeitige Verschwinden des konjunktionalen *wiem* und das ebenso frühzeitige Auftreten von *bowiem* usw.) fast nicht mehr vorhanden waren, als *bociem* in den Texten vorzukommen begann, so mag es berechtigt sein, die von Łoś gegebene Etymologie des *bociem* abzulehnen. Ohne etwas über die Herkunft des *ciem* auszusagen, kann ich jedenfalls feststellen, daß die Belege von *ciem* und *bociem* nicht im Widerspruch zu der Chronologie stehen, nach welcher *ciem* eine ältere Bildung als *bociem* wäre. Demgemäß kann ich auch nicht ohne weiteres der von Łoś gegebenen Erklärung, daß *ciem* eine Kurzform des *bociem* sei, beitreten.

Schon Semenovič hat bemerkt, daß das altpolnische *ciem* von zweierlei Art ist: 1. selbständiges oder an *bo*, *abo*, *owa* fest angeschlossenes *ciem*; 2. das *ciem*, welches nur in Sätzen mit dem Subjekt in erster Person vorkommt, „mag sie durch das Pronomen *ja* ausgedrückt sein oder nicht". Für die erste Gruppe (wo *ciem*, enim, nach Semenovič aus *ci* + *wiem*, *ć* + *wiem*, und *abociem*, *owaciem* aus *a* + *bo* + *ć* + *wiem* und *owa* + *ć* + *wiem* entstanden sind) gibt Semenovič außer dem oben erwähnten Beispiele des Psalters 106, 17 Belege aus den Modlitwy Wacława vom Ende des 15. Jahrh. und aus Sprachdenkmälern des 16. Jahrh. Es handelt sich also meistens um verhältnismäßig späte Texte, und man bemerkt dazu, daß *ciem* immer die Stelle eines Enklitikons einnimmt. Für die zweite Gruppe gibt Semenovič desgleichen mehrere Belege aus der altertümlichen Sophienbibel. In derartigen Fällen sei *ciem* die phonetische Entwicklung eines *ć* + *jeśm*.

Beim Lesen altpolnischer Texte habe ich diese Zweideutigkeit des *ciem* bestätigen können, ebenfalls daß das *ciem* der

zweiten Gruppe offenbar aus *ć* + *jeśm* stammt, aber hinsichtlich der Herkunft des ersten *ciem* aus einem *ć* + *wiem* sagen die Texte nichts. Ist also die letzterwähnte Etymologie nur ein Notbehelf?

Da die Herkunft der polnischen *bociem* und *ciem*, nach dem, was angeführt worden ist, noch eine offene Frage geblieben ist, habe ich sie noch einmal zur Diskussion aufgenommen und ich möchte zu den jetzt angeführten kritischen Bemerkungen über die bisherigen Erklärungsversuche einige nicht beobachtete Tatsachen hervorheben, die direkt oder indirekt diese Herkunftsfrage beleuchten.

Das Vorkommen eines *ciem* oder *bociem* in einigen Texten und das eines *wiem* oder *boć jeśm* in anderen beweist an und für sich keineswegs, daß es so einen Zusammenhang zwischen den Formen gibt, daß die einen aus den anderen stammen. Um das zu erweisen, wäre es wünschenswert, zeigen zu können, daß ein Satz mit z. B. *bociem* gerade die Entwicklungsstufe eines älteren Satzes mit *boć jeśm* ist. Leider sind solche inhaltlich gleiche und nur chronologisch (vom Standpunkt der Sprachentwicklung) verschiedene Sprachdenkmäler eine Seltenheit im Altpolnischen. In dieser Weise können ja bisweilen der Florianer und Puławypsalter miteinander verglichen werden. Aber im allgemeinen kommen ja die altpolnischen Texte nur in éiner Version vor und bieten also kein ideales Vergleichsmaterial. Für die Frage der Herkunft des *ciem* usw. wäre es wünschenswert gewesen, Paralleltexte mindestens vom 14. Jahrh. bis ans Ende des 16. Jahrh. zu haben. Solche gibt es aber nicht. Die erhaltenen Fragmente der altpolnischen Bibel (Sophienbibel) unterscheiden sich so sark von den späteren polnischen Bibeln, daß man nur mit gewisser Schwierigkeit von einer sprachlichen, stilistischen Parallelität sprechen kann. Aber sie kommt doch vor, insofern es sich um denselben Inhalt handelt. Von diesem Standpunkt habe ich also die Frage des *ciem*, *bociem* in den fünfzig Kapiteln der Genesis der im J. 1563 gedruckten sogenannten Biblia Brzeska[1]) oder Biblia Radziwiłłowska (im folgenden = BB) studiert und dabei die entsprechende Textstelle der Sophienbibel

[1]) Ein Exemplar dieses seltenen Druckes liegt in der Universitätsbibliothek Uppsala vor.

berücksichtigt. Auch andere Teile der Biblia Brzeska und der Sophienbibel[1]) worden, wie aus dem Folgenden hervorgeht, von mir benutzt.

Also: In der BB liest man bei 1. Mos. 25, 30 folgendes: *Day mi ieść, proszę cię, tey potrawy czerwoney, bociem się spracował.* Eine moderne polnische Bibelübersetzung (Biblija swięta, Londyn 1930) hat hier: *Daj mi jeść, proszę cię, z tej czerwonej potrawy, bom się spracował.*

Dieses *bociem* vom J. 1563 schließt also in sich die Funktion des Hilfsverbs *jeśm*, d. h. *-ciem* gehört zur zweiten Gruppe von *ciem* (siehe oben). In älterer Sprache hätte man hier ein *boć jeśm* erwarten können. Ein Vergleich mit BZ an dieser interessanten Stelle ist leider doch nicht möglich, weil dieses Kapitel von der Bibel nicht bewahrt worden ist. Aber man kann bezüglich des Sprachgebrauches der BZ folgende Stelle vergleichen: BZ Gen. XXXII *bocz gesm wydzal twarz twø.* Da wir im ersten Beispiele *bociem* hatten (1. Mos. 25, 30 siehe oben), hätten wir auch hier ein *bociem* in BB erwarten können, und der Vergleich wäre ideal gewesen. Aber auch hier gibt es keinen direkten Beweis der Entwicklung *boć* + *jeśm* > *bociem.* Die entsprechende Stelle in BB (1. Mos. 33, 10) hat schon eine modernere Konstruktion: *przeto iżem vyzrał oblicze twoie.* Vgl. die oben zitierte Bibel vom J. 1930: *przeto, iżem widział oblicze twoje.*

Aus diesen paar Beispielen geht immerhin hervor, daß 1. *boć jeśm* eine syntaktische Gruppe noch zur Zeit der BZ war[2]), und 2. daß noch zur Zeit der BB das Wort *bociem* verbale Funktion haben konnte. Diese zwei Tatsachen sind wichtig.

In BB kommt *bociem* nur sehr spärlich vor. Um so allgemeiner sind dort *bowiem* und besonders *abowiem*, welche ja

---

[1]) A. Małecki, Biblja królowej Zofji z r. 1455. Lemberg 1871.

[2]) Andere Belege dieser Art sind: BZ Gen. XVII *a bødzesz Abraham wezwan, bocz yesm czyø ustawyl oczczem mnogich rodzayøw*; BZ Gen. XXII *nye wznoszy swey røky na swego syna, any gemu czso czyn, boczyesm nynye poznal, isze . . .*; BZ Ex. X *bocz gesm ya zatwyrdzyl gego i slug gego*; BZ Ex. XVI *bocz gesm slyszal szemranye wasze przeczyw panu.*

schon in den altpolnischen Psaltern über *wiem* den Sieg davongetragen hatten. In diesen Texten gab es kein *bociem* und in BB kann man feststellen, daß seine Blütezeit schon ein Ende erreicht. Daß *bociem* so wenig Beifall gehabt hat, hängt m. E. davon ab, daß es zweideutig war: bisweilen hatte es die Bedeutung enim sum, bisweilen nur die Bedeutung enim. Darum war es für *bociem* schwierig mit dem eindeutigen *bowiem* (oder *abowiem*) zu konkurrieren. Im Gegenteil zu *-em* des *bociem* wird *-em* des *(a)bowiem* nicht als *jeśm* aufgefaßt. Daß dies der Fall ist, geht aus den zahlreichen Beispielen der BB hervor, wo an *abowiem* in erster Person enklitisches *-em* und in zweiter Person *-eś* angeknüpft werden: 4. Mos. 22, 34 *zgrzeszyłem, abowiemem nie wiedział* (vgl. Biblija 1930: *zgrzeszyłem, albowiem nie wiedziałem*); 3. Mos. 19, 12 *abowiemem ia Pan* (vgl. Biblija 1930: *jam Pan*); 3. Mos. 19, 37 *bowiemem ia iest Pan* (vgl. Bibl. 1930: *jam Pan*); 1. Mos. 26, 29 *abowiemeś ty iest teraz błogosławiony od Pana* (vgl. Bibl. 1930: *a tyś teraz błogosławiony od Pana*) usw. Derartige Beispiele sind in BB ungemein häufig. Sie sind also vom selben Typus wie z. B. *bom ia iest Pan Bog wasz* (BB 3. Mos. 19, 3). Natürlich kommen dort auch sehr oft Sätze vor, in welchen die Präsensformen von *być* nicht enklitisch dem *abowiem* angeknüpft sind, sondern anderswo stehen, z. B. BB 3. Mos. 20, 7 *abowiem ia iestem Pan Bog wasz* (vgl. Bibl. 1930: *bom ja Pan Bóg wasz*), 3. Mos. 19, 2 *abowiem iam iest święty Pan Bog wasz* (vgl. Bibl. 1930: *bom ja jest święty Pan Bóg wasz*), 3. Mos. 22, 30 *bo iam iest Pan* (vgl. Bibl. 1930: *jam Pan*) usw.

Es gibt also einen grundsätzlichen Unterschied zwischen *bowiem* und *bociem*. Beide haben die Bedeutung enim, aber *bociem* kann noch die Bedeutmg enim sum haben. Andere Belege der letzten Bedeutung sind: BB 3. Mos. 19, 32 *y boy sie Boga swego, bociem ia iest Pan* (vgl. Bibl. 1930: *i bój się Boga swego; Jam Pan*), BB 3. Mos. 22, 31 *bociem ia iest Pan* (vgl. Bibl. 1930: *jam Pan*), BB 3. Mos. 20, 8 *bociem ia iest Pan, ktory was poświącam* (vgl. Bibl. 1930: *jam Pan poświęcający was*). Diese noch in BB lebendige Konstruktion findet sich schon in BZ, wo ja auch, wie oben erwähnt worden ist, *boć jeśm*

vorkommt. Vgl. BZ Paralip. II, S. 259b *bocyem zwolyl y poswyecylem sobye myasto to*; Gen. XVIII *boczyem gednego poczul, bede mowycz ku bogu memu.*

Das Vorkommen in BZ und BB von *bociem* mit der Bedeutung enim sum (im Präsens oder im zusammengesetzten Präteritum) und das Vorkommen von *boć jeśm* in BZ deuten darauf, daß *bociem* eine Entwicklungsstufe von *boć jeśm* ist. Meines Erachtens ist das auch tatsächlich der Fall, obgleich ich nicht ganz parallele Belege für so eine Entwicklung nachweisen kann. Indessen gibt es eine Menge anderer Fälle, von denen die Entwicklung von *bociem* aus *boć jeśm* nur ein Sonderfall ist, und aus denen deutlich hervorgeht, daß *-ciem* das Verb *jeśm* in sich schließt. Ich meine die Menge von Fällen, wo *-ciem* in Verbindung mit anderen Wörtern als *bo* steht und wo es eine größere Fülle von Belegen gibt, so daß es möglich ist, die Entwicklung besser und sicherer zu verfolgen. Die Entwicklung des *bociem* ist also m. E. ganz analog mit der des *jaciem* aus *jać jeśm*. Um diese Frage zu beleuchten, gebe ich unten einige parallele Stellen aus BZ und BB (und dazu auch den modernen Bibeltext):

a) BB 1. Mos. 15, 1 *Nie boy się Abramie, iaciem iest tarczą twoią y barzo obfitą nagrodą twoią*
BZ Gen. XV *Nye straszy syę Abramye, yacz yesm obronyenye twoge*
B. 1930 *Nie bój się Abramie, jam tarczą twoją i nagrodą twoją obfitą wielce.*

b) BB 1 Mos. 15,7 *Iaciem Pan, ktorym ciebie wywiodł z Vr Kaldeyskiego.*
BZ Gen. XV *Yacz gesm bog, genzem czyę wiwiodl z Ur Kaldeyskich.*
B. 1930 *Ja Pan, którym cię wywiódł z Ur Chaldejskiego.*

c) BB 1 Mos. 19,34 *Iaciem przesłey nocy z oycem swym spała.*
BZ Gen. XIX *Yacz yesm wczora spala s mim oczczem.*
B. 1930 *Otom ja spała przeszłej nocy z ojcem swym.*

d) BB 1. Mos. 27,19 *Iaciem iest Ezau, pierworodny syn twoy.*
BZ Gen. VII *Yacz sem pyrworodni syn twoy Ezau.*
B. 1930 *Jam jest Ezaw, pierworodny twój.*
usw.

Natürlich kommt an der Stelle eines *jać jeśm* der BZ nicht regelmäßig ein *jaciem* in BB vor. Vgl. zum Beispiel BZ Gen. XIV *yacz yesm ubogaczyl Abrama* aber BB (1. Mos. 14,23) *iam zbogacił Abrama*; BZ Gen. XXVIII *iacz gesm pan bog Abrahamow* aber BB (1. Mos. 28,13) *iam iest pan Bog Abrahama*; BZ Gen. XVI *yacz yesm swø dzewkø dala* aber BB (1. Mos. 16, 5) *iam tobie dała służebnicę swą* u. a. Hier entspricht also *jam* der BB vielmehr ein älteres *ja jeśm*, vgl. BB 1. Mos. 27, 24 *iam iest* mit BZ *ya gesm.*

Bisweilen findet man *-ciem* mit verbaler Bedeutung in Verbindung mit anderen Wörtern als *ja*. Besonders ist dies der Fall in BB. Vgl. zum Beispiel BZ Gen. XX *otoczyem dal bratu*; BZ Gen. XXI *yzeczem ia . . . wikopal*; BZ Lev. XIX *ienzeczem wiwiodl was*; BZ Num. XVII *toczem oddal tobye*; oder *tobyeczem oddal.* Ohne Parallelen in BZ sind ferner folgende Beispiele aus BB, die die Möglichkeiten der Anwendung des enklitischen *-ciem* beleuchten: 1. Mos. 30, 26 *wyday mi żony moie y dźiatki moie abym odszedł, za ktoreciem służył* (B. 1930 *daj mi żony moje, i dzieci moje, za którem ci służył, że odejdę*), wo also beide Komponenten des *-ciem* (d. h. *ć* und *jeśm*) offenbar noch ihre ursprüngliche Bedeutung haben. Dasselbe ist der Fall in 1. Mos. 33, 11 *proszę przyimisz tho błogosławieństwo moie, ktoreciem przyniosł* (B. 1930 *przyjmijże proszę dar mój, którym ci przyniósł.* Solche Fälle, wo *ć* seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt hat, sind jedoch selten. Meistens ist es nur eine Partikel ohne Kasuscharakter. Vergleiche die oben zitierten Beispiele aus BZ: *toczem oddal tobye* und *tobyeczem oddal*, wo ja keine Rede von irgendeiner dativischen Funktion des *ć* sein kann. Auch ist das nicht der Fall in BB, Ester *aniciem ia służebnica twa iadła v stołu Amanowego, anim pomagała biesiady Krolowi wielkiemu, anim piiała wina z ofiar ich.* Die verbale Bedeutung des *-ciem* ist immer klar, ganz wie

in der großen Menge von Fällen, wo das Verb *jeśm* als ein Enklitikon *-(e)m* sich an solche Wörter anschließt, welche kein enklitisches *-ć* enthalten, z. B. in folgenden Belegen aus BB: 1. Mos. 38, 26 *więceyem ia krzyw niż ona*; 1. Mos. 40, 15 *chociażem tu iest dan do więzienia*; 1. Mos. 41, 15 *alem ia o tobie słyszał*; 1. Mos. 41, 21 *a zatymem sie ocucił*; 1. Mos. 41, 44 *iakom iest Farao*; 1. Mos. 42, 22 *izałim ia wam nie mowił*; 1. Mos. 50, 19 *a zażem ia też nie iest pod mocą Bożą*; 3. Mos. 22, 32 *gdyżem ia iest Pan* und mehreren anderen.

Wir haben also feststellen können, daß es ein *bociem* im Altpolnischen gibt, welches zu der Gruppe der Wörter auf *-(e)m* mit verbaler Funktion gehört, d. h. der Gruppe von *jaciem, tociem, tobieciem, któreciem, aniciem* usw. oder ohne *-ć- jam, alem, jakom, izalim, azażem* usw. Je jünger die Sprache ist, desto mehr auffallend ist die Neigung, das Verb enklitisch mit einem im Anfange des Satzes stehenden betonten Worte zu einer morphologischen Einheit zusammenzufügen. So ist m. E. auch *bociem* aus *boć jeśm* entstanden, wenigstens in den Fällen, wo man eine verbale Bedeutung des *bociem* wahrnehmen kann.

Immerhin gibt es auch ein anderes und gewöhnlicheres *bociem*, namentlich das *bociem*, welches nichts anderes als nam, enim bedeutet. Die Person des Prädikats hat bei der Anwendung dieser Konjunktion keine Bedeutung. Vgl. z. B. folgende Belege aus Veni Creator spiritus des 16. Jahrh. (Rozpr. Akad. Um. XIX, S. 157): *Racz vmocznicz nasse ciało, abociem barzo struchlalo*; und *a sam racz chodzicz przed nami, bociem pobłądziemy sami*. Ist also dieses *bociem* etymologisch ein anderes? Ist es das von Łoś angenommene *boćwiem*? Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten. Wir können jedoch feststellen, daß während die Sprachdenkmäler Zeugnisse dafür enthalten, daß *bociem* aus *boć jeśm* entstanden sei, keine solchen Zeugnisse zu finden sind, um die Entwicklung *boćwiem* > *bociem* zu bestätigen. Das kann natürlich mit Rücksicht auf das schon in den ältesten Texten sehr begrenzte Vorkommen des *wiem* auch nur ein Zufall sein. Jedenfalls ist es immerhin wünschenswert, die sprachlichen Erscheinungen soweit wie möglich aus dem tatsächlichen Material erklären zu können und so wenig

wie möglich seine Zuflucht zu theoretischen Möglichkeiten zu nehmen. Als so eine theoretische Möglichkeit muß vorläufig die Herkunft des *bociem* aus einem *boćwiem* betrachtet werden. Ist so eine Erklärung überhaupt nötig? Kann nicht das *bociem* ohne verbale Bedeutung eine semasiologische Entwicklung des *bociem* verbaler Bedeutung sein?

Die altpolnische Konjunktion *wiem* kommt immer an dem Platze des Enklitikons vor. Dasselbe gilt von den bei Semenovič angeführten Belegen des *ciem* (15. und 16. Jahrh.) und auch von *ciem* in den oben aus BZ und BB behandelten Beispielen. Aber es gibt auch, obschon nur spärlich, Fälle, wo *-ciem* nicht unmittelbar nach dem ersten betonten Worte des Satzes steht. In BZ Num. XXII lesen wir: *y rzecze osslicza*: *wszako dobitczø tweczem*; und ebenda *powyecz, acz kyedi czsoczem takyego wcinila tobye*. Selbstverständlich ist es hier nicht die Frage von *ciem* = enim, autem, *wiem*, sondern nur von einem *-ciem* verbaler Funktion. Die Beispiele haben aber ein spezielles Interesse. Sie zeugen namentlich von der Tatsache, daß die Entstehung eines *-ciem* an jeder Stelle, wo *jeśm* im Satze stehen konnte, möglich war. Man darf also nicht damit rechnen, daß ein *-ciem* zuerst dann entstehen konnte, als die enklitische Anwendung des *jeśm* befestigt worden war. Es konnte ebensowohl zu der Zeit entstehen, als *jeśm* ein ganz autonomes Wort war. Wahrscheinlich waren auch die Fälle von *-ć jeśm* (hier und da zu *-ciem* zusammengezogen) in älterer Sprache sehr gewöhnlich: enklitisches *ci*, *ć* kommt ja in ältesten Texten im Übermaß vor. Es gab also nichts Auffallendes im Vorkommen des *-ć jeśm* oder später *-ciem* irgendwo im Satze zu alten Zeiten, aber sobald die Neigung, das Verb *jeśm* enklitisch nach dem ersten Worte des Satzes zu stellen, Regel geworden war, mußte ein anderswo im Innern oder am Ende des Satzes stehendes *-ciem* dem neuen System widersprechen. Man vergleiche die soeben erwähnten Beispiele aus BZ Num. XXII mit den entsprechenden Stellen in BB: 4. Mos. 22, 30 *tedy mu ona oslica rzekła*: *azażem ia nie iest oslica twoia*; und ebenda *izalimci to kiedy przed tym czynić zwykła*, wo also die neue Wortfolge angesichts des *jeśm* durchgeführt worden ist. Es

liegt nun auf der Hand, daß beim Siege der neuen Wortfolge ein gewiß dann und wann noch vorkommendes *-ciem* der älteren Wortfolge nicht ganz verstanden wurde. Ich denke mir, daß dies in sehr üblichen Redewendungen eine Zeitlang der Fall sein konnte. Zuletzt hat man so ein *-ciem* gar nicht verstanden und es als eine Partikel aufgefaßt. Wenn aber diese semasiologische Entwicklung ihr Ende erreicht hatte, muß man auch damit rechnen, daß die Partikel *ciem* wie jede andere Partikel beweglich war und als schwachbetontes Wort die Neigung zeigte, die Stelle des Enklitikons einzunehmen. In den überlieferten Texten steht es ja auch meistens an dieser Stelle, wo man die Partikel *ciem* (vgl. oben) findet. Aber an diesem Platze befand sich schon das enklitisch gewordene *jeśm*, welches mit einem vorhergehenden *-ć* auch *-ciem* bildete. Semasiologisch gab es dén Unterschied zwischen den beiden *ciem*, daß das eine verbale Funktion hatte, das andere aber nicht. Dieses *ciem* konnte inzwischen auch mit einem vorhergehenden Worte eine morphologische Einheit bilden, ganz wie die Partikel *wiem* mit *bo*, *abo* usw.

In allen den oben behandelten Beispielen ist das *ć* in *-ciem* nur eine Partikel ohne jede Kasusfunktion. Es gibt jedoch Fälle, wo dieses *ć* noch als Dativ des *ty* gefühlt wird. Aus BZ zitiere ich folgende Belege: BZ, 4b *a yadlesz owocz z drzewa, geżto czyesm bil przikazal*; BZ, 20a *y rzekl gest pan bog: nye mogl czyesm zatagycz, Abrahamie, czso miszlyø uczynycz*; BZ, 23a *a nye przepuszczyl czyesm syø gey dotknøcz* (vgl. BB 1. Mos. 20, 5 *y nie dopuściłem ci abyś się iey miał dotknąć*); BZ, 23b *mylosyerdze uczyn se mnø na wszelkich myeszczoch kødi syø obroczymi, rzeczy, że czyesm twoy brat.* Eine solche proklitische Anwendung des dativischen *ć* kommt im Neupolnischen nicht vor. Bei der phonetischen Verkettung des *ci* + *jeśm* zu *cieśm* > *ciem* ist es sehr wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Bedeutungen der beiden Komponenten schnell verlorengegangen sind. Es gab ja dafür alle Voraussetzungen: so eine proklitische Anwendung des *ć* war nicht gewöhnlich; *ć* kam meistens enklitisch vor, und es war als Enklitikon schon eine leere Partikel geworden; in dativischer Funktion herrschte

immer *ci*; es blieb nicht länger möglich, das schwach gewordene *jeśm* an ein schwachbetontes Wort anzuschließen, sondern das schwache *jeśm* mußte notwendigerweise wie jedes Enklitikon behandelt werden; mit einem Worte: *ciem* ist aus syntaktischen Gründen ganz unmöglich geworden, d. h. es mußte entweder schwinden oder mußte eine neue Funktion übernehmen. In der Tat ist das erste geschehen, aber vorher kann es eine Zeitlang in einer anderen Bedeutung noch gelebt haben, und ich finde es höchst wahrscheinlich, daß eben das altpolnische, freistehende *ciem* diese andere Bedeutung wiedergab. Später konnte dieses *ciem*, welches schon seine pronominale und seine verbale Bedeutung verloren hatte, mit anderen Wörtern enklitisch verbunden werden, und in diesem Falle konnten neue Wörter entstehen. Diese neuen Wörter hatten natürlich keine verbale Funktion. So entstanden m. E. das zweite *bociem* und andere mit *-ciem* zusammengesetzte Wörter ohne verbale Funktion.

Es gibt noch eine Möglichkeit, das zweite *bociem* zu erklären. Man kann sich ja denken, daß ein ursprünglich verbales *bociem* unter Einfluß des sehr allgemeinen *bowiem* seine verbale Funktion aufgegeben hat, um nur seine konjunktionale, mit *bowiem* gleiche Bedeutung zu bewahren. Auch kann man sich denken, daß die Konjunktion *owaciem*, ecce enim, von einer Bildung wie *owa* + *ć* + *jeśm* stammt (vgl. BZ 115a *owo yaczem*), später aber ihre verbale Funktion aufgegeben hat und in Analogie mit älterem *owa wiem* nur als Konjunktion aufgefaßt worden ist. *Owa wiem* kommt im Fl. und Puł. Psalter vor (Ps. 50,7 *owa wem prawdę mylowal yes*; Ps. 53, 4 *owa wem bog pomaga my*). Das Verhältnis aber, daß die Konjunktion *wiem* sehr früh außer Gebrauch kommt, während die mit *-ciem* ohne Verbalbedeutung gebildeten Konjunktionen ziemlich jung sind, spricht nicht für eine Entwicklung: verbales *bociem* > nicht verbales *bociem*. Wahrscheinlicher ist, daß das erste *bociem* aus *boć* + *jeśm* entstanden ist, das zweite und jüngere aber aus *bo* + *ciem*.

Falls diese Deutungen der zwei *bociem* richtig sind, können wir auch eine Erklärung des schnellen Verschwindens der

Konjunktion *bociem* (= nam, enim, autem) geben. Selbständiges *ciem*, enim, verhält sich ganz wie die Konjunktion *wiem*. Es wird wie *wiem* vorzüglich an dem Platz des Enklitikons gebraucht, und aus dieser Stellung entwickeln sich gewisse feste Verbindungen: *bociem*, *abociem* und *owaciem*. Zur selben Zeit gibt es jedoch ein anderes *bociem*, welches die Konstruktion *boć jeśm* repräsentiert. Das Wort *bociem* des Altpolnischen und des älteren Neupolnischen ist also zweideutig. So ein Wort mußte unbequem sein und wurde darum vermieden. Statt der Konjunktion *bociem* hat man ja das gleichbedeutende und eindeutige *bowiem*, *abowiem* oder nur *bo*. Mit dem allmählichen Aufgeben des Gebrauches von der enklitischen Partikel *ć* schwand schließlich auch die Voraussetzung der Bildung *bociem* aus *boć jeśm*; man bekam jetzt nur *bom* (BB 3. Mos. 19, 3 *bom ia iest Pan Bog wasz*).

Die Schlußfolgerungen dieser Untersuchung sind also, daß es im Altpolnischen ein aus dativischem *ci* + *jeśm* entstandenes, zuerst selbständiges, später enklitisches *ciem* gab, welches auch die Entstehung der Konjunktionen vom Typus *bociem* veranlaßte. Gleichzeitig trat aber auch ein anderes *bociem* im Altpolnischen auf, das nur ein Einzelfall der allgemeinen wachsenden Neigung, das Verbum *jeśm* als ein Enklitikon zu behandeln, war, d. h. auch nach einem am Anfange des Satzes stehenden *boć*. Die ganze Erscheinung hängt also mit der Frage der allmählichen Schwächung des Verbums *jeśm* zusammen.

Nach dem, was ich jetzt angeführt habe, versteht es sich von selbst, daß ich den Erklärungen von *bociem* aus einem willkürlichen *boćwiem* oder aus einem theoretischen Instrumental des Demonstrativums *ten* nicht beipflichten kann[1]),

[1]) Vielleicht hat auch M. Bobowski sich einen etymologischen Zusammenhang zwischen *-ciem* und *ten* gedacht, wenn er im Wörterverzeichnisse seiner Polskie pieśni katolickie (Rozprawy Akad. Um. XIX) die Konjunktion *aliciem* mit *gdy w tem* übersetzt: *Ledwy slow dokonac mogla swoich, aliciem Kristus stanawszi v nich, wsitkie posdrowil.* Indessen ist zu bemerken, daß auch einfaches *ali, alić* hier genügt hätte, welches nach dem Słownik Warszawski die Bedeutungen *gdy naraz, aż oto, aż tu, właśnie* haben kann.

um so mehr, da diese Erklärungen meines Wissens keine Stütze in dem überlieferten Sprachmaterial haben. Auch kann *ciem* nicht aus *bociem* entstanden sein, weil *bociem* als Konjunktion nur in verhältnismäßig späten Texten vorkommt, *ciem* dagegen schon in den ältesten.

Uppsala. GUNNAR GUNNARSSON.

Der bulgar. Ortsname Burchanlar.

Nach den mir zugänglichen, amtlichen Ortsnamenverzeichnissen des Königreichs Bulgarien (Sofia 1912, 1924, 1930) gibt es nur zwei Dörfer *Burchanlar*, die beide in Nordostbulgarien, in den Kreisen Provadija und Šumen, liegen und zu den Gemeinden Araplar und Kulfalar gehören. An die Bürgermeister dieser beiden Gemeinden richtete ich Anfragen, von denen eine umgehend beantwortet wurde.

Der Ursprung des Ortsnamens wird dadurch, wie ich glaube, völlig geklärt, und seine Erklärung ist — sowohl religionsgeschichtlich wie historisch-ethnographisch — weit interessanter als die der meisten, leider zum größten Teile rezenten, nordostbulgarischen Ortsnamen, die im großen und ganzen nur Anhaltspunkte für den Gang der osmanisch-türkischen Besiedelung liefern können.

Auf meine vier Fragen, die aus den Antworten ersichtlich sind, teilt mir der Bürgermeister der nordostbulgarischen Gemeinde *Araplar* (Kreis Provadija) folgende Einzelheiten über das zu seiner Gemeinde gehörende Dorf *Burchanlar* mit (Brief v. 28. 5. 1937):

„1. Das Dorf Burchanlar existiert seit 350—400 Jahren.

2. Ursprünglich von Türken bewohnt, wurde es später von Bulgaren aus Thrakien und Bessarabien besiedelt.

3. Das Wort (*Bu chanlar*) bedeutet auf Bulg. ‚тези ханища' (d. h. osm. ‚diese Chane (Halteplätze für Karawanen usw.)'. Einst, bevor das Dorf besiedelt war, gab es dort Chane, wo die Reisenden mit und ohne Wagen auf dem Wege nach den Städten Dobrič und Varna Halt machten und übernachteten.

Und daher kommt der Name *Buchanłar*, der später auch *Burchanłar* ausgesprochen wurde.

4. Menschenähnliche bearbeitete Steine gibt es noch heute auf dem türkischen Friedhofe als Denkmal auf dem Grabe irgendeines türkischen Popen oder, wie wir es nennen, eines Chodža."

Die volksetymologische Umdeutung des Namens *Burchanłar* in *Bu chanłar* 'diese Chane' beweist, daß die ortsansässige Bevölkerung den Namen nicht mehr versteht.

Einen Fingerzeig für die richtige Deutung gibt uns die Antwort auf meine vierte Frage.

Sie bestätigt meine Vermutung, daß der Ort nach jenen anthropomorphen Grabsteinen benannt ist, auf die aufmerksam gemacht zu haben das Verdienst K. Škorpils (Varna) ist[1]). Sie werden neuerdings[2]) mit čuwassischen, menschenähnlich geschnitzten Grabpfählen verglichen, aber auch den Osmanen sind solche Denkmäler bekannt. Vgl. etwa bei Radloff Wb. II Sp. 234 nach Zenker: *qałavus* [. . . (Osm. Z.)] Abzeichen an Grabsteinen (für Männer ein Turban, für Frauen ein eiförmiger Körper, für Kinder ein Teil einer Scheibe). Über Geschlechtsmerkmale auch an den bulg. Grabsteinen, vgl. K. Škorpil 1914, S. 168.

Der bulgarische Ortsname *Burchanlar* scheint mir nun zu beweisen, daß die heute von den Osmanen *qałavus*, von den Čuwassen *ɨobà* (Zołotn. 1875, S. 16)[3]) genannten anthropomorphen Grabdenkmäler im Altosmanischen oder (und) in einer nordtürkischen Mundart einer vorosmanischen Einwanderungswelle[4]) die Bezeichnung *burhan* führten, die uns aus anderen Türksprachen wohlbekannt ist und ursprünglich zweifel-

[1]) Karl Škorpil, Materiali za archeologičeska karta na Bъlgarija kn. I Opis na starinitě po tečenieto na rěka Rusenski Lom. Sofia 1914, S. 167ff. (mit Abbildungen).

[2]) T. Passek und B. A. Latynin, Sur la question des »kamennye baby« II. Les »Youba« tchouvaches. Eurasia Septentrionalis Antiqua IV. Helsinki 1929, S. 300ff. Vgl. auch meinen Aufsatz in der Gombócz-Festschrift.

[3]) Vielleicht ist hierzu altbulg. *župište* 'Friedhof' zu stellen? Unsicher!

[4]) Vgl. dazu T. Kowalski.

los 'Buddhastatue', dann auch — vom türkischen Standpunkte — 'Götzenbild' bedeutete[1]).

[In den uiγur. Turfanfragmenten (I 131 III 66, 105 nach „Analyt. Index S. 17) hat *burχan*, *burqan* die Bed. „Buddha", aber z. B. schon Maḥmūd al-Kāšγarī (bei C. Brockelmann S. 44) übersetzt *burχan* als 'Götzenbild' *bäδär burχan* als 'Bild'. Vgl. Radloff Wb. IV 1827 u. [1] *burqan* und ebenda 1368 *purqan*. Danach bezeichnet das Wort auch einen von den Schamanen verehrten Geist (Tel. Schor. Alt. Sag.) und schließlich den Schamanen selber (*porχan* in Chiwa).

Aus dem Osmanischen (und Čaγataischen) führt Radloff (Wb. IV 1828) nur *burqat* an, in der Bed. 'Götze, Götzentempel' = *burqatlik* (so! mit *l*) „osman". Letzteres ist ein osttürkisches (*-lik*!) Kollektivum zu der nicht türkischen, sondern mongolischen Pluralbildung *burqat* zum Singular *burqan*. Auch das Mongolische kennt *bo(u)rhan* nach Kowalewski.

Die osmanischen Mundarten haben vielleicht noch das der heutigen Schriftsprache unbekannte Wort bewahrt.]

Den Namen der beiden Dörfer *Burchanlar* in den Kreisen Provadija und Šumen erkläre ich deshalb als osman. Plural zu *burχan* 'Götzenbild', muß aber zwei Möglichkeiten offenlassen: die so bezeichneten Grabdenkmäler können von Osmanen errichtet sein. Sie können aber auch aus vorosmanischer Zeit von Einwanderern aus dem Norden stammen. Bei letzterer Annahme wäre besonders einleuchtend, daß spätere Einwanderer von Süden her diese Denkmäler als Götzenbilder bezeichneten.

Bem. Das bulg. Wörterbuch Najden Gerovs kennt weder *borchan*, *borkan* noch *burchan*, *burkan*. Auch T. Pančev führt (Dopълnenie S. 39) nach МСб. XIV, 210 nur *burkán* s. m. in der Bedeutung 'zylindrisches Glasgefäß' (Стъкленъ цилиндриченъ сѫдъ) russ. банка aus Veliko-Tъrnovo an, das jedenfalls nicht von [1]*boru* (Osm. Kom.) 'die Röhre, die Trompete', Radloff Wb. IV 1663, [4]*bur-* Osm. Krm. Kom. Kir. 'drehen' usw., ebenda 1816, zu trennen ist. Dieses im Osmanischen vielleicht nicht mehr belegte †*bura-qan* 'gedreht, das Gedrehte'[2]) kommt als Etymon der bulgarischen ON *Burchan-lar* nicht in Betracht.

[1]) Vgl. W. Bang, 3. turkol. Brief 249.

[2]) Vgl. *buraγan*, [1]*buran*, [2]*buran* Radloff Wb. IV 1818, *boraγan*, [1]*bora*, *boraq* ib. 1662, *poran*, *porān* 1269.

Korrekturnachtrag: Ein zweiter Brief aus Burchanlar erwähnt die Überlieferung, der ON habe früher Burchan gelautet, sei also ursprünglich singularisch gewesen. Wer dieser Überlieferung ohne Gewähr mehr Glauben schenkt als ich, kann gegen meine Deutung des ON *Burchanlar* einwenden, daß möglicherweise auch *Bo(u)rχan* als PN zugrunde liegt.

Berlin-Grunewald. B. von Arnim.

Zmaj Jovan Jovanović und die deutsche Literatur.

II[1]).

Bei meiner weiteren Beschäftigung mit den Werken von Zmaj konnte ich seine Abhängigkeit von deutschen Dichtern und Schriftstellern auch noch in folgenden Fällen feststellen: Zmajs Erzählung „Zmija" ist von Herders Erzählung „Die Schlange" abhängig; Zmajs Erzählung „Svetlost i ljubav" von Herders „Licht und Liebe"; Zmajs Erzählung „Ruža medu trnjem" von Herders „Die Rose unter Dornen"; Zmajs Erzählung „Priča o guravom krojaču" von Viktor Blüthgens „Der Schneider und die Wölfe"; Zmajs Erzählung „Oblak" von Robert Reinicks „Die Wolke"; Zmajs Gedicht „Tamajandra" von Herders „Tamajandri"; „Putuj! Putuj! Menjaj mesta" von Herders „Veränderung des Ortes"; „Lep cvet (angeblich po Geteu)" von Robert Reinicks „Schön Blümlein"; „Prijateljski savet" (Fliegende Blätter) von dem deutschen Gedicht „Trost" (Fl. Bl.); „Pesma o piću (Po ‚Fl. Bl.')" von dem deutschen Gedicht „Ergo bibamus" (Fl. Bl.); „Kako bi" i „Kad bi" von dem deutschen Gedicht „Wie es wär', wenn's anders wär'" (Fl. Bl.); „Pred tudim vratima" von „Das Bettelkind" (Fl. Bl.); „Mudar pacov (po nemačkom)" von dem deutschen Gedicht „Die kluge Ratte" (Fl. Bl.); „Buva i lav (po nemačkom)" von dem Gedicht „Der Löwe und der Floh" (Fl. Bl.); „Nije to svejedno (po nemačkom)" von dem Gedicht „Feder-Motte" von Crassus; „Četiri zla na svetu (‚Fl. Bl.')" von dem Gedicht „Vier böse Dinge" (Fl. Bl.); „Veština kako se kralju služi (‚Fl. Bl.') " von dem deutschen Gedicht „Die

[1]) Vgl. Zschr. XIV S. 60—63.

Kunst, Könige zu bedienen"; „Stari pisar (po ‚Fl. Bl.')" von H. Beyers „Der alte Schreiber"; „Momak i mesec (‚Fl. Bl.')" von dem deutschen Gedicht „Jüngling und Mond" (Fl. Bl.); „Nebalada (po ‚Fl. Bl.')" und „Pesma bez teme" von M. Smadeks „Keine Liebesgeschichte (Keine Ballade)"; „U krčmi (‚Fl. Bl.')" von dem Gedicht „Beim Wein"; „Slava im" von F. Freiligraths „Requiescat"; „Đače poletarče" von W. Heys „In die Schule"; „dulić XXXI" von G. Daumers „Hier auf dem Rosenblatte"; „Sunce se nebu diže, na ružu baca zrake" von G. Daumers „Hier auf dem Rosenblatte"; „dulić XXI" von dem Gedicht „Es werde Licht" von Hafis; „dulić VII" von dem Gedicht „Wenn du lächelst . . ." von Hafis; „Svetli grobovi" von F. Freiligraths „Ein Lied vom Tode"; „Zaremi" von Fr. Bodenstedts „An Zarema"; „Sluga sam ponizan" von A. Glassbrenners „Vom kleinen Michel"; „Kad bi (‚Fl. Bl.')" von A. Roderichs „Spruch"; „Opskurantima" von dem Gedicht „An die Obskuren" von Ludwig Kalisch; „Ne pomaže" von dem Gedicht „Es hilft doch nichts!" von Ludwig Kalisch; „Mladome pesniku (po nemačkom)" von Dr. Märzroths „Junger Dichter"; „Iz knjige praktične mudrosti (po M.)" von Dr. Märzroths „Lache mit, wenn And're lachen"; „Cvet i oblak (Prva polovina po francuskom)" von Julius Sturms „Die Blume und die Wolke"; „Gospodaru trbuhu" von Blumauers „An den Magen"; „Oda davolu" von Blumauers „An den Teufel"; „Oda batini" von der „Festrede, gehalten bei der hundertjährigen Feier der Erfindung der Prügelmaschine" von Ludwig Kalisch; „Pesma o pesmi" von Herders „Die Zauberkraft der Lieder"; „dulić XLIII" von Hoffmann von Fallersleben „Wenn alles schläft in stiller Nacht, die Liebe wacht"; „Opet jednoj curi" von Lermontovs „Demon"; „Bič gujinski" von einem Gedicht von Petöfi, welches Zmaj unter dem Titel „Luda" übersetzt hat; „Ljubav" von Petöfis „Mi a szerelem?"; „Sunce i vetar" von Herders „Wind und Sonne machten Wette"; Zmajs Gedicht „I molio sam oči, da suze ne liju" von Goethes „Im Vorübergehn"; „dulić XXIX" von Julius Sturms „Auf ihre Hand"; „To bi bio raj" von Viktor Blüthgens „Ach wer doch das könnte!"

Die ausführliche Behandlung dieser Übereinstimmungen zwischen Zmaj und den deutschen Dichtern und Schriftstellern behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Berlin. Jevto M. Milović.

Die Entstehungsgeschichte eines Gedichtes von Wincenty Pol.

In München wurden mir von Herrn Hofrat Fritz Gutleben polnische Briefe aus dem Verwandtenkreise des Dichters Wincenty Pol, eines Großonkels des jetzigen Inhabers dieser Schriftstücke, zur Entzifferung vorgelegt. Unter den Briefen befanden sich einige herausgerissene Albumblätter, die teilweise mit Bleistiftzeichnungen bedeckt waren; auf einem der reinen Blätter stand ein von Wincenty Pol eigenhändig geschriebenes Gedicht, das er seiner Schwägerin gewidmet hatte. Der Anlaß, aus dem das Gedicht geschrieben wurde, ergibt sich aus folgenden Tatsachen, die ich den Briefen entnommen habe und nun als Entstehungsgeschichte des Gedichtes hier wiedergebe.

Josef Poll von Pollenburg, Sproß eines gänzlich polonisierten deutschen Adelsgeschlechts und Bruder des Dichters Wincenty Pol, logierte während seiner Studienzeit in Würzburg im Hotel „Württemberger Hof", wo er vertrauliche Stunden in der Familie des Hotelbesitzers Konold verlebte, dessen jugendliche Nichte und Pflegetochter Netty seine Sinne bald in den Bann schlug. Am 24. März 1841 schrieb Josefs Mutter den ersten Werbungsbrief in französischer Sprache, weil sie des Deutschen nicht mächtig war und Verständnis des Polnischen bei Konold nicht angenommen werden konnte; und am 22. September 1841 wurde in Würzburg Hochzeit gefeiert. Auf der Durchreise logierte das Brautpaar in Wien, in dem aufs äußerste überfüllten Hotel „Zum Schwarzen Adler". Die junge Schönheit aus der Provinz war, wie die Briefe berichten, von der blendend hellen Gasbeleuchtung der Großstadt ganz bezaubert. In Krakau wurde das junge Paar von Wincenty und seiner guten gastfreundlichen Gattin Kornelia aufs herzlichste begrüßt. Netty schreibt darüber an ihre Pflegeeltern:

„Zuerst kam ich zu der Frau von Wincenty, sie nahm mich mit der größten Freude auf bis ihr Mann kam, von diesem kann ich nichts als in jedem Stücke Ausgezeichnetes schreiben, es ist ein Mann wie keiner mehr auf der Welt ist, er kommt den nächsten Sommer ganz bestimmt nach Würzburg, da könnt ihr selbst sehen, wie gut und lieb er ist. In ganz Polen ist er sehr hoch geschätzt und geehrt." Durch Vermittlung seines Bruders Wincenty bekam Josef in Krakau eine Anstellung als Arzt. „5 Zimmer, Balkon und Keller", schreibt Netty, über ihr Heim entzückt, nach Würzburg. Der Bauernaufstand, von dem ein Brief vom 22. Februar 1846 berichtet, setzte dem glücklichen Leben in Krosno ein jähes Ende. Dreihundert mit Sensen bewaffnete Bauern stürmten raubend und plündernd ins Gehöft; Josef wurde an einen Baum gebunden und blieb in dieser Lage von 8 bis 2 Uhr. Mit drei Kopfwunden kam er davon. Netty, im dritten Monat ihrer Schwangerschaft, kam mit einer Fehlgeburt nieder. Nach diesen Ereignissen beschließt das Ehepaar nach Rußland zu ziehen, wo — wie es in den Briefen heißt — geordnetere Verhältnisse vorherrschten und derartige Unruhen nicht möglich wären. Josef bekommt eine Stelle beim Fürsten Sanguszko in Korczówka bei Starokonstantynow. Gehalt 200 Dukaten, vier Pferde, Getreide und „alles, was das Haus jährlich braucht". Das Glück dauert jedoch nicht lange. Am 15. Juli 1848 stirbt Josef. Netty steht ganz mittellos da und muß ihr Leben durch Privatunterricht fristen. Das jüngste Kind, Franio, ein Knabe, der Liebling von allen, bleibt bei der Mutter, die beiden älteren, Hedwig und Marie, kommen zur verheirateten Schwester Wincentys, Victoria Longchamp, wo sie gut aufgehoben sind. Darüber schreibt Victoria an Netty: „. . . Dzieci twoje są tak jak we własnem domu i nie znać też na nich siroctwa ich, i żeby nie to że mnie ciociu wołają, nie domyślił by się nikt że nie moje." Und diese rührende Fürsorge entfaltete sie ungeachtet dessen, daß sie selbst eine zahlreiche Familie hatte und nun für alle die Wäsche und die Kleider nähen mußte, denn in einem anderen Briefe heißt es: „. . . ty pisz często bo ja jestem bardzo zajęta, bo to sześcioro dzieci, a wiesz że krawiec u mnie nie wiele zarobi . . ."

Wincentys Frau Kornelia, die ein stark ausgeprägtes Nationalgefühl hat, ist tief besorgt, daß Franio bei der deutschen Mutter auch richtig Polnisch lerne. In einem Briefe vom 3. September 1852 schreibt sie an Netty: „Moja Neti, kup dla Frania Elementarz Polski i ucz go liter i sylabizuj z nim po polsku, możesz go nauczyć wierszy na pamięć z Janusza, tylko codzień weź sobie za obowiązek choć jedną literę nauczyć go, lub jeden wiersz na pamięć auswendig, — tylko codzień, najlepiej kiedy się czeszesz, bo wtenczas nie kosztuje cię to czasu osobnego."

Der Dienst als Hauslehrerin in fremden Familien scheint aber nicht so leicht gewesen zu sein für Netty, die noch ihren Knaben bei sich hatte. Des unsteten Wanderlebens satt, beschließt sie zu ihrem Pflegevater zurückzukehren. Nach einem Abschiedsbesuch bei Kornelia fährt sie ihre beiden Mädchen abzuholen. Franio scheint aber bei seiner Mutter nicht so gut Polnisch gelernt zu haben, wie seine Schwester bei Tante Victoria, denn in einem Briefe vom 9. September 1853, eine Woche nach Nettys Abreise, schreibt Kornelia: „... także nam donieś jak też Franek przywitał siostry, ja myślę jak ujrzał siostry polskie, tak pewnie i jemu wróciła do ust polska mowa ..." Weiter heißt es in demselben Brief mit Bezugnahme auf das von Wincenty seiner Schwägerin gewidmete Gedicht: „Wicio szedł z twoim Album na kolej, kiedy ty już może o ćwierć mili byłaś od Krakowa, piękny wierszyk napisał ci mąż, dałam Maliszewskiej. Jak ona mi odda, to dzieci napiszą ci jeszcze parę słów i odeszlę ci go pocztą, tylko nie wiem czy w cyratę go tylko owinąć, czy w pudełko zapakować."

Das Gedicht, das ein an die Schwägerin und ihre Kinder gerichtetes Abschiedswort war, lautet wie folgt:

Rzucasz nas Siostro i wraz z dziećmi Twemi[1])!
I może kraj ten, za który my wszędzie
Tyle cierpieli — obcym dla nich będzie
Bo dzieci stracą rychło Pamięć Ziemie
I tam sie zwrócą i sercem i duszą

[1]) Orthographie und Interpunktion hier wie auch in den Briefzitaten beibehalten.

Gdzie je Bóg wiedzie i kędy iść muszą.
Jeśli się dla nich ziemia obcą stanie
Niech przecież serca obce się nie staną
Ty siostro kochaj i pamiętaj za nie
To nie zapomną, co kochali rano.
Siostro kochana! powtarzaj im zawsze
Że jest serc kilka i kilka dusz rzewnych.
A może kiedyś i losy łaskawsze
Co Bóg połączył — na nowo połączą
I gdzie poczęli tam życie zakończą . . .
Wiecej od żalu dziś mówić nie mogę
I błagosławię wam w Bogu na drogę.

Brat i stryj Wincenty

W Krakowie 21 paźdz. 1853.

Des Dichters Befürchtung, daß die Kinder mit ihrer Abreise nach Deutschland die Beziehungen zum polnischen Vaterland endgültig abbrechen könnten, hat sich als begründet erwiesen. Das Band, das sie mit der polnischen Heimat vereinte, wurde zerrissen, und zwar für immer. Am 23. Oktober 1861 heiratete Netty ihren Vetter, einstigen Spielgenossen und Pflegebruder Karl Konold. Ihre drei Kinder aus der Ehe mit Pol lebten alle bis zu ihrem Tode in Deutschland. Hedwig starb unverheiratet und hochbetagt, Maria heiratete den Rentier Gutleben; Franio wurde ein glänzender deutscher Offizier, machte den Feldzug von 1870/71 mit und schrieb von der Front begeisterte Briefe. Er starb in hohem Alter in München. So kehrte ein Strom deutschen Blutes nach manchen Irrwindungen in dér Fremde zu seinem Urquell zurück.

Münster i. Westf. Oswald Burghardt.

Zu einem Gedicht Tjutčevs.

Unter den Gedichten Tjutčevs finden sich bekanntlich mehrere, die dem heutigen Leser zunächst rätselhaft sind. Abgesehen von solchen, die inhaltlich schwer sind, die komplizierte Gedankenkomplexe in der für Tjutčev kennzeichnenden zusammengedrängten Form bringen (um Interpretation solcher Gedichte habe ich mich seit Jahren bemüht: vgl. Ztschr. IV 299ff., VII 459ff.), gibt es mehrere Gedichte von ihm, bei

welchen das „Rätselhafte" recht äußerlich ist: sie beziehen sich auf Personen, Vorgänge, Orte, Landschaften, die nicht genannt sind und die wir erraten müssen. Das Erraten erschwert aber noch der Umstand, daß viele Gedichte nur ungenau oder überhaupt nicht datiert sind. Die neue vorzügliche Ausgabe der Gedichte Tjutčevs von G. Čulkov (1933—1934) hat in vielen Fällen in ihrem Kommentar die Unklarheiten aufgehellt. In manchem Falle sieht der Herausgeber Schwierigkeiten dort, wo keine vorhanden sind. So etwa im Kommentar zum Gedicht: „Я помню время золотое . . ." (Nr. 88, Bd. I, 213f.) wundert sich Čulkov, daß in einem Gedicht aus Tjutčevs Münchener Zeit die Donau erwähnt wird („остается также непонятным и упоминание о Дунае . . ." I, 368). Čulkov hat wohl einfach vergessen, daß man die Donau von München aus sehr leicht erreichen kann!

Ein Gedicht bietet, wie es scheint, unüberwindliche Schwierigkeiten. Das ist

Над виноградными холмами
плывут златые облака,
внизу зелеными волнами
шумит померкшая река —
взор, постепенно из долины
подъемлясь, всходит к высотам
и видит на краю вершины
круглообразный светлый храм.

Там в горном неземном жилище,
где смертной жизни места нет,
и легче и пустынно-чище
струя воздушная течет.
Туда взлетая звук немеет,
лишь жизнь природы там слышна —
и нечто праздничное веет,
как дней воскресных тишина.

(Nr. 112, I, 243. — Ich gestatte mir nur die Interpunktion etwas zu verändern: am Ende der dritten Zeile ist ein Komma vollkommen unmöglich, ebenso am Ende der fünften Zeile, dagegen stelle ich ein Komma in der fünften Zeile nach dem Wort „взор"; ich möchte dabei aber hervorheben, daß sonst

gerade die Interpunktion zu den größten Verdiensten der Čulkovschen Ausgabe gehört!). Das Gedicht ist insofern schwer verständlich, als Tjutčev hier offensichtlich eine bestimmte Landschaft und einen bestimmten „Tempel" („храм") im Auge hat. Genaue Datierung ist nicht möglich. Gedruckt wurde das Gedicht im „Sovremennik" 1837, VI, 398. In verschiedenen älteren Tjutčev-Ausgaben trägt das Gedicht den rätselhaften Titel oder Ortsangabe „Rotenburg" (bei Majkov ist „Rotenburg" der Titel des Gedichts, in anderen Ausgaben ist das die Ortsangabe der Abfassung des Gedichts). Čulkov streicht dieses Wort, wohl aus dem Grunde, weil es in seinen Handschriften (Autograph und Abschrift, beide im Muranovschen Tjutčev-Museum, vgl. I, 381) fehlte.

Denkt man dabei an Rothenburg o. T. (wie übrigens die Überschrift des Gedichtes in der deutschen Übersetzung von F. Fiedler lautet), so bleibt der Inhalt des Gedichts nicht gut verständlich: bei Rothenburg findet man weder die im Gedicht geschilderten Weinberge („виноградные холмы . . ."), noch einen „круглообразный светлый храм". Genau so wenig paßt das Gedicht auf Rottenburg bei Landshut oder auf Rottenburg am Neckar, abgesehen davon, daß man von Tjutčev oder von seinem Herausgeber Ivan Aksakov doch in diesem Falle die Rechtschreibung „Роттенбург" erwarten konnte.

Ich glaube aber mit voller Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß „Rotenburg" nichts anderes als ein Druckfehler ist und daß man statt dessen „Rotenberg" lesen soll. Denn im Gedicht handelt es sich sicherlich um Rotenberg bei Stuttgart. Bekanntlich liegt auf dem Rotenberg-Württemberg die Grabkapelle des Königs Wilhelm I. und der Königin Katharina Pavlovna. Bis 1819 stand dort die umfangreiche Ruine des Schlosses Württemberg, der Stammburg der Grafen von Württemberg. Nach dem Tode seiner geliebten Gattin, ließ König Wilhelm die Ruine abtragen und an der Stelle die griechisch-orthodoxe Kapelle von dem auch sonst in Stuttgart tätigen ausgezeichneten Baumeister G. Salucci (bekannt vor allem als Erbauer des Lustschlosses Rosenstein) errichten; die Kapelle wurde 1824 fertig und dort wurden die Königin Katha-

rina und später auch der König selbst (gest. 1846) beigesetzt. Die griechisch-orthodoxe Kapelle, ausgeführt nach dem Vorbild von Palladios Villa Rotonda bei Vicenza, ist „eine kreisförmige, kuppelgedeckte Rotunde mit drei axial vorgestellten Säulenportiken". Dem Bau wird von modernen Kunsthistorikern ein gewisser künstlerischer Wert zugesprochen: „Die geschlossene Form des Architekturkörpers, die einfache Größe des Raumes, die feine Proportion im ganzen wie im einzelnen kennzeichnet den künstlerischen Rang des Baues, der bei allem epigonenhaften im Motiv und Stil doch einen persönlich umwertenden Nachschöpfer verrät" (E. Gradmann-H. Christ-H. Klaiber: Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1926, S. 39f., Abbildung auf Tafel 164). Wenn die Kapelle auch „fremdartig" in der typisch-schwäbischen Landschaft steht (40), so ist sie jedenfalls in dieser Landschaft zwischen den auch jetzt noch von Weingärten bedeckten Hügeln ausgezeichnet untergebracht. Im Westen von Stuttgart, hinter dem Neckar („зелеными волнами шумит померкшая река") liegend, bietet der runde Berg, der ebenfalls ganz von Weingärten bedeckt ist, einen weiten Blick auf die schöne schwäbische Hauptstadt. Auch jetzt noch ist es hier idyllisch still. Tjutčev vermochte in seiner knappen odenartigen Art in seinem Gedicht die Landschaft plastisch zu schildern; selbst die etwas schwer verständlichen Worte „на краю вершины . . ." wird der Ortskundige sinnvoll finden: sie bringen ausgezeichnet zum Ausdruck, wie die Kapelle bei dem recht langen Aufstieg immer in der Höhe sichtbar bleibt; manche moderne Photographie der Kapelle vermag auch zu überzeugen, daß diese Worte durchaus passend sind (vgl. die Abbildung im Buche E. Kottmanns: Schwabenland, Berlin 1933, Tafel 20).

Schon in der ersten Strophe klingt manche Wendung, die wir in anderen Gedichten Tjutčevs wiederfinden: „померкшая река . . .", vgl. „река в померкших берегах" („Я помню время золотое"). Die zweite Hälfte des Gedichts klingt fast mit jeder Zeile an die naturphilosophischen Gedichte Tjutčevs an; vgl.:

Там в горнем неземном жилище . . .
и легче и пустынно чище
струя воздушная течет . . .

Туда взлетая, звук немеет,
лишь жизнь природы там
слышна . . .

Горé, как божества родные . . .
как животворно на вершине
бежит воздушная струя . . .

река воздушная полней
течет меж небом и землею,
грудь дышит легче и вольней . . .

. . . как бы благодать,
разлитую в воздухе, чувствую я . . .

. . . звук уснул . . .
Есть некий час . . .
всемирного молчанья . . .
Затих повсюду шум и гам . . .

Vor allem das Erwachen der geheimnisvollen Stimmen („жизнь природы там слышна . . .“) beim Einschlafen der Klänge des Tages findet Parallelen in mehreren Nachtgedichten Tjutčevs: „волшебно-немой, он веял легко над гремящею тьмой“; vgl. aber besonders: „певучесть есть в морских волнах . . .“, und das ganze Gedicht „Так в жизни есть мгновения . . .“ Wir können also kaum daran denken, daß das Gedicht zu den „Gelegenheitsgedichten“ gehört, und daß in diesem Falle die persönlichen Beziehungen Tjutčevs zu der Kaiserlichen Familie (übrigens waren die Beziehungen des jungen Diplomaten zum Petersburger Hof vor 1837 noch recht lose) die einzige Triebfeder war, die Tjutčev zu diesem Gedicht angeregt hat. Viel eher sollte man daran denken, daß Tjutčev in der Fremde vom Anblick des griechisch-orthodoxen und russischen Tempels inmitten der schönen Landschaft stark bewegt wurde: bekanntlich war das russische Nationalgefühl Tjutčevs fast restlos politisch und konfessionell fundiert. So wurde er auf der Anhöhe von Rotenberg vom selben Gefühl ergriffen, das ihn meist inmitten der Nachtlandschaft erfüllte, das ihn das „Unsichtbare“ unter der „sichtbaren Hülle“, mit seinem eigenen Wort gesprochen, erblicken oder mindestens „ahnen“ ließ.

Kann uns vielleicht die Beziehung dieses Gedichts zu Rotenberg bei der Datierung helfen? Leider bringt die vorzügliche „Летопись жизни и творчества Тютчева“ von Čulkov (1933) keine Angaben über eine Reise Tjutčevs nach Stuttgart

vor 1837. Spätere Besuche (so 1859 — vgl. S. 129, natürlich ist dabei Cannstadt und nicht „Капштадт" zu lesen, in Cannstadt weilte Tjutčev nach der Zusammenstellung von Čulkov vom 17./29. Juni bis 20. Juni/2. Juli 1859) können uns bei der Datierung des Gedichts natürlich nicht helfen. Aber wir dürfen wohl vermuten, daß Tjutčev, der im Juli 1834 Baron K. Pfeffel in Eglosheim (bei Ludwigsburg, Čulkov lokalisiert den Ort nicht) „unerwarteterweise" besucht hat (Brief von Pfeffel an die Baronin E. Dernberg, die spätere zweite Frau Tjutčevs, vom 9./21. Juli 1834, Čulkov S. 39) auf dieser Reise auch in Stuttgart gewesen ist: eine Reise von München nach Marienbad über Eglosheim (!) kann man wohl nur in Verbindung mit einer Reise (wohl einer Dienstreise?) nach Stuttgart erklären. Die Reise führte deshalb weiter nach Ludwigsburg (und Eglosheim), weil der König von Württemberg sich damals in Ludwigsburg dauernd aufgehalten hat. Diese Annahme ergibt dann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Datum des Gedichts: 1834 (Čulkov datiert das Gedicht 1831—1836, die spätere Grenze ergibt sich ohne weiteres aus der Veröffentlichung des Gedichts 1837, die früheste Grenze begründet Čulkov nicht, vgl. I, 381). Diese Wahrscheinlichkeit kann allerdings keinesfalls zur völligen Sicherheit werden — denn Tjutčev konnte natürlich auch früher von München aus (wo er schon seit 1822 lebte) Stuttgart besucht haben, obwohl uns keine seiner Reisen in die Stuttgarter Gegend bekannt ist.

Die Angabe „Rotenberg" geht wohl auf eine mündliche Mitteilung von Tjutčev selbst zurück. Der Aufmerksamkeit I. Aksakovs (der allerdings Stuttgart kannte) konnte der Druckfehler, der „Rotenberg" zu „Rotenburg" machte, entgangen sein. So entstand das mißverständliche „Rotenburg" der meisten Ausgaben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch darauf hinweisen, daß Čulkov in seiner Ausgabe meine Interpretationsversuche nicht erwähnt, wohl um dem Vorwurf zu entgehen, er benutze die „Emigrantenliteratur"! (mein erster Aufsatz könnte ihm

nach dem bibliographischen Hinweis in der „Urania“ 1929 bekannt sein! Bezugnahme auf meine Tjutčev-Arbeiten finde ich sonst bei den sowjetrussischen Verfassern). Noch seltsamer ist es aber, daß in die Čulkovsche Ausgabe nicht einmal das Ztschr. V, 409 von S. Jakobson veröffentlichte unbekannte Gedicht Tjutčevs aufgenommen ist!

Stuttgart. D. Čyževśkyj.

Literarische Lesefrüchte. V.

42. Zu Plato in der altrussischen Literatur. — In den „Записки Русскаго Историческаго Общества въ Прагѣ“. Bd. II. Prag 1931, S. 49—81, habe ich zusammen mit M. Šachmatov die Frage über „Платонъ въ древней Руси“ ... behandelt. Ich habe es darin zu meiner Aufgabe gemacht, alle in der alten russischen Literatur vorkommenden Plato-Zitate und Berufungen auf Plato zu identifizieren oder als unechtplatonisch zu erweisen. Zu den wenigen Zitaten, die ich in meinem Aufsatz nicht identifizieren konnte (S. 79), gehört ein an sich recht belangloses Zitat in „Пчела“ (Сборникъ ОРЯиСл. 54, 4, 1893): „Пьяный кормчій и всякій властелинъ губитъ (прѣвращаетъ) всякій корабль, колесницу, воиновъ и все находящееся подъ ихъ властью“ (263). Ich finde aber jetzt eine ähnliche Stelle, Leges X, 14, 906. E: *πότερον κυβερνήταις, λοιβῇ τε οἴνου κνίσῃ τε παρατρεπομένοις* (Anspielung auf Il. *ι*, 500) *αὐτοῖς, ἀνατρέπουσι δὲ ναῦς τε καὶ ναύτας.* Auch sonst sind, wie ich in meinem Aufsatz gezeigt habe, Zitate oder Paraphrasen aus den „Gesetzen“ in der „Пчела“ zu finden.

43. Skovorodas Reime. — Nach der Mitteilung Kovalinśkyjs war Skovoroda ein Neuerer in der Theorie der Dichtkunst, die er im Perejaslaver Seminar gelehrt hat; wegen seiner „Neuerungen“ mußte er seine Professorenstelle am Seminar sogar verlassen (Bonč-Brujevič, 4—5). Worin diese Neuerung bestand, hat niemand bis jetzt an den Gedichten Skovorodas zu zeigen versucht. Nach einer Behauptung vertrat Skovoroda die neue russische Verslehre Tredjakovskijs und Lomonosovs (so Snegirev Otečestvennyja Zapiski, 1823, nach ihm z. B.

ERN, 1912 und andere). Nun ist das Lehrbuch der Dichtkunst, das Skovoroda damals auch geschrieben haben soll, bis jetzt nicht aufgefunden worden. Und die Gedichte Skovorodas unterscheiden sich auf den ersten Blick nicht im geringsten von den sonstigen syllabischen Werken der ukrainischen Schule des 17.—18. Jahrhs. Sieht man aber seine Gedichte näher an, so wird man einige Eigentümlichkeiten entdecken können, die bis jetzt der Skovoroda-Forschung entgangen sind, und die zum Teil vielleicht wirklich auf die Reformatoren der russischen Verslehre (Sumarokov sollte man dabei auch nicht vergessen!) zurückgehen, zum Teil aber noch weitere selbständige Reformversuche Skovorodas zum Ausdruck bringen.

a) Erstens ist Skovoroda in der ukrainischen Dichtung ein Neuerer im Gebrauch der männlichen Reime. Es ist bekannt, daß die ukrainische syllabische Dichtung die weiblichen Reime allein und die männlichen nur als Ausnahmen (eigentlich nur in den Fällen, wo am Ende der Zeile ein einsilbiges Wort steht) zuließ; bei Skovoroda finden wir aber vollkommene Gleichberechtigung der männlichen und weiblichen Reime. Da die männlichen Reime, wie gesagt, fast ausschließlich bei einsilbigen Wörtern zugelassen waren, oder — wenn man sie sonst noch verwendete — so nur als „dichterische Freiheit" aufgefaßt wurden, so ist der Prozentsatz der männlichen Reime in der altukrainischen Dichtung ungeheuer gering. Auch das ukrainische Volkslied kennt die männlichen Reime nur als Ausnahmen. Ich habe Stichproben aus verschiedenen Genren der altukrainischen Dichtung und aus den Volksliedern gemacht, und kam zu folgendem Ergebnis:

Art der Dichtung	Zahl der gezählten Zeilen	Prozent der männlichen Reime
1. altukr. dramatische Dichtung (*Rezanov*)	2000	7 %
2. „Kanty" (*Voznjak*, Hefte II—III)	800	13 %
3. Verse von Onufrij (1699, *Peretz*, Sbornik CI, 2)	622	22 %
4. S. Polockyj: Psalter (1688)	1050	10 %

5. Volkslieder (Gogol'sche Sammlung)[1])	1000	12 %

Vergleichen wir damit die Dichtungen Skovorodas:

„Сад божественных пѣсен"	1000[2])	45 %
Lieder außerhalb des „Сад" (nach meiner Zählung Nr. 31—45)[3])	352	28 %
Gedichte die innerhalb der Prosawerke stehen (Nr. 45—61)	237	26 %

Außerdem ist noch zu bemerken, daß bei Skovoroda die männlichen Reime keinesfalls nur zufällige Varianten der weiblichen Reime sind (als „schlechte Reime" oder aber als Fälle mit einsilbigen Endwörtern), sondern in den Liedern des „Сад", die alle je ein festes Strophenschema haben, in jeder Strophe an bestimmten Stellen stehen. In einigen Gedichten verwendet Skovoroda ausschließlich männliche Reime (Nr. 3 — 32 Reime, Nr. 10 — 36 Reime, Nr. 22 — 24 Reime, Nr. 26 — 30 Reime, Nr. 41 — 40 Reime): das kann man doch nur als „dichterische Experimente" auffassen!

Die Versuche Skovorodas liegen 15—25 Jahre später als die russischen Versuche, den männlichen Reim gleichberechtigt zu machen[4]). Jedenfalls wird man die Kühnheit Skovorodas ermessen, wenn man bedenkt, wie unentschlossen selbst Tredjakovskij den männlichen Reimen gegenüber war, oder wenn

[1]) Ich benutzte die Sammlung Gogol's (abgedruckt in „Памяти Жуковского и Гоголя", II), weil sie eine recht reichhaltige und von der literarischen Beeinflussung durch die spätere Tradition sicherlich freie Sammlung ist; gerade für meine Zwecke ist eine solche Sammlung wertvoll, mag sie auch dilettantisch sein.

[2]) Ich zähle hier Reime und nicht Zeilen, da Skovoroda in seinem „Сад" die inneren Reime allzu oft verwendet. — Daß die Zahl der Reime genau 1000 ist (!), wird wohl ein Zufall sein. Ich kann mich nicht dazu entschließen, eine Absicht Skovorodas darin zu sehen.

[3]) Ich numeriere die Gedichte Skovorodas, um sie leichter finden zu können, — vgl. darüber meine Skovoroda-Beiträge in der Festschrift für Prof. I. I. Ohienko (im Druck).

[4]) Vgl. jetzt die Darstellung S. Bondis in der neuen Ausgabe Tredjakovskijs (1935), S. 94ff.

man an die Kämpfe denkt, die sich in der polnischen Verstheorie um den männlichen Reim entwickelt haben[1])! Bei Kotljarevśkyj („Eneida") ist der Prozentsatz der männlichen Reime — 33, was sich aus dem Schema der Strophen erklärt; bei Ševčenko — oft noch weniger, vor allem in den Fällen, wo er sich den Versmaßen des Volksliedes eng anschließt. Auch in der modernen ukrainischen Dichtung sind die männlichen Reime seltener als in der russischen (nach einer freundlichen Mitteilung von Oswald Burghardt), was ich aus der Tradition der ukrainischen Volksdichtung erklärt sehen möchte.

b) Die zweite Eigenart der Reime Skovorodas ist der ausgiebige Gebrauch der „unvollständigen" Reime.

Einige Typen der unvollständigen Reime hat auch die altukrainische Dichtung schon verwendet (vor allem „-i":: „-ij" und „-y"::„-yj"). Bei Skovoroda sind sie aber, ungemein oft, recht kühn, und vor allem immer doch als Reime gemeint und gewollt, und nicht — wie etwa in der ukrainischen Volksdichtung einfach „schlechte Reime", oder gar keine Reime mehr (etwa: міщанечку :: співачку, Бога :: дома, морі :: ломить, бору :: здорову . . .).

Bezeichnen wir die gleichen Konsonanten im Reim durch „T", die gleichen Vokale durch „A", die ungleichen Konsonanten durch „t, x, z, . . .", die ungleichen Vokale durch „u, y, . . .", so können wir eine Reihe der Schemata der unvollständigen Reime Skovorodas leicht darstellen:

Zunächst zwei Typen, die auch in der alten Dichtung oft anzutreffen sind:

1. TA :: TAj, Beispiele aus Skovorodas Gedichten: тѣло :: цѣлой, печали :: малий, ревно :: древной, волны :: полній . . .

2. AT′ :: AT (in der alten Dichtung kommen solche Reime: ATъ :: ATь auch vor, aber sicherlich oft nur als graphisch-unvollständige Reime, denn die ukrainische Dispalatalisierung

[1]) Erst im 19. Jahrh.! — vgl. darüber Łoś Wiersze polskie w ich dziejowym rozwoju. Krakau, s. a., S. 182ff. und K. Wóycicki Forma dźwiękowa prozy polskiej i wiersza polskiego. Warschau 1912, 128 und and. Der Aufsatz Królikowskis, der für den männlichen Reim eintrat, erschien bekanntlich 1817!

der Konsonanten machte „ь“ zu einem oft nur orthographischen und durchaus entbehrlichen Zeichen). Beispiele: печаль :: встал, господь :: род, елень :: зелен, любовь :: таков, дар :: царь, небес :: днесь . . .

Andere Typen: 3. As :: Az: друг :: мук, круг :: дух, нож :: хорош. Mögen solche Beispiele eher zeigen, daß Skovoroda die lautliche und nicht die orthographische Seite bei dem Reim beachtet hat, so ist auch das eine Kühnheit (vgl. dazu und zu den weiteren Ausführungen V. Žirmunskij Рифма, ее история и теория, Petersburg 1923), und vor allem eine radikale Abweichung von der altukrainischen Tradition.

4. AsA :: AzA: Кифа :: олива, бѣжу :: глашу, проклята :: измлада, росу :: розу, вздохи :: порогѣ, проклята :: града, бесѣдѣ :: совѣтѣ, носа :: француза, Пруса :: француза . . . (hier sind „s“ und „z“ meist die jeweils einander entsprechenden stimmhaften und stimmlosen Konsonanten).

5. ATy :: ATu: вскорѣ :: горы, дѣло :: тѣла, небѣ :: требы (вскорѣ :: горы ist allerdings ein nur orthographisch unvollständiger Reim).

6. TA :: T′A oder sogar TA :: TjA: броня :: война, небеса :: вся, морю :: скору, неволю :: молью, простора :: моря, чудна :: полудня, фигура :: буря, з орання :: избранна . . . Wie es scheint ist das eine vollkommene Neuerung.

7. TA :: TAt (in der alten Dichtung nur selten, bei Skovoroda auf Schritt und Tritt): заря :: зрят, свободы :: родит, лучи :: улучит, градом :: стадо, пріемлют :: землю, восходит :: походы, поможет :: Боже, шутя :: людям, косо :: волосов, нивах :: нежива, отрадо :: радость, домочадцов :: Чадцо . . .

8. TyA :: T[u]A: благодатию :: ходатаю, головою :: кровью (wahrscheinlich soll man aussprechen: благодаттю :: кроввю).

9. [T]AT :: [T]AxT: крест :: воскрес, мір :: вихр, адамант :: град . . .

Daß es sich hier um bewußtes Experimentieren handelt, zeigen solche Gedichte, die auf unvollständigen Reimen aufgebaut sind, so etwa Nr. 7, 8, 9 (9 mit Reimen T :: Ть), 20 (T :: Ть, TA :: T′A, AT :: AxT, TyT :: TuT), 21 (T :: Ть, TA :: T′A), 24 (TA :: TAj, TA :: TAx) usf.

Wie es scheint, hat die spätere ukrainische Dichtung die unvollständigen Reime recht kühn verwertet (Ševčenko), jedenfalls entschlossener als die ihr zeitgenössische großrussische.

c) Schon aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß bei Skovoroda die grammatikalischen Reime nicht ein so großes Übergewicht haben können, wie in der altukrainischen Dichtung. Gehen in den von mir gezählten Stellen der altukrainischen Dichtung die nichtgrammatikalischen Reime kaum über 15% hinaus, so machen sie bei Skovoroda etwas über 25% seiner Reime aus. Außerdem sind seine nichtgrammatikalischen Reime oft recht kühn, in der altukrainischen Dichtung dagegen besteht ein bedeutender Teil der nichtgrammatikalischen Reime aus sozusagen „traditionellen" nichtgrammatikalischen Reimen — etwa wenn sich das Wort „мати" (Mutter) mit Infinitiven (дати, сказати usf.) reimt.

d) Ist bei Skovoroda auch in seinen Prosaschriften die Verwendung der Alliterationen und sonstigen Lautzusammenklänge recht mannigfaltig (vgl. darüber mein Skovoroda-Buch, 191ff.), so wollte er in seinen Gedichten, wie es scheint, neben den Reimen noch Zusammenklänge von Lauten einführen, die vor dem Reim stehen: bald sind das Konsonanten: заря :: зрят, глубинѣ :: голубинѣ, вѣщаше :: ваше, страны :: странный, верба :: вода, лжей :: людей, лучи :: улучит, совѣта :: от свѣта, герои :: гноѣ, восходит :: походы . . . bald Vokale: безчестна :: прелестна, мырских мнѣній :: мырских имѣній . . . Auch dies scheint eine Neuerung zu sein[1]). Daß auch diese Eigenart seiner Gedichte nicht zufällig ist, zeigen solche Fälle, wie das Gedicht „Carmen" (nach dem Lied 26), wo in acht Zeilen solche Reime vorkommen, wie: безчестна :: прелестна, злу смѣсь мырских мнѣній :: знаменует сѣпь мырских имѣній oder „Oda Horatiana" (Nr. 39), wo wir Reime finden, wie: преясны :: преужасній, бросит :: просит, бѣшен :: обвѣшен, замишляет :: поспишает, страны :: странній, восходит :: походы, герои :: гноѣ, блаженно :: смѣшенно, заводы :: приводы, пренебрегати :: проклятій . . ., die entweder die Zusammen-

[1]) Allerdings ist diese Erscheinung noch bei S. Polockij zu vermerken und sonst in der großrussischen syllabischen Dichtung.

klänge vor dem eigentlichen Reim aufweisen, oder aber die sich reimenden Worte (заводы :: приводы, восходят :: походы . . .) sonst stärker aneinander hängen, als bloß durch den Reim. — In der altukrainischen Dichtung konnte ich etwas Ähnliches z. B. im alten Mysterienspiel „Слово о збуреню пекла“ (17. Jahrh.) finden (Rezanov I, 143—163), wo z. B. die Verse 140—147 folgende Reime haben: друже :: дуже, подніал :: поліакалъ, зачѣпаймо :: знаємо, дрижати :: жарти . . . (auch sonst ist das Stück versifikatorisch sehr interessant!).

U. a. enthält das Skovoroda zugeschriebene Gedicht „Ах, ушли-ж мои лѣта . . .“ (vgl. die „Lesefrucht“ Nr. 44) keinen männlichen Reim, was ich geneigt wäre, für einen Beweis gegen die Verfasserschaft Skovorodas zu halten, wenn ich nicht an die Möglichkeit der späteren Umarbeitung des erhalten gebliebenen Textes denken könnte: vielleicht hat man eben die Polonismen: закладалем :: недбалем, имѣлем :: владѣлемъ hineingestellt, um den ungewöhnlichen Reimen: закладáл :: недбáл, имѣл :: владѣл zu entgehen? — Auffällig ist es auch, daß das Lied „Пастыри мили“, das in einem Prosawerk Skovorodas steht (490), und das, wie Peretz (Очерки старин. малорус. поэзии 1903, S. 39) gezeigt hat, eine Übersetzung aus dem Polnischen ist, keinen männlichen Reim hat; allerdings aber unvollständige Reime vom Typus TA :: TAx (домочадцов :: Чаддо . . .), was aber in der altukrainischen Dichtung auch sonst vorkommt.

Ob die Neuerungen Skovorodas (vor allem aber a und b, die sicherlich von einem in der Tradition der alten ukrainischen Poetik erzogenen Mann, wie der Bischof, der Skovoroda entfernt hat, als „schlechte“ Reime aufgefaßt werden könnten) genügten, um Skovoroda als Professor der Dichtkunst abzusetzen? Das können wir mit voller Sicherheit nicht entscheiden. Jedenfalls aber gehören diese Neuerungen bestimmt zu dem, was Skovoroda Neues in seinen Vorlesungen über die Dichtkunst gesagt hat.

44. V. Kapnist und Skovoroda. — Den dichterischen Nachwirkungen der religiösen Lyrik Skovorodas sind mehrere Forscher nachgegangen. Es ist kein Wunder, daß es nur sehr

wenige direkte Verbindungen zwischen der Dichtung Skovorodas und der ukrainischen und russischen Dichtung des 19. Jahrh. gibt. Seitdem Kotljarevśkyj die ukrainische Volkssprache zur Literatursprache erhoben hat, war ein lebendiges Zurückgreifen auf die dichterische Tradition Skovorodas für einen ukrainischen Dichter eine Unmöglichkeit. Und für die russischen Dichter war die Sprache Skovorodas von vornherein zu archaisch. So konnte Kotljarevśkyj in „Natalka Poltavka" das geistliche Lied Skovorodas „Всякому городу нрав и права" nur hineinstellen, nachdem er den Text vollkommen verändert hatte: nur die ersten zwei Zeilen stammen wirklich von Skovoroda, die weiteren vierzehn sind vermutlich von Kotljarevśkyj selbst in der ukrainischen Volkssprache neu gedichtet worden; Kvitka hat, wie mitgeteilt wird (Bahalij, 314) noch „Ergänzungen" zu demselben Lied gemacht, — wahrscheinlich waren sie in gleicher Art, wie die Kotljarevśkyjs. — Bei Hulak-Artemovśkyj kann man sichere Verbindungen mit Skovoroda (trotz der Bemühungen Bahalijs, 313f.) nicht finden: ähnliche Motive bei beiden gehen offensichtlich auf Horaz zurück, und den Gedanken der „Travestie" brauchte Hulak nicht erst aus Skovoroda kennen zu lernen. Viel mehr bedeutete Skovoroda dagegen für die ukrainische und russische Literatur als Held der Dichtungen: die Erwähnungen Skovorodas bei Ševčenko sind freilich nur äußerlich; und Kuliš's Dichtung „Skovoroda" ist ja eigentlich eine recht leidenschaftliche Anklage gegen den großen Ukrainer, der nicht in der ukrainischen Volkssprache sondern „kirchenslavisch" geschrieben habe — ein Standpunkt, der im Zusammenhange mit der Weltanschauung Kuliš's zwar ganz verständlich ist, der ihm aber jeden Zugang zur inneren Welt Skovorodas verschlossen hat (vgl. meinen Aufsatz über Kuliš in „Orient und Occident", 1933, XIV). Interessant sind die Wandlungen des Skovoroda-Bildes in der biographischen russischen und ukrainischen Dichtung: es wechselt von dem Bild eines Heiligen (Kovalińskyj, 1794) bis zu den Bildern eines Sonderlings (Hess de Calve, Vernet — 1817, „Major" I. I. Sreznevskijs — 1836) und zu den phantastischen Bildern eines „modernen" Skovoroda — eines

Revolutionärs in verschiedenen Gestalten (Tyčina — 1923, V. Poliščuk — 1925, Prolis — 1924). — Bei Kovalińskyj, Kotljarevśkyj und Kvitka bestehen ohne jeden Zweifel auch weltanschauliche Verwandtschaften mit Skovoroda, — bei den beiden letzteren brauchen aber diese Verwandtschaften nicht auf ihrer Bekanntschaft mit den Schriften Skovorodas zu beruhen, sondern sie sind durchaus aus der mystischen Tradition erklärbar, deren Träger teils das russische mystische „Freimaurertum", teils die mystischen Strömungen der Alexanderzeit, die Kreise um die „Bibelgesellschaft" usf. waren, wohin übrigens auch die Schriften Skovorodas Eingang gefunden hatten.

Es ist seltsam, daß bis jetzt niemand im Suchen nach den „Einflüssen" Skovorodas auf einen russischen Dichter aufmerksam geworden ist, auf einen Landsmann Skovorodas, bei dem jedenfalls sogar direkte Entlehnungen aus der Dichtung Skovorodas zu finden sind, wie wir gleich sehen werden. Dieser Dichter war V. Kapnist. Ein kleiner aber echter Dichter, geschätzt von Batjuškov, Puškin, Pletnev, P. Vjazemskij, A. Bestužev-Marlinskij (vgl. neuerdings N. Lerner in „Zvenja", V, 113ff.), mit einer — sicherlich nicht nur in der literarischen Mode verwurzelten Neigung zum Idyllischen, schenkte er der russischen Literatur an der Wende des 18.—19. Jahrh. u. a. auch eine Reihe der „horazianischen" Dichtungen; wir dürfen wohl sagen, daß seine reine Naturlyrik ein echter Ausdruck der ukrainischen Psyche ist. Haben wir bei Skovoroda einige Stücke „horazianischer" Gedichte, in welchen allerdings neben der idyllischen Stimmung auch der Gedanke einer „Askese in der Welt", eines „inneren Klosters" zu uns spricht, so ist für Kapnist ein ländliches Idyll im Kreise der Familie, weit von der Welt, inmitten der schönen Natur sein letztes Ideal, wenigstens soweit er davon spricht. — Ein Zurückgreifen auf die Naturlyrik Skovorodas, mag sie, wie wir betont haben, auch anders gefärbt sein, ist bei Kapnist ganz selbstverständlich. Um so mehr, als er von den Werken Skovoroda schon von dem treuesten Schüler Skovorodas, V. Tomara etwas erfahren mußte: denn mit Tomara war Kapnist befreundet (vgl. Grot, Werke Deržavins, VI, 278) und holte sich bei ihm sogar Rat in dichterischen

Fragen; auch die Verbindung mit den Freimaurern ist nicht zu vergessen, — Kapnist kennt persönlich Cheraskov (die Smirdinsche Kapnist-Ausgabe, 1849, 612) und steht im Briefwechsel mit Prokopovyč-Antonśkyj (Brief an ihn ebenda, 829ff.); er konnte in diesen Kreisen auch Kovalinśkyj leicht kennen lernen, diese Bekanntschaft wäre auch nicht unbedingt notwendig, denn Freimaurer kannten bekanntlich Skovorodas Werke und haben sie sogar zum ersten Male gedruckt (Bahalij, 200—201, Vernadskij, 262 weist auch auf die handschriftliche Überlieferung der Werke Skovorodas bei den Freimaurern hin).

Jedenfalls befindet sich unter den „Оды горацiанскiя и анакреонтическiя“[1]) von Kapnist eine Übersetzung aus Skovoroda — und zwar des 18. Liedes des „Сад божественных пѣсен“, in welchem Skovoroda sich am meisten dem ukrainischen Volkslied näherte: dieses Lied (entstanden zwischen 1752—1794, sehr wahrscheinlich aber vor 1760) lautet folgendermaßen:

Пѣснь 18-ая.

Господь гордым противится, смиренным же дает благодать.

Ой ты, птичко желтобоко,
не клади гнѣзда высоко!
клади на зеленой травкѣ,
на молоденькой муравкѣ.
От, яструб над головою
внснт, хочет ухватить,
вашою живет он кровью.
От, от кохти ои острит!

Стоит явор над водою,
все кивает головою.
Буйны вѣтры повѣвают,
руки явору ламают.
А вербочкн шумят нпзко,
волокут мене до сна.
Тут течет поточок близко;
видно воду аж до дна.

[1]) Ich möchte auch daran erinnern, daß eine seltsame Tradition des russischen 18. Jahrh. den Titel „Анакреонтическiя оды“ oft den geistlichen Liedern beigelegt hat: vgl. Cheraskovs Werke, Moskau, s. a. (um 1801), Bd. VII, 227ff.

На что же мнѣ замышлнти,
что в селѣ родила мати?
Нехай у тѣх мозок рвется,
кто высоко в гору дметсн,
а я буду себѣ тихо
коротати милой вѣк.
Так минет мене все лихо,
щастлив буду человѣк.

Kapnists „Чижикъ“ ist nun nichts anderes als die Übersetzung dieses Liedes:

Чижикъ.

Милой чижикъ желтобокой!
Кверху, другъ мой, не взлетай,
Не клади, гнѣзда высоко,
Но въ густой травѣ свивай.
Ты взглнни, какъ нстребъ гладный
Надъ тобой уже паритъ,
Какъ твоей онъ крови жадный,
Кохти на тебя остритъ.

Быросъ илемъ надъ горою;
Но тамъ зной ли дышетъ, — жжетъ;
Буря налетнтъ съ грозою, —
Ломитъ вѣтви, листьн рветъ.
А въ долинѣ ива мшиста,
Бури не боясь, стоитъ.
Тамъ струя, катяся, чиста,
Въ жарки дни ее поитъ.

Такъ зачѣмъ мнѣ сокрушаться,
Что вельможей не рожденъ.
Тотъ пусть ищетъ вѣкъ томиться,
Кто тщеславіемъ вскруженъ.
Я же нязменной стезею
Отъ мірскихъ суетъ уйду.
Трудъ дѣлн с драгой семьею,
Счастье въ бѣдности найду.

Dieses Gedicht erstmalig gedruckt in den „Лирическія стихотворенія“ 1806 ist in seinen ersten beiden Strophen eine sehr getreue Übersetzung des Liedes von Skovoroda, die dritte Strophe ist eine Umarbeitung der dritten Strophe Skovorodas, — eine Umarbeitung, in der der durch das Epigraph

besonders betonte christliche Grundgedanke Skovorodas ins „Weltliche“ transponiert wird (über den Grundgedanken des Liedes 18 vgl. in meinem Skovoroda-Buch S. 198, auch meine zitierten Notizen in der Festschrift für Ohienko). — Aber auch anderswo hat Kapnist das Lied Skovorodas benutzt: in dem Gedicht „Мотылекъ“ (gedruckt in Karamzins „Аониды“ 1796) erkennen wir eine recht enge Anknüpfung an Lied 18 von Skovoroda:

1. Къ верху жаворонокъ вьется;
Надъ горой летитъ соколъ;
Выше облаковъ несется
Къ солнцу дерзостный орелъ,
Но летаетъ надъ землею
Съ мягкой травки на цвѣтокъ,
Нѣжной нылью золотою
Отягченный мотылекъ.

3. Такъ и быть, пусть на вершинѣ
Гордые дубы стоятъ;
Вѣтры буйные въ долинѣ
Низкимъ лозамъ не вредятъ.

Doch hat Kapnist als Strophe zwei und als zweite Hälfte der Strophe drei seiner eigenen Gedanken eingeschaltet, die aber vielleicht auch Anklänge an Skovorodas Dichtung bringen (vgl. Biographie Skovorodas von Kovalinśkyj, Bonč-Brujevič, 25f.).

2. Такъ и мнѣ судьбою вѣчно
Низкій положенъ предѣлъ. —
Въ урнѣ роковой, конечно,
Жребій мой отнжелѣлъ.
Случай какъ ни потрясаетъ
Урну, все успѣха нѣтъ;
Какъ жезломъ въ ней ни мѣшаетъ,
Жребій мой на низъ падетъ.

3. Zeile 4ff. Если жъ рокъ и тутъ озлится;
Что осталося! — Терпѣть!
Волѣ счастливый боится,
Чѣмъ несчастный умереть.

Mir ist allerdings nicht endgültig klar, da ich nicht mit voller Sicherheit die Zeit des ersten Druckes der beiden Gedichte

von Kapnist feststellen kann (noch weniger die Zeit ihrer Abfassung), in welcher Reihenfolge die Gedichte zeitlich aufeinander folgen: ob Skovorodas Lied 18. — Kapnists „Чижикъ“ — „Мотылекъ“ — oder: Lied 18. — „Мотылекъ“ — „Чижикъ“ —. In beiden Fällen unterliegt aber die Abhängigkeit Kapnists von Skovoroda keinem Zweifel, nur die dichterische Absicht, die den Dichter zu einer zweiten Bearbeitung desselben Themas veranlaßte, könnte je nach dem eine verschiedene gewesen sein.

Auch Kapnists Gedicht „Время“ enthält sichtliche Spuren einer Bekanntschaft mit den ukrainischen religiösen Liedern, die vorwiegend unter dem Titel „Пѣснь свѣтовая“ in unzähligen Varianten und Abschriften überliefert sind (vgl. neuerdings Ju. Javorśkyj in „Knihovna sboru pro výzkum Slovenska a Podkarpatské Rusi . . .“, Bd. 8. Prag 1934. Nr. 138, Bibliographie S. 289). Ein Lied ähnlichen Inhalts wird auch Skovoroda zugeschrieben (ich zähle das Lied zu den „dubia“ — vgl. Festschrift für Ohienko und oben Nr. 43): das Lied, das auch in die berühmte Sammlung der geistlichen Lieder „Богогласникъ“ aufgenommen worden ist, und das N. Petrov (Очерки изъ исторіи украинской литературы XVIII вѣка. S. 10), V. Peretz (Изслѣдованія и матеріалы, I, 1, 347), M. Voznjak (Матеріяли до історії укр. пісні . . ., II, 387), S. Ščeglova (Богогласникъ, 264) und neuerdings auch Bahalij (284f.) für ein Werk Skovorodas halten. Ein Gegenargument, der Gebrauch der bei Skovoroda sonst nicht vorkommenden morphologischen Polonismen (Präteritum: закладалем, недбалем, имѣлем, владѣлем, хтѣлем . . .) läßt sich durch die Annahme entkräften, daß diese Polonismen beim Weiterleben des Liedes im Volksmunde in der westlichen Ukraine in das Lied hineingekommen sein können (z. B. der Text bei Javorśkyj op. cit. S. 277f. enthält diese Polonismen nicht), genau so wie die für die Westukraine typische Voranstellung des Reflexivpronomens „ся“ vor das Zeitwort („Где ся в свѣтѣ проживало“, „На старость ся чекало“ — fehlt ebenfalls im Text Javorśkyjs).

Vergleichen wir nun die ersten drei Strophen des Gedichtes von Kapnist mit diesem Liede:

Время.

1. Непримѣтно утекаютъ
Воскрыленныя лѣта. —
Старости не удаляютъ
Умъ, ни сердца правота;
И прогнать не могутъ мимо
Смерти ввѣкъ неумолимой.

2. Хоть молебны кто всякъ день
Пѣть о многолѣтствѣ станетъ:
Смерть, привязчива, какъ тѣнь,
Ни мияуту не отстанетъ.
Всѣ, и рабъ, и царь съ вѣнцомъ,
Спустимся въ подземный домъ.

3. Тщетно кровью обагреяяыхъ
Вудемъ убѣгать полей;
Волиъ беречься разъяренныхъ
И заразъ осенних дней:
Къ предкамъ должно пре-
селиться.
Праху съ прахомъ съеди-
ниться.
— — — — — — — — — —

[Пѣснь покаянная]

1. Ах, ушли-ж моя лѣта,
як вихор с круга свѣта,
тилко як во сяе здалося,
же на свете прожилося.

2. Аж ту й смерть за мною,
як есть страшна собою,
еще гневом распаленна,
акі львица раздраженна.

3. Люто звѣрски рыкает.
В путь скоро понуждает ...
— — — — — — — — — —

5. С чим же я там явлюся!
Чим Вогу прислужуся!
Ни свѣтила, ни кадила,
все то смерть распорошила ...
— — — — — — — — — —

13. Як же но той дорозѣ
душе пройти небозѣ!
Всюду стража, всюду иски,
и вся дела в переписки ...
— — — — — — — — — —

Der religiösen Wendung bei Skovoroda — dem Ruf zur Buße: „О Тройце преблагая, / прости ми дѣла злая / ... Начну добро творить, / покаюся либо мало, / бы за грѣхи моя стало ...“ entspricht bei Kapnist das Bild der Familie, die man verlassen muß und des Erben, der „закутя пиры и балы, / через край нальетъ бокалы“. Doch kann man gerade dieses Gedicht von Kapnist mindestens z. T. auf Horaz' Ode „Eheu fugaces, Postume . . .“ (II, 14) zurückführen. Sicherlich ist die Anlage des Gedichts von Horaz entnommen. Jedenfalls finden wir hier bei Kapnist dieselbe leichte Neigung zur „Travestie“, wie bei Skovoroda in seinen Nachdichtungen (Kapnist: „хоть молебны кто всяк день / пѣть о многолѣтствѣ станет“, „ельникъ лишь одинъ унылый / насъ проводить до могилы“), die später mit

voller Kraft Hulak-Artemovśkyj in Umdichtung derselben Ode, der berühmten „До Пархома“ bis auf die Spitze getrieben hat:

Пархоме, в щасті не брыкай!
— — — — — — — — — — — — —
Як не мудруй, а вмерти треба.
— — — — — — — — — — — — —
Чи соцьким батько твій в селі,
чи десь на панщині працюе,
та смерть зрівняе всіх в землі:
ні з ким скаженна не жартуе . . .

Wir können auch noch einige weitere Stellen bei Kapnist und Skovoroda vergleichen. So etwa bei Kapnist:

Богатство убогого.

— — — — — — — —

2. Купцы въ моря глубоки
За златомъ пусть плывутъ;
Герои крови токи
За шагъ владѣній льют.
— — — — — — — — — —

3. Хоть хижина убога,
Съ тобой она мнѣ храмъ
— — — — — — — — —

Умѣренность.

1. Коль хочешь вѣкъ прожить счастливо,
Не все въ открыто море мчись . . .

bei Skovoroda:

Пѣснь 9-ая.

3. Тот на восточный, сей на вечерній край
плывет по щастіе со всѣх вѣтрил,
иной в полночной страиѣ видит рай,
иной на полдень свой путь открыл . . .

Oda Horatiana de animae tranquilitate

1. Купец покоя сладка Бога просит,
когда по морю его вихор бросит . . .
— — — — — — — — — — —

6. Печаль глупа и на корабли восходит,
и проницает в дальни походы . . .
— — — — — — — — — — —

8. Знай, что преславны пошли в грунт герои.
— — — — — — — — — — —
10. А мне судьбина дала грунт убогой . . .

Пѣснь 12-ая.

3. Не хочу ѣздить за море, не хочу красных одежд . . .
— — — — — — — — — — — — — —
1. Не пойду в город богатый. я буду в полях жить,
Вуду вѣк мой коротати, гдѣ тихо время бѣжит.
О дубрава! о зелена! . . .

(vgl. noch das Gedicht Nr. 35). Nun gibt Skovoroda für das zweite der zitierten Gedichte selbst seine Quelle — Horaz (II, 16) — an! Man kann auch die betreffenden Stellen von Kapnist auf Horaz zurückführen. Der nähere Vergleich mit Horaz zeigt ohne weiteres, daß Kapnist in diesen letzten Fällen seine Bilder keinesfalls bei Skovoroda zu suchen brauchte[1]).

45. Zur Emblematik in der russischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. — Die „emblematische Literatur" — die westliche und ostslavische — hat nicht nur auf die ukrainische und die — von der ukrainischen abhängige — russische Predigt des 17. bzw. 18. Jahrh. eingewirkt, sondern hat auch in der russischen Dichtung manche Spuren hinterlassen. Und zwar nicht nur in der Dichtung des 18. Jahrh.: vgl. die Zeichnungen Olenins zu den Gedichten Deržavins (Grotsche Ausgabe) und das Bild „Рѣка временъ или эмблематическое изображеніе всемірной исторіи" (Grot, III, 235)[2]), das Deržavin zum Thema seines nicht abgeschlossenen letzten Gedichtes „Рѣка временъ" machte. Im 19. Jahrh. finden wir, neben Anklängen an die Emblematik in der anthologischen Dichtung des 19. Jahrh. (Žukovskij, Tjutčev „Фонтанъ", vgl. meine Broschüre „Деякі джерела символіки Г. Сковороди" Prag. 1934, S. 16—17, eine andere Erklärung des „Фонтанъ" s. Zeitschrift, IV, 303f.), bei Turgenev nicht nur

[1]) A. Veselovskij Капнист и Гораций in Известия ОРЯиС, XV (1910), S. 199—232 nimmt keinen Bezug auf den Stoff, den wir hier besprochen haben.

[2]) Wohl Fr. Strass „Der Strom der Zeiten", 1. Ausgabe, Berlin 1803; später mehrfach nachgedruckt?

eine Erwähnung der Amsterdamer emblematischen Sammlung („Symbola et emblemata selecta" Amsterdam 1705 und eine Reihe späterer Ausgaben, vgl. meine Broschüre) als Jugendlektüre D. Lavreckijs („Дворянское гнѣздо", Berlin, 1921, IV, 298f., 339), sondern auch eine Reihe weiterer Anspielungen auf diese Sammlung („Рудинъ", IV, 470, „Степной король Лиръ", VII, 164, 169). Erwähnungen der Emblematik treffen wir auch bei Herzen (XII, 20, 349), bei Belinskij (späterer Nachdruck des Goßnerschen Büchleins, II, 397), neuerdings bei A. Remizov („Россія въ письменахъ". Berlin, s. a. — um 1921). Anspielungen auf die emblematische Kunst finden sich weiter in dem Aufsatz Karamzins „Великій мужъ русской грамматики" (III, 317—318, geschrieben 1803). Vor allem aber hat Nestor Kukol'nik eine ganze Novelle „Благодѣтельный Андроникъ. Повѣсть съ эмблемами" (Werke, 1851 I, 437—535) auf den Emblemen der Amsterdamer Sammlung aufgebaut (daß Kukol'nik einen späteren Nachdruck benutzt hat, halte ich für wahrscheinlich) — der ganzen Novelle und einem jeden Kapitel (im ganzen 10 Kapitel) ist als Motto der Spruch zu einem der Embleme vorausgeschickt; die Embleme sind sogar mit den Nummern der Sammlung bezeichnet.

46. Zu dem Wörterbuch der Eigennamen aus den Werken Dostojevskijs. — In einem solchen Wörterbuch, das von A. L. Bem herausgegeben worden ist (Sammelschrift „О Достоевском" . . . Bd. II, Prag. 1933, zweite Abteilung S. 1—89), sind leider nicht die Stellen verzeichnet, an welchen die Bearbeiter des Wörterbuchs die Andeutungen Dostojevskijs nicht entziffern konnten. Viele Namen und Hinweise sind wohl nur mit Hilfe der nur in Rußland zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen richtig zu interpretieren. Ich bringe hier nur einige Ergänzungen:

1. Unter „K. Batjuškov" (S. 8) muß noch eine Stelle hinzugefügt werden: „Brüder Karamazov" (X: 98), denn das Epigramm, das Maksimov zitiert:

Ты Сафо, я Фаон, об этом я не спорю,
Но к моему ты горю
Нути не знаешь к морю.

ist ein Werk von Batjuškov (Werke, Moskau 1898, S. 169: „Мадригалъ новой Сафо", 1809).

2. Zu „D. V. Davydov" (S. 19) ist die Stelle aus „Село Степанчиково" — II: 384 nachzutragen, denn „Burcov" ist wohl für Dostojevskij nur Held der Husarenlieder Davydovs (s. die neue Ausgabe der Gedichte Davydovs von V. Orlov, Gedichte 4, 5; vgl. auch etwa die an Davydov gerichteten Gedichte von Fürst P. Vjazemskij „К партизану поэту", 1815, „Д. В. Давыдову" 1816, von Puškin „Сѣтованіе" 1821, von N. Nevedomskij „Энеида" — 1828, vgl. auch Žicharevs „Zapiski", 1899, 60).

3. Nachzutragen ist der hlg. Dionysius von Paris, denn er ist der geköpfte Heilige, der seinen Kopf aufgehoben hat, von dem F. P. Karamazov erzählt (II, 2). Vielleicht geht diese Erzählung auf die Lektüre von Karamzins „Письма русскаго путешественника" zurück (II, 611), mindestens in der Weise, daß Dostojevskij auf die wahrscheinlich ihm auch sonst bekannte Anekdote zurückgekommen ist. Wird bei Karamzin die Erzählung vom hlg. Dionysius eigentlich als Kuriosum angeführt, so finden wir bei A. Izmajlov in seinen für die Geschichte der russischen Anekdoten so interessanten „Сатирическія вѣдомости" (Werke, 1849, II, 600—601) eine Anekdote, die mit der Erzählung Fedor Karamazovs genetisch zusammenzuhängen scheint. — „Никто не лжетъ съ такою смѣлостью, неустрашимостью и рѣшительностью, какъ помѣщикъ пашъ отставной Ротмистръ Пулинъ. На сихъ дняхъ разсказывалъ онъ, что въ послѣднюю турецкую войну, при Императрицѣ Екатеринѣ II, какой-то лихой наѣздникъ, одѣтый въ кольчугу, срубилъ ему булатною саблею голову. — „А я, продолжалъ г. Пулинъ, выстрѣлилъ по немъ изъ пистолета, попалъ ему прямо въ сердце и убилъ до смерти, соскочилъ съ коня, поднялъ свою голову и поцѣловалъ ее . . ." (Чѣмъ ?). — Всѣ захохотали. — „Спросите покойника Н. Н., сказалъ г. Пулинъ: онъ былъ при этомъ свидѣтелемъ и не дастъ мнѣ солгать". Vgl. damit die Erzählung Karamazovs: „. . . когда отрубили ему под копец голову, то он встал, поднял свою голову, и 'любезно ее лобызаше', и долго шел, неся ее в руках и

'любезно ее лобызаше' —". Bei Karamzin (cit.): „послѣ казни сталъ на ноги, взялъ въ руки отрубленную голову свою и шелъ съ нею версты четыре".

(Vgl. zum Problem der Anekdoten-Überlieferung eine weitere „Lesefrucht" — „Anekdoten und Witze Gogol's").

4. Zu „Karamzin" (S. 32) müßte man vielleicht noch die Stelle aus den „Brüdern Karamazov" nachtragen, wo Maksimov einen Vers von Piron zitiert (X: 98—99), denn dieses Zitat geht am ehesten auf die „Письма русскаго путешественника" zurück (II, 523):

> Ci-git Piron qui ne fut rien,
> pas même academicien.

Daß Dostojevskij sich mit den „Письма русскаго путешественника" auch sonst auseinandersetzt, kann man zeigen (über Karamzin und Dostojevskij vgl. „Biographie" 24, Anhang 120, 301, Notizen zu „Бесы": „Записные тетради", 1935, S. 98, 104, 192, Erinnerungen an Dostojevskij von D. Grigorovič, Andrej Dostojevskij, Strachov, O. Počinkovskaja; im „Vremja" der Brüder Dostojevskij war 1862 ein Aufsatz von M. Vladislavlev über Karamzin veröffentlicht).

5. Nachzutragen ist auch „A. N. Majkov", denn aus seinem Gedicht „Барельеф" stammen die Zeilen „И Силен румянорожий на споткнувшемся осле" in den „Brüdern Karamazov" (III, 3).

6. Zu „N. A. Nekrasov" (S. 50) ist noch eine Stelle aus den „Brüdern Karamazov" nachzutragen (IX: 106), denn die Zeilen Не верь толпе, пустой и лживой, забудь сомнения свои . . . stammen aus dem Gedicht Nekrasovs „Когда из мрака заблужденья".

7. Auch zu „Puškin" (58—59) ist eine Stelle aus den „Brüdern Karamazov" nachzutragen („Legende vom Großinquisitor"), denn die Worte „ночь лимоном и лавром пахнет" stammen aus Puškins „Don Juan"- Szene II.

8. Nachzutragen ist auch „M. Gorčakov", denn, wie neuerdings G. Florovskij hinweist („Пути русскаго богословія".

[1]) Leider berücksichtigt G. Florovskij in seinem neuen Buch (vgl. oben S. 553) den Aufsatz von Benz nicht!

Paris, 1937, S. 553) enthalten die Gespräche über den „церковно-общественный суд“ in den „Brüder Karamazov“ (II, 5) Anspielungen auf den Aufsatz M. Gorčakovs im zweiten Bande des „Сборникъ Государственныхъ знаній“ von V. P. Bezobrazov 1874.

47. Zur „Legende vom Großinquisitor“. — Nachdem Ernst Benz in dieser Zeitschrift XI, 277ff. gezeigt hat, daß die Problematik der „Legende vom Großinquisitor“ mindestens zum Teil auf die spiritulalistische Mystik zurückgeht (wichtige Ergänzungen von Benz selbst in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“, 1934, 494ff. „Wenn Christus heute wiederkäme . . .“) finde ich in einer wenig bekannten Schrift Sebastian Francks (dessen „Paradoxa“ Benz zitierte): „Des Grossen Nothelffers vnnd Weltheiligen Sant Gelts / oder. S Pfennings Lobgesang / durch ein Jroney vnd Spotlob / Schimpflich gedicht Von des lieben Gelts (darein die Menschen Hoffen) Tugent / Krafft / Stärck / Kunst / Glück / Weisheyt. Dar durch angezeygt / Das das Gelt alles sey / Rede / vnd Thun / Das die Welt Lieb / Lobe / Anneme / Eere / vnd Anbete. In der Weis. Nun Närrisch sein / oder Was wirt es doch. oder Man sagt vonn Gelt. In Vlm in Schwaben Trucket mich Sebastian Franck / dess bin Ich.“, s. a. (Neudruck von H. Aupperle. Schwäbisch Gmünd o. J.) folgende Strophe:

Ein armer stal /
ist Christi sal /
zu bethlehem der statte /
vil grosser leut /
sitzen mit freud /
zu Tisch der knecht man gnadte /
der Fux Vogel /
hat nest vnd höl /
Christus kan nindert naigen /
sein haupte hin /
zlest henckt man jn /
thut jm den galgen zaigen /
der ist seinr junger aigen. — — —

Dieses Bild des verfolgten und zuletzt hingerichteten Christus ist wohl der klarste Ausdruck der spiritualistischen Ablehnung der „Welt“, auch der „christlichen“ Welt, und der christlichen

Kirche, der Christus genau so fremd geworden sei, wie er der Welt bei seiner ersten Ankunft auf Erden war. — Auch ein anderer Gedanke Dostojevskijs findet sich bei Franck an einer anderen Stelle, die Ernst Benz ebenfalls entgangen ist: und zwar der Gedanke, die Menschheit kann nicht frei sein, sondern sucht sich eine unbedingte Autorität, der sie sich unterwerfen kann, — bei Dostojevskij wird diese Autorität durch den Großinquisitor versinnbildlicht. Bei Franck ist nun das Sinnbild derselben das Papsttum: „Die Welt will und muß einen Papst haben / dem sie zu Dienst wohl Alles glaub / und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben / Und nehme man ihr alle Tage einen / sie sucht bald einen andern" (das Zitat wird bei Dilthey II, 88 ohne Quellenangabe angeführt, es stammt aber aus der „Cosmographia" Francks d. h. aus dem „WEltbuch, spiegel vnd bildtniss des gantzen Erdtbodens . . ." MDXLII, Blatt 163). — Vgl. dazu noch das, was Seb. Franck über das „subtile Papstum", das vom Teufel aufgerichtet wird, sagt („Geschichts-Bibel". 464a).

Eine — literaturgeschichtlich viel wesentlichere — Seite an der Geschichte des Bildes des „wiederkehrenden Christus" eröffnen uns Goethes Fragmente vom ewigen Juden. Minors „Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland" (Stuttgart und Berlin 1904) bringen Material zur Geschichte dieses Bildes im 18. Jahrh. — die beiden Aufsätze von Ernt Benz bieten nun der deutschen Literaturgeschichte viel neuen Stoff und wesentliche grundlegende Standpunkte für eine neue Beleuchtung dieses Themas. — Das Bild des wiederkehrenden und von der Welt, nicht einmal von der Kirche, aufgenommenen Heilands ist in der Literatur des 18. Jahrh. — zumal in der theologischen, zum Teil nur Nachklang der entsprechenden Vorstellungen der älteren Zeit, zum Teil sieht aber das 18. Jahrh. den wiederkehrenden Christus schon mit den Augen der Aufklärung, d. h. im Grunde genommen nicht-christlich und vor allem antikirchlich: es lohnte sich, einen besonderen Vergleich der Dostojevskijschen Legende mit diesen beiden — im 18. Jahrh. sich kreuzenden Vorstellungsreihen — mit der christlichen und nicht-christlichen vorzunehmen. — Bei Goethe finden wir Anklänge an beide Ge-

dankenreihen. — Hier will ich ohne Analyse nur auf die Stellen hinweisen, die zu einem Vergleich mit Dostojevskij herangezogen werden sollten: es sind das zuerst alle Stellen über die „Priester" und den „Oberpfarrer", der bei Goethe dem Großinquisitor Dostojevskijs entspricht (Zeilen 31ff., 84ff., 256ff.), über die Versuchung Christi durch den Satan (117ff.), das Urteil Christi über die Welt und die Kirche (166ff.), die Schilderung des Eindrucks, den Christus auf die Menschen macht (235ff.) und die nicht mehr ausgeführten Pläne, die Ablehnung Christi durch die Welt darzustellen (Minor 192), vielleicht gar die neue Kreuzigung (192) oder Verbrennung Christi, — von der Verbrennung der echten Christen sprechen, es scheint, zwei nicht im Zusammenhang mit dem übrigen Text stehende Zeilen (291—292).

Es wäre nun die Frage zu beantworten, ob Dostojevskij die Fragmente (deutsch zum Teil veröffentlicht 1836, in der russischen Goethe-Ausgabe Gerbels stehen die Fragmente nicht, Dostojevskij besaß die zehn Bände dieser Ausgabe 1878—1880, vgl. Grossmann Библиотека Достоевского, unter Nr. 13) bekannt sein konnten. Etwa vom Polyhistor Strachov oder vom jungen Vl. Solovjov hätte Dostojevskij ja nicht nur von Goethe, sondern auch allerlei über die Spiritualisten erfahren können, von denen in den Aufsätzen von Benz die Rede ist: Strachov, der sich besonders für die deutsche Mystik interessierte (vgl. meinen „Hegel in Rußland"), konnte z. B. Franck mindestens aus der Literatur kennen (einige gute Arbeiten über Franck gab es damals schon — z. B. Bischof, „Sebastian Franck und die deutsche Geschichtsschreibung", 1857, — ein großer Teil der Zitate bei Dilthey stammt übrigens aus Bischof!).

48. Ergänzungen. — 1. Zu: Ath. Kircher in Rußland (Zeitschrift XIII, 56ff.): Eine — freilich recht zufällige — Bemerkung über Kircher finden wir in den „Briefen eines russischen Reisenden" von Karamzin (Werke, 1848, II, 551) bei der Beschreibung der „salle des secrets" in der Pariser Sternwarte, — „Естьли вы приложите губы къ пиластру и тихонько скажете нѣсколько словъ, то человѣкъ, стоящій напротивъ у другова пиластра, слышитъ ихъ; а люди, которые стоятъ

между вами, ничего не слышатъ. Монахъ Киркеръ писалъ изъясненіе сей механической странности". Wirklich findet sich eine Erklärung dieses Phänomens bei Kircher, „Musurgia Universalis sive Ars Magna consoni et dissoni . . ." Romae 1660, II, 300ff. („Magia Phonocamptica"). Das Kapitel über die Sternwarte ist übrigens eine fast wörtliche Übersetzung aus J. A. Dulaure: Nouvelle description des curiosités de Paris. — Vgl. Sipovskij, 304, Anm. 6. — 2. Zu: Oetinger in Rußland (Zeitschr. XIII S. 65f.): In dem Sammelband der Aufsätze N. von Arsenjews „Изъ жизни духа", Warschau 1935 — erzählt der Verfasser u. a. von den „Menschen des alten Moskau", darunter auch von seinem Großvater Vasilij S. Arsenjev (1829—1915), einem Verehrer und Sammler der mystischen Literatur, — in seiner Bibliothek befanden sich u. a. neben Boehme, Baader, St. Martins Werken auch Werke von Oetinger, dem „deutschen mystischen Theologen, der in vielem der griechischen Orthodoxie so nahe steht" (171).

Halle a. d. S. D. Čyževśkyj.

Zum Flußnamen *Upa*.

Die *Upa* ist ein bedeutender (620 km langer) Nebenfluß der Oka, der die Distrikte Bogorodick, Krapivna, Tula, Aleksin und Odojev des ehem. G. Tula und den Distrikt Lichvin des ehem. G. Kaluga durchfließt. Bereits A. Pogodin Сборникъ статей по археологіи и этнографіи, 1902, S. 155ff. wollte den Namen *Upa* vom lit. *upė* 'Fluß' ableiten. Da dieser Name in einem Gebiete liegt, das, wie Max Vasmer endgültig bewiesen hat, ursprünglich sicher von baltischen Stämmen besiedelt war, ist A. Pogodins Etymologie an sich sehr plausibel und dürfte nur in einem Zwangsfall aufgegeben werden. Vasmer glaubt jedoch sie aufgeben zu müssen, weil kurzes baltisches *u* in den anderen großrussischen ON ostbaltischen Ursprungs durch die lautgesetzlichen Vertreter des urruss. *ъ* wiedergegeben wird. „Die Ableitung von *Upa* aus dem oben genannten lit. Wort ließe sich nur aufrechterhalten unter der Voraussetzung, daß an der betreffenden Stelle länger als anderswo eine baltische

Bevölkerung sich gehalten hat. Russ. *u* für lit. *u* könnte dann zu einer späteren Zeit aufgekommen sein, als man gegen die alten Vokalquantitäten weniger empfindlich geworden war. Diese Annahme halte ich nicht für wahrscheinlich" (Vasmer Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas, I = Sitzungsber. d. Pr. Ak. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 1932, XXIV, S. 662).

Die lautlichen Schwierigkeiten, an denen Vasmer Anstoß nimmt, lassen sich jedoch leicht beseitigen. Ein Blick auf die dialektologische Karte von N. Durnovo (Введение в историю русского языка = Spisy Filos. Fak. Masarykové Un. v Brně, Nr. 20) lehrt, daß im weitaus größten Teil des Flußlaufes der Upa (mit Ausnahme der Distr. von Tula und Aleksin) das urruss. *vъ* (bzw. *vь*) in schwacher Stellung zu *u* geworden ist (удавà, у дòми, прауда usw.). Ostbalt. *upė* konnte hier auf ganz lautgesetzlichem Wege über **vъpa* zu *Upa* werden. Somit stehen der von A. Pogodin vorgeschlagenen Ableitung keine lautlichen Schwierigkeiten im Wege, und die ostbaltische Herkunft des Namens *Upa* darf als sicher gelten.

Wien. Fürst N. Trubetzkoj.

Nachtrag zum Namen *Upa*.

Zu den vorstehenden Ausführungen über den Namen *Upa* möchte ich bemerken, daß die lautlichen Schwierigkeiten bei der Herleitung dieses Flußnamens von einem balt. *ùpė* durch die Feststellungen des Verfassers in erfreulicher Weise behoben werden. Es bleibt aber noch ein Hindernis bestehen, daß nämlich das Ostbaltische nach Ausweis der Namen *Žuĺopa Užopa* ein *apė* besessen haben muß, und aus diesem Grunde schien mir das Vorhandensein einer Nebenform *ùpė* in demselben Dialekt befremdend. Die weitere Forschung müßte feststellen, ob bei den Ostbalten auch sonst noch dialektische Verschiedenheiten nachgewiesen werden können.

Berlin-Wilmersdorf. M. Vasmer.

Besprechungen.

Die Orts- und Flurnamenforschung in den Sudetenländern 1927—1936.

Über die Ortsnamenforschung in Böhmen hat, soweit sie sich mit vorslavischen Namen beschäftigt hat, der Herausgeber in dieser Ztschr. 2, S. 524ff. berichtet. Über die Ortsnamenforschung in den Sudetenländern bis 1927 habe ich in der ZONF 4, S. 64ff. referiert. An diesen Aufsatz soll hier angeknüpft werden.

Durch das Buch des vor kurzem verstorbenen mährischen Landesarchivars B. Bretholz *Geschichte Böhmens und Mährens* I (1921), das frühere Anläufe zusammenfaßte und über die Herkunft der Deutschen in den Sudetenländern die Hypothese aufstellte, daß sie in der Hauptsache die Fortsetzung der germanischen Stämme der Markomannen und Quaden darstellen, war die Namenforschung sehr angeregt worden. Hatte Bretholz recht, so mußten sich massenhaft altgermanische Namen vorfinden oder in tschechischem Gewand erkennen lassen. Mein Buch von 1923 „*Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern*“ (Prager Deutsche Studien. Nr. 30) war dadurch angeregt und glaubte manche alte Namen nachweisen zu können, verschloß sich aber nicht der Tatsache, daß die größte Zahl das Gepräge des 13. Jahrh. trägt. Auch auf Seiten der Anhänger der Bretholzschen Theorie bemühte man sich bald, die Namenforschung dafür zu Hilfe zu rufen. Am eifrigsten war dafür A. Mayer tätig. Es seien genannt seine Aufsätze (soweit sie nach 1926 liegen) „*Die deutsche Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung*“ (Ztschr. f. die Gesch. Mährens und Schlesiens 30 1928, S. 85ff.), wo er eine Übersicht über die nach seiner Ansicht besonders wichtigen Namen gibt, weiter „*Zur Verwertung der Sprachgeschichte für die Siedlungsgeschichte*“ (ebenda 32, 1930, S. 153ff.), wo er für besonders frühen Wandel des altčech. *g* zu *h* eintritt, um so die mit *g* eingedeutschten čechischen Namen möglichst alt erscheinen zu lassen und so als besonders frühe Zeugen namenkundlicher Beziehungen zwischen Čechen und Deutschen auszuweisen, ferner „*Grundsatzloses in der Verwertung der Sprachforschung für die Siedlungsgeschichte*“ (ebenda 35, 1933, S. 60ff.), eine mit heftigen persönlichen Ausfällen gefüllte Erwiderung auf meinen Aufsatz „*Grundsätzliches zur Verwertung der Sprachforschung für die Siedlungsgeschichte*“ (Mitteil. des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 69, 1931, S. 30ff.). Im einzelnen habe ich mich mit den Ansichten A. Mayers in meinem Buche „*Die Ortsnamen der Sudetenländer als*

Geschichtsquelle" (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Reihe II, Bd. 2, München 1931) auseinandergesetzt, das auch eine Reihe kleinerer Aufsätze in der ZONF aufgenommen hat, die deshalb hier übergangen werden sollen. In diesem Buche sollte der Namenstand bis etwa 1300 zusammengefaßt werden. Sein Schwergewicht liegt auf der Herausarbeitung der spätmittelalterlichen Kolonisation des 12. und 13. Jahrh. und ihrer Bedeutung für die Namengebung und die deutsch-čechischen Namenberührungen. Auch Karten sind beigegeben, so daß das erstemal in den Sudetenländern die wichtigsten Namengruppen besonders der Deutschen auf großem Raume überblickt werden konnten. An der Hand der verschiedenen Grundwörter und immer gestützt auf die Urkundenbelege wurde der Zusammenhang mit der jeweiligen österreichischen und reichsdeutschen Nachbarschaft sichtbar. Mit Hilfe der datierbaren Lautveränderungen des 12. und 13. Jahrh., so des Lautwandels von altčech. *g* zu *h*, der Übernahme des čech. *b* und *v*, der *s*-Laute, des čech. Lautwandels von *ŕ* zu *ř* konnte die Übernahme vieler Hunderte von deutschen Namen ins Čechische und umgekehrt bis etwa 1300 überblickt werden. Das Vorrücken deutscher Siedlungen aus dem gerodeten Urwaldgebiet, das fast nur von deutschen Ortsnamen, darunter vielen Rodungsnamen gefüllt ist, in das alte Siedelland, wo wenig Platz für Neugründungen war und deshalb čechische Dörfer ausgebaut werden mußten, konnte einwandfrei nachgewiesen werden. Abgesehen von den Berührungen des 6. Jahrh. zwischen den abwandernden Germanen und ihren zurückbleibenden Volksresten, die immerhin mehr Spuren hinterließen, als man bis 1923 geglaubt hatte, und den einwandernden Slaven fehlt es durchaus an massenhaften namenkundlichen Beziehungen zwischen dem 7. bis 12. Jahrh., während am Ende dieser Zeit — abgesehen von einigen Rändern und Städten wie Prag, Brünn, Olmütz — massenhafte Beziehungen von Volk zu Volk auf großem Raume einsetzen. Damit war die Unmöglichkeit der Bretholzschen Theorie gezeigt, die nach dem Urteil vieler Rezensenten nun als erledigt gelten kann. Sie hat sich auf Rückzugsgefechte beschränkt, ohne Wesentliches mehr vorbringen zu können.

Von den vielen Besprechungen des Buches, in dem ich die Ergebnisse siebenjähriger Arbeit zusammengefaßt habe, seien hier die angeführt, die Eigenes zu namenkundlichen Fragen beigesteuert haben. Auf hohem Niveau stehen fast durchaus die čechischen Rezensionen, die z. T. recht ausführlich gehalten sind und dem Buche Anerkennung auch dann zollen, wenn sie in der Auffassung von Einzelfragen abweichen. So macht A. Profous, der dzt. vielleicht beste Ortsnamenkenner auf čechischer Seite, in seiner ausführlichen Besprechung „*Nové pokroky ve zkoumání našich jmen místních* (im Sborník Československé společnosti zeměpisné 37, 1931, S. 193ff.,

mit französischem Resumee) manche berechtigte Ausstellungen, zumal ihm ein ausführlicher Zettelkasten urkundlicher Belege zur Verfügung steht, die er seit langem zusammengetragen hat. J. Dobiáš zeigt sich nicht nur als vorzüglicher Kenner der Frühgeschichte, sondern auch der Ortsnamen in seinem ausführlichen Referate im Časopis archivní školy 9—10, 1933, S. 303ff., in dem er sich bemüht, wirkliche Beiträge zu strittigen Fragen zu liefern. So verweist er S. 316ff. auf neue Gesichtspunkte, aus denen er auf Durchdringen des čech. *h* erst nach 1200 schließen möchte. Es scheint, daß eine Zeitlang ein Übergangslaut von den Deutschen noch mit *g* wiedergegeben werden konnte. Jedenfalls bedarf die Frage nochmals einer gründlichen Untersuchung. Die Ansätze von A. Brückner in seinem Aufsatz „*Mischnamen*" (Slavia 12, 1933, S. 173ff.) kann ich aber nicht billigen. Seine Unbekümmertheit um strengere Fassungen der Regeln des Lautersatzes, die allein Fortschritte in der Namendeutung ermöglichen und zwischen verschiedenen Möglichkeiten eine sichere Auswahl gestatten, bedeutet keinen Fortschritt. Bei dem Flußnamen *Uslawa* haben wir uns alle geirrt. Auch Brückners Ansatz = *Slava* ist unannehmbar. Es ist ein typischer Fall, wie man sich irren kann, wenn die urkundlichen Belege fehlen. Wie Profous a. a. O. S. 196 zeigt, liegt eine Verlesung für *Uhlava* vor. Was Brückner über den Namen *Moldau*, čech. *Vltava*, schreibt, ist gesucht. Er ist überhaupt bemüht, alle unklaren Namen einfach als slavisch zu erklären, auch dann, wenn er keine Etymologie angeben kann. Wohin käme man aber dann? Den Flußnamen *Morava* müßte man als slavisch erklären und würde es gewiß tun, wenn nicht Belege aus dem Altertum mit *Marus* für den mährischen und *Margus* für den serbischen Fluß vorhanden wären. Ähnliches gilt für die Ansätze Liewehrs, Germanoslavica 1, S. 313ff. Daß er sich bei der Besprechung meines Buches auf die ersten 45 Seiten von über 500 Seiten beschränkt, scheint mir ungehörig zu sein. Seine Deutungen können übrigens nur z. T. angenommen werden. Auf die Frage Aupa-Oppa werde ich noch unten eingehen. Der slovakische Flußname *Kysuca* soll nichts anderes als magyarisiertes *Sučanka* sein. Die Schreibung *Kis Zudcze*, auf die er sich beruft, ist aber willkürlich, wie Šmilauer (s. u.) S. 66 und 328 zeigt.

Als älteste Namenschicht hebt sich in den Sudetenländern, wenn wir von vielleicht voridg. Namen absehen, die illyrische heraus. Darüber, ob die *Aupa* und *Oppa* in Ostböhmen als illyrisch oder slavisch anzusprechen sind, sind die Ansichten noch geteilt. Der illyrischen Ableitung des Verf. stimmt Pokorny Ztschr. f. celt. Phil. 20, S. 318, 320 bei, dagegen wendet sich Liewehr in der Spinafestschrift S. 192ff. (dazu Verf., ZONF 6, S. 193ff.), Germanoslavica 1, S. 313ff. und Brückner Slavia 12, S. 184. An und für sich ist es

gewiß möglich, daß das im Baltischen nachweisbare Wort *apa* 'Wasser' auch im Altslav. bestanden hat. Die Frage ist nur, ob es auch im 6. Jahrh. n. Chr. bei der Einwanderung nach Schlesien und Böhmen noch im Gebrauch war. Da es dann für jedes Gewässer geeignet sein mußte, wäre es häufiger als zweimal zu erwarten. Warum begegnet es aber nur im Gebiete der illyrisch benannten *Κορκοντοί* und nördlich vom Gesenke in der Nachbarschaft der mehrfach vorkommenden *Neiße*, deren Name ungeklärt ist, aber nicht aus dem Slavischen hergeleitet werden kann und am ehesten illyrisch sein wird? Daß wir im Bereiche der lausitzischen Urnenfelder mit einer unter den slavischen und germanischen Namen liegenden illyrischen Namenschicht rechnen müssen, hat Vasmer Ztschr. Bd. 5ff. gezeigt. Es ist auch durchaus nicht überzeugend, bei der March-*Morava* illyrischen Ursprung zuzugeben, weil der älteste Beleg *Marus* aus der Römerzeit stammt, in der noch keine Slaven in Mähren gewohnt haben, deshalb als Namengeber nicht in Betracht kommen können, bei den oberschlesischen kleineren Flüssen desselben Namens aber diese Erklärung abzulehnen. Die Möglichkeit, daß ältere Flußnamen, auch wenn sie nicht Hauptflüssen zukamen, von späteren Völkern übernommen worden sind, hängt doch nur allein davon ab, ob sich in ihrer Nähe Reste der älteren Bevölkerung gehalten haben oder nicht. Aber andere Morava auf polnischem Gebiete außerhalb der lausitzischen Urnenfelderkultur können gewiß slavisch sein, denn eine Wurzel mor- 'Wasser' werden die Slaven besessen haben (Vasmer bei Pokorny, ZfceltPhil. 20, S. 320). Die umfassendste Zusammenstellung des vielleicht illyrischen Namenmateriales bietet jetzt Pokorny, der auch viele bisher als keltisch betrachtete Namen als illyrisch anspricht. Er wird sich manche Abstriche gefallen lassen müssen, trotzdem geben seine Ausführungen, die das Illyrische vom Standpunkte des Keltisten und Indogermanisten aus betrachten, zum Nachdenken Anlaß, ohne daß hier das ganze Problem aufgerollt werden soll.

Soweit sich aus Ortsnamen Schlüsse auf die Frage der slavischen Urheimat und die Zeit der slavischen Landnahme von der Ostsee bis zur Adria ziehen lassen, habe ich unter Zurückweisung von Ansätzen Niederles eine Übersicht des Forschungsstandes in dem Aufsatz „*Die Frage der slavischen Landnahmezeit in Ostgermanien*" (Mitteil. des öst. Inst. f. Geschichtsforschung 43, S. 187ff.) gegeben, in dem freilich heute einige Etymologien berichtigt werden müssen.

Um die Erklärung wenigstens der Ortsnamen der deutschen und gemischtsprachigen Bezirke der Sudetenländer auf eine sichere Grundlage zu stellen, haben sich E. Gierach und der Verf. entschlossen, die Ortsnamen von politischen Bezirken zu bearbeiten und bearbeiten zu lassen, wobei zunächst eine Übersicht über die Entstehung des Bezirkes aus den Herrschaften vorangehen, darauf die Deutung der

Ortsnamen auf Grund möglichst vieler und besonders der ältesten Belege und ihre sprachliche Untersuchung folgen und schließlich die Folgerung für die Siedlungsgeschichte darauf aufbauen soll. Derzeit sind erschienen Heft 1: *Die Ortsnamen des Bezirkes Reichenberg* von E. Gierach (erster Abdruck in den Mitteil. des Vereins f. Heimatkunde des Jeschken-Iser-Gaues 25, 1931) 1932; Heft 2: *Die Ortsnamen des Bezirkes Gablonz* von E. Schwarz (erster Abdruck ebda 24, 1930), 1934; Heft 3: *Die Ortsnamen des Bezirkes Friedland* von E. Gierach (erster Abdruck ebenda 29 und 30, 1935 und 1936), 1935. Eine kürzere Fassung der Gablonzer Ortsnamen hat der Verf. für die Heimatkunde des Bezirkes Gablonz, Heft 2/3, 1934 geliefert. Eine Reihe ähnlich gearbeiteter guter Dissertationen steht zum Druck bereit, so von J. Hacker (Bez. Plan), J. Dittrich (Bez. Brüx), E. Müller (Bez. Hohenelbe), K. Lanzendörfer (Bez. Tachau), A. Koppe (Bez. Freiwaldau) u. a.

Verfehlt ist die Arbeit von L. Horák *Naš starověk v paměti pomístních nazvů a místních jmen*, Prag 1928, vgl. die ablehnende Anzeige durch den Verf. in der ZONF 7, S. 268.

Im folgenden sollen kleinere Abhandlungen über Ortsnamen kleinerer Gebiete oder einzelner Dörfer oder Gewässer kurz genannt werden, wobei zuerst Böhmen, dann Mähren, schließlich die Slowakei durchmustert werden.

Die Plauderei von K. Mädler *Über die Entstehung der Orts- und Flurnamen des Schönbacher Gebietes* (Erzgebirgszeitung 55, 1934, S. 157ff.) enthält unhaltbare Etymologien. R. Käubler *Die Herkunft der Deutschen in Nordwestböhmen* (Unser Egerland 37, 1933, S. 93ff.) und ausführlicher in seinem Buche „*Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes*", 1935, urteilt, obwohl Geograph, recht selbstbewußt auch über Ortsnamen, ohne Beweise vorbringen zu können. Es fehlt ihm an tieferem sprachlichen Verständnis. Er glaubt, daß sich das Deutschtum Nordwestböhmens zu einem Teile aus Germanenresten herleite, vielleicht beeinflußt durch A. Mayer *Das Alter der deutschen Siedlung im Egerland* (Unser Egerland 36, 1932, S. 117ff.), der für dieselbe Ansicht nur das Nebeneinander von *Eger* und čech. *Ohře* für den Flußnamen anführen kann. Über die ON *Gossengrün*, *Königsberg* und *Tiefengrün* handelt R. Fischer (Unser Egerland 39, 1935, S. 73ff.; zum PN *Gozze*; ebenda 36, 1932, S. 89ff.: 1232 *Cuningberch*, von den Mönchen von Doxan zu Ehren König Wenzels I. geprägt; ebenda 7, 1933, S. 99ff.: *Tiefengrün*, urkundlich *Tymgrun*, mundartl. *teimkräin*, im Volksmunde umgedeutet, um nicht als 'Diebsgrün' verstanden zu werden). Zurückgewiesen muß sein Versuch werden (*Egerländer ON aus alter Zeit*, ebenda 40, 1936, S. 61), die ON *Kulsam* und *Rathsam*, die richtig als deutsche ON auf *-heim* erkannt werden, ihres Grundwortes wegen als markomannisch zu betrachten. Sie gehören ebenso

wie *-heim*-ON im bayrischen Teil (Groppenheim, Heidelheim, Thiersheim, Forschheim) viel eher zu einer alten Gruppe mitgenommener, aus dem alten *-heim*-Gebiet stammender ON, begegnen sie doch im Kolonisationsgebiete des 12. Jahrh. nördlich des Erzgebirges bis Meißen, wo 1186 Markgraf Otto von Meißen einen Streit zwischen Adalbert von Taubenheim bei Meißen und seinen fränkischen Kolonisten schlichtet, vgl. Verf., Die ON der Sudetenländer S. 455ff. Auch der einzige alte *-ing*-ON Westböhmens, *Hörsin*, liegt im Kolonisationsgebiete von Waldsassen, das schon im 12. Jahrh. nach Böhmen herübergegriffen hat. Auf die Dissertation von R. Fischer „*Die slavischen ON des Egerlandes und ihre Auswertung für die Lautlehre und Siedlungsgeschichte*" soll hier nicht eingegangen werden, da derzeit erst der 1. Teil vorliegt (Germanoslavica 4, 1936, S. 43ff.) und eine ausführliche Besprechung durch den Ref. vorgesehen ist.

In der *Heimatkunde des Bezirkes Komotau* III, 1 (1928) hat K. Rösler über die ON des Bezirkes geschrieben und nach einer kurzen Einleitung, der auch eine Karte der ON nach ihrer sprachlichen Herkunft beigegeben ist, auf den urkundlichen Belegen die Deutung aufgebaut, der man bis auf Einzelfälle zustimmen kann. Die Ergebnisse für die Siedlungsgeschichte hätten freilich noch stärker herausgearbeitet werden können. Die čechischen Etymologien haben allerdings den Lesern der Heimatkunde wenig gefallen. K. Hellering fühlte sich berufen, in der Beilage „Unsere Heimat" der Komotauer Zeitung „Deutsches Volksblatt" 1935, Folge 7/8ff., neue Erklärungen zu geben, in der Regel zwischen 4—5 Deutungen die Wahl lassend. Sie zeigen eine so erschreckende Unkenntnis in sprachlichen Dingen und Möglichkeiten, weshalb hier ausdrücklich eine Warnungstafel aufgerichtet sei.

Den Namen des pol. Bezirkes Brüx hat Dr. J. Mrázek eine eigene Arbeit gewidmet (*Jazykový výklad jmen v polit. okrese Mosteckém* = Vlastivěda Mostecká, Publikace podkrušnohorského musea č. 1, Brüx 1933). Er gruppiert die Namen nach den Suffixen, baut die Deutung auf den urkundlichen Belegen auf, die aber nicht vollständig sind und bleibt meist bei der Feststellung der čechischen Entstehung der Namen stehen, läßt die ziemlich frühe Eindeutschung unberücksichtigt und wird den wirklichen Siedlungsverhältnissen, besonders der Umgestaltung der Landschaft durch das Eingreifen der deutschen Kolonisation, nicht gerecht. Zu seinen Ausführungen nimmt J. Dittrich in einer noch ungedruckten Prager Diss. (1934) kritisch Stellung und gibt zugleich eine vollständige, die ON auch als Geschichtsquelle betrachtende Abhandlung in der Art des Sudetendeutschen ON-Buches.

Der gute Kenner des östlichen Erzgebirges, Konrektor i. R. Dr. P. Knauth greift in seinen verschiedenen Schriften (*Zur ONKunde*

des östlichen Erzgebirges, Mitteil. des Freiberger Altertumsvereins 56, 1927; erweitert unter dem Titel „*ONKunde des östlichen Erzgebirges*", Freiberg i. Sa. 1927; *Die Flußnamen des Erzgebirges*, Freiberg 1935) öfters auf die böhmische Seite herüber. Die fleißigen Arbeiten genügen nicht ganz den erhöhten Ansprüchen, weil nicht die mundartliche Aussprachsweise berücksichtigt wird, die urkundlichen Belege nicht immer richtig ausgewertet werden, die Regeln des Lautersatzes unbeachtet bleiben, keine eigenen Kenntnisse des Sorbischen vorhanden sind, auch nicht immer das vorhandene Schrifttum genannt wird, vgl. die kritische Besprechung durch den Ref. in den Mitteil. des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen 65 (1927), S. 123ff.

M. Heumann, der Verf. einer bisher ungedruckten Diss. „Die ON des Bezirkes Teplitz-Schönau" (Prag 1929) stellt in einem kleinen Aufsatz „*Wistritz, Wisterschan, Flößbach und Wisterschitzke*" (Erzgebirgszeitung 55, 1934, S. 4) die verschiedenen in diesen Namen sich äußernden Übernahmsschichten zum čech. *bystrý* gehörender Namen zusammen. Die Aufsätze des Katecheten A. Müller in der Erzgebirgszeitung sind wohl alle gut mit urkundlichen Formen belegt, da Müller als Herausgeber des Teplitzer Urkundenbuches in den Quellen gut Bescheid weiß, in der Deutung von Namen aber ist er Laie.

Der Schlachtort *Wogastisburg*, an dem um 630 das slavische Heer des Samo den fränkischen Abteilungen entgegengetreten ist (Chronik des sogenannten Fredegar, c. 68) wird von J. Mikkola im Aufsatze „*Samo und sein Reich*" (Arch. f. slav. Phil. 42, S. 77ff.) und anschließend daran vom Verf. („*Wogastisburg*", Sudeta 4, 1928, S. 154ff.) mit guten und sprachlich einwandfreien Gründen auf dem Burgberge bei Kaaden gesucht, wo das Dorf *Atschau*, čech. *Úhošťany*, einen Namen trägt, den Franken des 7. Jahrh. als *Wogast* hören konnten. Ausgrabungen des Prähistorikers H. Preidel 1936 haben freilich keine Funde ergeben, sie sind aber nach dem Urteil des Prähistorikers an der Prager Deutschen Universität Prof. Dr. L. Franz nicht ausreichend, um schon ein endgültiges Urteil zu fällen. Würde der Schlachtort entdeckt werden, so läge die lang gesuchte Möglichkeit vor, bestimmt ins 7. Jahrh. datierbare slavische Funde festzustellen. Mindestens seit dem letzten Drittel des 6. Jahrh. ist östlich von der Saale und in Böhmen mit Slaven zu rechnen, ohne daß es bisher zweifelsfrei gelungen wäre, in Böhmen die slavischen Funde über das 9. Jahrh. hinaus zu datieren.

Mit den ON des Bezirkes Aussig beschäftigt sich der Aufsatz von W. Schuster *Die ON des pol. Bezirkes Aussig* (Heimatkunde des Bezirkes Aussig 1929, II, S. 123ff.), eine gekürzte Darstellung seiner slavistischen Dissertation. Sie bietet leider nicht genaue Quellenangaben, läßt auch sonst manche notwendige Angaben vermissen, müßte die deutsche Mundart mehr zu Rate ziehen und die Nutzan-

wendung für die Siedlungsgeschichte schärfer herausarbeiten. Einiges trägt nach sein Aufsatz „*Die Sprachgrenzverhältnisse zur Zeit der Kolonisation im Aussiger Bezirke*“ (Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes 12, 1932, S. 8ff.). In den Dienst einer vergleichenden Siedlungsforschung stellt die ON und Flurnamen dieses Bezirkes — ohne nochmalige Anführung der Namen, nur durch Nachtragen von Karten — der Aufsatz des Verf. „*Aufgaben der deutschen Sprachforschung in den Sudetenländern*“ (in den Deutschen Heften für Volks- und Kulturbodenforschung 1, S. 348ff., 2, S. 17ff.). Über den ON *Aussig* besteht schon eine kleine Literatur. Er heißt čech. *Ústí* und bedeutet „Mündung“ (nach der Lage an der Einmündung der Biela in die Elbe). Die deutsche Namenform geht auf altes urkundliches *Usk* zurück. Es ist nun die Frage, ob dieses *Usk* eine alte Nebenform von *Ústí* sein kann (die gleiche Schreibung begegnet auch für Ústí, das spätere Tabor), ob es Lautersatz für altčech. *Usć* ist oder auf eine slavischmundartliche Verkleinerung *Ústk* zurückgeht. Vgl. dazu Verf., Ortsnamen der Sudetenländer, S. 257; Liewehr Germanoslavica 1, S. 320; G. Eis in den Beiträgen zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes 9 (1929), S. 150ff.; 13, 1933, S. 87ff.; W. Schuster, ebda 10, 1830, S. 97ff. Eine vollständig dilettantische Deutung von E. Neder *Deutschkahn und Böhmischkahn* (Mitteil. des nordböhm. Vereins f. Heimatforschung u. Wanderpflege 53, 1930, S. 77ff.) weist mit Recht W. Schuster (in den Beiträgen z. Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes 11, 1931, S. 111ff.) zurück.

In Nordböhmen gibt es ON-Formen, die in deutscher Gestalt eine andere Grundlage als die čechischen Schriftformen voraussetzen. Ich habe darin Spuren der untergegangenen slavischen Mundarten gesehen, die die Verbindung zwischen den Čechen und den Sorben herstellten, bis sie durch die deutsche Kolonisation zersprengt worden sind, vgl. Verf., im Arch. f. slav. Phil. 41, S. 31ff., Ortsnamen der Sudetenländer, S. 247ff. und „*Obersorbische Spuren in Nordböhmen zwischen Elbe und Isergebirge*“ (Mitteil. des nordböhm. Vereins f. Heimatforschung u. Wanderpflege 53, 1930, S. 1ff.). Zur Zeit, als die Deutschen nach Nordböhmen kamen, trafen sie noch vereinzelt die letzten Reste einer mehr obersorbischen Mundart an, die seit der politischen Einigung Böhmens durch die Čechen, also schon seit dem 9. Jahrh., immer mehr der čech. angeähnelt worden war. Diese Erklärung scheint mir jedenfalls besser zu sein als die noch heute bisweilen erörterte, daß Sorben vor der deutschen Kolonisation nach Nordböhmen geflüchtet wären. Die Polemik von J. V. Šimák gegen diese Darstellung (Čas. pro moderní filologii 21, 1935, S. 76) scheint mir daneben zu gehen, weil er immer von obersorbischen Stämmen in Böhmen spricht.

In der „*Besiedlungsgeschichte der Gegend von B.-Leipa* (1930) verwendet V. Aschenbrenner auch die ON, für die eine genaue Dar-

stellung der Gerichtsbezirke B.-Leipa und Haida O. Mayer vorbereitet. Den ON *Kreibitz* in Nordböhmen erklärt A. Profous (Naše řeč 19, 1935, S. 280f.) aus ursprünglichem **Chřiepčice*. Dazu kann aber unmöglich die deutsche Form gehören, die ein *ī*, kein *ie* oder *ě* voraussetzt. Man wird den ON (urkundl. *Krypczicz, Krzipska*) von dem Bachnamen (*Kriwicz*) trennen müssen, der im Deutschen auch auf die Stadt übertragen wurde.

Auf einige ON in der böhmischen Nachbarschaft des Zittauer Landes geht der heute in einzelnen Punkten schon überholte Aufsatz des Verf. „*Wendische ON im Lande Zittau*" (Mitteil. des Zittauer Geschichts- und Museumsvereines 10, 1927, S. 45ff.) ein.

Von den ON der Bezirke Gablonz, Reichenberg, Friedland war bereits oben die Rede. Die ON im Jitschiner Bezirke bespricht, meist ohne Quellenangabe, nach Endungen geordnet J. Veselý (*Místní jména na Jičínsku*, Jahresber. der Staatslehrerbildungsanstalt in Jitschin 1932, S. 1ff., 1933, S. 1ff.).

Die ON *Trautenau*, Altstadt und *Trautenbach* verbindet E. Heinzel (Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereines 24, 1935, S. 33f.) und stellt sie zum Personennamen *Trûto*. Die Abhandlung ist einer noch ungedruckten Arbeit über die ON des Bezirkes Trautenau entnommen. Die Dissertation von E. Müller über die ON des Bezirkes Hohenelbe wird für den Druck vorbereitet. Einige ON des Braunauer Ländchens bespricht, immer auf die urkundlichen Belege zurückgehend, gut R. Wagner (Ostböhmische Heimat 3, 1928, S. 19ff., 166ff., 4, 1929, S. 156f., 5, 1930, S. 108ff.).

Kehren wir nun wieder zum Egerland zurück, um Südböhmen zu durchmustern. J. Hacker, der Verf. einer noch ungedruckten Dissertation über die ON des Planer Bezirkes, verwendet diese und andere egerländische ON in einem Aufsatze „*Zur Übernahme tschech. ON ins Deutsche*" (im Jahresbericht der Bodenbacher Handelsakademie 1935/36). Über die ON der südwärts anschließenden Bezirke Tachau und Bischofteinitz handeln in noch ungedruckten Dissertationen K. Lanzendörfer und Ernst Richter (Prag 1936). J. Micko *ON im Böhmerwalde mit der Endung -au* (Waldheimat 5, 1928, S. 135ff.) gibt eine einfache Zusammenstellung der Namen auf -au, ohne die deutschen auf mhd. *ouwe* „Aue" von den tschechischen mit dem besitzanzeigenden Suffix *-ov* zu scheiden. Eine Ergänzung zu der Abhandlung von J. M. Klimesch *Die ON im südlichen und südwestlichen Böhmen* (Mitteilungen des Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 47, S. 125ff., 294ff.) gibt A. Schacherl *Die ON von Südböhmen* (Waldheimat 7, 1930, S. 52ff., 8, 1931, S. 7ff.), sich im wesentlichen auf Beibringung weiterer urkundlicher Belege von ON des Bezirkes Krummau beschränkend. Vor dem Buche von Seb. Almann (Deckname) *Heimatkunde im Lichte der Namensforschung* (Prachatitz, 1932) kann

nur gewarnt werden. Der auch čechische ON Südböhmens deutsch erklärende Verf. hat keine sprachliche Urteilsfähigkeit. Der Versuch von A. Mayer *Die Besiedelung des Böhmerwaldes* (1932), die Bretholzsche Theorie auf den Böhmerwald mit Hilfe der ON anzuwenden, ist gescheitert, vgl. Verf. in den Deutschen Heften f. Volksforschung 4, S. 75ff.

Eine Etymologie des Flußnamens *Sázava* gibt Liewehr im Arch. f. slav. Phil. 41, S. 158 (dazu J. Melich ebda. 42, S. 157ff.). Über die čech. ON *Bechyně, Bechyň* spricht er in der Slavia 5, S. 209ff. Über die Wichtigkeit alter ON für die Erkenntnis der alten Stammesverteilung in Böhmen schreibt anregend V. Flajšhans *Nejstarší Čechy* in der Pekař-Festschrift „Od pravěku k dnešku" I, 1930, S. 380ff.

In seinen „*Sudetendeutschen Studien*" hat sich A. Mayer (Z. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens 32, 1930, S. 55ff., 33, 1931, S. 41ff., 153ff.) vor allem mit dem Deutschtum um Pilgram und auf der Saarer Herrschaft im 15. und 16. Jahrh. befaßt. Gegen einzelne seiner Annahmen wandte sich mit Recht J. Dobiáš, der Verf. einer vorzüglichen Geschichte von Pilgram, in einem Aufsatz *Německé osídlení ostrůvku Jihlavského* (Časopis Archivní školy 8, 1931 (auch Sonderdruck) und 9/10, 1933, S. 323ff.).

In der Abhandlung von J. Cibulka *Osídlení Lanšperku v předhusitské době* (Časopis společnosti přátel starožitností československých v Praze, 38, 1930, S. 4ff.) spielen die ON mehr eine Nebenrolle bei der geschichtlichen Darstellung. Die nur philologische Behandlung von E. Sandbach *Die Schönhengster ON* (Slavica, hg. von M. Murko, Nr. 6, 1922) ist sprachgeschichtlich und siedlungsgeschichtlich unterbaut worden vom Verf. (ZONF 5, 105ff. und ON der Sudetenländer, S. 393ff.).

Eine Reihe von ON- und besonders Flußnamendeutungen findet sich bei F. Liewehr *Einführung in die historische Grammatik der tschechischen Sprache*, 1. Teil, 1. Lieferung (Brünn 1933), vielfach in Anmerkungen. Sie stehen hier kaum am richtigen Platze. In eine Grammatik gehören sichere Beispiele, keine fraglichen und umstrittenen, auch ist hier nicht der Platz, eine Deutung durch Beibringung möglichst vieler Belege und Vergleiche nach allen Richtungen hin zu sichern. Es ist außerordentlich schwierig darauf sofort einzugehen, da die weitere Stützung vieler Erklärungen in Abschnitten der künftigen Lieferungen erfolgen soll, die bis heute nicht erschienen sind. Dagegen z. B., die Vertretung des germanischen *a* durch slavisches *o* mit der Betonung zusammenzubringen, spricht čech. *stodola* 'Scheune', das deshalb Liewehr S. 17 aus der Vorstufe von althochdeutsch *stadal* 'Stadel' erklären möchte. Dann wäre aber **stotola* zu erwarten. Das german. *a* von zwei sicher ungleich betonten Silben ist hier im Čechischen gleichmäßig wiedergegeben. Beiträge zur slavischen Orts- und Fluß-

namenforschung gibt F. Liewehr in dieser Zs. 11 (1934), S. 369ff. Seine Erklärungen der Flußnamen *Oder*, *Wondreb*, *Zwodau* haben mich nicht überzeugen können.

Der gute Kenner der Siedlungsgeschichte Nordmährens, der vor kurzem verstorbene Landesschulinspektor K. Berger hat in seinem Buch „*Die Besiedlung des deutschen Nordmährens im 13. und 14. Jahrhunderte*" (Brünn 1933) die Notwendigkeit gefühlt, auch die ON als Geschichtsquelle heranzuziehen. Seine Darstellung leidet darunter, daß ihm eigenes sprachliches Urteilsvermögen abgeht. Es scheint, daß viel leichter Philologen Beiträge zur Geschichte liefern können. Im übrigen ist zu bemängeln, daß sich Berger andauernd auf mein Buch von 1923 beruft, trotzdem er im umfangreichen Buch von 1931, das er kennt und bisweilen, aber offenbar ungern, heranzieht, ausführlicheres Material bereitgestellt gefunden hätte.

Ein altes Germanennest in Mähren wollte A. Mayer (Zs. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens 35, 1928, S. 18ff.) nachweisen. Es handelt sich um eine erloschene deutsche Sprachinsel um Holenstein nördlich von Brünn. Sieben von neun Dörfern enden auf *-schlag*, die ersten Belege stammen von 1349. Danach liegt hier kein Germanennest aus der Quadenzeit, sondern eine Inselsiedlung des 14. Jahrh. vor. Mehrere Deutungen sind unrichtig, vgl. Verf., ON der Sudetenländer, S. 107 und 309. A. Brauner *ON des Bezirkes M.-Schönberg* (Deutschmährisch-schles. Heimat 22, 1936, S. 22ff.) bringt urkundliche Belege ohne Quellenangabe und nicht vollständig. Die Deutungen stehen nicht auf der Höhe. Auf einige wenige von Niederösterreich nach Südböhmen und Südmähren reichende genetische ON geht W. Steinhauser *Die genetivischen ON in Österreich* (SB. der Wiener Akad. d. Wiss., ph.-hist. Kl., 206, 1, 1927) ein.

Für Deutungen von Gewässernamen in der Slowakei hat Vl. Šmilauer *Vodopis starého Slovenska* (Práce učené společnosti Šafaříkovy v Bratislavě, Bd. 9, Preßburg 1932) durch Heranziehung von Grenzstreitsurkunden und sorgfältige Berücksichtigung der verschiedenen auf dem Boden der Slovakei zusammenstoßenden Völker und Sprachen eine verläßliche Grundlage geschaffen. Gerade der Anteil mehrerer Völker an der Namengebung, von Slovaken, Magyaren, Deutschen und das Fortleben alter dakischer Namen stellt die Forschung hier vor besondere Schwierigkeiten.

Mit einigen alten Flußnamen beschäftigt sich das leider nur magyarisch geschriebene Buch von J. Melich *A honfoglaláskori Magyarország* = A magyar nyelvtudomány kézikönyve I, 6 (Budapest 1929). Etymologien des alten Flußnamens *Cusus* haben M. Vasmer Zs. 6, S. 148ff. und der Verf., ZONF 7, S. 200ff. versucht. Trifft die hier gebotene Zusammenstellung mit lett. *kûsuls* 'Sprudel' zu, so würde der vermutlich in die Quadenzeit zurückgehende Name *Waag*

eine Übersetzung sein, vgl. über die ethnischen Voraussetzungen Verf., *Über das Reich des Vannius* (Sudeta 7, 1931, S. 145ff.) und z. T. anders, mich nicht überzeugend, V. Ondrouch *Národopisný vývoj Slovenska v I. a II. století po Kristu* (Sborník II. sjezdu československ. geografů v Bratislavě 1933, S. 80ff.). Den bei Trentschin im Waagtale in einer römischen Inschrift 1852 enthaltenen ON *Laugaricio* erklärt E. Gierach (Wiener Prähist. Zs. 19, 1932, S. 281ff.) aus dem Germanischen, während J. Dobiáš lieber an das Keltische denken möchte (Sborník Čsl. spol. zeměpisné 27, 1922, S. 78ff.). Die schon umfangreiche Literatur, die mit der Deutung des ON *Preßburg* und der falschen Neuschöpfung des 19. Jahrh. Bratislava zusammenhängt, ist ON der Sudetenländer, S. 89ff. zusammengestellt. Als Namengeber dürfte durch H. Zatschek, Zs. 12, S. 78ff. der seit 884 nachweisbare Herzog *Brazlavo*, der das Land zwischen Drau und Save beherrschte, sichergestellt sein, den ich weiterhin unter Berücksichtigung der Belege für die Stadt und die Lautentwicklung im Deutschen mit *Přeslav* zusammenstelle. Der Name der Stadt *Kremnitz* wird von J. Hanika richtig zum Gewässernamen *Kremnica* 'Kieselbach' gestellt (Karpathenland 2, S. 33ff.), der der Bergstadt *Königsberg*, ebda. 4, S. 67ff. erklärt. Als richtige deutsche Sprachform stellt derselbe Forscher bei den häufigen ON der Kremnitzer und Deutschprobener nicht *Häu*, sondern *Hau* fest (ebda. 3, S. 117ff.). Weitere Beiträge zu diesem in Galizien und der Slovakei für deutsche Waldgründungen des 14. Jahrh. beliebten Grundworte gibt Hanika in seinem Buche *„Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet"* (Deutschtum und Ausland 53, 1933, S. 33ff.). Den Deutungen, die H. Kaser *Der Volks- und Kulturboden des Slovakeideutschtums* (Schriften des Osteuropa-Institutes in Breslau, Neue Reihe, Heft 2, 1934, S. 123ff.) den ON gibt, kann aber nur teilweise zugestimmt werden. Von Einzelabhandlungen zu einzelnen Namen seien genannt über *Neusohl* H. Prokert (Karpathenland 7, S. 114ff.), über den Landschaftsnamen *Zips* J. Greb (ebda. 2, S. 121ff.) und E. Moór ebda. 2, S. 145ff. Die Annahme Grebs, der Name sei von deutschen Ansiedlern aus der deutschen Heimat mitgebracht worden, ist nicht zu billigen, es wird sich um einen vormagyarischen Namen handeln, der deshalb so schwer zu deuten ist, weil wir von der dakisch-thrakischen Sprache fast nichts wissen. Auf das auch sonst nachweisbare *Wagendrüssel*, am meisten bekannt für eine deutsche Bergstadt in den Zipser Gründen, geht J. Greb mehrmals ein (Karpathenland 1, S. 84ff.; 2, S. 178ff.; 7, S. 78ff.; 8, S. 12ff.); dazu auch Loidl in der Sudetendt. Zs. f. Volkskunde 3, S. 114ff. Greb handelt auch über den ON *Maklar*, *Matlaren* ebda. 7, S. 3ff.; über *Hundertmark* ebda. 8, S. 12ff.; über *Schwedler* 9, S. 83ff., F. Repp über *Kleinschlagendorf* ebda. 9, S. 65ff., J. Lux über *Dobschau* ebda. 8, S. 118ff.

Die Flurnamenforschung in den Sudetenländern hat seit dem 1925 gehaltenen Vortrage des Verf. (Abdruck in den Mitteil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen 64, S. 93ff.) in der Flurnamenstelle der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die čechoslovakische Republik in Prag, die 1929 unter der Leitung des Verf. gegründet worden ist, einen Mittelpunkt gefunden. Seitdem ist unter Mithilfe von über 3000 Sammlern meist aus dem Lehrerstande aus über 3100 Orten eine Zahl von über 160000 Flurnamen zustande gebracht worden, die noch ständig wächst. Über die Fortschritte der Sammlung unterrichtet das Mitteilungsblatt „Sudetendeutscher Flurnamen-Sammler", von dem seit 1929 bisher 8 Hefte erschienen sind. Hier ist auch einschlägige Literatur verzeichnet. Die wissenschaftliche Bearbeitung hat bereits eingesetzt. Sie wird zunächst bezirksweise geführt und soll nach Aufarbeitung der Bezirke mit einem Atlas eine Gesamtbearbeitung finden. Als erstes Heft ist 1935 vom Verf. eine Darstellung der *Flurnamen des Bezirkes Gablonz* erschienen (in der Heimatkunde des Bezirkes Gablonz, zugleich erstes Heft des Sudetendeutschen Flurnamenbuches, 1935). Als zweites Heft werden die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal in Schlesien durch H. Weinelt folgen. Weitere Hefte werden vorbereitet.

Eine Übersicht über die einzelnen Arbeiten bietet auch die Literaturzusammenstellung im Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde.

Aus der an diesen Stellen angeführten Literatur kann hier nur eine Auswahl getroffen werden. Vor allem werden diejenigen Aufsätze beiseite gelassen, die sich mit bloßen Aufzählungen heutiger oder früherer Flurnamen begnügen und keine Erklärungen anknüpfen.

Willinger, der Verf. einer ungedruckten Dissertation über die Flurnamen des Mieser Gerichtsbezirkes, hat daraus einige Aufsätze veröffentlicht (in den Mitteil. f. Heimatbildung u. Heimatforschung, Beilage zur „Deutschen Heimat", 1928 und 1929; Der Pilsner Kreis 1929, S. 60ff.; Westböhm. Zs. f. Heimatforschung 1931, S. 41ff.). Beachtenswert sind seine Beobachtungen über das zahlenmäßige Verhältnis der deutschen und čechischen Flurnamen in den einzelnen Dörfern, aus dem sich wichtige Schlüsse für die Beziehungen von Volk zu Volk ziehen lassen. Eine Übersicht über die im politischen Bezirk Bischofteinitz auftretenden Grund- und Bestimmungswörter, nach Natur und Kultur geordnet, gibt J. Micko in der Westböhm. Heimat 1932. F. Černý bespricht, nach Gruppen geordnet, die Flurnamen einiger Orte im Pilsener Bezirke (im Jahresberichte der čech. Knabenlehrerbildungsanstalt in Pilsen 1930/31, S. 6ff.). Die Flurnamen des Bezirkes Komotau behandelt K. Meder (Heimatkunde des Bezirkes Komotau III 2, 1930). Es wird eine reiche auch urkundlich gestützte Materialsammlung geboten, bei der die Behandlung der čech. Flur-

namen freilich gerade der schwächste Teil ist. In gedrängter, aber wissenschaftlich einwandfreier Form handelt H. Lipser über die *Flurnamen des politischen Bezirkes Aussig* (in der Heimatkunde des Bezirkes Aussig II, 1929, S. 196ff.). Vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet B. Schier die *Flurnamen des pol. Bez. Friedland* (Heimatkunde des Bezirkes Friedland i. B. II, 2, S. 65ff.). K. Winter (Streinzfestschrift, 1929, Sonderdruck der Mähr.-schles. Heimat) versucht die *Flurnamen im deutschen Anteil des čechoslov. Schlesien* in den Dienst der siedlungsgeschichtlichen Forschung zu stellen.

Flurnamen in Grenzstreitsurkunden können wichtige Erkenntnisse über die Volkszugehörigkeit der Bewohner bestimmter Gegenden vermitteln, wie ich im Isergebirge gezeigt habe (*Die Entstehung der Friedländer-Gablonzer Bezirksgrenze*, Mitteil. des Vereins f. Heimatkunde im Jeschken-Isergau 21, S. 1ff.). Flurnamen wie Quarkstein, -loch, die Zwirgellöcher in der Iglauer Sprachinsel usw. enthalten das Wort Zwerg, wie die an ihnen haftenden Zwergensagen zeigen (Verf., Sudetendeutsche Zs. f. Volkskunde 1, S. 17ff.). Wie Flurnamen für die Florengeschichte verwendet werden können, zeigt gut H. Lipser (Natur und Heimat 1932, S. 51ff.). Über ausgestorbene Erwerbszweige in den FlN spricht A. Horner (Falkenauer Jahrbuch 1931, S. 34ff.). Über *Schar* 'Anteil', Überschar in Flurnamen handelt aufschlußreich A. Meissner (Streinzfestschrift, 1929). Den häufigen ostdeutschen Flurnamen „*die Folge*" stellt J. Leipoldt (Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde 5, 1936, S. 9ff.) zu „*folgen*", kaum richtig, da die mundartliche Entwicklung auf „*Vollung*" schließen läßt. *Flurnamen als Zeugen für Siedlungsmischung in den Sudetenländern* (Werder an der Elbe zwischen Tetschen und Leitmeritz in einem Wert-Gebiete, mhd. wert: norddeutsch werder 'Insel' u. a.) behandle ich ebenda 5, 1936, S. 1ff. Das auch Teile Westböhmens umfassende Verbreitungsgebiet des Flurnamens *Knock* stellt in die Siedlungsbewegung F. Barthel Der vogtländisch-westerzgebirgische Sprachraum (Mitteldeutsche Studien 5, 1933, S. 33ff.). Über den čech. Namen des Riesengebirges *Krkonoše* handelt unrichtig V. Seidel Jb. des deutschen Riesengebirgsvereines 19 1930, und Mitteil. der Schles. Ges. f. Volkskunde 31, 1930, S. 125ff., sowie A. Moepert ZONF 6, S. 159ff., wogegen B. Schier richtig für die Bedeutung „*Knieholzträger*" eintritt (Sudetendt. Zs. f. Volkskunde 2, S. 67ff.; ZONF 6, S. 163). Über die Flurnamen *Viertel* und *Kranich* in Reichenberg (vgl. über die Flurnamen dieser Stadt V. Lug in den Mitteil. des Vereines f. Heimatkunde im Jeschken-Isergau 21, 1927, S. 13ff.) handelt aufschlußreich ebenda 30, 1936, S. 30ff. E. Gierach. Über den Flurnamen *Saufegus* in Wallern im Böhmerwalde schreibt R. Kubitschek (Sudetendt. Zs. f. Volkskunde 9, 1936, S. 106ff.), über einige

Flurnamen der Gemeinde Gossengrün im Egerlande F. Bartl (Unser Egerland 39, 1935, S. 96ff.), Beiträge zur Namenkunde der Häuergemeinden (Kremnitzer und Deutschprobener Sprachinsel in der Slovakei) gibt J. Hanika in der Zs. Karpathenland 4 (1931), S. 8ff. Über den Flurnamen „*Gern*" handelte unrichtig mit Ansetzung einer slavischen Etymologie F. Repp (ebda. 1, S. 87ff.) und mußte sich sofort die Berichtigung durch J. Greb (ebda. 1, S. 179ff.; es liegt der häufige deutsche Flurname *gêre* 'Keil' vor) gefallen lassen.

Prag. Ernst Schwarz.

Die serbokroatische Literaturwissenschaft 1914—1929.

Teil 9.

Die Epoche des Vuk Karadžić.

Vuk Stefanović Karadžić (1787—1864) stellt nicht nur die ursprünglichste und stärkste Verkörperung des neuen serbischen und jugoslavischen nationalen Kulturwillens dar, seine Leistung, sein Schaffen, seine Ziele wurden auch bahnbrechend und richtunggebend für den serbischen und jugoslavischen nationalen Kulturaufbau des 19. Jahrh. Das Auftreten und Wirken eines Đuro Daničić, eines Branko Radičević die nationalpolitische Welle der Omladina-Bewegung ist ohne Vuks Schaffen und Impulse nicht denkbar. Die Forschung über diese frische, markante, unmittelbar aus dem Volke herausgewachsene und immer in allen geistig-seelischen Kräften im Volke wurzelnde sympathische geistig-literarische Persönlichkeit hat in dem für unsere Betrachtung im Vordergrund stehenden Zeitraum bedeutende Fortschritte gemacht, um so mehr, als das Vuk-Jubiläum unmittelbaren Anlaß zu Neuausgaben, zu neuen Studien und zu einer neuen Gesamtüberschau über sein Leben, Schaffen und seine historische Bedeutung bot. An diesem Fortschritt der Forschung sind in erster Linie führende serbische Philologen, Literar- und Kulturhistoriker, vor allem Ljuba Stojanović, Pavle Popović, Andrija Gavrilović u. a., aber auch andere Forscher verdienstlich beteiligt. Bei alledem ist m. E. das letzte entscheidende Wort über Vuk, vor allem über Vuk als geistige Persönlichkeit noch nicht gesprochen. — Zunächst einige kleinere Arbeiten, die auf Grund bisher unbekannten oder unbenützten Archiv- bzw. Briefmaterials neues Licht auf das Leben und Schaffen Vuks werfen: T. Ostojić veröffentlicht aus dem serbischen Staatsarchiv zwei Briefe des Fürsten Miloš an Kopítar (1835), vier Briefe Šafaříks an Theodor Pavlović und einen Brief von Vuk AfslPh XXXV, S. 617—20. — Auf Grund archivalischen Materials aus dem Wiener Kriegsarchiv bietet Al. Ivić neue biographische Daten aus dem Jahre 1816: *Jedno svedočenje Vuka Karadžića.* LMS 316 und Pril I, S. 77—89. — M. M. Pešić veröffentlicht zwei

bisher nicht publizierte Briefe Vuks: *Jedno neobjavljeno pismo Vuka Stef. Karadžića.* Mis IV, S. 1763—65, ferner Mis V, S. 1586—89. — Zwei Briefe Vuks an Kopítar, die aus dem Kopítar-Nachlaß (Lyzealbibliothek in Laibach-Ljubljana) stammen und die in der großen, von Ljuba Stojanović besorgten Ausgabe der Vukschen Korrespondenz (Vukova prepiska I—VII, 1907—1913) nicht enthalten sind, veröffentlicht N. Radojčić; *Dva Vukova pisma Kopitaru.* Pril V, S. 223—25. In dem ersten, aus dem Jahre 1832 stammenden Brief fleht Vuk Kopítar an, er möge trachten, ihn aus Belgrad, wo er es mit dem Fürsten Miloš nicht mehr aushalten könne und wo man ihn langsam umbringe, nach Wien zu retten und ihm dort eine bessere Lebensmöglichkeit zu verschaffen. Es folgen dann einige neue Wörter, die er im Wörterbuch (Rječnik) nicht verzeichnet habe. In dem zweiten Briefe, der aus dem Jahre 1835, also aus jener Zeit, aus der wir bisher über Vuk wenig Nachrichten haben, stammt, berichtet Vuk über seine Wanderungen im montenegrinischen und dalmatinischen Gebiet zwecks Beobachtung der Volkssprache und der Volksbräuche. — Vasil Popović zeigt auf Grund eines Aktes des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs die Motive auf, warum die Drucklegung des Vukschen Geschichtswerkes von der österreichischen Regierung solange nicht bewilligt wurde. — Zu den schärfsten Gegnern der Vukschen sprachlichen Reformen gehörte der pseudoklassizistische Dichter Mušicki. Die Aktion Mušickis gegen die Herausgabe der serbischen Sprichwörter durch Vuk (1832) beleuchtet auf Grund eines Briefes Mušickis R. Grujić: *Mušickova akcija protivu Vukova izdanja narodnih poslovica.* GlIstDrNS II, S. 101—02. — Einen Beitrag zur Biographie Vuks liefert auf Grund unveröffentlichter Universitätsakten der vor kurzem in Paris verstorbene Publizist Hermann Wendel: *Vuks Jenenser Promotion.* Slavia II, S. 327—34. H. Wendel verwertet dieses neue Material auch in seinem Versuch, ein literarisch-geistiges Porträt der Persönlichkeit Vuks zu zeichnen: *Vuk Stefanović Karadžić.* In: Südslavische Silhuetten S. 29—63, Frankfurt a. M. 1924. — Biographische Einzelheiten über den Hausarzt und Wohltäter Vuks, Dr. Andrija Belecki in Wien, bringt Voj. A. Gavrilović: *Lični lekar Vuka Karadžića.* GodNČ 33, S. 401—05. — Während Daničić und Vuk ständig Schwierigkeiten mit der Drucklegung ihrer Werke in Wien hatten, erfreute sich der serbische Schriftsteller Miloš Svetić (siehe oben) besonderer Sympathien der Wiener Regierung. Andra Gavrilović zeigt auf Grund von Akten des Ministeriums des Inneren in Wien, aus welchen politischen Gründen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien niemand etwas gegen Svetić schreiben durfte, daß und warum Svetić von der Hofkanzlei geschützt wurde: *Beč kao zaštitnik M. Svetića i početak rada Đ. Daničića.* Književno-istorijski prilozi. GodNČ 33, S. 77—90. — Am meisten

verdankt die Vuk-Forschung dem 1929 verstorbenen Gelehrten und Politiker (Unterrichtsminister und Ministerpräsident) Ljubomir Stojanović (über Stojanovićs Leben und wissenschaftliches Schaffen vgl. GodSKA XXXII, ferner A. Belić JF IX S. 297—315, ferner Vlad. Corović, P. Popović, M. Rešetar, Vlad. Francev in Pril XI, S. 1—56). Abgesehen von seinen früheren Arbeiten — ich nenne die Untersuchung über Vuks Arbeit an der serbischen Sprache und Rechtschreibung GlasSKA LV, die vorhin genannte große Ausgabe der Korrespondenz Vukova prepiska — ist vor allem seine das ganze Material erschöpfende und umfassende Gesamtdarstellung des Lebens und Schaffens Vuks zu nennen: *Život i rad Vuka Stefanovića Karadžića*. Belgrad 1924, XXII und 783 S. Einzelne Kapitel daraus wurden bereits früher in Zeitschriftenaufsätzen veröffentlicht. So über den jungen Vuk: *Mladi Vuk*. Pril I, knj. 1, S. 1—11, über Vuk in Serbien 1828—1831: *Vuk u Srbiji*. SKGl. N. S I, S. 423—27, 513—24, 612—31; so die Zusammenfassung über das Verhältnis Kopítars zu Vuk und zur serbischen Frage, über Kopítars literarsprachliche und politische Anschauungen SKGl, N.S II, S. 588—99, vgl. dazu ergänzend über Kopítar und die Serben vor der Bekanntschaft Kopítars mit Vuk: *Kopitar i Srbi pre poznanstva s Vukom*. ZbBelić, S. 1—16; über das Schicksal des Vukschen Buches Miloš Obrenović: *Sudbina Vukove knjige „Miloš Obrenović"*. GodNČ XXXIV, S. 42—65; über Vuks Ideen von der staatlichen Gestaltung Serbiens: *Misli Vuka St. Karadžića o državnom uređenju Srbije*. JNj IV, br. 18, 20; dazu käme noch seine kommentierte Ausgabe des Briefes Vuks (1832) an den Fürsten Miloš über die Innenpolitik: *Vuk Karadžić o unutrašnjoj politici kneza Miloša. Njegovo pismo knezu od 12. aprila 1832. g.* S uvodom i pogovorom Ljub. Stojanovića. Belgrad 1923, Kon. Vgl. dazu Jaša Prodanović SKGl, N.S X, S. 471—73; schließlich seine Bibliographie der Schriften Vuks in ProGl XXXIX, S. 225—33, 363—72. — Die großangelegte Zusammenfassung seiner in jahrzehntelanger Beschäftigung mit Vuk erwachsenen Erkenntnisse stellt die erste umfassende und eingehende Monographie über Vuks Leben und Schaffen dar, gearbeitet und geschrieben nach den Methoden der philologischen literarhistorischen Schule. Daher ist das Werk vor allem als Informationswerk und als Quelle von Bedeutung, um so mehr, als viel unveröffentlichtes Korrespondenz- und anderes unveröffentlichtes Material hineinverarbeitet wurde. Aber das Werk war andererseits schon bei seinem Erscheinen ergänzungsbedürftig. Es fehlt ihm die geistesgeschichtliche Vertiefung; die Weltanschauung, der Stil, die literarisch-künstlerischen Werturteile sind nicht herausgearbeitet, es ist die Struktur der geistigen Persönlichkeit und der geistigen Strömungen der Zeit nicht gegeben. Vgl. dazu die wertvollen kritischen Ergänzungen P. Popović, Pril IV, S. 301—07, ferner

RÉS IV, 159—61, ferner Referat K. Paul, ČČM XCVIII, S. 189ff. — Ergänzungen ad Ljub. Stojanović, Život i rad Vuka . . . S. 273—76 bringt S. Matić *O Vukovu „Ruskom recensentu" iz 1824.* Pril VIII, S. 271—72. — Ljub. Stojanović verdanken wir auch eine notwendige und willkommene Anthologie aus Vuks Werken: *Vuk Stef. Karadžić. Odabrane strane.* Belgrad 1926, Školski pisci Nr. 5—6. Vgl. dazu kritisch P. Popović, Pril VI, S. 115. — Eine Bibliographie der Vukschen Volksliederausgaben gibt auf Grund von Daten des Wiener Zensurarchivs A. Gavrilović in ProGl 1922, S. 744—49. — P. Popović selbst untersucht in einer gründlichen Analyse Entstehung, Inhalt und Wert des Vukschen Buches über Montenegro: *Vukova „Crna Gora".* In: *Iz književnosti* III, S. 56—80. — Der gleiche Forscher war der berufenste, die anläßlich der Hundertjahrfeier erschienenen Ausgaben und Arbeiten zu besprechen, wobei er vor allem auf den Wert und die Aufnahme des 1922 in der SKZ neu herausgegebenen Vukschen Buches „Crna Gora i Boka Kotorska" näher eingeht: *Povodom Vukove stogodišnjice.* SKGl. NS VI, S. 344—54, 437—45. — Ljub. Stojanović hatte in seiner Vuk-Monographie eine detaillierte Darstellung der Vukschen Übersetzung des Neuen Testamentes und zwar bis zur Drucklegung des Buches gegeben. P. Popović liefert nun auf Grund von acht noch nicht veröffentlichten Polizeiakten (1847) aus dem Archiv des Ministeriums des Innern, die er anschließend im Wortlaute veröffentlicht, Ergänzungen über den Druck des Buches und über die Art, wie die Zensur mit dem Buche verfuhr. Als die Druckerlaubnis durch den staatlichen Zensor gegeben war (Zensor in slavicis war Miklosich), das Buch in 2000 Exemplaren gedruckt und der größte Teil bereits nach Berlin an die Buchhandlung Rainer verschickt war, legte der Karlovitzer Metropolit Rajačić, dem zufällig ein Exemplar in die Hände gekommen war, Beschwerde gegen die Drucklegung des Buches ein, weil von der geistlichen Zensur nicht die Bewilligung eingeholt worden war. Daraufhin wurde die ganze Angelegenheit durch den Chef der Zensur, Grafen Sedlnitzky, neuerlich untersucht, jedoch dem Ersuchen um Konfiskation nicht stattgegeben: *O Vukovu prevodu „Novog Zaveta".* Pril V, S. 21—30. —

Das Verhältnis des Njegošschen Gorski Vijenac zum Wörterbuch Vuks bespricht A. Gavrilović: *Gorski Vijenac prema Vukovu „Rječniku".* GlProfDr III, S. 149—51; der gleiche Forscher behandelt eine unbekannte Schrift Vuks *Jedan nepoznati spis Vuka Karadžića.* GlProfDr III, S. 275—80, ferner das erste Buch des von Vuk herausgegebenen Almanaches Danica. GlProfDr VI, S. 222—27, 330—35. — Eine lateinisch geschriebene kurze Studie zu den von Vuk gesammelten Sprichwörtern verdanken wir dem klassischen Philologen und Ethnologen Veselin Čajkanović *De argumento et fontibus proverbii Serbici 4 Vuk.* Pril I, knj. 1, S. 65—71. Die Vuksche Sammlung

albanischer Volkslieder untersucht und kommentiert ein berufener Kenner, der Wiener Albanolog N. Jokl *Vuks albanische Liedersammlung, herausgegeben und mit sprachwissenschaftlich-sachlichen Erläuterungen versehen.* ZbBelić, S. 33—86. — Die Beziehungen Vuks zu polnischen Slavisten hellt auf Grund von Korrespondenzen und anderen Quellen K. Paul auf: *Vuk Stef. Karadžić a Poláci.* Slavia IV, S. 265—78. Vuk wurde auf seiner Reise nach Rußland 1818 in Krakau von Bandtke und in Warschau von Linde u. a. recht freundschaftlich aufgenommen. Die Bekanntschaft mit Kucharski machte er in Wien 1827. Mit diesen Persönlichkeiten, namentlich mit Bandtke, korrespondierte er später. Als Vuk in die Dienste des Fürsten Miloš trat, wandte er sich (1830) an Bandtke mit der Bitte um die polnische Übersetzung des französischen Gesetzbuches, welcher Bitte auch entsprochen wurde. Die von Vuk herausgegebenen serbischen Volkslieder machten in Polen großen Eindruck. S. Jaszowski hat diese Verdienste Vuks in einem Sonett (im „Slawjanin" 1837) gewürdigt. I. P. Zaleski feierte ebenfalls Vuk in Versen und forderte ihn auf, neue Lieder herauszugeben. Auch A. Mickiewicz erwähnte Vuk in seinen Vorträgen. Majewski schrieb über Vuk in „Pamiętniki nauk" (1819) und verehrte ihm, als er mit ihm in Warschau persönlich bekannt wurde, seine Abhandlung über die Slaven. — K. Paul legt ferner auf Grund von Korrespondenz und einschlägiger Literatur die Genesis der persönlichen und literarischen Beziehungen zwischen Šafařík und Vuk klar: *P. J. Šafařík a Vuk Stefanović Karadžić.* Slavia VIII, S. 551—84. — Die Beziehungen Vuks zu Kopítar und Grimm behandelt ferner auf Grund der einschlägigen Literatur Avg. Pirjevec: *Iz doba Vuka Karadžića.* Brastvo XVII, S. 171—88. — Daß die Leistung Vuks auch in der magyarischen Literatur Widerhall fand, beweist ein magyarisches Gedicht von Hontly István über Vuk aus dem Jahre 1867, das M. Leskovac veröffentlicht: *Jedna mađarska pesma o Vuku Karadžiću.* GlIstDrNS II, S. 271—72. — Die grammatische und sprachnormierende Tätigkeit Vuks hat Đuro Daničić fortgesetzt und systematisch durch Erforschung und Heranziehung des sprachgeschichtlichen Materials der serbokroatischen Sprache wie auch der vergleichenden slavischen Grammatik wissenschaftlich erweitert und vertieft. Das Daničić-Jubiläum (1825—1925) bot Anlaß und Gelegenheit, neuerdings rückschauend und klärend die Frage zu beantworten, worin die Größe der Leistung und die dauernde Bedeutung des Schaffens Daničićs liegt. So entstand der von der Serbischen Akademie herausgegebene *Daničićev Zbornik.* Posebna izdanja SKA LV (15), Belgrad 1925, 295 S. Er enthält neben einer Bibliographie der Arbeiten Daničićs eine Reihe von Untersuchungen zur Biographie und zur wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung D.', die von führenden slavischen Forschern stammen. Im

einzelnen darauf einzugehen, fällt nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Es sei hier nur auf solche Studien in der Daničić-Festschrift hingewiesen, die für die Vuk-Forschung von Wichtigkeit sind. Der Agramer Slavist Dragutin Boranić untersucht vergleichend die Übersetzung der Bibelzitate durch Vuk und durch Daničić: *Vukov i Daničićev prijevod biblijskih citata.* Daničićev Zbornik, S. 155—215. Und Milan Rešetar zeigt, wie Daničić mit der Vukschen Übersetzung des Neuen Testamentes redaktionell verfahren ist: *Kako je Daničić izdavao i upravljao Vukov prijevod Novoga Zavjeta.* Ibid. S. 216—26. — Für die Erkenntnis des Verhältnisses von Daničić zu Vuk wie überhaupt für die literaturgeschichtliche Erkenntnis der Epoche Vuks wichtig erscheint die anläßlich des Daničić-Jubiläums erfolgte Neuausgabe der bisher sehr verstreuten und schwer zugänglichen kleineren Aufsätze, Kritiken, Polemiken Daničićs: *Sitniji spisi Đ. Daničića.* Posebna izdanja SKA LN (14), Belgrad 1925, 467 S. — Zusammenfassend über Daničićs Leben und Schaffen vgl. A. Belić in Narodna Enciklopedija I, S. 473—74, ferner R. Vrhovac, Karakter i rad Đure Daničića. Neusatz (Novi Sad) 1923. — So viel zur Vuk-Forschung. Die Dichtung des hochbegabten, allzu früh dahingerafften Branko Radičević, des ersten echten Dichters der neuen serbischen Literatur, ist sowohl ihrer motivischen Seite wie auch ihrer sprachlich-stilistischen Ausdrucksform nach eng mit dem Schaffen, den Anregungen und dem lebendigen Geiste des Vukschen Werkes verknüpft, ja vielfach dadurch bedingt. Auch die Radičević-Forschung hat in diesem Zeitraume bedeutende Fortschritte gezeitigt. Die Hundertjahrfeier des Geburtstages des Dichters (15. März 1824) brachte neue kritische Textausgaben, neue biographische und ästhetische Untersuchungen und zahlreiche andere Jubiläumsaufsätze. Auf die Anthologie: Branko Radičević, *Izabrane pjesme,* Reihe: Naši pjesnici XI, Agram, Narodna Knjižnica 1926, habe ich schon im Teil 8 des Forschungsberichtes hingewiesen. Diese von Vlad. Ćorović besorgte Auswahl bringt in der Einleitung neben biographischen Daten auch eine Charakteristik der geistig-literarischen Physiognomie des Dichters, seiner Bedeutung und der ästhetischen Qualität seiner Kunst. — Die von dem verdienstvollen Radičević-Forscher Tih. Ostojić vorbereitete, nach seinem Tode in Druck gegebene Ausgabe: *Pesme Branka Radičevića.* Belgrad-Sarajevo 1923, XXIII u. 441 S., stellt bisher die vollständigste Ausgabe der Gedichte Br. R.' dar. Diese 13. Ausgabe wurde hergestellt auf Grund der letzten handschriftlichen Redaktion des Dichters, enthält die Varianten und textgeschichtliche Erklärungen. Vgl. dazu die kritischen Ausstellungen und Ergänzungen von Bran. Miljković, Pril IV, S. 289. — Tih. Ostojić, der in jahrelanger Arbeit den in der Matica Srpska bewahrten handschriftlichen Nachlaß des Dichters zu untersuchen Gelegenheit hatte, war dadurch in die Lage versetzt,

auf Grund von unveröffentlichten Gedichten, Briefen und Konzepten sowohl die Frage der Entstehung und Entstehungszeit der einzelnen Gedichte, wie auch die Frage der literarischen Einflüsse auf den Dichter, sein Verhältnis zur Gesellschaft und zur Literatur seiner Zeit aufzuhellen. So konnte Ostojić in seinen Branko-Studien: *Studije o Branku Radičeviću.* RadJslA 218, S. 1—143 — eine wichtige Vorarbeit für eine Gesamtmonographie geben, andererseits zahlreiche aus früheren Studien über Branko (Vulović u. a.) noch verbreitete Anschauungen und Behauptungen korrigieren. In dem ersten Kapitel zeigt Ostojić detailliert und minutiös den starken literarischen Einfluß Byrons auf Branko, in den nächsten Abschnitten die Entstehungsgeschichte, Stoff und Gehalt der Dichtungen (Gojko, Hajdukov grob, Đački rastanak, Put, Ludi Branko), wobei er dem Gojko seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet; er behandelt ferner (S. 107ff.) auch die literarischen Kämpfe zwischen Romantikern und Pseudoklassizisten anläßlich des Erscheinens des Put. Ostojić ist ein Kritiker der philologischen Schule für den das Biographische, Motiv- und Stoffgeschichtliche, das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke im Vordergrund steht und die Hauptsache ist, der also zu einer spezifisch literarischen Analyse der ästhetischen Werte, der künstlerisch-geistigen Struktur usw. überhaupt nicht vordringt (ähnlich auch in seiner Geschichte der serbischen Literatur). Vgl. die kritischen Bemerkungen M. Kićović, Pril I, S. 140—42. — In der Fortsetzung zu diesen Studien: *Hronologija pjesama Branka Radičevića.* RadJslA 218, S. 144—55, untersucht Ostojić die Chronologie der Entstehung der Gedichte. — Ergänzungen zu den Ausführungen Ostojićs über die Entstehung des Brankovo Kolo bringt M. Kićović, Pril VI, S. 273—74. — Die Genealogie der Familie der Mutter des Dichters untersucht P. Popović, *Porodica matere Branka Radičevića.* Pril III, 1—43. — Die gleiche Zeitschrift veröffentlicht im folgenden Jahrgang, Pril IV, S. 75—87, verschiedene kleinere dokumentarische Beiträge, so eine Kritik der Gedichte Brankos von Lj. Štur, Erinnerungen an den Dichter von St. Todorović, über das Studium des Stefan Radičević in Temesvar, über das Studium Brankos in Wien, ein Zeugnis über den Todestag des Dichters. — Anläßlich der Jahrhundertfeier des Geburtstages des Dichters veranstalteten die Srpska Književna Zadruga und die Matica Srpska zusammen eine für weitere Kreise bestimmte vollständige Ausgabe der Gedichte mit den Briefen des Dichters, zu der P. Popović, M. Pavlović und Bran. Miljković eine textkritische und literarhistorische Einleitung schrieben. Ergänzend zu den Ausführungen der Einleitung bespricht Bran. Miljković in der Studie: *Rukopisi Branka Radičevića.* Pril IV, S. 177—86, die Handschriften des Dichters, die dichterische Arbeitsweise und die bisherigen Editionen. — Quellenmaterial zur Erkenntnis des Lebens und Schaffens des Dichters und des ihm nahestehenden Kreises bietet

auch der von M. Šević veröffentlichte Briefwechsel: *Iz Brankova i iz Daničićeva kruga.* Daničićev Zbornik, S. 227—87. — Branko Radičević las schon in seiner Jugend sehr viel deutsche Gedichte, schrieb auch selbst deutsche Gedichte und schrieb auch Gedichte deutscher Autoren in einem Hefte zusammen. Brankos gründliche Vertrautheit mit der deutschen Literatur, sowie die Ähnlichkeit einer Strophe eines Gedichtes Brankos mit einer Strophe in dem „Abendlied" von Hoffmann von Fallersleben hellt der Belgrader Germanist M. Trivunac auf: *Branko Radičević i Hoffmann von Fallersleben.* Strani Pregled I, S. 44—51. — Drag. Subotić, ein vorzüglicher Kenner der serbisch-englischen Literaturbeziehungen und Mitarbeiter der The Slavonic Review, verweist auf einen englischen Artikel aus dem Jahre 1884 (A Serbian poet. In: Macmillan's Magazine) und gibt diesen Artikel über Branko auszugsweise wieder: *Jedan engleski glas o Branku Radičeviću.* Pril VII, S. 238—39. — M. Šević verdanken wir einen kurzen Beitrag über Brankos Tod: *Brankova smrt.* LMS, knj. 305, S. 131—44, vgl. dazu LMS, knj. 307, S. 196—97. — Einen kurzen Gelegenheitsaufsatz, der die Milieueinflüsse in der literarisch-geistigen Entwicklung des Dichters besonders betont, schrieb auch der Präsident der Matica Srpska R. Vrhovac *Branko Radičević.* Brastvo XIX, S. 318—20. — Weitere Ausblicke grundsätzlicher Art bietet der Jubiläumsaufsatz des Agramer Literarhistorikers A. Barac: *Branko.* JNj VIII, knj. I, S. 249—52 (neuerlich abgedruckt in dem Buch Essays von A. Barac: *Knjiga eseja.* Agram 1924, Z. V. Vasić). Barac behandelt genetisch die Beurteilung des künstlerischen Wertes des Schöpfers der modernen serbischen Kunstlyrik, zieht den Charakter der gegenwärtigen Literaturepoche zum Vergleiche heran und versucht schließlich Charakter und Bedeutung der Lyrik Brankos in wesentlichen Strichen aufzuzeigen. — Die in Agram erscheinende, in ihren Aufsätzen zu den jugoslavischen politischen und kulturellen Problemen wie auch zu den aktuellen europäischen Problemen auf wirklich hohem Niveau stehende Zeitschrift Nova Europa (Herausgeber der ehemalige Germanist der Belgrader Universität Milan Ćurčin) brachte ein eigenes Radičević-Jubiläumsheft heraus, das zahlreiche, literarhistorisch wertvolle Aufsätze von bedeutenden Sachkennern enthält: Dem einleitenden Essay von Laza Popović über den jungen Dichter in Karlovitz: *Karlovački Branko.* NE IX, S. 97—100, folgen sehr interessante persönliche Erinnerungen von D. Ruvarac, dem hochverdienten Kirchen- und Kulturhistoriker, dem Bibliothekar an der Karlovitzer Patriarchatsbibliothek, an das Karlovitzer Lebensmilieu der 50er Jahre, die einen Einblick in die damaligen Schulverhältnisse bzw. in das Leben der dort Studierenden gewähren: *Jedna generacija karlovačkih đaka.* NE IX, S. 100—05. — Der in literarisch-ästhetischen Dingen sehr gut bewanderte Essayist Branko Lazarević

(derzeit jugoslavischer Gesandter in Wien) charakterisiert die lyrischen Elemente in der Dichtung Brankos. Ibid. S. 105—11. — Vasa Stajić zeigt auf Grund der hinterlassenen Handschriften die poetische Arbeitsweise (Umarbeitung, Ausfeilung) des Dichters: *Još jedan pogled u Brankovu pesničku radionicu.* Ibid. S. 111—19. — Der Aufsatz Tih. Ostojić *Verbansko kolo u „Đačkom Rastanku"*. Ibid. S. 119—24, ist ein Ausschnitt aus der Studie des Autors im RadJslA 218. — Eine neue Problemstellung bietet V. M. Vukičević mit dem Versuch, die sozialen Anschauungen Brankos über die zadruge, die Hauskommunionen usw. zu analysieren: *Jedan socijalan protest iz 1847 godine.* Ibid. S. 124—26. — Die Reihe schließt Vlad. R. Đorđević mit seiner Übersicht über Vertonung der Gedichte Brankos: *O pevanju i kompozicijama Brankovih pesama.* Ibid. S. 126—27. — P. P. Njegoš: Das Interesse an Njegoš, der stärksten dichterischen Persönlichkeit des Serbentums im 19. Jahrh., ist noch immer lebendig — nicht nur in der Forschung, sondern auch in den weiteren Schichten des literarischen Publikums. Dies beweist auch die Beschäftigung mit Njegoš während des Weltkrieges vor allem in den serbischen Kolonien im Auslande, wie die Beschäftigung mit dem Dichter, seinem Leben und Werk nach dem Weltkriege (Über die serbische und jugoslavische literarische Tätigkeit in der Emigration in Frankreich, England, Amerika, Rußland, während des Weltkrieges vgl. die bibliographischen Angaben bei J. Matl: *Materialien zur Entstehungsgeschichte des südslavischen Staates.* JbKGSl II, H. 2, S. 53—80, insbesondere S. 76). Die kleineren literarischen Erstlingsarbeiten Njegoš's aus den 30er Jahren müssen im Zusammenhang mit den damaligen Lebensverhältnissen des Dichters, mit seinen Reisen nach Wien und Petersburg und mit den bei dieser Gelegenheit sich ergebenden neuen persönlichen Beziehungen untersucht werden. Neues Licht in diesen Abschnitt des Lebens und Schaffens des Dichters wirft die Erforschung der Akten im Archiv des Ministeriums des Inneren in Wien. Andra Gavrilović analysiert auf Grund dieser Akten und anderer gleichzeitiger Quellen die Entstehung und den Gehalt der dichterischen Erstlingswerke, des Pustinjak cetinjski, der politischen und anderen Gedichte der 30er Jahre, behandelt dabei die Frage der Drucklegung des Pustinjak in Wien, durch Vermittlung Vuks, den Einfluß des Sima Milutinović auf Njegoš, die persönlich-literarischen Verbindungen mit dem Korrespondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die Verbindung mit Fürst Miloš Obrenović, bringt Einzelheiten über die Reise nach Rußland, bespricht schließlich Njegoš' Übersetzung aus der „Ilias" und dem „Slovo o polku Igorove": *Vladika Rade, njegova poezija i putovanja tridesetih godina.* GodNČ XXXIII, S. 253—304. — Mit dem jungen Njegoš beschäftigt sich auch P. Popović *Mladi Njegoš.* SKGl. NS I, S. 348—56, 428—35. Popović zeichnet zunächst

das Äußere des jungen Njegoš, dann die Situation, als Njegoš Herrscher wurde und die Regierung in Montenegro übernahm, ferner die Einwirkung des Milutinović auf den Dichter-Herrscher, die Bildung des jungen Njegoš, schließlich seine Reise nach Wien 1833, sein Bekanntwerden mit Vuk und ihre gemeinsamen Pläne und Absichten, seine Reise nach Rußland.

Diese Studie ist auch abgedruckt in der Sammlung von Studien: P. Popović *Iz književnosti* III, S. 81—98. — Anläßlich der feierlichen Übertragung der Gebeine des Dichters von Cetinje in die Grabkapelle auf den Lovćen (1925) erschien eine neue Gesamtausgabe der Werke und die Denkschrift: *Spomenica Petra II Petrovića Njegoša, vladike Rada* 1813—1851—1925. Uredio Dušan D. Vuksan. Izd. Glavnog Odbora za prenos Njegoševih kosti. Cetinje 1926, LX u. 194 S. Diese Denkschrift enthält neben Berichten über die Übertragungsfeierlichkeiten, neben Gelegenheitsgedichten, auch eine große Anzahl von Briefen des Dichters und mehrere Aufsätze mit neuem archivalischen Material. Die Briefe, von denen ein Teil schon bekannt war, stammen aus dem neu errichteten Cetinjer Archiv. Über die Bedeutung dieses Archivs vgl. T. R. Đorđević, SkGl. N. S XVIII, S. 502. Näheres über die Briefe vgl. P. Popović und M. Bulatović, Pril VI, S. 299—303. — Die neue kritische Ausgabe der gesammelten Werke besorgte mit Heranziehung neuen handschriftlichen Materials und mit Kommentar der verdienstvolle Njegoš-Forscher M. Rešetar *Celokupna dela Petra Petrovića Njegoša*. Belgrad 1926, Državno izdanje, I. 355 S., II. 457 S. — Aus dem gleichen Anlasse erschien ein Njegoš gewidmetes Sonderheft des Letopis Matice Srpske XCIX, knj. 306, ferner ein Sonderheft des SkGl. N. S XVI, br. 7, mit zahlreichen Gelegenheitsaufsätzen. — In dem vom Jugoslavischen Professorenverband herausgegebenen Sammelwerk über Cetinje und Montenegro zeigt P. Popović unter Benutzung der noch nicht veröffentlichten St. Vraz-Korrespondenz die Urteile von Vraz über Njegoš *Vraz prema Njegošu*. In: Cetinje i Crna Gora Prired. Profesorsko Društvo, Belgrad 1927. Ebendort gibt der Montenegriner Dušan D. Vuksan ein Verzeichnis der in Cetinje erhaltenen Bibliothek des Dichters und verzeichnet die von Njegoš unterstrichenen Stellen (*Biblioteka vladike Rada*), ferner Risto Korijanić eine neue Erklärung einer Stelle im „Gorski Vijenac" (*Jedno mesto u „Gorskom Vijencu"*). — Aus dem Wiener Staatsarchiv (1837) stammt ein kurzer, politisch geschichtlich interessanter, informativer Bericht Metternichs an die österreichischen Gesandten in Konstantinopel und Petersburg über Njegoš, den Vas. Popović veröffentlicht: *Meternih o Njegošu g. 1837*. Brastvo XXI, S. 178—80. — Mit der Schaffung eines eigenen Organs für die Erforschung der Geschichte und Kultur Montenegros in Zapisi (Cetinje 1927) war eine neue Plattform für die fortlaufende

Veröffentlichung von Quellenmaterial und Studien und Referaten. Montenegro betreffend, gegeben. In dieser Zeitschrift findet sich viel neues Material über das Leben und Schaffen des montenegrinischen Dichters, Herrschers und Bischofs Njegoš. So liefert der Herausgeber der Zapisi Duš. D. Vuksan auf Grund von unveröffentlichtem Korrespondenzmaterial einen Beitrag zur Herrschertätigkeit Njegoš's: *Vladika Rade i Ali-paša Rizvanbegović.* Zap I, S. 129—35. — Er veröffentlicht ebendort einige Notizen: *Tri nepoznate pribilješke vladike Rada,* I S. 174—82, ferner Briefe des Dichters (I, S. 241—46), die das Verhältnis zu S. Milutinović beleuchten, ferner Briefe des Dichters an andere serbische Schriftsteller bzw. Antworten auf diese Briefe, ibid. I, S. 113—15; ferner: *Jedan pokušaj prikazivanja „Gorskog Vijenca" u doba vladike Rada.* Zap II, S. 266—68, aus dem Cetinjer Archiv einen Plan und die Rollenverteilung zu einer dramatischen Aufführung des Gorski Vijenac noch zu Lebzeiten des Dichters. (Übrigens erzählte mir vor kurzem der Mostarer Dichter Jovan Radulović, daß sie noch im Vorjahre, also 1936, einen Versuch machten, einzelne Szenen aus dem Gorski Vijenac bei einem Volksfest zu geben, wobei die Darsteller einfache Montenegriner waren. Sie sollen sich derartig sicher und selbstverständlich in poetischen Ausdrucksformen des Dichters bewegt und ausgedrückt haben, daß man den Eindruck gewann, Auffassung, Gehalt und Sprache des Dichters sei noch ganz unmittelbar in der Gegenwart lebendig). Duš. D. Vuksan veröffentlicht schließlich einen biographischen Beitrag, einen österreichischen Bericht über die Krankheit des Dichters 1851: *Jedan austrijski izvještaj o bolesti vladike Rada.* Zap IV, S. 301—05. — Über die Bildung des Dichters, vor allem über seine Beschäftigung mit fremden Sprachen (Italienisch, Deutsch, Russisch, Französisch) unterrichtet uns mit sicheren Belegen N. Banašević: *Njegošovo učenje stranih jezika.* Zap V, S. 193—201. — Mehrere kleinere Beiträge zur Njegoš-Biographie bringen Pril II, S. 27—36: *Ka izučavanju Njegoša.* Sava Nakićenović berichtet über Josif Tropović, den Lehrer des Dichters, Novica Šaulić veröffentlicht einen Brief des Dichters aus dem Jahre 1837 (über die Beziehungen zu Rußland), Vlad. Ćorović veröffentlicht einen Brief des Dichters an den Archimandriten Makarije Grušić (1830), ferner Nićifor Vukadinović einen Brief Nečajevs-Milaković (1836). — Einige Briefe Njegoš's an den Fürsten Alexander Karađordević (1840, 1841, 1842, 1843) veröffentlicht Nik. Škerović: *P. P. Njegoš i Aleksandar Karađorđević.* Pril IV, S. 217—20. — Der vorhin genannte Duš. D. Vuksan veröffentlichte auch zwei bisher unbekannte Gedichte Njegoš's: *Dvije nepoznate pjesme vladike Rada.* Pril VI, S. 218—20. — Die Dokumente, die Ljubo Vlačić aus den geheimen Akten des ehemaligen Statthaltereiarchivs von Dalmatien veröffentlicht, sind sehr lehrreich für die kirchenpolitische Tätigkeit

und Stellung Njegoš's in den ersten Jahren seiner Regierung: *Vladika Rade po spisima tajne arhive namesništva dalmatinskog*. Pril VII, S. 73—88. — Biographische Angaben über Jefta Popović und dessen Tätigkeit in Montenegro als Sekretär des jungen Njegoš enthält der Aufsatz von Nićifor Vukadinović *Jefta Popović i Joakim Đaković na Cetinju kod Njegoša*. Pril VIII, S. 152—56. — Zwei Briefe Matija Bans und einen Brief Knićanins an Njegoš veröffentlicht Duš. D. Vuksan im ZbB Popović, S. 138—42, Angaben und Studien über das Hauptwerk des Dichters, über den Gorski Vijenac: M. Rešetar war der erste, der 1890 den Gorski Vijenac mit ausführlichem, kritischem Kommentar herausgab. Über die einzelnen Ausgaben, vor allem über die Rešetar-Ausgaben vgl. die kritischen Bemerkungen des Ljub. Stojanović, Zap III, S. 305—06. Ein bibliographisches Verzeichnis der Ausgaben dieses standard works der jugoslavischen Literatur lieferte für die Zeit 1913—23 der Bibliograph und derzeitige Direktor der Belgrader Universitätsbibliothek Uroš Džonić, Pril III, S. 262—63. — An die 7. Ausgabe: *P. P. Njegoš, Gorski Vijenac, s komentarom Milana Rešetara*. Belgrad, Cvijanović, 1920, schlossen sich langwierige kritisch-polemische Auseinandersetzungen. Sima Pandurović, der Dichter, Literaturkritiker und seinerzeitige Schriftleiter der Kulturzeitschrift „Misao", stellte sich in seiner kritischen Auseinandersetzung mit einzelnen Stellen des Rešetarschen Kommentars auf den Standpunkt, daß Rešetar von dem Erfassen des inneren Wertes des Werkes weit entfernt sei: Mis IV, S. 1693—1700. Vgl. die Antwort Rešetars: Pril I, 1, S. 135—38, ferner L. Bakotić ibid. S. 138—39. Ergänzungen zu den kritischen Bemerkungen Pandurović's bringt noch T. Đukić *O komentaru „Gorskog Vijenca"*. Mis V, S. 229—33, 314—19. M. Rešetar selbst hat einen Teil der eingehenden kritischen Ausstellungen Pandurović's in der 8. Ausgabe (Belgrad 1923) berücksichtigt. Vgl. die ausführliche Kritik zum Kommentar der 8. Ausgabe von R. Kovijanić und S. Matić, Pril III, S. 254—62 (ibid. S. 254 die bisherige Literatur über Njegoš). — Weitere Beiträge zur Erklärung einzelner Stellen im Gorski Vijenac lieferten D. Kostić *Njegošev vrag sa dva maća*. JF VI, S. 218—19, L. Mirković: *„Časni posti u „Gorskom Vijencu"*. Pril VI, S. 269—70 (gibt eine authentische Erklärung, was man in Montenegro unter časni posti versteht), F. Bajraktarević *Burak u Gorskom Vijencu*. Pril VI, S. 280—81 (Erklärung des alten Wortes *burak*, Vers 1143, 1149—50). — Die Frauengestalten sowie die Auffassung der Frau im Gorski Vijenac unterzieht S. Matavulj einer Betrachtung: *Ženske glave u „Gorskom Vijencu"*. KJ. knj. I, S. 101—10. — R. Korijanić betrachtet dagegen die Auffassung des Kraljević Marko in der Dichtung Njegoš's und machte gleichzeitig gute Beobachtungen über die Auffassung des nationalen Abwehrkampfes im Gorski Vijenac: *Njegoš prema Marku*

Kraljeviću. Zap III, S. 199—209. — Einen Versuch, den Inhalt des Gorski Vijenac in Prosa genau wiederzuerzählen, macht für die Jugend Dušan Bogosavljević: *Njegošev Gorski Vijenac.* Belgrad 1927, 147 S. (Reihe: Veliki pisci za omladinu). Vgl. Pril IX, S. 218—19. — Nach Branko Lazarević stellt den ersten und höchsten Wert und Ausdruck des jugoslavischen nationalen Kulturwollens das Volkslied, die Volksdichtung dar, die zweite bedeutende Verkörperung der jugoslavischen ästhetisch-künstlerischen Aktion vertritt der „Gorski Vijenac". Diesen seinen Standpunkt der Bewertung begründet Br. Lazarević in dem Aufsatz: „Gorski Vijenac". NE XI, S. 9—21. — Auch das viel gedeutete philosophische Werk Njegoš's „*Luča mikrokozma*" beschäftigte weiterhin die Forschung. Anläßlich der 2. Ausgabe der Untersuchung des Belgrader Philosophen Bran. Petronijević „*Filosofija u Gorskom Vijencu*". 2. izd. Belgrad 1920, hatte die Diskussion um die Weltanschauung des Dichters neuerlich eingesetzt. Petronijević stellte die Frage, ob Njegoš ein Vorläufer Darwins sei, vergleicht die Ideen Njegoš's mit denen Schopenhauers und zeigt schließlich, daß die ideologischen Haupttendenzen die gleichen wie bei Schopenhauer sind und legt die übrigen philosophischen Anschauungen des Dichters klar. Vgl. dazu die krit. Bemerkungen M. Medić, NaVj XXVIII, S. 453—57. — Ergänzend zu Petronijević macht Br. Vodnik darauf aufmerksam, daß einige Gedanken und Anschauungen, die Njegoš anscheinend Darwin vorweggenommen hat, sich schon bei dem slavonischen Dichter Vid Došen finden: *Njegoš kao prethodnik Darvinov.* JNj VII, knj. II, S. 155—56. (Ich glaube, daß hier gemeinsame Wurzeln in dem positivistisch-evolutionistischen Gedankengut der anglo-französischen Aufklärungsphilosophie vorliegen, die Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrh. Allgemeingut auch der mittel- und südosteuropäischen Intelligenz wurden und erst dann langsam in die breiteren Schichten des Bürgertums und der städtischen Arbeiterschaft durchsickerten.) — D. Bogdanović hatte in seiner Ausgabe des „Luča mikrokozma" (Agram 1918) die Meinung vertreten, daß Njegoš insoweit gegenüber Milton originell sei, als er annimmt, daß Adam ein Engel sei, der sich gegen Gott empörte, jedoch zur rechten Zeit Reue tat und von Gott damit bestraft wurde, daß er das mühselige Leben auf Erden leben muß. T. Matić vertritt dagegen in seiner Studie über den Grundgedanken des Luča mikrokozma: *Osnovna misao mikrokozma* LjJslA XXXV, S. 72—76, den Standpunkt, der Grundgedanke dieser philosophischen Dichtung sei nichts anderes als die Lehre der griechischen Philosophie von der Präexistenz der Seele, und zeigt, daß diese Lehre auch den bosnischen Bogomilen bekannt war. — Als M. Rešetar im folgenden bzw. nächstfolgenden Jahre eine kritische Neuausgabe dieser Dichtung für die SKZ besorgte: *Luča mikrokozma.* Priredio za štampu M. Rešetar.

Belgrad 1923, SKZ, br. 170, fügte er dieser Neuausgabe als Vorrede die Studie von Bran. Petronijević: *Filosofija u Luči mikrokozma* ein. Vgl. dazu krit. A. Barac, JNj VIII, knj. I, S. 238—40, ferner die kritische Revision der bisherigen ästhetischen Urteile über dieses Werk von A. Haler, ibid. S. 401—05. — Den Gesamtkomplex versuchte A. Schmaus, dzt. Lektor für deutsche Sprache an der Universität Belgrad, zu klären in dem Buch: *Njegoševa Luča mikrokozma*. Belgrad 1927. Schmaus, aus Bayern gebürtig, ein einstiger Schüler Bernekers, der bereits durch die vorherigen kritischen Aufsätze (im Misao) seine gründliche Vertrautheit mit der neueren serbokroatischen Literatur und mit den grundsätzlichen ästhetischen Problemen unter Beweis gestellt hatte, gibt in dieser seiner Arbeit einen wertvollen, wichtigen Beitrag zur Erklärung des Gehaltes und der ästhetischen Bewertung dieses Werkes. Schmaus untersucht auf komparativer Grundlage das religiöse Schaffen des Dichters, wirft damit neues Licht auf eventuelle Zusammenhänge zwischen Njegoš und den religiösen Epen des Westens (Dante, Milton, Klopstock), zeigt damit den Grad der Originalität und den eigentlichen Wert dieses Werkes in der Geschichte der religiösen Dichtung auf und analysiert schließlich die dichterische und philosophische Grundkonzeption des Werkes. Vgl. dazu SKGl, NS XXIII, S. 312—14. — Die Frage der Originaldichtungen Njegoš's in seinem volksepischen Sammelwerk „Ogledalo Srpsko" behandelt Trif. Đukić *Njegoševe pesme u „Srpskom Ogledalu"*. Zap I, knj. I, S. 65—70. Ergebnis: Die originalen Elemente Njegoš's sind zahlreicher als man bisher annahm. — Einen bedeutenden Fortschritt in der Njegoš-Forschung zeigt die Studie von N. Banašević: *Bifon i Njegoš*. ZbBPopović 1929, S. 121—37. Es werden in ihr nicht nur die geistigen Einflüsse der französischen Gelehrten Buffon auf Njegoš und die Spiegelung dieser Einflüsse im „Gorski Vijenac" und „Luča mikrokozma" aufgezeigt, sondern es werden auch die wesentlichen Elemente der geistigen Persönlichkeit, der Weltanschauung, der geistig-künstlerischen Gestalt des Dichters herausgearbeitet. Vgl. dazu RÉS IX, S. 320. — Njegoš's Stellung zur jugoslavischen Idee behandelt N. Škerović in dem Aufsatz: *Njegoš i Jugoslovenstvo*. NE XI, S. 1—8. Al. Jelačić, der in Jugoslavien wirkende russische Historiker, sammelte die Angaben über die Beziehungen des Dichters zu Rußland und gibt eine kurze übersichtliche Darstellung dieser Beziehungen und ihrer Reflexe in der Dichtung Njegoš's: *Njegoš i Rusija*. NE XII, S. 464—72. — Über Njegoš's deutsche Briefe findet sich Material im Strani Pregled II, S. 45—56. — Der „Gorski Vijenac" ist in verschiedene europäische Sprachen übersetzt. Die čechischen Übersetzungen dieser Dichtung durch J. Hudec und K. Křivý analysiert O. Kolman *Dva české překlady Njegoševa „Horského věnce"*. Slavia VI, S. 394—454, 709—41. —

Zum Abschluß sei noch ein informativer italienischer Aufsatz von P. Kasandrić genannt, der die Entwicklung des Dichters, seine politische Tätigkeit und den Gehalt seiner Dichtung übersichtlich darlegt: *Pietro II Petrović Niegoš.* L'Europa Orientale V, S. 750—72. — In die serbokroatisch-italienischen Literaturbeziehungen wirft — auch in Beziehung zu Njegoš — neues Licht die Untersuchung von Nićifor Vukadinović *Francesco dal'Ongaro.* Pril V, S. 1—14. Der 50. Jahrestag des Todes dieses italienischen Schriftstellers bietet Vukadinović den Anlaß, auf Grund des biographischen Materials über ihn, auf Grund seiner Korrespondenz, vor allem aber auf Grund des Materials in der italienischen Zeitschrift Favilla (Trieste 1844) und in dem Osservatore Triestino die Beschäftigung dieses Mannes mit der südslavischen Literatur und seine Verdienste um die Popularisierung dieser Literatur in den weiteren italienischen Kreisen darzulegen. Dal'Ongaro beschäftigte sich sehr viel mit jugoslavischen Volksliedern, schrieb Zeitschriftenaufsätze darüber (z. B. Sulle poesie populari dei populi slavi. La Favilla 1840), brachte Übersetzungen aus der Vukschen Sammlung, hatte Beziehungen mit Njegoš, dessen Gedicht „Tri dana u Trstu" Dal'Ongaro aus der Handschrift übersetzte und italienisch zuerst veröffentlichte. Dal'Ongaro nahm den Stoff für sein Drama „L'Ercole serbo", das in Mailand, Florenz, Triest mit großem Erfolge aufgeführt wurde und aus der Handschrift ins Deutsche und Slovenische übersetzt wurde, aus den südslavischen Volksliedern (Kraljević Marko) und veröffentlichte 1866 in seinen Fantasie drammatiche e liriche, Firenze, eine Trilogie Marco Cralievic, die sich trotz der Gleichheit des Stoffes wesentlich von dem obgenannten Drama unterscheidet. Im folgenden sollen die Dichter der romantischen Omladina-Bewegung besprochen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Graz. Josef Matl.

Die čechoslovakische Sprachwissenschaft in den Jahren 1928—1932.

Teil 3.

9. Kirchenslavisch.

Im Jahre 1928 ist in Prag Kul'bakins Grammatik der altkirchenslav. Sprache, aus dem Manuskript ins Čech. übersetzt von B. Havránek, erschienen (*Mluvnice jazyka staroslověnského*, Verlag der „Jednota čes. filologů", X + 214); es ist eine verkürzte Ausgabe der französischen Bearbeitung[1]), welche erst später (1929) in der Pariser

[1]) Doch vermehrt um eine gedrängte Übersicht der wichtigsten Tatsachen der Syntax, die es in der franz. Fassung nicht gibt.

Collection de manuels publiée par l'Institut d'études slaves als 5. Band herausgegeben wurde. Von den Besprechungen verdient die von N. van Wijk Slavia 8 (1929—1930) S. 145—151 und die von K. H. Meyer IF. 15 (1932) S. 86—90 hervorgehoben zu werden; unter den čech. Slavisten lieferte besonders J. Kurz wichtige kritische Auseinandersetzungen und Zusätze in einem selbständigen Aufsatze (*K české Kul'bakinově mluvnici jazyka staroslověnského*) in LF. 56 (1929) S. 112—123 u. 224—232, außerdem sei hier das Referat von J. Vajs in Časopis katolického duchovenstva 69 (1928) S. 1110—1113 erwähnt.

In den *Palaeoslovenica* von J. Kurz LF. 57 (1930) S. 368—372 werden neue Belege des Lok. Plur. auf -(н)нχъ bei den *jo*-Stämmen, des Relativpronomens ohne -же, des zusammengesetzten Präteritums ohne das Hilfszeitwort (не была Zogr.) und der Konjunktion да statt да (Zogr., nur vor der Konjunktion и) dargeboten. In einem anderen Artikel ebd. 22—27 zeigt derselbe Verf., daß die pronominale Form нжь, lediglich im Zogr., und zwar im Nom. Mask. Sing. vorkommt; seiner Meinung nach soll diese Form durch Analogie nach den Pronomina wie сь, вьсь, сиць entstanden sein. Der russische Gelehrte V. Pogorělov, heute Professor der russ. Sprache und Literatur an der Preßburger Universität, analysiert im Aufsatze Формы греческих слов в кирилло-мефодіевском переводѣ евангелія, из наблюденій в области древне-славянской переводной литературы VI. (Die Formen griechischer Wörter in den kyrillo-methodäischen Evangelienübersetzungen, Studien auf dem Gebiete der altslav. Übersetzungsliteratur VI.), Byzantinoslavica 2 (1930) S. 1—26, franz. Zusammenfassung 27—28 zunächst die griech. Wörter, welche ins Slavische bereits früher aufgenommen worden waren und vom Übersetzer in einer volkstümlichen Form benützt wurden, ferner die Art und Weise, wie die griech. Entlehnungen dekliniert werden, endlich untersucht er die altslav. Wiedergabe von genitivischen Attributen der griech. Vorlage und die Bewohnerbezeichnungen auf -ѣнинъ, und zieht aus seiner Analyse die Schlußfolgerung, der Übersetzer sei des Griechischen nicht vollkommen mächtig und seine Muttersprache sei slavisch gewesen — was allerdings nicht nötig ist. Bespr. von V. Rozov Slavia 10 (1931) S. 807—817 und J. Kurz Byzantinoslavica 2 (1930) S. 465—467. In seinem Vortrag auf dem I. Slavistenkongreß in Prag 1929, dessen Zusammenfassung unter dem Titel Западно-славянскіе элементы в кирилло-мефодіевском лексикѣ in SbSlavist. II, S. 667, in franz. Übersetzung ebd. 1029 erschienen ist, behandelt Pogorělov die westslavischen Elemente im kyrillo-methodäischen Lexikon; es handle sich bes. um diejenigen Ausdrücke, welche durch die bulgarische Revision zur Zeit Simeons aus den kirchenslav. Übersetzungen beseitigt wurden. Rez. A. Brückner Slavia 11 (1932) S. 625. Im 2. Bande der Roz-

wadowski-Festschrift (Symbolae grammaticae in honorem J. Rozwadowski, Krakau 1928) berichtet M. Weingart S. 227—246 in čech. Sprache über den Stand der von W. Vondrák hinterlassenen Vorarbeiten zu dem von ihm geplanten altkirchenslav. Wörterbuch und legt dar, nach welchen Grundsätzen er diese Arbeit fortzuführen gedenkt; franz. Zusammenfassung ebd. S. 540—542. Von den Wortabkürzungen in den glagolitischen Texten handelt J. Vajs *Zkratky a zkracování slov v hlaholských textech* in der dem čech. Historiker G. Friedrich gewidmeten Festschrift (Sborník prací věnovaných Prof. G. Friedrichovi, Prag 1931) S. 420—424. Derselbe schrieb einen Leitfaden der glagolitischen Paläographie, mit dem Untertitel „Einführung in die glagol. Bücherschrift" (*Rukověť hlaholské paleografie, uvedení do knižního písma hlaholského*, Prag, Verlag des „Slovanský ústav", 1932, VIII + 178 S. + 54 Tafeln). Der 1. Teil des Buches enthält eine allgemeine Geschichte der glagol. Schrift (Ursprung, Frage der Priorität in der altslav. Literatur, Verhältnis zur griech. Minuskelschrift und zu den orientalischen Alphabeten, die spätere graphische Entwicklung einzelner Buchstaben, graphische Abkürzungen), im 2. Teil untersucht der Verf. vom Standpunkte der Paläographie die einzelnen glagol. Denkmäler, und zwar die der mährisch-pannonischen und der bulgarisch-mazedonischen Zeitperiode, sowie die dem kroatischen Boden entstammenden bis zur Zeit der ersten Drucke. Bespr. von B. Havránek Časopis Matice moravské 57 (1933) S. 224—228, G. Il'jinskij NV. 14 (1933) S. 182—184 (čechisch, aus dem Russ. übersetzt von V. Machek), M. Weingart Byzantinoslavica 5 (1933—1934) S. 417 bis 424, St. Mladenov Славянски гласъ 28 (1934) S. 194—198, S. Kul'bakin Slavia 13 (1934—1935) S. 477—484.

Die in der neueren Zeit besonders von P. A. Lavrov vertretene Ansicht, daß die pannonischen Legenden slavisches Original und keine Übersetzung aus dem Griech. sei, stützt mit weiteren Gründen V. Pogorělov На какомъ языкѣ были написаны, такъ называемыя Панноискія Житія? Byzantinoslavica 4 (1932) S. 13—21, franz. Zusammenfassung 21. Die kyrillo-methodäischen Probleme berührt auch J. Hýbl in seiner Geschichte des bulg. Volkes (*Dějiny národa bulharského*, Bd. I, Prag, Verlag des „Historický klub", 1930), S. 88ff.

Unter den textkritischen Editionen einzelner kirchenslav. Denkmäler nimmt den ersten Platz die prächtige und sehr wichtige Textausgabe des Assem. von J. Vajs und J. Kurz ein (*Evangeliarium Assemani*. Codex Vaticanus 3. slavicus glag. Editio phototypica cum prolegomenis, textu litteris cyrillicis transcripto, analysi, annotationibus palaeographicis, variis lectionibus, glossario. Tomus I. Prolegomena, tabulae. Prag, Čech. Akademie, 1929, XXXII S. + 316 Tafeln). Das Vorwort enthält u. a. eine sorgfältige Beschreibung des Kodex nach Form und Gehalt, seiner Geschicke, die Meinungen einzelner

Slavisten über ihn, ein Verzeichnis wichtigerer glagol. und kyrill. Glossen, Vergleichung einiger Teile des Assem. mit wichtigeren byzantinischen Evangeliarien; außerdem wird hier die Frage nach dem Alter der Handschrift und nach der Entstehungszeit des Kodex erörtert. Einen ausführlichen Bericht über diese Edition, welcher manches aus dem erwähnten Vorwort wiederholt und daneben interessante Bemerkungen zur Sprache und Schrift dieses altkirchenslav. Denkmals und zu dessen Bedeutung für die Kritik des Evangelientextes enthält, verlas J. Vajs auf dem I. Slavistenkongresse, abgedruckt in SbSlavist. II, S. 730—734 (čechisch; franz. Übersetzung ebd. 1048—1052); außerdem schrieb er ein Autoref. für den Časopis katol. duchovenstva 70 (1929) S. 650—653. J. Kurz *K Zografskému evangeliu*, Slavia 9 (1930—1931) S. 465—489, 673—696 u. 11 (1932) S. 385—424 (auch selbständig, Prag 1933) untersucht im ersten Teile — nachdem er die betreffenden Arbeiten N. van Wijks und anderer ausführlich analysiert hat — die Beziehungen des Zogr. und des Mar. zum Assem. (dazu St. Mladenov Училищенъ прегледъ 29 [1930] S. 1604—1607); der andere Teil der Studie enthält eine Geschichte des Zogr. und die Feststellung mehrerer sprachlicher Schichten in diesem Kodex, dazwischen Beiträge zur Erklärung verschiedener sprachlicher Erscheinungen (z. B. der Formen vom Typus гради, der Endungen des Adjektivs in „bestimmter", d. h. zusammengesetzter Flexion, der Entwicklung des slav. Imperfekts, der Dublette братрѫ ~ братъ) und des Verhältnisses vom Zogr. zum Mar. Besprochen von M. Weingart Byzantinoslavica 5 (1933—1934) S. 452—456 und S. Kul'bakin Јужнословенски филолог 13 (1933—1934) S. 233—242. Eine Übersicht der bisherigen Forschung über die Freisinger Fragmente bot J. Stanislav in seinem slovakisch geschriebenen Aufsatz *Doterajšie výskumy o Frizinských pamiatkach* (Kriticko-bibliografický prehl'ad), Byzantinoslavica 4 (1932) S. 303—331, franz. Zusammenfassung S. 331—335.

Zum Andenken des 1000. Todesjahres des ersten čech. Heiligen erschien in Prag 1929 im Verlag der Čech. Akademie die von J. Vajs redigierte Sammlung der altslav. Literaturdenkmäler vom hl. Wenzel und der hl. Ludmila (*Sborník staroslovanských literárních památek o sv. Václavu a sv. Lidmile*). Sie enthält zunächst eine kritische Ausgabe aller betreffenden kirchenslav. Texte mit čechischer, teilweise auch lateinischer Übersetzung und mit Einleitungskapiteln zu einzelnen Denkmälern über deren Entstehung, wechselseitiges Verhältnis und Bedeutung. Außer den beiden Abhandlungen von N. I. Serebrjanskij *Prolożní legendy o sv. Lidmile a o sv. Václavu* (Die Prologlegenden von der hl. Ludmila und vom hl. Wenzel, S. 47—88) und *Ruská redakce původní staroslověnské legendy o sv. Václavu* (Die russ. Redaktion der ursprünglichen altslav. Legende vom hl. W., S. 11—28), welche von einer diplomatischen Edition der untersuchten Handschriften be-

gleitet sind, enthält der Sammelband drei Spezialarbeiten von Vajs: die erste betrifft die kroatisch-glagolitische Redaktion der ursprünglichen altslav. Legende vom hl. Wenzel (*Charvátskohlaholská redakce původní staroslov. legendy o sv. V.*, S. 5—8 u. 31—43), wo der Verf. besonders das gegenseitige Verhältnis der drei Redaktionen (der beiden russischen und der kroatisch-glagolitischen) löst und zu dem Ergebnis kommt, daß die ursprüngliche Legende glagolitisch in Böhmen geschrieben worden sei; die zweite Arbeit (S. 137—145) bringt den mit Einleitung und kritischem Apparat versehenen Abdruck des Kanons zu Ehren des hl. Wenzels aus den Menäen nach der Handschrift der Synodalbibl. Nr. 294; die dritte endlich (S. 146—149) handelt über den Namen des hl. Wenzel und der hl. Ludmila in den altslav. Menologien und Kalendarien und enthält den Abdruck des Kalendariums aus dem glagol. Kodex der Pariser Nationalbibl. (Slav. 12). Eine andere selbständige Studie stammt von J. Vašica und betrifft die sog. Nikolskij-Legende, d. h. die altslav. Übersetzung der Gumpoldschen Legende mit vielen Abweichungen vom lateinischen Original (*Druhá staroslověnská legenda o sv. Václavu*, S. 71—135); der Verf. bot hier eine kritische Ausgabe und stellenweise auch eine Rekonstruktion des durch die Kopisten stark verdorbenen Textes, mit čech. und lat. Übersetzung, und sucht nachzuweisen, daß die altslav. Übersetzung in Böhmen um das J. 1000 entstanden und in glagolitischer Schrift aufgeschrieben worden sei, daß aber beim Abschreiben spätere Glossen in den Urtext hineingeraten und durch die kyrillische Transliterierung zahlreiche Fehler entstanden seien[1]). Von den Besprechungen dieser zum Wenzelsjubiläum herausgegebenen Sammelschrift seien hier angeführt: von M. Weingart Byzantinoslavica 2 (1930) S. 453—457, B. Havránek Časopis Matice moravské 55 (1931) S. 192—213, Fr. Pastrnek Slavia 10 (1931) S. 599—601 und G. Il'jinskij ebd. 11 (1932) S. 356—360. In der gleichzeitig in Prag erschienenen, P. N. Miljukov gewidmeten Festschrift versucht der Historiker J. Slavík *Svatý Václav a slovanské legendy* (Der hl. W. und die slavischen Legenden, S. 137—154) nachzuweisen — u. a. auch mit Hilfe der sprachlichen Textkritik —, daß die glagolitische Redaktion der altslav. Legende besser als die übrigen erhalten sei und die Novljaner Handschrift den besten von allen Texten darbiete; dazu Havránek in seiner letztgenannten Besprechung in Časopis Mat. Mor. 55, S. 192ff.

J. Vajs *Byzantská recense a evangelijní kodexy staroslověnské* (Die byzantinische Rezension und die altslav. Evangeliencodices), Byzan-

[1]) Mehr summarischer Art ist der Aufsatz Vašicas *De sancto Venceslao in documentis litterarum Palaeoslovenicis* in den Acta Conventus Pragensis pro studiis Orientalibus a. MCMXXIX celebrati (Olmütz 1930) S. 39—59.

tinoslavica 1 (1929) S. 1—9 und 4 (1932) S. 1—10 stellte fest, daß der altslav. Evangelienübersetzung der sog. byzantische Text, doch mit Beimischung einiger älterer Texte, bes. der „westlichen" Lesearten und gewisser Stellen aus der Vulgata (z. B. насѫщьныи nach *supersubstantialis*), zugrunde liegt; bespr. V. Rozov Slavia 9 (1930—1931) S. 617—621. A. Kníř *Homilie Jana Zlatoústého o Herodiadě ve Sborníku Svjatoslavově z r. 1073* (Die Homilie des Ioannes Chrysostomos über Herodias in dem Svjatoslav-Kodex aus dem J. 1073), Byzantinoslavica 1 (1929) S. 182—206 brachte einen kritischen Abdruck dieses Textes aus dem altserb. Homiliar Mihanovićs (13. Jahrh.) mit hinzugefügten Varianten der übrigen Handschriften und mit parallelem griech. Text. Rez. V. Rozov Slavia 9 (1930—1931) S. 819—823. In demselben Bande der Byzantinoslavica S. 244—245 sichtet M. Weingart „*Napisanie o pravěj věrě*" (Traktat vom wahren Glauben) die neuere Literatur über dieses kirchenslavische, gewöhnlich dem hl. Konstantin zugeschriebene Denkmal. A. Mišković und V. Pogorělov *Spišské cyrilské úlomky XII.—XIII. storočia*, Bratislava 3 (1929) S. 80—87 (mit 2 Beil.) veröffentlichten die in der Zips unlängst von Mišković entdeckten sechs kyrillischen Fragmente aus dem 12. bis 13. Jahrh und stellten deren serbische Provenienz fest; Rez. St. Mladenov Училищенъ прегледъ 28 (1929) S. 215—217. Über das politische und soziale Element der byzantisch-slavischen Orakelbücher handelte ausführlich M. A. Andrejeva Политическій и общественный элемент византійско-славянских гадательных книг, Byzantinoslavica 2 (1930) S. 46—72, 395—414, 3 (1931) S. 430—460 und 4 (1932) S. 65—83 (franz. Zusammenfassung Bd. 2 S. 73, 414 f., Bd. 3 S. 460 f., Bd. 4 S. 84); in den Beilagen sind einige der betreffenden kirchenslav. Texte abgedruckt. Bespr. von V. Rozov Slavia 11 (1932) S. 665 (ungünstig).

Im 4. Bande der Pariser Studien zur mittelalterlichen Kunst „Orient et Byzance", der unter dem Titel L'Art byzantin chez les Slaves I in Paris 1930 als Festschrift für Th. Uspenskij erschien, veröffentlichte M. Weingart unter dem Titel *Les chroniques byzantines dans la littérature slave ecclésiastique* (S. 50—65) die Hauptergebnisse seiner älteren Arbeit über die byzantinischen Chroniken in der kirchenslav. Literatur (*Byzantské kroniky v literatuře církevně-slovanské*, Preßburg, I 1922, II 1923); die Sprachwissenschaft betreffen u. a. Betrachtungen über die Bedeutung von ѭдъ und über die Herkunft von кѣльможа.

Wichtigere Besprechungen von Arbeiten auf dem Gebiete des Kirchenslavischen: J. Kurz über S. Kul'bakin, Le vieux slave (Paris 1929) in Rocz. slaw. 10 (1931) S. 137—160; M. Weingart über I. Ohijenko, Найважніщі памятники церковно-словянської мови I. Памятники старословянські X.—XI. віків (Warschau 1929) in Byzantino-

slavica 1 (1929) S. 240—242 (über diese Schrift auch Fr. Pastrnek in Slavia 11 [1932] S. 628—629), über C. Mohlberg, Il messale glagolitico di Kiew ed il suo prototipo romano del sec. VI—VII (1928) in Časopis Matice moravské 53 (1929) S. 239—242 (über diese Schrift auch J. Vajs Bratislava 4 [1930] S. 521—527), über A. V. Rystenko, Матеріали з історії византійсько-словянської літератури та мови (Odessa 1928) in Byzantinoslavica 2 (1930) S. 442—446 über K. Mijatev Симеоновата църква въ Прѣславъ и нейниятъ епиграфиченъ материалъ (Български прегледъ 1 [1929] S. 100—125) und über J. Ivanov, Български старини изъ Македония (Sofia 1931) ebd. 3 (1931) S. 226—228; O. Markov über S. Dragomir, Documente nouă privitoare la relaţiile ţării româneşti cu Sibiiul in sec. XV şi XVI (Bukarest, s. a.) in Slavia 8 (1929—1930) S. 825—829; J. Vajs über I. Ohijenko, Словянське письмо перед Костянтином (Kiew 1928) in Slavia 9 (1930) S. 375—378; O. Hujer über M. Weingart, Dobrovského Institutiones, I. Církevně slovanské mluvnice před Dobrovským, II. Rozbor Institucí (Preßburg 1923 u. 1925) in LF. 55 (1928) S. 361—365; über die letztgenannte Schrift auch M. Noha in NV. 9 (1928) S. 107—110.

10. Südslavisch.

Die serbokroatischen Akzentfragen betrifft der letzte von F. Liewehrs *Beiträgen zur slavischen Sprachwissenschaft* in der Spina-Festschrift (Prag 1929, s. Zeitschr. XII, S. 404) S. 192—201; der Verf. analysiert hier die Einwände, welche N. van Wijk (Slavia 6 [1927] S. 488—493) gegen seine Schrift zur Chronologie des serbokroat. Akzentes (Prag 1927) erhoben hat. G. Ružičić, Lektor des Serbokroat. an der deutschen Universität in Prag, sucht in seiner Miszelle *Le čakavo-kajkavien j pour le slave commun dj*, Charisteria Mathesio S. 39—41 die im Titel genannte Lautentwicklung auf historisch-phonologischem Wege zu erklären. In den Bereich der Erforschung der serbokroat. Dichtersprache gehört die Abhandlung F. Wollmans *Njegošův deseterec* in Slavia 9 (1930—1931) S. 737—791, welche zunächst eine Übersicht der bisherigen diesbezüglichen Literatur, ferner eine Rekonstruktion der sprachlichen Unterlage dieser Versform, eine Analyse ihres rhythmischen Prinzips und ihrer Entwicklungsgeschichte enthält. Bespr. von R. Jakobson Slav. Rundschau 3 (1931) S. 453—454, O. Kolman Јужнословенски филолог 11 (1931) S. 273—279, M. Rešetar Прилози за књижевност, језик, историју и фолклор 12 (1932) S. 135—138 (dazu Wollmans Entgegnung ebd. 262—266 und die Replik des Rezensenten Јужнословенски филолог 12 [1933] S. 288—289). Eine Übersicht und zugleich gedrängte Würdigung *Neuer Arbeiten über die südslavische dichterische Form* von R. Jakobson brachte Slav. Rundschau 4 (1932) S. 275—279.

V. Burian *Po stopách češství a české knihy v starším slovinském písemnictví* (Auf Spuren des čechischen Einflusses im älteren slovenischen Schrifttum), Slavia 8 (1929—1930) S. 54—75, 248—270 u. 449—482 (als Sonderabdruck bereits 1928 ersch.) spricht u. a. auch von sprachlichen Einflüssen des Čech. auf das Slovenische seit dem 15. Jahrh. und befaßt sich namentlich mit den čech. Quellen von Pohlins Krainischer Grammatik (1768) und mit den Čechismen in Pohlins Wörterbüchern.

Im Verlag der Čech. Akademie gaben P. A. Lavrov und J. Polívka eine fast 300 Seiten umfassende Sammlung südmazedonischer Volkserzählungen nach Verkovičs handschriftlichem Nachlaß aus den sechziger Jahren des 19. Jahrh. heraus (*Lidové povídky jihomakedonské*, Prag 1932). Den Texten, die teilweise akzentuiert sind und meistens aus der Umgebung von Saloniki stammen, geht ein čech. Vorwort von Polívka und ein russisches von Lavrov voraus, und folgt nach zunächst (S. 297—343) die Studie Lavrovs Описаніе говора, лежащего в основе сборника Верковича, welche eine Beschreibung und Analyse dieser Mundart in lautlicher, morphologischer und bes. syntaktischer Hinsicht, mit einigen semasiologischen Betrachtungen ergänzt, enthält, ferner (S. 343—354) die Studie von N. K. Dmitrijev Материалы Верковича, как туркологический памятник, eine Analyse vom Standpunkte sprachlicher Einflüsse der Osmanen, endlich (S. 354—384) ein Verzeichnis der Wörter griechischen Ursprungs von Lavrov und derjenigen osmanischen Ursprungs von Dmitrijev (Ergänzungen S. 526—572 von J. Rypka und St. Romanski); den Rest des Werkes macht Polívkas ausführlicher Kommentar zu einzelnen Erzählungen und ein Namen- und Sachregister aus. Von den Besprechungen führe ich bes. die folgenden sprachwissenschaftlich wichtigen an: L. Miletič Македонски прегледъ 8, 3 (1933) S. 129—137 (u. a. Ergänzungen zu Lavrovs Описаніе), K. Mirčev in derselben Zeitschrift 9, 2 (1934) S. 141—144 (Мнимитѣ сърбизми въ езика на южномакедонскитѣ приказки) und St. Mladenov Slavia 13 (1934—1935) S. 431—454.

Aus der Rezensionsliteratur: R. Jakobson Slav. Rundschau 1 (1929) S. 682—684, B. Havránek Central'naja Evropa 1, 3 (1930) S. 56—57 und M. Weingart ČModFil. 17 (1931) S. 263—264 über St. Mladenov, Geschichte der bulgar. Sprache (Berlin-Leipzig 1929); M. Weingart Byzantinoslavica 3 (1931) S. 224—226 über K. Sandfeld, Linguistique balkanique (Paris 1930); G. Ružičić NV. 9 (1928) S. 177—183 über V. Vážnýs Arbeiten O chorvatském „kajkavském" nářečí Horvatského Grobu (Preßburg 1925) und Čakavské nářečí v slovenském Podunají (Preßb. 1927); derselbe, Slav. Rundschau 1 (1929) S. 771—772 über K. H. Meyer, Untersuchungen zur Čakavština der Insel Krk (Leipzig 1928); ders., Slavia 9 (1930—1931) S. 151

—154 über K. H. Meyer und A. Stojičević, Serbokroatisches Lesebuch (Göttingen 1927); R. Jakobson Byzantinoslavica 4 (1932) S. 194—202 über A. Vaillant, Les chants épiques des Slaves du Sud (Paris 1932).

11. Ostslavisch.

Das wegen der drei ersten Kapitel und des Schlußkapitels — wo allgemein sprachwissenschaftliche und slavistische Fragen erörtert werden — bereits oben (Bd. XIII, S. 410f.) erwähnte Buch von R. Jakobson *Remarques sur l'évolution phonologique du russe* usw. (Prag 1929), enthält in den übrigen Kapiteln wichtige Beiträge zur phonologischen Erforschung des Russ. vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus. Der Verf. befaßt sich zunächst mit der Frage des Lautwandels *je-* > *o-* im Russ., ferner mit der mundartlichen Differenzierung des Urruss. (Kap. V. Faits dialectaux du protorusse); dann untersucht er die lautstrukturellen Änderungen, die der Verlust von urslav. schwachen Vokalen *ъ*, *ъ̀* in den einzelnen russ. Mundartengruppen und den übrigen Slavinen zur Folge hatte, bes. in bezug auf die konsonantische Korrelation von *Palatal* ~ *Nichtpalatal*, und diese Korrelation selbst sowohl im Russ. als auch in den übrigen slav. Sprachen (Kap. VI u. VII); endlich handelt er über Lauterscheinungen, welche in struktureller Hinsicht dem Großruss. gemeinsam, den übrigen russ. Mundarten aber fremd sind (Kap. VIII. Faits communs aux grandrusse et étrangers aux autres dialectes russes) und über verschiedene mundartliche Entwicklung nichtbetonter Vokale, bes. über das „Akanie" (Kap. IX. Altérations dialectales russes du vocalisme atone). Von den zahlreichen Besprechungen, welche diese Schrift hervorgerufen hat, ist namentlich folgendes zu verzeichnen: S. Puşcariu Volkstum und Kultur der Romanen 3 (1930) S. 17—22 und Dacoromania 6 (1931) S. 484—487, A. Meillet BSL. 31, 3 (1931) S. 19—20, E. Polivanov Slavia 11 (1932) S. 141—146, A. Sommerfelt Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap 5 (1932) S. 346—347. Methodisch ungemein wertvoll ist Jakobsons Beitrag *Zur Struktur des russischen Verbums* in den Charisteria Mathesio S. 74—84. Von der eingangs dargelegten Tatsache der Merkmalhaltigkeit bzw. Merkmallosigkeit einzelner Korrelationsglieder auch im morphologischen Plan der Sprache ausgehend, sucht er die merkmalhaltige Reihe des russ. Verbalsystems festzustellen: eine besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Imperativ und zeigt, das diese Verbalform von den übrigen sich durch die Agglutinierung der Endungen, d. h. durch einen agglutinativen Charakter der Morphemverbindung, unterscheidet.

Die historische Entwicklung der von den Adjektiven abgeleiteten russ. Abstrakta und der heutige Stand dieser Wortbildung sowohl in der russ. Schriftsprache als auch in den einzelnen Mundarten bildet den Gegenstand von L. Kopeckijs Abhandlung *Abstrakta od ad-*

jektiv v ruštině, příspěvky z ruského lexika (Die von Adjektiven abgeleiteten Abstrakta im Russ., Beiträge aus dem russ. Wortschatz), Věstník královské čes. Společnosti Nauk, phil.-hist.-sprachwiss. Kl., Jg. 1928, Nr. 10 (Prag 1929, 90 S., franz. Zusammenfassung S. 88—90). Seine Vorlesungen über die russ. Syntax an der Prager čech. Handelshochschule gab L. Kopeckij unter dem Titel *Ruská skladba pro Čechy* (Prag 1929, 160 S.) heraus; obgleich mehr praktischen Zwecken dienend, ist die Schrift auch von wissenschaftlicher Bedeutung bes. wegen ihrer prinzipiellen synchronistisch-vergleichenden Einstellung. Rez. N. Durnovo ČModFil. 17 (1931) S. 224—228.

Über die russ. Bestandteile der internationalen pedologischen Terminologie wie z. B. *černozëm, glej, krotoviny, podzol, solončak, tundra* handelte N. P. Savickij *Ruské prvky v mezinárodním půdoznaleckém názvosloví*, Charisteria Mathesio S. 95—104 (aus der russ. Handschrift übersetzt von J. Spirhanzl).

In seinem Beitrag Zur vergleichenden Erforschung über die slavischen Zehnsilbler in der Spina-Festschrift („Slavistische Studien", s. Zeitschr. XII, S. 404) S. 7—20 analysiert R. Jakobson von diesem historisch-vergleichenden Gesichtspunkte aus u. a. das nordrussische Lied Путешествие Вавилы со скоморохами und findet den alten Zehnsilbler auch in den russ. epischen Kirchenliedern. Der 1. Band von J. Polívkas großangelegtem Werk *Slovanské pohádky* (Slavische Märchen, ersch. als 6. Band der „Práce Slovanského ústavu", Prag 1932, IV + 255 S.), welcher eine allgemeine Einleitung und die Bearbeitung des ostslav. Materials enthält, bringt u. a. eine eingehende Analyse der sprachlichen und der stilistischen Seite der russ. Märchen (bes.: charakteristische Eingangs- und Schlußformeln, typische Redearten für einzelne Momente der Handlung, Sprüche und Sprichwörter im Rahmen der Volkserzählung, Reim, Vers, Namen märchenhafter Wesen, verschiedene typische Ausdrücke, wie z. B. Bezeichnungen von Waffen, Speisen, Verkehrsmitteln, Würdenträgern usw., Fremdwörter, aus der sozialen Oberschicht entlehnte Wörter)[1]).

Im Aufsatze *K otázce doby vzniku letopisného svodu Nikonovského* (Zur Frage der Datierung der Nikonovskaja Lětopiś), Bratislava 5

[1]) Durch Polívkas Verdienst gelangte eine Märchensammlung aus der Gegend der oberen Lena (Südostsibirien) von M. Azadovskij zur Veröffentlichung in der Prager ethnographischen Zeitschrift Národopisný věstník československý 21 (1928) S. 38—58, 121—150, 189—212, 245—252. Der erste Teil dieser Sammlung war bereits im J. 1924/25 in der Сибирская Живая Старина erschienen und im J. 1925 selbständig in Irkutsk herausgegeben. Den abgedruckten Texten folgt ein kleines Kapitel über die Областные слова в сказках Ф. И. Аксаменова (= Name des Volkserzählers) S. 250—252.

(1931) S. 816—826 brachte E. Perfeckij den Beweis, daß die älteste Redaktion dieser russ. Chronik in den Jahren 1555—1562 unter dem Einfluß des westruss. Chronographen — dessen Quelle die polnische Chronik M. Bielskis ist — entstanden sei. A. Florovskij Из матеріаловъ для исторіи русскаго лѣтописанія (Aus den Materialien zur Geschichte der russischen Geschichtsschreibung), Научные труды Русскаго Народнаго Университета в Прагѣ 4 (1931) S. 83—95, franz. Zusammenfassung 381, handelt über die sog. Archangelsker Chronik, deren Abschrift in einem von L. S. Macějevič entdeckten handschriftlichen Kodex des 17. Jahrh. erhalten ist; der Verf. vergleicht den handschriftlichen Text mit den beiden Drucktexten vom J. 1781 und 1819 und stellt viele Abweichungen fest.

Einen wertvollen Beitrag zur sprachlichen Erforschung von A. M. Kurbskijs literarischem Werk bildet das Buch von F. Liewehr über *Kurbskijs* Chrysostomus-Anthologie „*Novyj Margarit*" (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, Reihe II, Heft 2, Prag, Verlag Taußig & Taußig, 1928, 120 S. + 4 Tafeln); es wird hier die aus der Wende des 16. und 17. Jahrh. stammende, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindliche Abschrift (der sog. Wolfenbüttler Kodex) des heute verschollenen Originalwerkes[1]) untersucht und teilweise ediert. Inhaltsübersicht: Handschriften und bisherige Editionen — Beschreibung des Wolfenbüttler Kodex — Einleitendes zum Vorworte und zu den Glossen — Datierung und Titel des „Novyj Margarit" — Kurbskijs Verhältnis zu den Vorlagen — Übersetzung und Interpretation des Vorwortes — Stiluntersuchung — Bemerkungen zur Sprache und Grammatik — Glossen zu unedierten Teilen der Hs. — Edition (zur Gänze ist das in der Rumjancevschen Handschrift fehlende *Predoslovije* abgedruckt, S. 53—64) — Inhaltsverzeichnis der Hs. (Zusammenstellung der Überschriften der einzelnen Hauptabschnitte des Schlußregisters der Handschrift).

Volkssprachliches Material aus dem Kreise Šenkursk des Gouv. Archangelsk enthält die Abhandlung von P. Bogatyrev, jetzt Dozenten der ostslavischen Ethnographie an der Preßburger Universität, *Vypravování sedláků o jejich snech a sny v pohádce* (Das Erzählen der Bauern von ihren Träumen und die Träume im Märchen), Národopisný věstník československý 23 (1930) S. 225—232.

Die wichtigsten das Ukrainische betreffenden Arbeiten stammen von V. Simovyč, ehemals Professor an der Prager ukrainischen Universität, jetzt in Lemberg. In seinem Beitrag *Zur Frage e—o im Ukrainischen*, Charisteria Mathesio S. 34—38 legt er dar, daß das *o* statt *e*

[1]) Eine zweite, wahrscheinlich gleichaltrige, aber lückenhafte Handschrift liegt im Rumjancevschen Museum in Moskau.

lediglich in der Lautstruktur der ukrain. Sprache selbst begründet sei und somit nur aus dieser Struktur erklärt werden könne und dürfe. Ein reichhaltiges Material zur Geschichte männlicher Personennamen im Ukrainischen, bes. der Namen auf *-o*, und zugleich einen Versuch der Aufleuchtung ihres Ursprungs lieferte Simovyč in seinem Artikel Українські йменики чоловічого роду на *-o* в історичному розвитку й освітленні, Праці Україн. педаґоґ. інституту ім. М. Драгоманова у Празі, Науковий збірник 1 (1929) S. 305—369, auch selbständig (mit einer deutsch. Zusammenfassung); was den Ursprung anbelangt, denkt er an einen Zusammenhang mit dem Schwunde von urslav. ъ, ъ, wodurch unbequeme Konsonantengruppen im Auslaut entstanden sind, und an die neutralen Deminutiva auf *-ko* und die Substantiva auf *-lo* und *-no* als Quelle dieser Personennamen, deren Bildung man seit dem 12. Jahrh. beobachten kann. In den Bereich der historischen Erforschung ukrainischer Personennamen gehört auch der Vortrag Simovyčs auf dem I. Slavistenkongresse in Prag über die deminutiven (bzw. hypokoristischen) und augmentativen (peiorativen) Taufnamen vom Standpunkte der Lebensfähigkeit und Produktivität einzelner zu deren Bildung benützter Suffixe; der Vortrag wurde unter dem Titel Історичний розвиток українських (здрібнілих та згрубілих) чоловічих хресних імен із окремішньою увагою на завмерлі суфікси in SbSlavist. II S. 696—704 (franz. Zusammenfassung 1034—1038) abgedruckt. Im J. 1932 gab Simovyč eine Chrestomathie aus den altukrain. Sprachdenkmälern heraus (Хрестоматія з памятників староукраїнської мови [старого й середнього періоду до кінця XVIII. стол.], Prag, Verlag der Gesellschaft „Sijač" beim Ukrain. Pädagog. Institut, 438 + LVI S., lithographiert) mit einem Anhang, der eine Auswahl altbulgarischer Texte enthält; gleichzeitig erschien seine gründliche Untersuchung der orthographischen Systeme Drahomanovs Правописні системи М. Драгоманова (in den „Praci" desselben Instituts, Bd. 1, Драгоманівський збірник, mit der Jahreszahl 1930 auf dem Titelblatte, S. 145—229.)

Die Behauptung A. Kočubinskijs und A. Thomsons, das ы einiger karpatoruss. Mundarten sei diphthongischer Natur, lehnt I. Pańkevyč in seinem čechisch geschriebenen Beitrag zu der J. Chlumský-Festschrift *O domnělé diftongické výslovnosti hlásky* ы *v ukrajinských nářečích Podkarpatské Rusi a východního Slovenska* (Über die angeblich diphthongische Aussprache des Lautes ы in den ukrainischen Mundarten Karpatenlands und der Ostslovakei), ČModFil. 17 (1931) S. 151—155 auf Grund neuer experimental-phonetischer Untersuchungen ab. Die Entwicklung und die heutige Vertretung der urslav. Vokale, namentlich des *e* und *o* in geschlossenen Silben, in einzelnen karpatoruss. Mundarten verfolgt J. Víra *Výsledky dosavadních badání o vokalismu karpatoukrajinských hovorů se zvláštním zřetelem k hovorům na území ČSR.* (Die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über den

Vokalismus der karpatoukrain. Mundarten mit besonderer Rücksicht auf das innerhalb der ČSR. liegende ukrain. Sprachgebiet), Jahresber. des I. čech. Realgymnasiums in Brünn für das J. 1930/31 S. 3—45. Seine ältere dialektologische Monographie *Hláskosloví ostruňského hovoru* (Lautlehre der Mundart von Ostruńa), Sborník Matice slovenskej 8 (1930) S. 69—124 enthält eine ausführliche und grundlegende phonetische Beschreibung der ukrain. Mundart des Dorfes Ostruńa (in der Zips, die Umgebung ist polnisch); der Verf. bringt auch einige der dialektischen Texte, welche er in Zusammenarbeit mit A. Kellner an Ort und Stelle aufgezeichnet hat. Wertvolles Material zur historischen Dialektologie Karpatorußlands bietet und teilweise bearbeitet I. Pańkevyč Покрайні заиици на підкарпатських церковних книгах (Marginalien der karpatenländischen Kirchenbücher), Науковый зборник тов. „Просвѣта“ в Ужгородѣ 6 (1929) S. 129—196; es handelt sich um die in der Volkssprache geschriebenen Randbemerkungen in den ukrain. Kirchenbüchern des 17. und 18. Jahrh., und der Verf. versucht auf Grund dieses Materials die Chronologie gewisser Lautentwicklungen in den karpatoruss. Mundarten festzustellen. Ein nicht minder wichtiges Material für die historische Erforschung der karpatoruss. Mundarten bringt der Aufsatz von J. A. Javorskij Историческія, личныя, вкладныя и другія заиици въ карпаторусскихъ рукописныхъ и печатныхъ книгахъ XVI—XIX вѣковъ (Historische, persönliche, Schenkungs- und andere Eintragungen in den karpatoruss. Handschriften und Drucken des 16.—19. Jahrh.), Науковый зборник тов. „Просвѣта“ в Ужгородѣ 7—8 (1830—1931) S. 189—216; desgleichen die Arbeit von Fr. Tichý *Československé písně v Moskerském zpěvníku* (Čsl. Lieder in dem „Moskauer Gesangbuch“, Bd. 6 der „Práce Učené Společnosti Šafaříkovy v Bratislavě“, Prag und Preßburg 1931, 92 S. + 10 Tafeln), in der viele, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. stammende Liedertexte abgedruckt sind, und zwar teils in Faksimile wiedergegeben, teils aus der kirchenslavischen Schrift in die Graždanka transkribiert. J. A. Javorskij Житіе Алексѣя Человѣка Божія въ карпаторусской стихотворной обработкѣ половины XVIII-го вѣка (Leben des hl. Alexius, des Gottesmenschen, in der karpatoruss. dichterischen Bearbeitung aus der Mitte des 18. Jahrh.), Byzantinoslavica 4 (1932) S. 365—370 veröffentlicht dieses von einem unbekannten Autor verfaßte und handschriftlich aus dem J. 1761 erhaltene Akrostichon; es handelt sich vielleicht um den ältesten Versuch in dieser Dichtungsart auf dem karpatoruss. Gebiete. Die karpatorussische Übersetzung der „Gesta Romanorum“ aus den letzten Dezennien des 17. Jahrh., welche in der Volkssprache verfaßt ist, druckte Javorskij Повѣсти изъ „*Gesta Romanorum*“ въ карпаторусской обработкѣ конца XVII-го вѣка in dem Сборникъ Русскаго Института въ Прагѣ 1 (1929) S. 351—388, franz. Zusammen-

fassung S. 479—480, ab; aus derselben Zeit stammt der von Javorskij Карпаторусское поученіе о снахъ (Die karpatoruss. Belehrung betreffs der Träume) im Карпаторусскій свѣтъ 1 (1928) S. 282—285 (auch selbständig als 51. Heft des „Изданіе культур.-просвѣтительн. общества им. А. Духновича въ Ужгородѣ, Ungvar 1928, 4 S.) abgedruckte Text nach dem im Besitz des Verfassers befindlichen „Ključ" aus dem Ugljaner Kloster. Zusammen mit A. Petrov gab Javorskij Духовно-полемическія сочиненія іерея Михаила Оросвиговскаго Андреллы противъ католичества и Уніи, Матеріалы для исторіи Закарпатской Руси, IX (Prag, Verlag der Královská čes. společnost nauk, 1932, VIII + 300 S.) zwei Werke Andrellas in der Graždanka-Umschrift, den Логосъ und die Оборона кѣрномоу каждомоу чл҃коу mit philologischem Kommentar heraus. Ein Jahr vorher erstattete Javorskij einen ausführlichen Bericht Новыя рукописныя находки въ области старинной карпаторусской письменности XVI—XVIII вѣковъ (Neue handschriftliche Funde auf dem Gebiet der karpatoruss. Literatur des 16.—18. Jahrh., „Knihovna Sboru pro výzkum Slovenska a Podkarpatské Rusi při Slovanském ústavě", Nr. 2, Prag, Verlag „Orbis", 1931, 134 S. + 6 Tafeln) über die von ihm entdeckten Handschriften und fügt einige sprachlich wichtige interessante Proben hinzu. Ein sehr reiches Flurnamenmaterial aus Karpatorußland, welches teils in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, teils in den letzten drei Dezennien angesammelt worden war, veröffentlichte A. Petrov in seinem čech. Werke *Karpatoruské pomístní názvy z pol. 19. a z poč. 20. století* (Prag, Čech. Akademie, 1929, 38 + 220 S.); die Sammlung ist in lexikalischer Hinsicht von großer Bedeutung, sie entbehrt aber einer phonetisch genauen Aufzeichnungsweise. In seiner historisch-paläographischen Arbeit Древнѣйшія грамоты по исторіи карпаторусской церкви и іерархіи 1391—1498 (Die ältesten urkundlichen Quellen zur Geschichte der karpatoruss. Kirche und Hierarchie, „Knihovna Sboru pro výzkum Slovenska a Podkarp. Rusi". Nr. 1, Prag, 1930, XIX + 232 S. + 12 Tafeln) sucht Petrov nachzuweisen, daß die Kolonisierung Karpatorußlands verhältnismäßig jung ist; u. a. analysiert er hierbei eine Reihe karpatorussischer Ortsnamen. In der ablehnenden Besprechung dieses Werkes will L. Niederle Národopisný věstník československý 24 (1931) S. 39—41 auf Grund der Ortsnamen nichtslavischer Herkunft die Anfänge der slav. Kolonisation von Karpatorußland bereits vor das 12. Jahrh. setzen; von anderen Rezensionen s. noch J. Bidlo Časopis Národního musea 105 (1931) S. 142—154, Zd. Hájek Český časopis historický 37 (1931) S. 110—114 und R. Jakobson Slav. Rundschau 3 (1931) S. 512—514. Die siedlungsgeschichtlichen und toponymischen Fragen Karpatorußlands berührt auch die Abhandlung von V. Hadžega Додатки до исторіѣ русинôв и руських церквей в

був. жупѣ Земплинскôй (Beiträge zur Geschichte der Ruthenen und der ruthenischen Kirchen in dem ehemaligen Zempliner Komitat), Науковый зборнік тов. „Просвѣта“ в Ужгородѣ 7—8 (1930—1931) S. 1—167 und 9 (1932) S. 1—67; über die nationale und sprachliche Zugehörigkeit der Karpatorussen stellt einige Betrachtungen an A. Lukovič Національная и языковая принадлежность русскаго населенія Подк. Руси in Карпатскій свѣтъ 1 (1928) S. 326—331, 349—354 u. 2 (1929) S. 397—403 (zum ersten Teil gehören die Bemerkungen von K. Stripskij ebd. 484—487); s. auch J. A. Javorskij Національное самосознаніе карпаторуссовъ на рубежѣ XVIII—XIX вѣковъ ebd. 592—595 und A. M. Volkonskij Малороссъ или украинецъ? ebd. 496—500.

V. Simovyč analysierte ausführlich die *Grammatica Slavo-Ruthena von M. Lučkaj* in dem Науковый зборникъ тов. „Просвѣта“ въ Ужгородѣ 7—8 (1930—1931) S. 217—306 (ukrainisch; auch selbständig, Ungvar 1931, 90 S.); bes. legt er deren Verhältnis zu Dobrovskýs Institutiones dar. Das Ukrainische in Lučkajs Grammatik ist Gegenstand einer Abhandlung von G. I. Gerovskij unter dem Titel Русскій языкъ въ церковно-славянско-русской грамматикѣ Михайла Попа-Лучкая (Къ 100-лѣтію ея выхода въ свѣтъ in dem Карпаторусскій зборникъ въ честь президента Масарика (Ungvar 1930) S. 259—311; in derselben Sammelschrift S. 312—328 bringt und kommentiert R. Pletnev Образцы карпаторусскаго народнаго языка и творчества въ грамматикѣ М. Лучкая karpatorussische Belege (specimina styli Ruthenici) aus Lučkajs Grammatik. Die Identität I. Berežanyns mit J. Fogarasi stellt I. Paňkevyč Хто був Іван Бережанин — Михайло Лучкай чи Іван Фогараший? (Wer war I. Berežanyn — M. Lučkaj oder J. Fogarasi?), Наук. зборник тов. „Просвѣта“ в Ужгородѣ 7—8 (1930—1931) S. 168—188 fest im Gegensatz zu Fr. Tichý, der den Namen Berežanyn für ein Pseudonym Lučkajs hält (*Drobné příspěvky k studiu literární kultury Podkarp. Rusi* in der Bidlo-Festschrift 1928). Von den Kämpfen I. Rakovskijs gegen die literarische Anwendung von karpatorussischen und galizischen Dialekten und zugunsten einer einheitlichen, großrussisch geschriebenen Literatur Karpatorußlands berichtet die Studie von V. Francev Изъ исторіи борьбы за русскій литературный языкъ въ Подкарп. Руси въ половинѣ XIX ст. in dem Карпаторусскій зборник въ честь през. Масарика (auch selbständig, Ungvar 1930, 49 S.).

Von den Besprechungen aus dem Bereiche der ausländischen Russistik ist die von V. Machek LF. 57 (1930) S. 407—410 über R. Smal'-Stoćkyj, Примітивний словотвір (Warschau 1929) zu erwähnen, welche anerkennend ist im Gegensatz zur späteren ablehnenden Besprechung von J. M. Kořínek Slavia 12 (1933—1934) S. 222—228.

12. Westslavisch ohne das Čechische und Slovakische.

Die Polonistik ist in der čsl. Sprachwissenschaft des Zeitabschnittes 1928—1932 sehr spärlich vertreten; bemerkenswert ist nur die Abhandlung von V. Burian *Hasanaginica v polské literatuře* (H. in der polnischen Literatur), Sborník filologický 9 (1931) S. 67—95, wo die polnischen Übersetzungen auch in sprachlicher und metrisch-prosodischer Hinsicht untersucht werden, und einige Besprechungen von polnischen Neuerscheinungen: V. Machek LF. 55 (1928) S. 141—152 unternahm eine gründliche Analyse von A. Brückners Słownik etymologiczny języka polskiego (Krakau 1927), in der viele Berichtigungen, Zusätze und neue Erklärungen enthalten sind; O. Hujer LF. 56 (1929) S. 282—286 besprach das Buch von E. Klich Polska terminologja chrześcijańska (Posen 1927) und lieferte wertvolle Ergänzungen zu dessen Material aus dem Altčech.; J. Stanislav referierte über die Arbeiten von M. Małecki Archaizm podhalański (Krakau 1928) und Polskie wyspy językowe na Słowaczyźnie (Język polski, Bd. XIII aus dem J. 1928) in Bratislava 4 (1930) S. 167—169 bzw. 181—183.

Die Sprache der Lausitzer Sorben betreffen mehrere Arbeiten von J. Páta. In dem Aufsatze *Fonografické zápisy lužickosrbské* ČModFil. 17 (1931) S. 112—123, franz. Zusammenfassung 123—124 veröffentlichte er einige phonetisch umgesetzte Proben von den phonographischen Aufnahmen der sorb. Schrift- und Volkssprache, welche im Jahre 1929 von der phonographischen Kommission der Čech. Akademie durchgeführt wurden (s. Zeitschr. Bd. XII S. 395). Eine historische Übersicht der bisherigen Aufzeichnungen sorbischer Volkserzählungen teilte Páta dem I. Slavistenkongreß in Prag 1929 mit; abgedruckt unter dem Titel *Lužickosrbská lidová podání prosaická* in SbSlavist. II, S. 218—228, franz. Zusammenfassung 903—906. In seinem Buche über Dobrovský und die Lausitz brachte Páta *Josef Dobrovský a Lužice* („Česko-lužická knihovnička" Nr. 13, Prag 1929, 90 S.) außer einem Beitrage zur Erforschung von Dobrovskýs Beziehungen zu der Lausitz[1]) in der Beilage den Abdruck von Verzeichnissen obersorbischer und niedersorbischer Wörter aus dem Ende des 18. Jahrh., welche als Ergänzung des von Katharina II. ins Leben gerufenen vergleichenden russischen Wörterbuchs dienen sollten. Das obersorb. Verzeichnis ist phonetisch geschrieben, gibt also eine gewisse Vorstellung von der damaligen Aussprache; in dem niedersorb. Verzeichnis finden sich einige Ausdrücke, die in Mukas Wörterbuch fehlen.

Über die sorbische Sprachwissenschaft informiert J. Páta in dem 2. Kapitel seiner Übersicht des kulturellen Lebens der Lausitzer

[1]) S. Zeitschr. XII S. 406, wo der inhaltlich mit diesem Teil des Buches übereinstimmende Aufsatz Pátas in der Dobrovský-Festschrift (Prag 1929) angeführt wurde.

Sorben nach dem Weltkriege (*Z kulturního života Lužických Srbů po světové válce*), Bratislava 2 (1929) S. 225—253[1]); die neuerlichen Versuche M. Nawkas bezüglich der Reformierung der sorb. Orthographie bespricht er im Aufsatze *Matice lužickosrbská v Budyšíně* u. a. (Lausitzisch-sorbischer Verein in Bautzen), Slavia 8 (1929—1930) S. 183—186, Die Ansichten K. G. Antons über die obersorb. Mundarten in dem im Ausland erschienenen Aufsatze *K. G. Anton wo hornjołužiskich dialektach l. 1797*, Časopis Maćicy serbskeje 81 (1928) S. 77—87.

E. Schwarz *Obersorbische Spuren in Nordböhmen zwischen Elbe und Isergebirge*, Mitteilungen des Nordböhm. Vereines f. Heimatforschung u. Wanderpflege 53 (1930) S. 1—7 gibt den Inhalt seiner älteren Abhandlung *Die einstige obersorb.-tschechische Grenzzone*, AfslPh. 41 (1927) S. 31—42 wieder.

Von den Besprechungen nenne ich hier die von Páta ČModFil. 16 (1930) S. 65—70 über A. Muka, Słownik dolnoserbskeje rěcy a jeje narěcow, dessen II. und III. Teil 1928 im Verlag der Čech. Akademie erschienen ist (der I. Teil ist von dieser Akademie zwei Jahre früher herausgegeben worden).

13. Čechisch und Slovakisch.

A. Hilfswissenschaften. Allgemeines.

(Statistik, Sprachgrenzen, Siedlungsgeschichte.) Die Ergebnisse der letzten Volkszählung (1930) in der ČSR. wurden im 2. Teile der Abhandlung von A. Boháč *Národnost a jazyk při sčítání lidu* (Nationalität und Sprache bei der Volkszählung), Národnostní obzor 1 (1931) S. 13—23, 104—112 erwogen; daselbst finden sich auch soziologische und rechtswissenschaftliche Betrachtungen über den Begriff der Muttersprache. Mit Boháčs Ausführungen polemisiert D. Krejčí ebd. 172—177. Die nationalen Verhältnisse Böhmens nach der letzten Volkszählung skizzierte Boháč im Aufsatze *Národnostní poměry v Čechách podle nového sčítání lidu*, Statistický obzor 12 (1931) S. 113—128 (auch selbständig, Prag 1931, 16 S.). Den heutigen Stand der nationalen und sprachlichen Frage in der ČSR. schildert C. Horáček jun., Professor der Prager čech. juristischen Fakultät, *Dnešní stav národnostní a jazykové otázky u nás* im 5. Bande des groß angelegten Sammelwerkes Československá vlastivěda (Čsl. Heimatkunde, Prag, Verlag „Sfinx", ersch. 1931, S. 210—223; eine Übersicht der Geschichte nationaler und sprachlicher Verhältnisse in den čech. Ländern enthält der Beitrag von J. Kapras, Professor derselben Fa-

[1]) Die deutsche Bearbeitung dieses Aufsatzes erschien unter dem Titel *Aus dem kulturellen Leben der Lausitzer Serben nach dem Weltkriege* in Bautzen, Kommissions-Verl. von Schmalers Buchhandl., 1930, 62 S.

kultät, *Jazykové a národnostní dějiny v České koruně* ebd. S. 173—192. J. Resl *Poněmčení západních Čech v XVI. století*, 10. Jahrb. des ethnographischen Museums des Pilsner Gaues f. d. Jahr 1928 (Pilsen 1929), S. 5—36 behandelt die Eindeutschung Westböhmens im 16. Jahrh. Das Interesse der Linguisten verdient auch die vorwiegend archäologische Schrift von J. L. Červinka *Slované na Moravě a říše velkomoravská, jejich rozsídlení, památky a dějiny* (Die Slaven in Mähren und das großmährische Reich, ihre Verbreitung, Denkmäler und Geschichte, Brünn, Verl. der Zeitschrift „Pravěk", 1928, 390 S. + 22 Taf.); bespr. von B. Horák Čas. Matice morav. 53 (1929) S. 198—201. Die sprachliche Grenze von Nordmähren seit der ältesten Zeit bis zum J. 1848 vom historischen Standpunkte aus behandelte auf Grund verschiedener, zu diesem Zwecke bisher nicht voll ausgenützter Archivalien L. Hosák *Vývoj národnostních hranic na severní Moravě od dob nejstarších do r. 1848*, Vlastivěda střední a severní Moravy II, 1, S. 83—103 (auch selbständig, Olmütz 1932, 21 S.); dieselbe Grenze in der geschichtlichen Entwicklung seit 1848 verfolgte R. Fischer *Národnostní vývoj na severní Moravě od r. 1848*, ebd. S. 104—163 (auch selbst., daselbst). Die deutsch-čechische Sprachgrenze in Nordmähren wurde auch von Fr. Hrubý in seinem mehr populären Artikel *Severní Morava v dějinách* (Nordmähren in der Geschichte), Stráž Moravy 23 (1931—1932) S. 71—74, 91—94, 101—104, 127—130 entwicklungsgeschichtlich behandelt. Eine ebenfalls popularisierende Übersicht der Sprachfrage des Teschener Gaues (Schlesien) vom historischen und sprachrechtlichen Standpunkte aus schrieb J. Kapras *Jazyková a národnostní otázka na Těšínsku v historickém vývoji* (Orlau, Verlag der „Slezská musej. společnost", 1930, 32 S.). Fr. Čáda, Professor der jurist. Fakultät in Brünn, verfaßte einen Umriß der nationalen Verhältnisse der Slovakei und Karpatorußlands *Jazyková otázka na Slovensku a Podkarpatské Rusi* für den 5. Band der oben genannten Čsl. vlastivěda S. 193—209. Eine ethnographisch historisch-ethnographische Landkarte der Slovakei und Karpatorußlands mit zugehörigen Erklärungen und eine entwicklungsgeschichtliche Darlegung der sprachlichen Verhältnisse in den genannten Ländern enthält der Aufsatz Čádas *Jazyková otázka na Slovensku a Podkarpatské Rusi v historickém vývoji* (Die Sprachfrage von Slovakei und Karpatorußland in ihrer histor. Entwicklung), Právny obzor 12 (1929) S. 81—87, u. 113—120 (auch selbständig, Brünn 1929, 16 S.). Die wichtigen Beiträge zur historischen Demographie der Slovakei im 18.—19. Jahrh. von A. Petrov *Příspěvky k historické demografii Slovenska v 18.—19. století* (Prag, Čech. Akademie, 1928, LXX + 330 S. + 8 Landkarten) bezeugen u. a. die Zuverlässigkeit der Ergebnisse einer älteren, russisch geschriebenen Abhandlung Petrovs, in welcher die im amtlichen Lexikon ungarischer Gemeinden vom J. 1773 ent-

haltenen Daten über die nationalen und sprachlichen Verhältnisse des ehemaligen Oberungarns durchforscht wurden, soweit es Karpatorußland betrifft (Предѣлы угрорусской рѣчи въ 1773 г. по оффиціальнымъ даннымъ, Petersburg 1911). Bespr. von A. Granatier Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti 23 (1929) S. 87—90. Die geschichtliche Entwicklung der Sprachfrage in Ungarn in den Jahren 1740—1792 fand eine grundlegende und in vielerlei Hinsicht erschöpfende Darlegung in D. Rapants zweibändigem Werk *K počiatkom maďarizácie* (Zu den Anfängen der Magyarisierung, Preßburg 1927 u. 1931, VIII + 598 u. VIII + 720 S.); u. a. wird hier von den nationalen und sprachlichen Verhältnissen der heutigen Slovakei und der Stellung der slovak. Sprache im privaten und öffentlichen Leben während des genannten Zeitabschnittes gehandelt. Von den Besprechungen ist bes. die von J. Opočenský NV. 14 (1933) S. 81—88 wichtig. Die alte Kolonisierung des Liptauer Gaues bis zum J. 1400 wurde von A. Húščava *Kolonizácia Liptova do konca XIV. storočia* (Schriften der philos. Fak. der Komenský-Univ., VII, Nr. 58, Preßburg 1930, 90 + XIV S. + 1 Karte) auf Grund alter Archivalien, bes. des topographischen Materials, durchforscht. Die Schrift rief eine lebhafte Diskussion hervor: D. Rapant Prúdy 17 (1933) S. 54—60, die Entgegnung des Verf. ebd. 231—233 und die Duplik des Kritikers 341—342; V. Šmilauer Bratislava 7 (1933) S. 321—329; V. Chaloupecký ebd. 350—355, die Entgegnung Šmilauers ebd. 511—514 und Rapants 515—541, die Duplik Chaloupeckýs 541—544 und das Schlußwort Rapants Prúdy 18 (1934) S. 472—480; V. Mencl Bratislava 7 S. 510—511. Die Siedlungsgeschichte desselben slovak. Gebietes berührt auch J. Stanislav in der Einleitung zu seiner Monographie über die Liptauer Mundarten (von dieser Schrift noch weiter unten); im ganzen werden hier die Ansichten Húščavas zum Ausgangspunkte der eigenen Darlegungen gemacht (dazu Šmilauer a. a. O.). Die nationale Zugehörigkeit der Ortsgemeinden im slovak.-magyarischen Grenzgebiete schildert bündig und popularisierend A. Granatier *Etnické rozhranie slovensko-maďarské* (Preßburg, hgb. von der slovak. Zweigstelle der „Národní rada čsl.", 1930, 158 + XII S.); eingehender hat er sich mit diesem Thema bereits früher (im Sborník Muzeálnej spoločnosti slovenskej, Jg. 1927, 1930 u. a.) beschäftigt. Ähnliche ethnographische und sprachliche Bemerkungen über die slovak.-magyarische Staatsgrenze enthält sein Aufsatz *Štátna a etnická hranica slovensko-maďarská* in den Prúdy 16 (1932) S. 213—221. Die ethnographische Studie von J. Húsek *Hranice mezi zemí Moravskoslezskou a Slovenskem* (Bibliothek des „Sbor pro výzkum Slovenska a Podkarpatské Rusi" beim Slavischen Institut in Prag, Nr. 5, 1932, VIII + 380 S. + 85 Tafeln + 1 Karte) berücksichtigt auch das Sprachliche (namentlich Kap. XVI), und verdient auch sonst das Interesse der

Linguisten. Bespr.: F. V. Peřinka Prúdy 16 (1932), S. 492—499, die Entgegnung des Verf. ebd. 17 (1933) S. 31—38, die Duplik des Kritikers ebd. 169—173 und das Schlußwort des Verf. 236—237; A. Václavík Čas. Matice morav. 57 (1933) S. 329—355, die Entgegnung des Verf. in Prúdy 18 (1934) S. 160—164 und in einer selbständigen, gleichbetitelten Broschüre, die Duplik des Kritikers Čas. Matice morav. 58 (1934) S. 507—508; J. Král Prúdy 17 (1933) S. 403—404 und Čas. Národního musea 108 (1934) S. 142—144; P. Bogatyrev Центральная Европа 7 (1934) S. 113—115. Eine gedrängte Zusammenfassung seiner Schrift verlas Húsek auf dem 3. Kongreß slavischer Geographen und Ethnographen in Belgrad 1930; der Vortrag wurde später in der Sammelschrift dieses Kongresses (Зборник радова 3. конгреса слов. географа и етнографа у крал. Југославији, Belgrad 1933) unter dem Titel *Vliv staré uherské hranice na etnografickou diferenciaci téhož kmene slovenského* (Einfluß der alten ungarischen Landesgrenze auf die ethnographische Differenzierung eines und desselben slovakischen Stammes, S. 263—274, franz. Auszug 274—277), ein Jahr vorher unter einem fast identischen Titel in der Sociologická revue 3 (1932) S. 26—37, franz. Auszug 38, abgedruckt. Die ältere Abhandlung von Húsek *Národopisná hranice mezi Slováky a Karpatorusy* (Die ethnographische Grenze zwischen den Slovaken und den Karpatorussen, Preßburg 1925) besprach J. Korčák in Národnostní obzor 2 (1932) S. 68—69; die Entgegnung des Verf. daselbst S. 147—149.

Das ausländische Čechen- und Slovakentum beschrieben statistisch J. Auerhan und R. Turčín *Češi a Slováci za hranicemi* in dem oben angeführten Sammelwerk Čsl. vlastivěda Bd. 5, S. 497—512.

(Sprache und Volksgeist.) In seiner viel gelesenen, im Selbstverlag erschienenen Schrift *Národní filosofie československá* (Die čsl. Nationalphilosophie), Bd. *I. Národní povaha* (Der Nationalcharakter, 1. Auflage 1932, 256 S. — im J. 1935 bereits die 4. Auflage) begeht E. Chalupný, Dozent der Soziologie an der Brünner Universität, den romantischen Fehler, aus sprachlichen Tatsachen unmittelbar auf den kollektiven Nationalcharakter der betreffenden Sprachgemeinschaft zu schließen (bes. in den Kapiteln: Jazyk jako znak národní povahy [Sprache als Zeichen des Nationalchar.], Český přízvuk s hlediska jazykového, historického a psycho-sociologického [Die čech. Betonung vom sprachlichen, geschichtlichen und psychosoziologischen Standpunkte], Jiné stránky češtiny [Andere Eigenschaften des Čech.]); auch sonst enthält das Buch viele sprachwissenschaftlich irrtümliche Ausführungen und Angaben. Bespr. von P. Eisner Prager Presse 1933, 19/3; A. Mráz Slovenské pohľady 49 (1933) S. 188—193 (dazu Chalupný Prúdy 17 [1933] S. 173—176); A. Mazon RES. 13 (1933) S. 273—274.

(Die čechisch-slovakische Sprachfrage.) Fr. Trávníčeks Buch *Jazyk a národ* (Sprache und Volk, Prag, „Extense vysokých škol brněnských" II, 2, Verlag der Jednota čsl. matematiků, 1930, 80 S.) handelt einleitend von dem Gegenstande und den Methoden der Sprachwissenschaft und hebt deren Bedeutung für die Kulturgeschichte hervor; die ersten 5 Kapitel enthalten eine zusammenfassende Darlegung der bisherigen Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der idg. Ursprache, deren Differenzierung in einzelne idg. Sprachgruppen, des Verhältnisses zwischen der baltischen und der slavischen Sprachgruppe, der urslav. Spracheinheit, der Entwicklung des Urslav. zu den historischen Slavinen mit besonderer Berücksichtigung des Čech. und der ältesten Einflüsse der Germanen, des weiteren wird die Entstehungsgeschichte der kirchenslav. Sprache und der čech. Anteil bei deren Herausbildung, die christliche Terminologie der Slaven und bes. der Čechen, der čech. Einfluß auf die christliche Terminologie der Polen und auf das Polnische überhaupt, endlich die Verbreitung der čech. Militär- und Kriegsterminologie in verschiedenen europäischen Ländern behandelt. Im 6. Kap. (S. 47—76) wird die „čechisch-slovakische Frage" untersucht: Eingangs legt der Verf. die genetische Zusammengehörigkeit aller čech. und slovak. Mundarten, die ursprüngliche völkische, kulturelle und schriftsprachliche Einheit der Čechen und Slovaken dar und schildert die Entwicklung der Nationalbezeichnungen wie *český*, *slovenský*, *československý*, nachher wird nochmals die Frage der Notwendigkeit und Nützlichkeit der slovak. Schriftsprache geprüft, wobei der Verf. zeigt, daß die Existenz einer selbständigen Sprache lediglich durch deren kulturelle Funktion zu begründen ist, d. h. von dem Umstand abhängt, ob es im gegebenen Falle günstige Bedingungen zur Herausbildung einer selbständigen Nationalkultur gibt oder geben wird. Rez.: V. Machek NŘ. 15 (1931) S. 159—163, M. Weingart ČModFil. 17 (1931) S. 393—394, K. Janáček Čas. Matice morav. 56 (1932) S. 193—198.

Im 2. Bande der Publikation *Články, reči, štúdie*, in der eine Reihe älterer Abhandlungen, Reden und Zeitungsartikel von M. Hodža, Professor der neuzeitlichen Geschichte der slav. Völker an der Preßburger Universität und zur Zeit Ministerpräsidenten der ČSR., gesammelt wurden (Titel des 2. Bdes. *Československá súčinnosť 1898—1919*, Prag, Verlag der „Novina" 1930, XVI + 511) betrifft sprachliche Fragen Kap. 2 *Polemika s Dr. Czambelom pre jeho brošúru proti československčine z r. 1902 a iné diskusie o vývine k československej kultúrnej jednote* (Polemik mit Cz. wegen seiner gegen das Čechoslovakische gerichteten Broschüre aus dem J. 1902 und andere Diskussionen über die Entwicklung der čsl. Kultureinheit, S. 31—79). Der Verf. wendet sich darin gegen Czambels Behauptung von der südslav. Abstammung der Slovaken und äußert seine eigenen Ansichten über

das čech.-slovak. Verhältnis vom sprachpolitischen Standpunkte aus. Gelegentliche Randerwägungen zu Hodžas Arbeiten, welche die slovak. Schriftsprache und die kulturelle Einheit der Čechen und Slovaken berühren, veröffentlichte M. Weingart *Úvahy k Hodžovým pracím o spisovné slovenštině a kulturní jednotě československé* in der Festschrift „Milan Hodža" (Prag 1930) S. 524—551. A. Štefánek *Príspevok ku československému bilingvizmu*, Sociologická revue 2 (1931) S. 20—29 prüft die čech.-slovak. Frage vom Gesichtspunkte der soziologischen Auffassung des Bilinguismus bei Kulturvölkern und des natürlichen Unifizierungsprozesses eng verwandter Sprachen. Die Entwicklung der nationalen und sprachlichen Beziehungen zwischen den Čechen und Slovaken berührt auch das Buch von K. Krofta *Čechové a Slováci před svým státním sjednocením* (Die Čechen und Slovaken vor ihrer staatlichen Vereinigung, „Politická knihovna". R. I, Bd. 27, Prag, „Orbis", 1932, 70 S.); eine französische Übersetzung dieser Abhandlung erschien in Le monde slave, N. F. 10 (1933), H. 1, S. 321—347 und H. 2, S. 1—37, eine russische in Современные записки 51 (1933) S. 288—310 und 52 (1933) S. 339—368. Bespr. von J. Opočenský NV. 14 (1933) S. 29—32 und — vorwiegend vom Standpunkte des Linguisten, und zwar ablehnend — L'. Novak Elán 3 (1932—1933) Nr. 6.

Manches Sprachwissenschaftliche, freilich auch Unrichtige, enthält die Broschüre von J. Škultéty *O bývalom Hornom Uhorsku* (Über das ehemalige Oberungarn, Turč. Sv. Martin 1929, 40 S.), eigentlich eine Polemik gegen die Schrift von B. Iványi Pro Hungaria Superiore (Felsőmagyarországért, Debrezin 1919), welche grobe Fehler, irrtümliche Behauptungen und elementare Unkenntnis betreffs der Geschichte der slovak. Sprache aufweist (gleichzeitig erschien die Entgegnung auch in magyarischer Sprache); S. 13 wiederholt Škultéty die verfehlten Meinungen seiner Vorgänger über die Stellung des Slovak. innerhalb der slav. Sprachen, S. 27 bietet er eine unwahrscheinliche Deutung der magyar. Personennamen auf *-i* (*-y*) durch Einfluß slovakischer Namen auf *-ý*, S. 9ff. behandelt er die slovak. Ortsnamen. Als Entgegnung auf die dilettantische Kritik dieser Schrift, die Iványi selbständig unter dem Titel Felsőmagyarországról veröffentlichte, schrieb Škultéty eine neue Broschüre *Ešte raz o bývalom Hornom Uhorsku* (Noch einmal über . . ., Turč. Sv. Martin 1931, 34 S., ersch. daneben auch in magyar. Übersetzung); auch hier (S. 8 Anm.) wird die unrichtige Auffassung der Übereinstimmungen zwischen den slovak. Mundarten und dem Südslavischen wiederholt und (S. 8f.) gewisse Fragen der historischen Lautlehre des Slovak. auf Grund slovakischer Ortsnamen in Betracht genommen. Ref. Št. Krčméry Slovenské pohl'ady 47 (1931) S. 272—275. Die Geschichte des Slovak. berührt Škultéty auch in seinen älteren Publikationen *Nehaňte l'ud*

môj! Črty zo slovenskej minulosti (Schmähet nicht mein Volk! Skizzen aus der slovak. Vergangenheit, Turč. Sv. Martin, 1928, 128 S.) und *O Slovákoch* (Von den Slovaken, daselbst 1928, 316). Die Herkunft und die südslavische Zugehörigkeit der Slovaken bildet den Gegenstand des Buches M. Matunáks *Pôvod i juhoslovanskosť národa slovenského* (Kremnitz, Verlag „Bratstvo", 2. Aufl. 1928, 82 S.). Die Behauptung Melichs, das Čech. und Slovak. seien bereits im 9. Jahrh. „zwei verschiedene Sprachen" gewesen (im Aufsatze Über die Halbvokale im Slovakischen, Ztschr. V S. 319ff.), bekämpft V. Šmilauer *J. Melich o poměru češtiny a slovenštiny*, Bratislava 3 (1929) S. 1124—1126.

(Gesamtwerke; Verschiedenartiges.) Im J. 1929 gab Fr. Trávníček den vierten und letzten Teil von Gebauers Historischer Grammatik der čech. Sprache, die Syntax, aus dem handschriftlichen Nachlaß des Altmeisters und unter steter Berücksichtigung von dessen gedruckten Arbeiten und Universitätsvorlesungen heraus (*Historická mluvnice jazyka českého, IV. Skladba*, Prag, Verlag der čech. Akademie, V + 763 S.). Das verdienstvolle Unternehmen hat der heutigen Sprachwissenschaft die systematischen, auf reichem altčech. Material sich gründenden Ausführungen Gebauers über die Entwicklung einzelner čech. Satzgebilde und syntaktischer Erscheinungen im engeren Sinne (grammat. Zahl, Geschlecht, Person, Kongruenz, Gebrauch der einzelnen Wortarten, Gebrauch der einzelnen Kasus und Verbalformen, Ausdrucksmittel für Negation, Bedeutungssteigerung, Wechselseitigkeit usw.) in einer äußerst getreuen Form zugänglich gemacht; natürlich besitzt manche darin enthaltene Auffassung oder Erklärung nur noch einen historischen Wert. Bespr. von J. Zubatý NŘ. 13 (1929) S. 110—114, A. Beer NV. 11 (1930) S. 1—5. In einer neuen Bearbeitung von Trávníček ist auch Gebauers Handbuch des Čech. für Lehrer und zum Privatstudium herausgegeben worden (*Příruční mluvnice jazyka českého pro učitele a studium soukromé*, 4. Aufl., Prag, „Unie", 1930, 480 S.); die umgearbeitete Schrift weist viele, manchmal tiefgehende Änderungen und Verbesserungen auf, bes. in der Syntax, die archaisierenden Belege werden durch die aus dem modernen Schrifttum geschöpften ersetzt und mehrere neue theoretische Erwägungen sowie praktische, die Sprachrichtigkeit betreffende Weisungen eingeschoben. Bespr. von J. Haller LF. 58 (1931) S. 342—352, A. Gregor NV. 11 (1930) S. 219—222.

O. Bohusch *Versuch einer kulturgeschichtlichen Betrachtung der čech. Sprachentwicklung im 14. Jahrh.*, Jahrb. der philos. Fakultät der Deutsch. Universität in Prag 6 (1931) S. 68—70 gibt einen Auszug aus der gleichnamigen Doktordissertation des Verf., in welcher eine Erklärung dieser Sprachentwicklung im Geiste von Burdachs, Voßlers und Trautmanns Arbeiten aus kultur- und allgemeinhistorischen Bedingungen versucht wurde.

In Trávníčeks Grammatischen Miszellen (*Grammatické drobnosti*), ČModFil. 14 (1928) S. 208—218 werden zunächst einige Ergänzungen und Berichtigungen zu der Abhandlung von V. Flajšhans über den altčech. Lok. Plur. mit der Endung *-as, -ach* von den konsonantischen Bewohnernamen auf *-an-* in der Zubatý-Festschrift (MNHMA, Prag 1926) S. 17—37 dargebracht. Im weiteren beschäftigt sich der Verf. mit der Frage der čsl. Elemente im Altkirchenslav. und zeigt, daß die kirchenslav. Worte, welche Pogorělov als westslav. Ursprungs nachzuweisen suchte (im Aufsatze über die Nationalität der Slavenapostel in Bratislava 1 [1927] S. 183ff.), nicht ausschließlich westslavisch sind; es wird hier dann auch über die Sprache Großmährens im 9. Jahrh. und über die vermeintlichen Slovakismen im Altkirchenslav. gehandelt. In der nächsten Miszelle werden die slovak. Zahlwörter *dvaja, obaja* (für lebende Wesen männl. Geschlechts) als analogische Formen nach Vorbild von *štyria, traja* (= aus ursprünglicherem *trija*, welches seinerseits aus *trja* durch Anlehnung an das zweisilbige *štyria*) erklärt, ebenso wie čech. mundartl. *dvá, obá* nach *tří, čtyři* aus altem *třie* usw. gebildet wurde (im Gegensatz zu E. Smetánka, der bei *dvaja, obaja* an eine Vermengung der alten Genitivformen *dvoju, oboju* mit den ursprünglichen Nominativformen *dva, oba*, und bei *traja* an eine sekundäre Nachbildung nach dem Muster von *dvaja, obaja* denkt, s. MNHMA S. 61—64). J. M. Kořínek *Drobnosti gramatické*, NŘ. 15 (1931) S. 40—43 deutete die čech. mundartliche Redeweise *býti u místa* 'sich an seinem Platze befinden, am Platze sein' durch Mißverstehen und Entartung des ursprünglicheren *býti u místě* (Lok. Sing., wo das Vorwort *u* vokalisiertes *v* aus urslav. *vъ* 'in' vor einem Labial ist); das entsprechende *dáti k místu* 'an seinen Platz geben, legen u. ä.' sei erst später hinzugebildet worden. Die andere Miszelle betrifft das durch Haplologie entstandene *Novesko* 'Umgebung von Nová Ves (nad Popelkou, im nordöstl. Böhmen)', Adj. *noveský* aus *Novovesko, novoveský*. V. Vážný *Dva slovenské tvary* (Zwei slovakische Formen), Sborník Matice slovenskej 6 (1928) S. 30—54, 80—89 und 107—135 untersuchte eingehend die Frage nach der Herkunft des Instr. Sing. der *o*-Stämme und der Vertretung von urslav. *ъ, ь* im Slovakischen.

Wichtigere Besprechungen: Vl. Šmilauer Bratislava 2 (1928) S. 223—226 veröffentlichte eine Duplik auf die Entgegnung Brat. 1 (1927) S. 512—522, durch welche Fr. Trávníček die Kritik seiner Schrift Příspěvky k dějinám českého jazyka (Brünn 1927) ebd. 256—274 abgewiesen hatte; Q. Hodura NŘ. 16 (1932) S. 144—153 schrieb über A. Mazon, Grammaire de la langue tchèque, 2. Aufl. (Paris 1931); B. Havránek Slav. Rundschau 4 (1932) S. 53 und J. Stanislav Bratislava 5 (1931) S. 358—360 über Z. Stieber, Z zagadnień dialektycznych grupy zachodnio-słowiańskiej: 1. Przeciwieństwo grupy lechicko-łużyckiej a czesko-słowackiej, 2. Wzajemny

stosunek gwar czeskich i słowackich, 3. Jugoslawizmy w dialekcie środkowosłowackim (Lud słowiański 1 [1929—1930], A, S. 212ff.); O. Odložilík Časopis Matice moravské 56 (1932) S. 284—290, V. Chaloupecký Čes. časopis hist. 38 (1932) S. 570—576 und A. Pražák Slavia 12 (1933—1934) S. 573—581 über J. G. Locher, Die nationale Differenzierung und Integrierung der Slovaken und Tschechen in ihrem geschichtlichen Verlauf bis 1848 (Haarlem 1931).

B. Quellenforschung.

(Editionen von Sprachdenkmälern.) Im weiteren werden nur die wichtigsten Werke der Jahre 1928—1932 verzeichnet und besonders diejenigen hervorgehoben, welche von einer linguistischen oder philologischen Analyse begleitet sind; alles Minderwichtige — namentlich die wissenschaftlich unzureichenden, die an Umfang kleineren oder vereinzelt in verschiedenen Publikationen anderer Arbeitsgebiete erschienenen Textabdrucke — wird hier weggelassen. Erschöpfend werden alle diese Arbeiten nach wie vor in der von der Čech. Akademie herausgegebenen Bibliografie československých prací linguistických a filologických (s. Ztschr. XII S. 397) registriert.

Als 2. Band der von V. Flajšhans unternommenen Herausgabe der ältesten čech. Wörterbücher, deren erster Band den Abdruck von drei in Versen verfaßten lat.-čech. Vokabularen aus dem 14. Jahrh. und zwei lat. Lehrschriften mit einer ausführlichen Einleitung (*Klaret a jeho družina, I. Slovníky veršované* [Klaret und seine Genossen, I. Versifizierte Wörterbücher], Corpus glossariorum Bohemicorum I, 2, Prag, Čech. Akademie, 1926, XXXII + 272 S.) enthält, gab Flajšhans im Jahre 1928 vier lateinische, čechisch glossierte Enzyklopädien Klarets (Physiologiarius, Enigmaticus, Astronomiarius und Exemplarius) samt einem Verzeichnisse der im lat. Texte vorkommenden čech. Ausdrücke, mit Belegstellen und Erklärungen versehen, heraus (*Klaret a j. dr., II. Texty glossované*, Corpus gloss. Boh. I, 2, IV + 552 S.). Bespr. von A. Brückner Ztschr. 6 (1929) S. 300—305. In demselben Jahre erschien die von E. Rippl besorgte kritische Textausgabe des altčech. Kapitelpsalters mit Einleitung, Kommentar und Wörterbuch (*Der alttschechische Kapitelpsalter*, Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der deutschen Universität in Prag, R. 2, H. 1, IX + 250 S.). Rez. J. Vašica LF. 57 (1930) S. 402—405, wo auf die Abhängigkeit des Kapitelpsalters von der altslav. Übersetzung aufmerksam gemacht wurde. St. Petíra *Staročeský Spor duše s tělem, t. zv. první* (Das altčechische sog. erste Streitgespräch zwischen Seele und Leib), Sborník filologický 9 (1931) S. 134—159 bringt einen diplomatischen Abdruck dieses aus dem Anfang des 14. Jahrh. stammenden Textes mit kritischem Apparat; in der Einleitung beschäftigt sich der Herausgeber auch mit der Sprache des edierten Denkmals und be

rücksichtigt besonders deren Lautstand. Zu dieser und zu einer älteren Edition dieses Textes von Petíra und R. Jakobson, wo der Versuch gemacht wurde, auf Grund der beiden altčech. „Streitgespräche" den Urtext der Dichtung zu rekonstruieren (*Spor duše s tělem*, Prag, Verlag L. Kuncíř, 1927, 111 S.), siehe die Berichtigungen einzelner Konjekturen von A. Škarka LF. 56 (1929) S. 32—34 und B. Ryba ebd. 58 (1931) S. 74—75 und 362—363. Einen neuen, ganz genauen Abdruck der Řeči nedělní a sváteční von Štítný nach der in der Prager Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift, mit Varianten der Strahover Handschrift und sonstigen textkritischen Anmerkungen verdanken wir dem unlängst (1936) verstorbenen ausgezeichneten Philologen Gymnasiallehrer Jos. Straka (Bd. 2 der auf Kosten der Čech. Akademie erfolgten Edition von Štítnýs Schriften, Prag 1929, XXXII + 464 S.); die Einleitung befaßt sich u. a. eingehender auch mit der Sprache dieses altčech. Denkmals (S. 15—20). Rez. V. Flajšhans Čes. časopis historický 36 (1930) S. 149—151, Fr. Šimek LF. 58 (1931) S. 207—209. Aus dem Klementiner Kodex wurde Štítnýs Schrift Knížky o hospodáři, o hospodyni a o čeledi von V. Foch in einer modernisierten Umschrift herausgegeben (*Tomáše ze Štítného Knížky . . .*, „Špalíček" 6., Prag, Verlag K. Reichl, 1929, 142 S.); doch ist der Abdruck des Textes nicht ganz einwandfrei, wie bereits die kurze Besprechung O. Hujers LF. 56 (1929) S. 389 gezeigt hat. Eine überaus sorgfältige Herausgabe der sog. Strahover Štítný-Fragmente stammt von Fr. Ryšánek, begleitet durch eine grundlegende philologische Analyse und durch den Nachweis von Štítnýs Autorschaft bei der altčech. Übersetzung von Pelagius' Schreiben an Demetrias, u. a. auf Grund lexikalischer Übereinstimmungen mit der Sprache Štítnýs wie *ochotenstvie, ochvovati, pohýřenie, přiekaza, středují* (*Strahovské zlomky štítenské, List Pelagiův Demetriadě v překladu Tomáše Štítného*, Preßburg, Philos. Fakultät der Komenský-Univ., 1930, 86 + IX S.); bespr. von V. Flajšhans Čes. časopis hist. 37 (1931) S. 159—160, O. Hujer LF. 59 (1932) S. 62—64. Fr. Čáda *Nejvyššího sudího království českého Ondřeje z Dubé Práva zemská česká* (Prag, Čech. Akademie, 1930, XII + 232 S.) enthält eine diplomatische Umschrift der im Titel genannten altčech. Rechtsquelle aus der Zeit um das J. 1400; als Grundlage des Textes diente die Handschrift des Prager Stadtarchivs, Varianten der übrigen 33 Handschriften sind mit angegeben. Bespr. von V. Flajšhans Čes. časopis hist. 36 (1930) S. 556—557, V. Hrubý NV. 13 (1932) S. 52—63, Bl. Rynešová Čas. Matice moravské 56 (1932) S. 217—221. Die altčech. Übersetzung der Akten der Konstanzer Kirchenversammlung (1415) nach dem Freiberger Kodex druckte V. Novotný *Historické spisy Petra z Mladoňovic a jiné zprávy a paměti o M. Janovi Husovi a M. Jeronymovi z Prahy* (Prag, Verlag der Palacký-Stiftung, Bd. 8 der „Prameny dějin

českých", 1932, 8 + CLX + 524 S.) ab; die Schrift wurde eingehend von V. Flajšhans Čes. časopis hist. 39 (1933) S. 140—151, O. Odložilík Čas. Matice morav. 57 (1933) S. 246—253 und J. Prokeš ebd. 275—294 und Čas. Národního musea 107 (1933) S. 129—133 besprochen. Den Neudruck einer wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zum erstenmal gedruckten, jetzt in der Strahover Klosterbibliothek befindlichen Liedersammlung brachte in einer modernisierten Umschrift V. Novotný *Husitský zpěvník* (Hussitisches Gesangbuch, „Špalíček", Nr. 8, Prag 1930, 272 S.); die einzelnen hier neugedruckten Lieder sind verschiedenen Alters (seit dem 15. Jahrh.). Wichtige textkritische Bemerkungen und Berichtigungen zu dieser Edition enthält der Aufsatz von A. Škarka *K vydání „Husitského zpěvníku"*, Čes. časopis hist. 38 (1932) S. 56—77. Die kritische Ausgabe von Jacobellus' Auslegung der Apokalypse nach der im J. 1528 zu Ende geführten Turnauer Kopie des verlorenen Originals besorgte Fr. Šimek (*Jakoubka ze Stříbra Výklad na zjevenie sv. Jana*, Bd. 1, Prag, Čech. Akademie, 1932, CI + 696 S.); in der Einleitung wird u. a. durch weitere Beweise die Ansicht F. M. Bartoš' gestützt, daß das Werk im J. 1421 verfaßt worden ist. Die in Aug. Neumanns Quellen zur Geschichte des Hussitentums in Mähren (*Nové prameny k dějinám husitství na Moravě, Studie a texty*, Olmütz, Verlag der „Matice cyrilometodějská", 1930, 290 S.) enthaltenen altčech. Textabdrucke — es handelt sich um verschiedene, meist aus Mähren stammende Urkunden und Eintragungen der Jahre 1417 bis 1470 — wurden vom Verf., Dozenten der cyrillo-methodäischen Theologischen Fakultät in Olmütz, in einer nicht ganz verläßlichen Umschrift wiedergegeben; rez. O. Odložilík Čas. Matice morav. 55 (1931) S. 221—244. Eine wichtige, meist neue Sprachquelle des in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. geschriebenen und auch gesprochenen Čech. stellt das von Bl. Ryneš ová in den J. 1929 und 1932 zum Teil herausgegebene Brief- und Urkundenbuch Oldřichs von Rožmberk dar (*Listář a listinář Oldřicha z Rožmberka 1418—1462*, Bd. I. 1418—1437, Bd. II. 1438—1444, Prag, Verlag des Kultusministeriums, XVIII + 328 und XVIII + 452 S.). Nach einer Olmützer Handschrift aus dem J. 1421 gab E. Rippl *Das altčechische Leben des Heiligen Franziskus von Assisi* (Veröffentlichungen der Slavist. Arbeitsgemeinschaft an der deutschen Univ. in Prag, II, R. 2, H. 3, 1931, XVIII + 100 S.) im diplomatischen Abdruck mit Einleitung (wo u. a. über die Orthographie und die Sprache des Denkmals), textkritischen Anmerkungen und Wörterbuch heraus. Ref. J. Vašica LF. 58 (1931) S. 354—356. V. Sokol *Traktát Mikuláše z Pelhřimova o zvelebení v pravdě svátosti těla a krve pána našeho Jezu Krista* (2. Beil. zu Jihočeský sborník historický, Tabor 1929, 14 S.) brachte den Abdruck des Textes, dessen Original aus den J. 1422—1423 stammt, nach

einer Handschrift aus dem Ende des 16. Jahrh., mit Varianten von zwei anderen Handschriften aus derselben Zeit. Die Gerichtsakten der Herzogtümer Oświęcim und Zator aus den J. 1440--1562 — eine wichtige Quelle der polnischen Rechtsgeschichte, deren Text čechisch geschrieben, doch stellenweise mit poln. Wörtern oder Wendungen durchsetzt ist — gab R. Rauscher, Professor der mitteleuropäischen Rechtsgeschichte an der Preßburger Universität, heraus (*Soudní knihy osvětimské a zátorské z r. 1440—1562*, 3. Bd. der „Prameny Učené společnosti Šafaříkovy", Preßburg 1931, 345 S., 5 Tafeln). Bespr. von Wł. Budka Kwartalnik historyczny 46, 1 (1932) S. 378—389 (wichtige Berichtigungen der Lesart vieler Stellen), Bl. Ryneš ová Čas. Matice morav. 57 (1933) S. 253—259 (ebenfalls viele Ausstellungen), A. Vavroušková Čas. archivní školy 9—10 (f. d. J. 1931 und 1932, ersch. 1933) S. 301—303. Fr. Trnka *Náboženské poměry při kutnohorské konsistoři r. 1464—1547*, Věstník Královské české společnosti nauk f. d. J. 1931, philos.-hist.-sprachwiss. Klasse, Nr. 1 (Prag 1932, 96 S.) veröffentlichte den ersten Teil des im Kuttenberger Archiv befindlichen und die religiösen Verhältnisse beim dortigen Konsistorium während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrh. betreffenden Urkundenmaterials (abgedruckt über 100 čech. Stücke; das übrige erschien in den nächsten Bänden desselben Věstník f. d. J. 1932, 1933 u. 1934, ersch. 1933, 1934 u. 1935, 160, 107 u. 92 S., zusammen beinahe 400 čech. Urkunden). In dem von Aug. Müller herausgegebenen *Quellen- und Urkundenbuch des Bezirkes Teplitz-Schönau bis zum Jahre 1500* (Prag, Verlag des „Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen", 1929, IV + 426 S. + 9 Beil.) findet man über 50 in čech. Sprache geschriebene Stücke. Al. Adamus *Sbírka listin k dějinám města Mor. Ostravy* („Codex diplomaticus civitatis Ostraviae" Bd. 1, Mährisch-Ostrau, auf Kosten der Stadtgemeinde, s. a. [1931], 228 S.) besorgte den Abdruck der meist čechisch geschriebenen und bisher größtenteils nicht edierten, auf die Geschichte Mähr.-Ostraus sich beziehenden Urkunden aus dem 16.—18. Jahrh.; einige davon enthalten lokale Dialektismen, leider ist die Umschrift des Herausgebers nicht konsequent. Die čech. Eintragungen in dem Proßnitzer Stadtbuche seit d. J. 1443 veröffentlichte J. Kühndel *Nejstarší městská kniha prostějovská*, Jahrb. des ethnographischen und Gewerbe-Museums der Stadt Proßnitz und des Hanna-Gebietes 6 (1929) S. 57—137 (auch selbständig, Proßnitz 1929, 82 S.), leider nicht ohne Ungenauigkeiten. Einen Neudruck von Chelčickýs „Netz des Glaubens", genau transkribiert nach dem Erstlingsdruck aus d. J. 1521 bereitete E. Smetánka vor (*Petra Chelčického Síť víry*, Prag, „Melantrich", 1929, XVIII + 446 S.) und fügte sprachliche Erklärungen und Varianten aus der in der Prager Kapitel-Bibliothek befindlichen Handschrift hinzu.

Außerdem gab Smetánka zwei Traktate von Chelčický heraus, und zwar die Auslegung der 2. Johannes-Epistel (Výklad na 2. epištolu sv. Jana), wodurch zum erstenmal der handschriftliche Text aus der Prager Domkapitel-Bibliothek zum Abdruck gelangte, und die Abhandlung von der Grundlage der Menschengesetze (O základu zákonů lidských) nach der Olmützer Handschrift, wobei die wichtigsten Varianten der Prager Domkapitel-Handschrift mitangegeben werden (*Petr Chelčický, Dva traktáty*, „Špalíček" 9., Prag, Verlag K. Reichl, 1932, 198 S.). Die beiden Texte sind philologisch kommentiert. Den nach Annenkovs und Jagićs Herausgabe transkribierten und durch Ryšáneks Berichtigungen nach der Handschrift verbesserten Text von Chelčickýs Replik gegen Mikuláš von Pelhřimov veröffentlichte J. Straka als Beilage zu Jihočeský sborník historický (*Petra Chelčického Replika proti Mikuláši Biskupci Táborskému*, Tabor 1930, 80 S.). Eine sehr sorgfältige, mit minutiöser Ausnützung aller Handschriften verrichtete Herausgabe von Rokycanas Postille ist das Verdienst Fr. Šimeks (*Postilla Jana Rokycany*, Prag, Čech. Akademie, Bd. 1, 1928, 866 + LXXX S. + 11 photograph. Beilagen; Bd. 2, 1929, 1168 S.). Bespr. von V. Flajšhans Čes. časopis hist. 35 (1929) S. 618—629 (Ausstellungen bes. in lexikologischer Hinsicht), dazu die Entgegnung des Herausgebers NV. 11 (1930) S. 41—46; s. auch die Polemik Šimek-Flajšhans in Čes. časopis hist. 37 (1931) S. 228—234. Eine Ergänzung zu den in der Einleitung enthaltenen, die einzelnen Handschriften und die Autorschaft Rokycanas betreffenden Ausführungen bildet Šimeks Aufsatz *O rukopisném podání Rokycanovy Postilly* (Über die handschriftliche Überlieferung von Rokycanas Postille) in LF. 57 (1930) S. 120—131. Das Schreiben des Hilarius Litoměřický an König Georg von Poděbrady aus d. J. 1462 veröffentlichte A. Podlaha nach dem in der Stuttgarter Landesbibliothek befindlichen Handschriftenkodex (*Hilaria Litoměřického List králi Jiřímu z Poděbrad*, Editiones archivii et bibliothecae s. f. metropolitani capituli Pragensis, XXIII, Prag 1931, 33 S. + 4 Tafeln). Die Gedichte Hyneks von Poděbrady gab Fr. Krčma aus der in dem Prager Neuberk-Kodex befindlichen, noch aus dem 15. Jahrh. stammenden Handschrift heraus (*Veršové o milovníku a Májový sen od Hynka z Poděbrad*, Edition „Stožár" Bd. 12, Prag, Verlag K. Janský, 1929, 72 S.); in derselben Edition erschien in demselben Jahre als nächster Band Krčmas bibliophile Ausgabe der altčech., im 14. Jahrh. verfaßten satirischen Dichtungen auf Handwerker und auf untreue Schöffen (*Satiry o řemeslnících a konšelech nevěrných*, 36 S.). Die von Z. Tobolka redigierten Monumenta Bohemiae typographica (Prag) brachten im 5. Bande, der 1928 erschien, die photomechanischen Reproduktionen einiger alten Drucke von M. Konáčs und J. Wolffs Werken aus dem Anfang des 16. Jahrh. (*Šest tisků Mikuláše Konáče*

z Hodiškova a Jana Wolffa 1507 až 1511); der nächste Band, ebenfalls 1928 erschienen, enthält eine solche Reproduktion von J. Šmerhovskýs Druck aus dem J. 1519, welcher den ausführlichen Titel *Velmi pěkná nová kronika aneb historia vo veliké milosti kniežete a krále Floria z Hispaní a jeho milce panně Biancefoře* usw. trägt. Als Band 7 dieser Edition erschien 1929 der photomechanische Abdruck von M. Kuthens Chronik aus d. J. 1539 (*Kronika o založení země české*), deren Text durch Kombination der drei unvollständig erhaltenen Exemplare des alten Druckes rekonstruiert wurde; der im J. 1930 erschienene 8. Band enthält die Reproduktion des altčech. Neuen Testaments aus d. J. 1475 (*Nový zákon z roku 1475*) nach dem in der Wiener Nationalbibliothek befindlichen Exemplar, dessen Text mit Hilfe des in der Prager Universitätsbibliothek befindlichen Exemplars ergänzt wurde. Alle diese Editionen begleitet Z. Tobolka mit einigen Schlußbemerkungen in čech. und engl. Sprache. V. Mitmáneks Briefe an seinen Vater aus den J. 1533—1553 veröffentlichte K. Krofta *Doktor Václav Mitmánek panu tatíkovi milému* (Edition der Blahoslav-Gesellschaft, Nr. 4, Prag 1931, 92 S.). Einen diplomatischen Abdruck der čech. Übersetzung von Erasmus' Uxor Mempsigamos aus dem J. 1538 findet man im Aufsatze von F. Kleinschnitzová *Erasma Roterodámského „U. M." v českém překladě*, Bratislava 5 (1931) S. 553—564. V. Flajšhans setzte die neue Herausgabe von Hájeks Chronik nach dem Original aus dem J. 1541, deren erster Teil bereits 1917 erschienen war, in den J. 1929 und 1933 mit dem 3. und 4. Bande fort (*Václava Hájka z Libočan Kronika česká*, Prag, Čech. Akademie, 458 und 410 S.). Blahoslavs Abhandlung über den Ursprung der Brüderunion aus der Mitte des 16. Jahrh. gab O. Odložilík in modernisierter Umschrift und mit Kommentar nach der in dem sog. Krasonický-Kodex (1590, Bibliothek des Nationalmuseums in Prag) erhaltenen Handschrift heraus (*O původu Jednoty bratrské a řádu v ní*, Prag, „Špalíček" 5., Verlag K. Reichls, 1928, 212 S.); Odložilíks andere Edition desselben Textes, kritisch mit einer jüngeren, aus dem 17. Jahrh. stammenden und von N. V. Jastrebov (Petersburg 1902) herausgegebenen Handschrift verglichen, erschien in Věstník Královské čes. společnosti nauk, Jg. 1928, philos.-hist.-sprachwiss. Kl., Nr. 8 (Prag 1929, 72 S.). Einen modernisierten und kommentierten Neudruck von Blahoslavs Schrift über den Gesichtssinn (ebenfalls aus der Mitte des 16. Jahrh.) nach dem um das J. 1610 erschienenen Erstlingsdruck besorgte F. Chudoba (*Spis o zraku*, Prag, „Špalíček" 4., 1928, 200 S.). J. Konopásek *Blahoslavův Nový Zákon z roku 1568* (Prag, Selbstverlag, 1931, 368 S.) brachte eine phototypische Wiedergabe des in der Prager Universitätsbibliothek befindlichen Exemplars; es ist eigentlich der erste Teil von Konopáseks Werk über das Blahoslavsche N. Testament, dessen zweiter Teil noch weiter unten zur

Anzeige gelangt. Den handschriftlichen Text benützte J. Vašica bei der Herausgabe der altčech. pädagogischen Dichtung Ludvíks von Pernštejn *Naučení rodičům* usw. (Belehrung für Eltern, St. Říše in Mähr., Verlag M. Floriánová, 1928, 66 S.); es wurden hier unter anderem auch die Verwandtschaftsbeziehungen dieser Dichtung zur anderen Dichtung Ludvíks v. Pernštejn Zrcadlo marnotratných (Verschwenderspiegel) festgestellt. Eine gute Sprachquelle aus dem Anfange des 17. Jahrh. bilden die Schreiben V. Konecchlumskýs, welche Fr. Škrdle veröffentlichte (*Listy p. Viléma Konecchlumského z Konecchlumí r. 1605 z Moravy do Kutné Hory a Čáslavě poslané*, Věstník Královské čes. společnosti nauk, Jg. 1928, philos.-hist.-sprachwiss. Kl., Nr. 9, Prag 1929, 37 S.); desgleichen 20 čech. Urkunden aus den J. 1607—1609, die von A. Blaschka im Aufsatze *Das Schicksal Don Julios de Austria, Akten und Regesten aus seinen letzten Lebensjahren*, Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 70 (1932), S. 220—255 aus dem Archiv des Innenministeriums in Prag abgedruckt wurden. Als ungemein wichtige Quelle zur Kenntnis und Erforschung des Čech. in dem erwähnten Zeitabschnitt erweisen sich ferner die im zweiten Teile des XV. Bandes des großzügigen Editionswerkes *Sněmy české od léta 1526 až po naši dobu* (Böhmische Landtage vom J. 1526 bis auf unsere Zeit, Bd. XV. *Sněmy r. 1611*, T. 2. *Generální sněm na hradě Pražském*, hrsg. von J. B. Novák, auf Kosten des Landesarchivs, Prag 1929, CXXV + 742 S.) enthaltenen čech. Schriftstücke. Aus Komenskýs literarischem Nachlaß wurden im J. 1928 einige Kirchenlieder mit zugehörigem Kommentar von F. Tichý abgedruckt (*Jana Amosa Komenského písně některé nábožné*, Prag, „Špaliček" 3., 1928, 106 + XXXII S. + 4 Beil.); bespr. von A. Škarka in Čas. Matice morav. 56 (1932) S. 265—270. Im folgenden Jahr wurde der erste čech. Text des Orbis pictus nach der in Leutschau (Levoča) in der Slovakei im J. 1685 erschienenen Ausgabe im 10. Bande einer neuen Edition von Komenskýs gesammelten Schriften (*Veškerých spisů J. A. Komenského sv. X. Orbis pictus*, hrsg. von H. Jarník auf Kosten des „Ústřední spolek jednot učitelských na Moravě" und der philos. Fakultät der Masaryk-Universität, Brünn 1929, LXXX + 376 S.) abgedruckt; der Text ist von sprachwissenschaftlichem Interesse bes. wegen spürbarer Einflüsse des Slovakischen. Gleichzeitig erschienen von neuem *Komenskýs Listové do nebe* in einer von J. V. Klíma besorgten transkribierten und kommentierten Ausgabe (Prag, „Špalíček" 7., 1929, 132 S.); leider ist die Wiedergabe des Textes vom philologischen Standpunkte nicht verläßlich, Belege dafür findet man in der Besprechung von O. Hujer LF. 57 (1930) S. 405—407. Aus Komenskýs Korrespondenz veröffentlichte Fr. Hrubý fünf bisher nicht edierte Briefe Karls des Älteren von Žerotin aus den J. 1629—1630, welche Besitz des Landesarchivs in

Brünn sind (*Korespondence Karla st. z Žerotína s J. A. Komenským*, Archiv pro badání o životě a spisech Komenského, Nr. 13, Brünn 1932, S. 65—73). Eine — editorisch freilich nicht ganz tadellose — Publikation Fr. Teplýs machte zum erstenmal eine in mehrerer Hinsicht sehr interessante Sprachquelle aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. allgemein zugänglich, nämlich die wirtschaftliche Korrespondenz des M. Švorecký, Beamten der Černínschen Herrschaft in Patzau, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (*Martina Švoreckého, úředníka na Pacově, hospodářská korespondence z dob války třicetileté 1630—1642*, Veröffentlichungen des Landwirtschaftsministeriums der ČSR., Nr. 78, Prag 1928, LXIV + 326 S.), welche im Černínschen Archiv in Neuhaus aufbewahrt ist; Ref. von Z. Kalista Čes. časopis hist. 38 (1932) S. 191—193. B. Horák *Daniel Vetter a jeho „Islandia"* (D. V. und seine „Islandia", Brünn, Verlag der philos. Fakultät der Masaryk-Univ., 1931, 214 + 4 Beil.) brachte u. a. einen Abdruck des čech. Textes der dreisprachigen Reisebeschreibung von Vetter (Strejc), welche seine anfangs des 17. Jahrh. unternommene Fahrt nach Island zum Gegenstand hat, nach der aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stammenden Handschrift und mit Varianten aus dem Erstlingsdrucke vom J. 1673; die Sprache dieses Denkmals enthält viele Polonismen und Germanismen. Im J. 1932 erschien im IX. Bericht des Museums für Turnau und Umgebung der zweite Teil der Publikation J. V. Šimáks *Řády cechů turnovských* (Statuten der Turnauer Handwerkerzünfte, IX. Zpráva musea pro Turnov a okolí za léta 1921—1931, S. 1—179); der erste Teil dieses Sprachmaterials war bereits 1921 im vorhergehenden Jahrbuch desselben Museums (S. 91—164) abgedruckt worden. St. Souček *Rakovnická vánoční hra* (Brünn, Verlag der philos. Fakultät der Masaryk-Univ., 1929, 256 S.) gab das sog. Rakonitzer Weinachtspiel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. mit literaturgeschichtlicher Analyse, sprachwissenschaftlichen Betrachtungen und einer Darlegung der Verstechnik heraus. Den Abdruck eines altčech. Rätselbuches nach dem Prager Druck vom J. 1695 in modernisierter Umschrift; mit Varianten des Olmützer, wahrscheinlich aus dem 18. Jahrh. stammenden Druckes, besorgte V. Flajšhans *Pohádky kratochvílné* (Rätsel für Unterhaltung), Sborník filologický 9 (1931) S. 160—204. Zum Schluß seien noch die wichtigeren Editionen J. Vašicas im Bereich der čech. Barockdichtung in aller Kürze angegeben: B. Bridels *Rozjímání o nebi v noci na jitřní božího narození* (Christnachtliche Kontemplationen vom Himmel, Olmütz, Privatdruck, Selbstverlag, 1931, 52 S.) aus d. J. 1658 und *Píseň o svatého Prokopa kněžstvu* (Lied von der Priesterschaft des hl. Prokopius, Olmütz, Privatdr., Selbstverl., 1932, 28 S.) aus d. J. 1662, J. Tanners *Muž apoštolský aneb život a ctnosti ctihodného pátera Albrechta Chanovského z Tovaryšstva Ježíšova* usw. (Der apostolische Mann oder Leben

und Tugenden des ehrwürdigen P. Alb. Chanovský Soc. Jes., „Národní knihovna", Bd. 8, Prag, Verlag L. Kuncíř, 1932, 202 S.) nach dem Drucke vom J. 1680, B. H. Bílovskýs Kirchenpredigten *Víno ze svadby v Káni a potřebnost roucha svadebního* (Vom Weine aus der Hochzeit in Kanaan und von der Notwendigkeit des Hochzeitsgewandes, „Dobré dílo", Bd. 114, St. Říše in Mähr., 1932, 94 S.), Št. Hlínas Übersetzung *Katechysmus katolickej P. Petra Kanýzia, Tovaryšstva Ježíšova* usw. (Katholische Glaubenslehre von P. Canisius, Olmütz 1931, Privatdruck des Erzbisch. L. Prečan, 1931, 260 S.) aus dem J. 1715.

Anhangsweise soll hier noch die dokumentar-photographische Herausgabe der sog. Königinhofer und Grüneberger Handschriften — es handelt sich bekanntlich um Falsa aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts — von V. Vojtěch, transkribiert und kommentiert von V. Flajšhans (*Rukopisy královédvorský a zelenohorský*, Prag, „Unie", 1930, 16 + XXXVI + 80 S.) erwähnt werden; bespr. von V. Vojtíšek Čas. archivní školy 9—10 (1933) S. 263—267.

(Erforschung einzelner Sprachdenkmäler und der Sprache einzelner Autoren.) Die Sprache und die Versform der ältesten čech. Kirchenlieder untersuchte R. Jakobson *Nejstarší písně duchovní* („Národní knihovna" Bd. 6, Prag, L. Kuncíř, 1929, 48 S.); seine linguistische Analyse des Liedes *Hospodine, pomiluj ny*, dessen Entstehung nach dem Verf. vor das Ende des 11. Jahrh. zu legen ist, führt zu neuen Schlüssen über den mächtigen Einfluß der kirchenslav. Tradition in Böhmen. Rez. Fr. Tichý Slavia 9 (1930—1931) S. 613—615, die Entgegnung des Verf. ebd. 10 (1931) 396—400, M. Weingart Byzantinoslavica 2 (1930) S. 447—453, die Entgegnung des Verf. in Slav. Rundschau 4 (1932) S. 509, B. Havránek Čas. Matice morav. 55 (1931) S. 192 und 213—214. Die Frage nach dem Entstehungsorte des ebengenannten Kirchenliedes wurde von J. Škultéty *O piesni „Gospodi, pomiluj ny"*, Slovenské pohľady 48 (1932) S. 37—47 geprüft. Der Verf. bespricht u. a. auch die Slovazität Pannoniens zu Kocels Zeiten, die alten slav. Kulturzentren an der Donau und die Ortsnamen *Budín, Komárno, Ostrihom, Tetín, Vácov, Vyšehrad*; S. 17 Anm. über den Ausdruck *krštenie* 'Taufe, die bei Gelegenheit der Taufe abgehaltene Feier', welcher nach Škultéty kein westslav., sondern ein südslav. Gepräge trägt. Das gegenseitige Verhältnis der altčech. Evangeliarien versuchte J. Vašica *Staročeské evangeliáře* (Prag, Čech. Akademie, 1931, X + 154 S.) festzustellen; die Schrift bedeutet u. a. einen wichtigen Beitrag zur čech. Lexikologie (Das Wortverzeichnis befindet sich in einer Register-Beilage). Bespr. von K. Janáček Čas. Matice morav. 55 (1931) S. 491—509; die hierin enthaltene Beweisführung, daß die Wiener und die Seitenstettener Handschrift zwei selbständige, voneinander unabhängige Übersetzungen derselben Vorlage darstellen, wurde von Janáček in seinem späteren Aufsatz

K otázce jednotného původu stč. evangeliářů (Zur Frage der einheitlichen Herkunft altčech. Evangeliarien), ebd. 56 (1932) S. 445—449 durch weitere Stützen fortgesetzt und Titschs ältere Beweisführung zugunsten der entgegengesetzten Annahme (im Jahresber. der deutsch. Realschule in Zwittau f. d. Jahr 1913) widerlegt. In seinen literar.-ästhetischen Betrachtungen über Dalimil sprach Č. Krčméry *Slovenské motívy u Dalimila* (Slovakische Motive bei D.), Sborník Matice slovenskej 10 (1932) S. 110—114 einige gewagte Vermutungen aus, insbesondere will er in dem altčech. Chronisten einen „fast slovakischen Dichter" sehen und glaubt in dessen Werk gewisse Slovakismen gefunden zu haben. Beiträge zur Textkritik und Exegese des Rosenberger Buches, welches die älteste čech. Rechtsquelle vorstellt, vom rechtswissenschaftlichen Gesichtspunkte aus lieferte J. Markov *Příspěvky ke kritice textu a výkladu Rožmberské knihy*, Sborník věd právních a státních 28 (1928) S. 238—261. Die Autorschaft von Jan Hus bei dem sog. Nikolsburger Kodex suchte F. M. Bartoš *Nové vzácné dílo Husovo* (Ein neues wertvolles Werk von H.), Jihočeský sborník historický 4 (1931) S. 73—82 zu erweisen; desgleichen E. Havelka *Hus autorem základního katechismu husitského* (Hus als Verfasser des ersten hussitischen Katechismus, Archiv pro badání o životě a spisech J. A. Komenského, H. 13, Brünn 1932, S. 51—64) bei einer anonym geschriebenen Glaubenslehre, welche in einer Handschrift der Wiener Nationalbibliothek enthalten ist. Demgegenüber stellte J. Vilikovský *O domnělé Husově Rétorice* (Über die angeblich von Hus verfaßte Rhetorik), Bratislava 6 (1932) S. 178—186 fest, daß die auf Grund einer in Wittingau befindlichen Handschrift vermutete Entdeckung der von Hus stammenden Schrift über Rhetorik auf Irrtum beruht. In der ausführlichen Entgegnung auf die kritischen Bemerkungen von J. Pekař Čes. časopis hist. 34 (1928) S. 199—202 zu V. Flajšhans' Aufsatz über die „Orthographie" von Hus in der V. Tille-Festschrift (Prag 1927) S. 61—69 kehrte Flajšhans *Husova Orthografie*, Čes. časopis hist. 34 (1928) S. 357—369 von neuem u. a. zu seinen Darlegungen von den südböhmischen Elementen in der Sprache Hussens zurück; die wiederholte Stellungnahme des Kritikers ebd. 35 (1929) S. 200—203. Die Übersetzungstechnik des čech. humanistischen Dichters Řehoř von Jelení († 1514) wurde von V. Fluss *Zur alttschechischen Cicero-Übersetzung des Řehoř Hrubý von J.*, Charisteria A. Rzach zum 80. Geburtstag dargebracht (Reichenberg 1930) S. 30—40 und Jahresber. des deutsch. Realgymnasiums in Preßburg f. d. Jahr 1930/31 einer prinzipiell verfehlten, weil auf ungenügenden Kenntnissen des Altčech. sich gründenden Analyse unterzogen; bespr. von K. Hrdina LF. 58 (1931) S. 73—74, 59 (1932) S. 69. Die Stellung des Satzattributs in Bartoš' Chronik aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fand eine gründliche Untersuchung in der Monographie von V. Šmi-

LAUER *Poloha přívlastku v kronice pražské Bartoše písaře* (Prag, Verlag der philos. Fakultät der Karls Univ., 1930, 256 S.).

Als zweiten Teil seiner Herausgabe von Blahoslavs N. Testament aus dem J. 1568 veröffentlichte J. KONOPÁSEK eine eingehende Abhandlung über die griech.-lat. Vorlage der genannten Übersetzung (*Řeckolatinská předloha Blahoslavova Nového zákona, Prolegomena textové kritiky kralického textu N. zákona*, Prag, Selbstverlag, 1932, XII + 208 S. + 9 Beil.); der Verf. stellt fest, daß als Vorlage die griech.-lat. Editio Barbirii aus d. J. 1559—1560, und zwar mehr der lat. Text von Beza, gedient hat, daß aber dabei ein starker Einfluß älterer čech. Bibelübersetzungen, und durch ihre Vermittlung auch die Vulgata — welche übrigens auch unmittelbar gebraucht worden ist — mitgewirkt hat; bei späteren Revisionen von Blahoslavs Text haben sich die Kralicer Brüder gleichfalls der jüngeren Editionen von Bezas Text bedient. S. 149—193 findet man eine Kollation der beiden Blahoslavschen Texte vom J. 1564 und 1568. Eine textkritische Auseinandersetzung mit J. Karafiáts veralteter Analyse des Kralicer N. Testaments (1878) und die Feststellung der Quelle zur Kralicer Übersetzung des Alten Testaments (Tremellius-Junius!) enthält die Abhandlung KONOPÁSEKS *Dvě studie o bibli kralické* (Zwei Studien über die Kralicer Bibel), Sborník filologický 9 (1931) S. 96—133; bespr. von ST. SOUČEK Čas. Matice morav. 55 (1931) S. 266—269, K. ŠIMEČEK LF. 59 (1932) S. 64—68. Verschiedene kleinere Beiträge zur sprachlichen Analyse und Kritik der Kralicer Übersetzung des N. Testaments brachte KONOPÁSEK in seinem Aufsatz *Bible a jazykozpyt* (Die Bibel und die Sprachwissenschaft, Prag, Verlag des Vereines evangelischer Akademiker „Jeronym", 1929, 56 S.); die sprachliche Seite der Kralicer Bibel betreffen öfters auch KONOPÁSEKS textkritische *Biblické studie* (Biblische Studien, Prag, Verlag des evangelischen Vereines in Žižkov, 1929, 204 S.); bemerkenswert ist z. B. das, was S. 18f. über den Ausdruck *vezdejší* in den čech. biblischen Texten steht. Eine textkritische Miszelle von KONOPÁSEK wurde unter dem Titel *Neznámá hebrejská vazba v překladech Nového zákona* (Eine unbekannte syntaktische Erscheinung des Hebräischen in den Übersetzungen des N. T.) in Bratislava 6 (1932) S. 357—359 veröffentlicht: es handelt sich um die Erscheinung, daß die Negation in hebräischen Sätzen bzw. Satzgefügen mit mehreren prädikativen Zeitwörtern nur einmal vorkommt, also nicht wiederholt wird, was, durch die andersprachigen Bibelübersetzungen sklavisch nachgeahmt, den wahren Sinn der betreffenden Stellen verhüllt. S. DANĚK *Předlohy apokryf kralických* (*Ezra*), Ročenka Husovy fakulty f. d. Jahr 1929/30 (Prag 1930) hält für wahrscheinlich, daß als Vorlage der Kralicer Apokryphen-Übersetzung in erster Reihe die Antwerpener Polyglotte (zweite Hälfte des 16. Jahrh.) gedient habe und daß es sich ferner bei dieser

Kralicer Übersetzung in Wirklichkeit um eine bloße Revision älterer čech. Übersetzungen handle.

J. Hendrych *Pochází „Umění kazatelské" skutečně od Komenského?* (Ist Komenský Verfasser des „U. k."?), Archiv pro badání o životě a spisech J. A. Komenského, H. 13 (1932) S. 87—92 äußerte seine Zweifel über die Autorschaft Komenskýs bei dem im Titel angeführten Werke, und zwar aus sprachlichen Gründen; doch stammt die sprachliche Redaktion des Werkes erst von J. L. Ziegler (1824). Unter der Aufschrift *Šest neznámých rukopisných prací Komenského* (Sechs unbekannte handschriftliche Arbeiten aus Komenskýs handschriftlichem Nachlaß) berichtete St. Souček in Lidové noviny 1932, 7/2 und 9/2 von der längst gesuchten und nunmehr glücklich gefundenen Sammelschrift, in welcher sich jene sechs Arbeiten von Komenský befinden; einen deutschen Bericht darüber stattete der Verf. in der Prager Rundschau 2 (1932) S. 177—179 ab. J. Konopásek *Filologická poznámka ke Kšaftu J. A. Komenského* (Eine philologische Glosse zu Komenskýs Kšaft), Bratislava 4 (1930) S. 359—364 polemisiert gegen die Ausführungen Součeks MNHMA (1926) betreffs der Lesarten *živ buď, národe, posvěcený Bohu* bzw. *živ buď, národe, posvěcený v Bohu* (über den sog. Ablativ Instrumenti) und macht auf die Vorlagen und Vorbilder Blahoslavs und der Kralicer Brüder aufmerksam. A. Procházka *Vlastenecký 'Slovář Český' z r. 1716* (Vaterländisches Wörterbuch der čech. Sprache vom J. 1716), Čas. Matice morav. 52 (1928) 361—364 behandelt eine puristische, viele lexikale Neologismen empfehlende Schrift aus der Zeit der gipfelnden Gegenreformation in den čech. Ländern und des damit verbundenen Verfalles der čech. Literatur- und Umgangssprache. J. B. Čapeks Abhandlung über Aug. Doležal und dessen „Tragödie" (*Augustin Doležal a jeho Tragoedia*, „Práce Učené společnosti Šafaříkovy v Bratislavě", Bd. 7, Prag 1931, 72 S.) befaßt sich auch mit den Slovakismen und den Hungarismen, ferner mit dem Rhythmus und den Reimen in der genannten Dichtung Doležals. In der Einleitung zu seiner Herausgabe von *J. Kollárs Rozpravy o slovanské vzájemnosti* „Knihovna Slovanského ústavu v Praze" Bd. 1, Prag 1929) S. XX—XXI und XXV—XXX berührt M. Weingart auch die sprachliche Seite der genannten Abhandlung Kollárs; einige Worte über die Sprache und bes. über den Wortschatz L'. Štúrs schrieb J. Vlček für die von der Matica slovenská verlegte neue Ausgabe von Štúrs literarischem Werk (*Spisy L'. Štúra, 1. Spevy a piesne z r. 1853*, Turč. Sv. Martin 1929) S. 134ff.; über Russismen bei Vajanský handelt A. Emeritzy in seiner Studie *Svetozár Hurban-Vajanský* (im Sammelwerke „Tschechische u. slowakische Studien", Red. von F. Liewehr, Reichenberg 1930) S. 225ff.

Einen neuen Versuch, den Glauben an die Echtheit der Königinhofer und Grünberger Falsa durchzusetzen, unternahm Fr. Mareš,

em. Professor der Physiologie an der Prager čech. Universität und von altersher einer der eifrigsten Verteidiger der Echtheit unter den Laien, durch sein im Selbstverlag erschienenes Buch *Pravda o rukopisech Zelenohorském a Královédvorském, jak se jeví z dokumentárních fotografií a poznámek k nim připojených, vydaných prof. V. Vojtěchem* usw. (Wahrheit über die K. u. G. Handschriften, wie sie aus den von Prof. V. V. herausgegebenen Dokumentar-Photographien und dem hinzugefügten Kommentar usw. hervorleuchtet, Prag, Selbstverlag, 1931, LXXIV + 324 S.); von den ablehnenden Besprechungen dieser dilettantischen und stark persönlich anmutenden Unternehmung sei hier namentlich die von V. Flajšhans Čes. časopis hist. 37 (1931) S. 474—511 (auch selbständig unter dem Titel *Jak to vlastně bylo? Naše Rukopisy a vídeňská vláda*, Prag 1932, 44 S.) und M. Weingart ČModFil. 18 (1932) S. 196—201 angeführt. Aus Anlaß der erneuerten Diskussion über die genannten Handschriftenfälschungen schrieb V. Flajšhans auch den Aufsatz *Něco o filologické metodě* (Etwas über die philologische Methode), NŘ. 12 (1928) S. 133—141 und 156—164.

Besprechungen: V. Flajšhans Slavia 10 (1931) S. 608—615, O. Hujer LF. 58 (1931) S. 354—356 und F. Trávníček Čas. Matice morav. 54 (1930) S. 256—257 über H. Batowski, Materjał językowy czeski w Kronice Czechów kanonika praskiego Kosmy (Slavia occid. IX, 1930).

C. Lautlehre.

α) Phonetik.

(Arbeiten allgemeiner Art.) Eine bündige Einführung in die čech. Phonetik verfaßte Fr. Trávníček (*Úvod do české fonetiky*, Prag, Verlag der „Unie", 1932, 122 S.); als Grundlage der Darlegung ist hier die geläufige lebendige Aussprache des heutigen „Schriftčechisch" genommen worden, doch berücksichtigt der Verf. auch die wichtigsten mundartlichen Tatsachen. Viele Einwendungen gegen dieses Buch vom experimentalphonetischen Standpunkte hat J. Chlumský LF. 58 (1932) S. 287—306 erhoben; die Entgegnung Trávníčeks erschien ebd. 60 (1933) S. 66—73, die Replik des Kritikers S. 74—80. Eine kurze Beschreibung der Sprechorgane und der Hervorbringung neuč. Laute und ihre Klassifikation, ferner die artikulatorische Seite des kombinatorischen Lautwandels im Čech. macht den Inhalt des gleichbetitelten Aufsatzes von Trávníček im 6. Bande der „Knihovna Nových škol" (Brünn 1930, S. A. 16 S.) aus; eine ganz flüchtige Übersicht der čech. Phonetik samt einigen Betrachtungen über die Entwicklung der Artikulationsfähigkeit bei den Kindern bot Trávníček unter dem Titel *Česká fonetika* in der Sammelschrift „Mateřská škola" (Brünn 1928) S. 203—210. Für dieselbe Sammelschrift schrieb eine ebenfalls in stark gepreßter Form gehaltene Einführung in die Phonetik der čech. Sprache E. Smetánka (*Uvedení do fonetiky* S. 211

bis 224), mit 12 Abbildungen der Mundhöhle beim Hervorbringen einzelner Laute in der Beilage.

Die Schrift von B. Hála *Základy spisovné výslovnosti slovenské a srovnání s výslovností českou* (Grundlagen der „schriftsprachlichen" Aussprache des Slovakischen und Vergleichung mit der čech. Aussprache, Prag, Verlag der philos. Fakultät der Karls-Univ., 1929, 134 S., mit 161 Abb. und 1 Karte) enthält einen bedeutsamen Beitrag zur experimentalphonetischen Erforschung des slovak. Lautbestandes, mit besonderer Berücksichtigung der Quantität, Intensitätsbetonung und Sprechmelodie; durch eine ausführliche französische Zusammenfassung (S. 125—133) werden die Ergebnisse von Hálas Untersuchung auch dem Auslande zugänglich gemacht. Bespr. von V. Vážný NV. 11 (1930) S. 5—8, J. Stanislav Bratislava 4 (1930) S. 164—167.

(Spezialforschung.) Eine gründliche experimentalphonetische Untersuchung der Lautquantität, der Wortbetonung und der Vokal- und Satzmelodie im heutigen Čech. unternahm J. Chlumský (*Česká kvantita, melodie a přízvuk*, Prag, Verlag der Čech. Akademie, 1928, 240 + [92] + XXXVI S.). Nach einer methodologischen Vorbemerkung — wo auch über den Antrieb zur vorliegenden Arbeit, der in der Notwendigkeit der Nachprüfung von Krals und Mareš' veralteter Untersuchung der čech. Quantität (LF. XX, 1893) und von Gauthiots und Vendryes' Behauptung über den Charakter der čech. Betonung (Mémoires de la Soc. de linguistique de Paris XI, 1900) zu suchen ist, und über die älteren diesbezüglichen Fachstudien Chlumskýs[1]) gesprochen wird — kommen die betreffenden Messungen zur ausführlichen Beschreibung und die eigenen Forschungsergebnisse werden angegeben. Der erste Teil betrifft zunächst die Quantität der betonten langen sowie kurzen Monophthonge und des Diphthongs *ou*, ferner das Quantitätsverhältnis zwischen den betonten und unbetonten Vokalen (Längen oder Kürzen), die „affektive" Vokaldehnung, den Einfluß verschiedener lautlicher Faktoren auf die Quantität (der Lautumgebung, besonders der Konsonantengruppen, der Betonung, der Silbenzahl und -folge, der Stellung im Satze); des weiteren wird die Quantität sowohl der Vokale als auch der Konsonanten in ununterbrochener Rede durchforscht, sodann zu einer allgemeinen Untersuchung der Quantität einzelner Konsonanten übergegangen, endlich die Quantität der Silbe (besonders die sog. Positionslänge) und des Sprechtaktes untersucht. Der 2. Teil ist der

[1]) Namentlich: *L'analyse du courant d'air phonateur en tchèque* (La Parole 1902), *Pokus o měření českých zvuků a slabik v řeči souvislé* (Prag 1911), *Essai de mesure des sons et des syllabes tchèques* (Revue de phonétique 1912), *Question du passage des sons* (ebd.), *La melodie des voyelles accentuées* (Slavia IV u. V), *Český verš podle časomíry a přízvuku* (Zubatý-Festschrift 1926).

čech. Betonung gewidmet. Es werden hier ausführlich die subjektiven — d. h. die auditiven — und die objektiven Beweise für die auf die erste Silbe eines Wortes oder einer eng zusammengeschlossenen Wortgruppe fallende Hauptbetonung durchgenommen; dabei kommt der Verf. auf die Intensität der čech. Wortbetonung und die Beziehungen zwischen Betonung und Quantität zu sprechen. Den Gegenstand der übrigen Kapitel dieses Teiles bildet dann die čech. Nebenbetonung. Im 3. und letzten Teil der Schrift (unpaginiert), welcher 150 experimentalphonetische Aufnahmen und daraus sich ergebende Diagramme enthält, wird zur Frage der Melodie der „extremen" Vokale *i* und *u*, von betonten und unbetonten Vokalen im allgemeinen und endlich zur Frage der Melodie verschiedener Satztypen in hervorragender Weise beigetragen. Oft werden die in anderen Sprachen gewonnenen Messungsergebnisse zum Vergleich gezogen. Durchaus annehmbar ist Chlumskýs Erklärung (S. 38f., 53f.) der nach der Auffassung älterer Philologen fehlerhaften altčech. Graphik wie z. B. *panee* 'Herr!' Vok. Sing. statt des regelmäßig erwarteten *pane*, *jednoho dnee* 'eines Tages' Gen. Sing. statt *dne*, (neb jsme viděli) *hwyezduu* '(denn wir haben) den Stern (gesehen)' st. *-u* (Gebauer, Hist. mluvnice I, 606f.). Der beigefügte Auszug in franz. Sprache enthält alles Wichtige sowohl was die Arbeitsmethode, als auch die Ergebnisse anbelangt. Die Besprechung dieses Buches — welches unbestreitbar eine dauernde Bereicherung der čech. Lautwissenschaft bedeutet — von F. Trávníček NV. 10 (1929) S. 76—97 rief eine scharfe Entgegnung des Verf. ebd. 188—199 heraus; der Kritiker verteidigte seine Stellungnahme S. 199—210. Zurückhaltend war auch die Besprechung von M. Grammont Rev. des langues romanes 65 (1929) S. 163—165; s. dazu die im nächsten Bande (1930) veröffentlichte Abwehr Chlumskýs S. 123—125). Eine günstige Aufnahme fand die vorliegende Schrift bei H. Pernot Rev. de phonétique 5 (1928) S. 317—318 und A. Meillet Bull. de la Soc. de linguistique de Paris 30, 3 (1930) S. 211—213. Mit seinen Kritikern setzt sich Chlumský auch in einem selbständigen Artikel *Několik poznámek k mé studii o české kvantitě, melodii a přízvuku* (Einige Bemerkungen zu meiner Schrift über die čech. Quantität, Melodie und Betonung), LF. 57 (1930) S. 356—368 auseinander; es wurde hier das, was die angezeigte Schrift an Methode und Messungsergebnissen Neues gebracht hat, noch einmal zusammengefaßt.

Im Anschluß an die ältere gemeinsame Arbeit von B. Hála und B. Polland *Artikulace českých zvuků v roentgenových obrazech* (Artikulation der čech. Laute in den Röntgenbildern, Prag, Čech. Akademie, 1926) suchte J. Haller *Několik poznámek k obecné české výslovnosti* (Einige Bemerkungen zur Lautartikulierung in der čech. Umgangssprache), ČModFil. 14 (1928) S. 232—239 zu zeigen, wie die genannte skiagraphische Untersuchung zur Erforschung des čech.

Lautstandes und -wandels ausgenützt werden könnte: so handelt er über den phonetischen Lautwert des čech. *j*, das heute keineswegs mehr — wie früher — palataler Natur ist (in Übereinstimmung mit B. Hála *K popisu pražské výslovnosti*, Praha 1923), über den volkssprachlichen Wandel *st* > *št* (z. B. *vokleštek* statt *oklestek* 'Knüttel', *kumšt* aus deutsch. *Kunst*), welcher nach dem Verf. durch Lautdifferenziation — soweit das *š* nicht bereits mit dem betreffenden Fremdworte entlehnt worden — auf čech. Boden zustande gekommen sein soll, zum Unterschied von dem Übergange *sť* > *šť* und *sk* > *šk* (z. B. *košťenej*, *námňeští*, *škořápka* statt *kostěný* 'knöchern', *náměstí* 'Stadtplatz, Ring', *skořápka* 'Schale'), welcher auf einer Art Lautakkommodation (Palatalisation) beruhen soll, schließlich über den Wandel *sm* > *šm-* in den volkssprachlichen Ausdrücken wie *šmejkat* 'schleppen u. ä.' neben schriftsprachl. *smýkati* oder *šmodrchat* 'in Verwirrung bringen, schlecht machen, verderben' neben *modrchat* und *motrchat*, in welchen Fällen es sich um eine verhältnismäßig späte Dekomposition der in den präfigierten Bildungen wie **sesmejkat*, **sesmodrchat* durch Dissimilation entstandenen Lautformen *sešmejkat* usw. handeln soll; diese letzte Vermutung ist ganz unwahrscheinlich, der Wandel *sm-* > *šm-* in solchen expressiven Ausdrücken ist vor allem aus lautsymbolischen Gründen erfolgt.

Von der phonetischen Signalisierung der Wortzusammensetzung in der schriftsprachlichen Aussprache des Čech. handelte A. Frinta *O fonetickém vyznačování složenosti slov ve spisovné výslovnosti české, kapitola z psychofonetiky* ČModFil. 17 (1931) S. 24—28, franz. Zusammenfassung S. 28—29. Den rhythmischen Verlauf des čech. Satzes in der heutigen Umgangssprache untersuchte V. Mathesius *K dynamické linii české věty* ebd. S. 71—80 im Anschluß an eine ältere Studie O. Zichs über die rhythmischen Eigenschaften der čech. Prosa (Živé slovo 1 [1920] S. 65ff.) und die betreffenden Äußerungen von A. Frinta ebd. 92ff. und NŘ. 2 (1921) S. 52ff., unter Vergleichung des Rhythmus čechischer Sätze mit dem Satzrhythmus des Engl.; engl. Zusammenfassung S. 80—81. Eine Studie über Satzmelodie und Wortbetonung im Slovak. schrieb — hauptsächlich auf Grund phonographischer Aufnahmen, die von der Čech. Akademie angeschafft worden waren (s. Ztschr. XII S. 395) — Št. Krčméry *Melodia vety a prízvuk v slovenčine*, Slovenské pohľady 48 (1932) S. 474—489; eine besondere Aufmerksamkeit widmete der Verf. den verschiedenen Stufen der Betonungsstärke in verschiedenen Arten von Sprechtakten. Eine Fortsetzung dieser Studie bildet Krčmérys kleiner Beitrag zur Erforschung der Melodie des slovak. Vokativs (*O melodii slovenského vokatívu*) in Sborník Matice sloven. 10 (1932) S. 122—124.

(Fortsetzung folgt.)

Prag. J. M. Kořínek.

Polonica.

Teil 10[1]).

Mit Fortsetzungen sei begonnen. Von der Estreicherschen *Bibliographie* erschien Band XXXI, der Buchstabe T, VI, 508 und IV S., Krakau, Akademie 1936. Es ist keine Beschreibung aller erreichbaren Drucke auf Grund möglichster Autopsie, sondern reichlichst ausgestattet mit erstaunlicher Fülle aller auf die einzelnen Verfasser bezüglichen Studien oder Notizen bis zum J. 1936, mit Proben aus dem Text zumal der Vorreden und mit kritischen Erörterungen aller Art. Unter Terentius (Ausführliches aus der Widmung des Rotterdamers an den Krakauer Boner) bestreitet E. die Angabe des Konáč 1548, als besäßen die Polen Übersetzungen des Plautus und Terentius. Unter Tricesius, dem Neulateiner, sind alle Personen genannt, denen die einzelnen Oden gewidmet sind; das Epigramm auf einen Franzosen Qui haereticam fidem docebat (S. 361) bezieht sich auf Petrus Statorius; es ist die bisher vollständigste Sammlung aller Tricesiana (Abdruck des makaronischen Spottverses auf Royzius). Vom Tractatus legendi abbreviaturas, s. a., wird erwiesen, daß er 1524 herauskam, nicht das Werk eines Polen, sondern Abdruck eines mittelalt. Traktats ist und was er zu bedeuten hatte. Unter Trzciński ausführlichste Besprechung aller seiner Krakauer Faseleien, gegen wen sie gerichtet waren. Unter Treter die erschöpfenden Angaben über die Stiche des ermländischen Domherrn. Unter der h. Therese Angaben über spanische Mystik und ihr Eindringen in Polen im 17. Jahrh. Über Tomaszewskis Uwagi gegen die Maikonstitution und deren Konfiszierung Bericht S. 210f. Über den Krakauer Mathematiker und Widersacher der Schweden 1655 Toński interessante Kontroversen S. 221ff. Des Thuanus Historiae 1543—1607 benutzte auch W. Potocki in seinen poetischen Novellen. Über die čechische Übersetzung der poln. Tragedja żebracza s. J. Jakubec Geschichte der č. Literatur I, 729 und 738. Des Jesuiten Ticin primicia linguae wendicae 1679 gehören nicht nach Polen, beziehen sich auf die Niederlausitz (daraus druckt E. den Mariengruß S. 161). Interessant sind Angaben über den Danziger Tidike (Anfang des 17. Jahrh.); daß die Toruniana und Turnowski reich bedacht sind, sei noch besonders hervorgehoben.

Von dem unter der Redaktion von Prof. Konopczyński herausgegebenen *Słownik Biograficzny* sind die Hefte bis Bd. III, 4 (Chodźko)

[1]) Vgl. Ztschr. Bd. XIV, S. 161—182. Französisch Geschriebenes bleibt in der Regel ausgeschlossen, z. B. Z. Wojciechowski, La condition des nobles et le problème de la féodalité en Pologne du Moyen âge, Paris 1936/37, 106 S., Sep.-Abz. oder T. Milewski, L'indohittite et l'indoeuropéen, Krakau, Akademie, 83 S., 1936 (Nr. 2 der Supplements).

erschienen; aus dem letzten sei besonders der Artikel Chmielnicki hervorgehoben, in dem Korduba dem berühmten Rebellen und den Seinigen gerecht wird; er streift alles legendarische ab und erkennt die hervorragenden Eigenschaften des Diplomaten, und der Artikel über Chodkiewicz Karol, den Sieger von Kirchholm und Bezwinger der dreimal stärkeren schwedischen Armee (S. 363—367); die Landgier des Hetman erklärt sich aus der Ohnmacht des Staates, die die Großen zum Schaffen einer Eigenmacht zwang, um sich der Gegner (hier der protestantischen Radziwiły) zu erwehren, vgl. den gleichzeitigen Kampf zwischen Stadnicki und Opaleński; der Artikel über die „Litauer" Chodźko, über die großpolnischen Chłapowski u. a.

Die älteste und angesehenste historische Zeitschrift, der Lemberger *Kwartalnik historyczny*, feierte sein 50jähriges Jubiläum, das Organ der p. Historischen Gesellschaft, 1886 von dem unvergeßlichen Xawery Liske begründet, nach seinem vorzeitigen Tode von anderen weitergeführt, heute von Prof. T. E. Modelski. Zur Weihe des Tages erschien das erste Doppelheft des LI. Bandes, 510 S., Lemberg 1937, und der Jahresbericht, 49 S. Der Band enthält diesmal keine Rezensionen und auch keine Chronik; er beginnt nach einer Geschichte der Zeitschrift selbst mit kurzen Beiträgen der 6 überlebenden Senioren (Abraham, Bruchnalski, Brückner, Cwikliński, Dębiński, Papée) und übersieht die Leistungen der p. Historiographie in 13 Teilaufsätzen (Geschichte des Altertums in Polen; historische Hilfswissenschaften; Mittelalter; Neuzeit; neueste Zeit; Kirchengeschichte; Rechts-, Kriegsgeschichte; Wirtschaftsgeschichte; Archäologie; Naturwissenschaften und Medizin; Kulturgeschichte; Forschungen zur allgemeinen neuen Geschichte) von bewährten Fachleuten. Zwei Spezialfälle (Wechsel der Mittelpunkte politischer Aktionen und die Jagellonenidee) steuerten Z. Wojciechowski und P. Halecki bei: das Ganze eine würdige Begutachtung der vielseitigen, angestrengten, erfolgreichen Arbeit der p. Geschichtswissenschaft.

Slavia Occidentalis. Tom 15. Redaktor Mikołaj Rudnicki. Posen 1936, 286 S. Auf eine Würdigung J. Rozwadowskis als Polonisten folgen kurze Artikel, über die *Ū*-Themen (*cirky* im 13. Jahrh., *cerky* im 14.); über kasch. *nen* 'dieser'; zum altpreuß. palatalen *e*: bei der Überlieferung des Altpreußischen wetteiferten Hilflosigkeit des Schreibers und Dämlichkeit des Tolken, der sich die Ausfragerei als lästige Frohnarbeit abschüttelte, daher ist bei ihr Mißtrauen stets angebracht; Etymologien der Flußnamen des Odersystems, das ausführlichste (S. 46—102); Kritischer Teil (ausführliche Rezensionen S. 142—254) und eine Chronik, die hauptsächlich mir gilt; endlich französische Résumés. Ein Wort über alle Etymologien des Redakteurs: R. geht von der Überzeugung aus, daß ein xmal wiederholter Unsinn Wahrheit wird; ich habe z. B. bewiesen, daß p. *charłężnik*

'Buschklepper' = č. *chaluźník* dass. ist, R. bleibt bei seiner „wahrscheinlichen" (!) Identifizierung des *ch.* mit dem Harlungennamen; ebenso „wertvoll" sind seine Etymologien des *sinus Codanus* oder des *Dagome* (angeblicher Name Mieszkas I) und *Podaga*, einem unverständlichen Götternamen bei dem des Slavischen völlig unkundigen Helmold; die einzelnen Silben *Co-*, *po-* usw. sind als urpoln. erklärt mit einer rührenden Naivität, die schon 1837, nicht erst 1937 nur gerechten Spott hervorgerufen hätte. Jede Polemik mit R. wäre daher zwecklos, ich erwähne seine Etymologien nie und diese meine Mißachtung hat R. zu einem unglaublichen Irrtum verführt. Ich hatte Ztschr. 13 S. 422 den Aufsatz von R. in Slavia Occ. 14, Etymologien pommerscher Flußnamen erwähnt, sie aus obigem Grunde sonst völlig übergangen und dafür meine Erklärungen gegeben: „gegen die langstieligsten Erklärungen des Verf. ist mir *Rhega* = Řeka" usw. Das ist doch klar und deutlich: ich überging die Faseleien R.'s und gab meine Erklärungen statt der seinigen. Offenbar nicht im Vollbesitz seiner Sinne mutete mir R. nun zu, ich hätte ihm das *Rega* = řeka usw. zugeeignet!! was unwahr wäre, denn ihm ist das nie eingefallen, ich rede also die Unwahrheit und mit mir verdonnert R. deswegen den p. Redakteur der Książka und die Verleger (warum nicht auch den Setzer und Korrektor?), daß sie meine Unwahrheiten ihren Lesern servieren. R. weiß also in seiner Verbortheit nicht einmal zwischen Mein und Dein zu unterscheiden: unglaublich, aber wahr!

Versäumtes sei nachgetragen. Das 1895 begründete Organ der p. folkloristischen Gesellschaft in Lemberg *Lud* ist unter der verdienstlichen Redaktion von Prof. A. Fischer bis zum XXXIV. Band, Lud, Lemberg 1937 gediehen, 304 S., nach Inhalt wie Umfang über alle älteren hervorragend. Z. Rysiewicz bespricht treffend alle neueren Hypothesen über Urheimat der Slaven, geizt nicht mit Einwendungen gegen alle, auch nicht gegen die neueste des Lemberger Archäologen J. Czekanowski, der, um die Lausitzer Kultur für Slaven zu retten, sie der nördlichen Gruppe der Indoeuropäer (d. i. Baltoslaven und Illyrier, nach Absonderung der littoralen Germanen) zuschreibt, für die die Nichtunterscheidung *ă* und *ŏ* charakteristisch ist; evident falsch ist die Annahme, Finnen (statt Balten!) wären deren unmittelbare Nachbarn gewesen; R. selbst legt übertriebenes Gewicht dem angeblichen Unterschied zwischen slav. und balt. Lexis bei, gerade aus meinem Etymologischen Wörterbuch hätte er sich von dem Gegenteil überzeugen sollen. Den gründlichsten Beitrag gab M. Smiszko (S. 67—141) über die im östlichen Mittelmeerbecken zu Kultzwecken entstandenen Ringgefäße, die noch heute bei Jugoslaven und in der Ukraine (kumaneć) fortleben, mit zahlreichen Abbildungen, mit der gründlichsten Untersuchung über Entstehung, Alter und Ausbreitung

dieser merkwürdigen Keramik, die von Cypern aus ihre Wanderung durch Europa angetreten hat. S. 1—46 handelt Eug. Słuszkiewicz über Indiens Geister, Seelen, Teufel und Dämonen nach den Veden, nach den großen Epen, nach dem Buddhismus (und dem Eingeborenenglauben) und in der Moderne, mit besonderer Berücksichtigung slavischer Parallelen. M. Lewicki bespricht die angeblichen Berührungen zwischen Slaven und den Altaivölkern, wie sie Peisker und Moszyński angenommen haben, zweifelnd und im Grunde ablehnend, da er sie nur für die historisch beglaubigte Zeit zugibt.

Das Räuberunwesen in den Karpaten im 18. Jahrh. hat die Tradition mit einer Art Gloriole geschmückt; Janosik ist ihr Hauptheld, den eben St. Dobrowolski in einem Epos Janosik z Tarchowej frisch besungen hat, Ondraszek im Teschenschen, Procpak in Seybusch, Dobosz in der Czernohora, Jos. Baczyński im Seybuschischen. Die Forschung auf Grund der Gerichtsakten hat die Legenden erheblich eingeschränkt; der Lud hat zwei Fälle eingehend dargestellt; die Aussagen des Baczyński-Skawicki von 1736 und in Band XXXIII ist ein 176 vierzeilige Strophen langes „Pieśń o Standrechcie i Procpakowej bańdzie" im J. 1795 abgedruckt, das in einem merkwürdigen Polnisch verfaßt ist, mit falschen Kasusformen, Wörtern usw.; die Aussagen des Baczyński und das Lied vom Procpak geben dankbaren Aufschluß über das Leben in den Wäldern und Weilern der Zeit. Mustergültig ist die Abhandlung von L. Popiel über den p. Holzmörser, die stępa (Stampfe), S. 187—269, eine Frucht vierjähriger Arbeit auf Grund von 10000 Berichten aus über 6000 Punkten Polens mit zahlreichen Abbildungen, gedacht als Materialiensammlung für eine folgende typologische Studie. Rezensionen und Bibliographie ergänzen den Band. Aus dem Inhalt der früheren Bände (XXVII—XXVIII) sei nur einiges genannt: Janów Die Gesta Romanorum in der p. und ukrainischen Volksüberlieferung (B. 27); J. Kuchta der Twardowskiforscher, Die historischen Quellen über Tw. (den p. Faust); die geheimen Wissenschaften in Polen im 15. und 16. Jahrh. (ebenda); Reliquien des Twardowski (29); Twardowski gerettet aus Teufelsklauen durch die Mutter Gottes (31); J. Zborowski, Direktor des Landesmuseums in Zakopane, berichtet über allerlei vom Volk der Vorberge aus Gerichtsakten; Volksbrauch zu Weihnachten, Tradition usw. in jedem Bande; eine ausgezeichnete, reich illustrierte Studie über das Bauernhaus der Lasowiacy (Wäldler in der Wildnis von Sandomierz, B. 29) durch St. Bąk; K. Koranyi über verschiedene mittelalterliche Rechtsbräuche (Losbitten vom Tode, das Eselsbegräbnis u. a.) (31). Zahlreich sind allerlei ethnographische Beiträge aus den verschiedensten Teilen Polens, sogar über Die litauischen Tataren als Handwerker (Lederbearbeitung). Besonders eingehend behandelt St. Piasecki ein internationales Kinderspiel (die Kinder

gehen dreimal unter den von zwei Kindern mit ihren Händen geformten Bogen) auf Grund von 311 p. Berichten, aber die Zurückführung dieses Spieles auf heidnische Frühlingsbräuche scheint mir viel zu weit hergeholt (Bd. 33). Originell ist die zum mindesten seit dem 16. Jahrh. bestehende S. Michaelbrüderschaft der Junggesellen in Altsambor unter unierten Ukrainern (31), sie singen Lieder zu Weihnachten (kolędują) und Ostern in jedem Haus, werden dafür entlohnt und verwenden das Geld für kirchliche Zwecke: seit dem Weltkrieg verfällt der Brauch ständig; er vereinte früher die ganze angesehene Jugend und war äußerst beliebt. Berichte über Hexerei und Hexenprozesse u. dgl. m. Besonders sind berücksichtigt die Góralen und ihre Verachtung der Lachi, der Leute der Niederung, sie schimpfen sie auch *Litwor* (d. i. Litauer, wie das folgende Moskwicin beweist). Der erfolgreiche Redakteur, Prof. A. Fischer, gab eben heraus in dem ersten Bande des auf 3 Bände berechneten Sammelwerkes (*Dzieje Prus Wschodnich*; Band I das Ordens-Preußen; II das herzogliche Preußen; III p. Elemente und p. Kultureinflüsse in Ostpreußen; Bd. I ist abgeschlossen) Etnografia dawnych Prusów, Gdingen 1937, 33 S. auf Grund von 67 Quellenschriften: eine äußerst genaue Zusammenstellung alles erreichbaren Materials; Verf. ist kein Philologe und traut zuviel z. B. den mythologischen Angaben (unter denen noch immer der von mir längst beseitigte, angebliche Hauptgott *Okkapirmo* figuriert; auch scheint mir die Scheidung von altpreußisch und altlitauisch oder gar weißrussisch nicht überall durchgeführt), den Lügenberichten des Stella, Waisselius und Prätorius.

Von ethnographischen Werken sei das sehr bedeutsame Buch von Prof. Ludwik Krzywicki *Społeczeństwo pierwotne*, jego rozmiary i wzrost, Warschau, Mianowskikasse, 442 S. genannt; es liegt auch in einer englischen Ausgabe vor, *Primitive society and its vital statistics*, Warschau-London 1934, doch unterscheiden sich beide Fassungen; in der poln. fehlt der statistische Teil, es sind dafür p. Verhältnisse berücksichtigt. Der treffliche Ethnologe behandelt bei Wilden und Barbaren die Gliederung in Stämme, ihre Ausbreitung, ihre Namengebung, Zahl, ihr Aussterben, den Fatalismus der dazu Verurteilten, die Zahl der Nachkommenschaft bei den Jagd- und bei den ackerbauenden Stämmen, Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse auf den verschiedenen Kulturstufen, die kleinen Maße der Urgesellschaft und die Folgen davon. Scheinbar alles weit abliegend von den Zielen unserer Zeitschrift, aber Verf., gestützt auf unglaublich reiche Literatur (namentlich offizieller Quellen) zieht die Namengebung der Germanen und Slaven heran und die Entstehung des p. Staates. Verf. neigt zu der Annahme von Kętrzyński u. a., daß die Lugier Slaven gewesen wären; das ist unmöglich, die Römer kannten sie gut (schickte ihnen doch Domitian 82 n. Chr. 100 auserlesene Reiter zu

Hilfe bei ihren Kämpfen mit ihren Nachbarn (Sueben-Markomannen), und hätten den slavischen Typus von dem germanischen wohl unterschieden[1]). Er nimmt auch die Faseleien des „bairischen Geographen" (seine vielen *-rozi* usw.) ernst, bespricht die Etymologie von *Lęch*, welcher Name bekanntlich niemals bei Polen oder Westslaven vorkommt und ein von den Russen geschaffener Spitzname für ihre nächsten Nachbarn am Bug gewesen ist, dessen Ausdehnung Nestor gar nicht verantworten kann. Verf. behandelt die Namengebung, primitiv auf der untersten Kulturstufe („Menschen, Leute, Feinde"), reicher auf höheren, bei Ackerbauern mit Vorliebe toponymisch und geographisch, unterscheidet den germanischen, kriegerischen Geist atmenden Namentypus von dem bescheideneren slavischen; freilich ist er dabei angewiesen auf fremde Forschungen und deren gar zweifelhafte Ergebnisse (man denke an die Deutungen bei Much!). Die bäuerlichen Reminiszenzen bei oder vor der Gewaltübernahme deutet er als erfunden, um die traditionelle Gewandung, die beibehalten war, zu erklären, was ich nicht gelten lassen möchte; er neigt zu piast = maiordomus des T. Wojciechowski, findet Kuniks Erklärung der Lęchy möglich[2]). Die eingehendsten Forschungen auf dem Gebiete der Aboriginer in Australien, Polynesien, Süd- und Nordamerika, die vorsichtigste Verwertung aller Angaben mit wohlbegründeter Skepsis, namentlich alten Zahlangaben gegenüber, machen das Buch zu einer hochinteressanten Lektüre, zerstreuen Märchen aller Art; wir lernen besser sehen.

Von dem auf S. 178ff. besprochenen *Atlas* der Volkskultur in Polen des Krakauer Prof. K. Moszyński ist das 3. Heft erschienen, Krakau, Akademie, 1936, Tafeln 1—10; was über die zwei ersten Hefte gesagt ist, gilt ebenso für das dritte: eine erstaunliche Belesenheit des Verf., ein rastloses Sichten und Eintragen der einlaufenden tausenderlei Antworten auf die verschickten Fragebogen (diesmal im Verein mit Frau J. Klimaszewska), die vorsichtigen Deutungen und Vergleichungen. Der Inhalt der Tafeln: zwei sind dem Dudelsack gewidmet, der Verbreitung des Instrumentes selbst wie seiner Namengebung (gebunden — heut an Polens Südwestecke, zumal im Posenschen), es wiederholt sich bei den Niedersorben; über die ausführliche Studie von Frl. J. Pietruszczyńska haben wir in den Polonica gehandelt; beides, Sache und Namen, fehlt der Ukraine und den Russen, aber

[1]) Diese Hilfsaktion der Römer für die Lygii, die natürlich zu Lechi umgestempelt wurden, wird erwähnt in den Eingangsstrophen jenes Gedichtes von dem Banditen Procpak von J. 1795, s. o.

[2]) Selbst stellt er Lech und Czech zusammen, als die le- und cze-brauchenden, doch nimmt er diesen Einfall nicht allzu ernst; Lech ist ja späte Erfindung.

das großruss. volynka gewährt andere Auskunft. Zwei über die Namen der Milchstraße und des Orion: Weg, den die Seelen gehen; Weg nach Rom, Częstochowa oder nach einer anderen Stadt; Vogelweg (Vogel = Seele); Weg der Helden, Heiligen, Christi, Gottes. Der Gürtel des Orion heißt stets die Mäher, *kosiarze*. Eine Tafel ergänzt die Namen einer Kinderkrankheit, des Schwammes, von Heft I, mit einzelnen auffallenden Übereinstimmungen, zu deutsch *Mehlhund*, vgl. slav. *sobačka* und *mączniki*! eine andere gibt die Namen für die Belemniten, *strzała* oder Umschreibungen: des Teufels Finger oder Fingernagel u. ä., welche mythische Deutung uralt ist. Tafel Nr. 8 zählt die Orte auf (in Polens Südwestecke), in denen Tiere, z. B. Wölfe, oder gar der Frosch zum Weihnachtsvigilienessen eingeladen werden, damit sie nicht schaden; ursprünglich waren es wohl die Dziady, die Ahnen. Tafel 7: kinderraubende Dämonen (meist weiblich, unter verschiedenen biblischen u. a. Namen: *mamuna, sibiela, boginka* u. a.), 5 und 6 behandeln Verwandtes: Menschen oder Dämonen, die vom Blitz erschlagen werden: nach einer Auffassung Gerechte, von Gott in den Himmel berufen, nach einer anderen schlimme Sünder und dies scheint Oberhand zu gewinnen. Dagegen sind die vom Blitz getroffenen Geister alle verdammt; der Teufel versteckt sich davor hinter Menschen. Jede Tafel ist mit geographischen Erläuterungen versehen; es ist interessant, wie z. B. in der Südwestecke Polens verschiedenstes zusammentrifft, es wimmelt da von schwarzen Kreisen; auf den geographischen Teil folgt der volkskundliche. Der Verf. ist kein Philologe von Fach und daher im Sprachlichen mitunter unsicher, z. B. was er über die Etymologie von *dudy* sagt; warum sollten die *kosiarze* 'Mäher' aus dem Ukrainischen entlehnt sein u. a. Der Atlas bleibt eine wesentliche, hoch willkommene Ergänzung seines Kulturwerkes und mit jedem neuen Heft wächst die Bedeutung dieses Atlas.

Stefan Makowiecki *Słownik botaniczny łacińsko-małoruski*, zebrał i ułożył w latach 1877—1932, Krakau, Akademie (Prace komisji językoznawczej Nr. 24), XV und 408 S., 1936. Der Verf., Podolier von Geburt, begann schon in früher Jugend seine Sammlertätigkeit und setzte sie unentwegt fort, trotzdem ihn der Weltkrieg in seinem Beginnen störte, seine Sammlungen zum Teil vernichtete oder die weitere Arbeit in Universitätsbibliotheken durch deren Schließung oder Wegführung illusorisch machte. Verf. ließ sich durch nichts abschrecken und erreichte endlich sein Ziel dank der Krakauer Akademie. Der Band umfaßt alle, aus dem Volksmunde oder aus Büchern erreichbaren Pflanzennamen unter den lateinischen alphabetisch geordneten Namen, manchmal an 30 Angaben unter einer Position; die Bibliographie allein zählt neun Seiten, namentlich sind die zahlreichen sehr zerstreuten Arbeiten des Ivan Verchratskij erschöpfend ausgenützt. Der Zusatz „irrig" ist nicht selten. Das Buch (doppel-

spaltig!) macht dem Verf. und seiner Mühe alle Ehre, trotz eines großen Übelstandes: es fehlt ein ukrainisches (kleinrussisches) Wortverzeichnis mit dem bloßen Hinweis auf die Seite, wo das Wort erscheint; nur auf diese Weise erfüllte es ganz seinen Zweck, würde dem Forscher die Mühe nach dem Aufsuchen der Einzelheiten außerordentlich erleichtern. Die kleinrussischen Worte sind lateinisch transkribiert; die klr. Termini sind wieder alphabetisch geordnet, irgendein Wort näherer Erklärung fehlt.

Als Nr. 16 der Prace der etnographischen Kommission der Akademie erschien: Adam Chętnik, *Pożywienie Kurpiów*, jadło i napoje zwykłe, obrzędowe i głodowe, Krakau 1936, 134 S. Von einem trefflichen Kenner dieser Hinterwäldler, deren Nahrung vor nicht allzulanger Zeit an die der Pfahlbauern nicht übel erinnert, zumal zu Zeiten einer Hungersnot, wo die Leute von dem vielen zerkochten Unkraut grün aussahen: Gartengemüse, Obst (außer wildem) waren unbekannt, Fische als einziges Fleischgericht, saure Brühen aller Art, die nur den Bauch auftrieben. Alles wird belegt mit Originalzitaten des masovischen Dialektes: *nie zierz gambzie* 'glaub nicht dem Mund', *bzierz Nichale, zidzita* 'sehet'. Reich illustriert, mit eigenen Zeichnungen, auf Abfragen namentlich aufgeführter Zeugen, die Originelles bieten. Trotz der Nähe Preußens fast kein einziger Germanismus in der überreichen Nomenklatur von Speisen und Getränken.

Dr. Henryk Perls *Wąż w wierzeniach ludu polskiego*, Lemberg 1937, 117 S. bietet mehr als der Titel angibt, bespricht doch P. den Schlangenkult im Altertum und Mittelalter, erst von S. 41 ab den der Slaven und namentlich Polen, die Angaben von Majewski in der Wisła VI erheblich erweiternd; der erste Teil beging die einzelnen Gebiete der Reihe nach; im zweiten kamen zur Geltung die einzelnen Funktionen (Hauszucht u. dgl.). Eine kritischere Sichtung des Stoffes und seine chronologische Entwicklung wären erwünscht; bei den vielen Angaben über den Milchgenuß der Schlangen (wie sie Kühe aussaugen u. dgl.) wird z. B. nicht einmal erwähnt, daß Zoologen jeglichen Milchgenuß Schlangen absprechen. Die Angaben sind oft zu allgemein gehalten; die Reichhaltigkeit der Sammlung entschädigt für diese Lücken und Mängel.

Edward Stamm *Miary powierzchni w dawnej Polsce*, Abhandlungen der histor.-philos. Klasse der Akademie, Nr. 70. Krakau 1936, 75 S. Stamm hatte 1933 über die alten Längenmaße gehandelt, die oft Benennungen der Körperteile entnommen waren (Warschau 1935, in einer speziellen geographischen Publikation), jetzt untersucht er auf Grund aller erreichbaren Quellen die Flächenbezeichnungen, die oft von der Tagesleistung des Pflügers u. ä. hergenommen sind. Hier haben die fremden, deutschen Maße wesentlich gewirkt, die fränkische (in den alten p. Quellen hartnäckig „französisch" genannte) und die

kulmische Hufe waren meist verbreitet, der *łan* oder die *włóka*; auf die einzelnen Unterschiede, *łan królewski* usw. ist hier nicht einzugehen; im Anhang werden die alten Texte, namentlich der von Grzebski 1565 abgedruckt. Die Quellen widersprechen sich im einzelnen scharf, gab es doch noch im 16. Jahrh. keine oder nur allerwenigste Feldmesser.

Stanisław Kutrzeba *Polskie ustawy i artykuły wojskowe od XV do XVIII wieku*, Krakau, Akademie 1937, XLII und 371 S. (Nr. 3 des Archiwum Komisji Historii Wojskowej) bietet aus Hss. und gleichzeitigen Drucken die Artikel des p. und des litauischen Heeres, die König, Hetman, ausnahmsweise der Reichstag (1609) zeitweilig, d. i. für den bestimmten Feldzug oder für immer herausgaben. Die Texte wiederholen sich vielfach wörtlich, schreiben einander vielfach ab, modernisieren die Formen, z. B. nur die ältesten von 1550 geben *tenraz*, die folgenden *teraz*, *stłup* — *słup* usw., brauchen den Ausdruck von Kinderspiel *siewkę grać* (von einem zum anderen Punkt überlaufen). Vieles hier zum ersten Male abgedruckt, für die Geschichte der Sprache nicht ohne Belang, in erster Reihe natürlich für Militärschriftsteller bestimmt, die womöglich etwaige Quellen oder Vorbilder festzustellen hätten. Sehr reichhaltige Indices von S. 357 ab erleichtern die Benutzung. Es gibt auch russische Texte, z. B. von 1534, mit starken Polonismen (aby *jesakow* ne czinili, fehlt im Index, der sonst alles bietet (*myszka*, *kapalin* u. a.); es ist großr. *jasak* 'Tribut'; zur *zbroja kopijnicza* (Lanzendienst) gehört der *gruszt* (Gerüste).

Das rührige *Instytut Bałtycki*, das aus Thorn nunmehr nach Gdingen verlegt ist, gibt eine neue historische, ökonomische, ethnographische Zeitschrift heraus unter dem sehr gesuchten Titel *Jantar*. Das erste Heft, 64 doppelspaltige Seiten gr. Fol., bringt Berichte über Litauens Beitrag zur p. Politik im Baltikum in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., über die litauischen Tataren in den p. Kämpfen aus gleicher Zeit, über die Rolle der Weichsel in der p. Kultur. Daneben auch über Geist und Wesen des Kalevala und Beiträge zur politischen Geschichte der Neuzeit, Abbildungen seltener Geräte, die in der Kaschubei gefunden wurden, endlich ausführliche Rezensionen von auf das Baltikum bezüglichen Werken. Wahrlich, ein sehr buntes Programm.

Die *Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Kattowitz* gibt ihre Jahrbücher heraus: *Roczniki* Tow. Przyj. N., Bd. IV, Kattowitz 1934, 343 S. Die Jahrbücher sind natürlich regionalistisch eingestellt, bieten somit vor allem lokalhistorische Beiträge, z. B. einen langen, reichillustrierten über Teschens Hospitäler, wobei hervorgehoben wird, daß in früherer Zeit nicht die Nationalität, sondern die Konfession den Ausschlag gab; weil in Teschen katholische Nonnen ein Krankenhaus errichteten, dem man Proselytenmacherei zuschrieb, errichteten die Protestanten ein besonderes. Es gibt Berichte über

Erinnerungen an König Sobieski, z. B. an den musterhaften Durchzug seines Heeres 1683; die polnische Presse im Teschenschen nach dem Weltkriege u. a. Der bedeutendste Beitrag stammt von dem Kunsthistoriker T. Dobrowolski über alte schlesische Wandmalerei, die ein Ableger der böhmischen ist, von der Prager Schule abhängt, dazu ein Bilderatlas von 15 Tafeln mit Aufnahmen aus Kirchen von ganz Schlesien (Breslau usw.) aus dem 14. und 15. Jahrh. (das späteste von 1511); das Thema war bisher fast unberührt, denn Burgemeisters Mittelalterliche Wandmalereien (1904) war eher bloßes Inventar, D. mußte daher eigene Studien unternehmen, die an die Kirche von Jeschona im Oppelnschen anknüpften und von da weitergingen und alles Erhaltene berücksichtigten; die Wandmalereien von Jeschona aus der Zeit um 1370 weisen einen Fortschritt auf. Die oft umfangreichen Rezensionen betreffen regionale Literatur.

Nauka Polska (ihre Bedürfnisse, Organisation und Entwicklung). Band XXII, Mianowski-Kasse, Warschau 1937, IX und 433 S., bietet für unsere Zwecke vor allem den eingehenden Bericht über das wissenschaftliche Leben im Lyzeum von Krzemieniec in Wolhynien, einer Schöpfung von T. Czacki, die die Errichtung der Universität in Kiew um drei Dezenien verzögerte und für p. geistiges Leben in drei südlichen Provinzen (Wolhynien, Podolien, Ukraine) maßgebend wurde; das Lyzeum gab nach seiner Aufhebung 1832 seinen Lehrkörper (zum Teil) und alle seine Sammlungen an die russische neue Universität ab; im Vergleiche zur Universität Wilno war Umfang und Dauer ihrer Wirksamkeit erheblich geringer. Andere Abhandlungen betreffen allgemeine Themen, z. B. Einfluß der Physik auf die Kulturentwicklung von heute; spezieller ist der Aufsatz von Prof. Rutkowski „Über die Hebung des Niveaus unserer wissenschaftlichen Produktivität", der über allerdings wünschenswerte Allgemeinheiten sich nicht heraushebt, ein Aufsatz ist dem indischen Wissen von einst und heute gewidmet. Reichhaltig ist die folgende Chronik des In- und Auslandes, Sitzungsberichte des epistemologischen Vereins in Warschau, Offizielles (das Budget für Künste und Wissenschaften), Berichte über wissenschaftliche Kongresse des Auslandes (Polen ging 1936 leer aus). Endlich eingehende Rezensionen meist englischer und amerikanischer Publikationen; darunter der erste Versuch einer Typologie der Intelligenz von dem Krakauer Professor M. Wiszniewski von 1828, neu herausgegeben 1933: W. schuf auf Grund seiner eigenen Beobachtungen Typen von Individuen, zuvorkommend diesem neuen Zweig der Psychologie; zu einer ausführlicheren Darstellung der Typologie verschiedener Nationen ist er nicht mehr gekommen; er hatte keinerlei Vorgänger und mußte sich selbst den Weg bahnen, für einen späteren Linné, der Verstandestypen, deren er 6 unterscheidet (Charaktery rozumów ludzkich; englisch *The natural history of the human intellects*).

Zwei historische Werke seien besonders genannt, beide von der Akademie herausgegeben: Fr. Papée, *Jan Olbracht*, König 1492—1501, der fähigste und vor allem energischste aller Jagellonen, eine tragische Figur, weil plötzlich abberufen von ersprießlicher Wirksamkeit; 256 S., Krakau 1936. Ein wohl abgerundetes Lebensbild des trefflichsten Kenners dieser Zeit, der sein Werk über Kasimirs IV. letztes Dezennium fortsetzte bis dahin, wo die diplomatischen Quellen (Tomiciana u. a.) reichlicher zu fließen beginnen. Die Katastrophe in den Wäldern der Bukovina 1497 wird richtiger eingeschätzt, die Bedeutung des italienischen Humanisten Callimach herabgemindert, aber P. tritt für die Echtheit der berüchtigten Rady Kalimachowe ein, eines Popanzes des p. Adels im 16. Jahrh. (ja später noch), weil diese Ratschläge zur Anbahnung eines dominium absolutum führen sollten: die Meinungen über deren Authentizität (lat. und p. Text) sind geteilt, P. entscheidet sich aus guten Gründen für deren Echtheit, weil sie den Jahren um 1493 bestens entsprechen, keinerlei Anachronismen aufweisen. Eine wohlerwogene, möglichst objektive Darstellung, die das namentlich von der Belletristik verzeichnete Bild des Königs erheblich berichtigt.

Marian Kukiel *Wojna 1812 roku*, Bd. I, Krakau 1937, XVIII und 444 S. (mit Plänen und einer Karte). Eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung dieser Katastrophe fehlt namentlich dem Abendlande: populäre Bearbeitungen, eine Unmasse spezieller Untersuchungen und Publikationen, eine Flut von Memoiren jeglicher Art ersetzen nicht diesen Mangel und heute ist durch den Weltkrieg das Interesse an den Geschehnissen von 1812 erheblich zurückgedrängt. Der Verf. ist Militärschriftsteller (Verfasser u. a. eines trefflichen Abrisses der p. Heeresgeschichte) und sein Hauptaugenmerk ist auf den Verlauf des Feldzuges selbst gerichtet, doch ist der ganze erste Teil dem Entstehen des Konfliktes und den politischen Vorbereitungen gewidmet (drei Abschnitte, S. 1—125); der zweite Teil, wieder drei Abschnitte, von der Wehrmacht Napoleons, seinen Plänen und dem Marsche bis zum Niemen sowie von den russischen Armeen und ihren Plänen; der dritte Teil in vier Abschnitten (S. 289—444) schildert die Kampagne in Litauen, endigt 25. Juli mit den Kämpfen um Witebsk, Sołtanówka und Ostrowno. Eine Frucht jahrelanger Studien und Sammlungen, obwohl Vollständigkeit nicht zu erzielen war; daß der p. Anteil besonders hervorgehoben wird, ist bei der Einstellung des Verf. selbstverständlich.

Oswald Balzers *Przemówienia, wygłoszone w Towarzystwie Naukowem we Lwowie w latach 1921—1932* hgb. von P. Dąbkowski. Lemberg 1937, Verlag der Ges. d. Wiss. in Lemberg, XIII und 123 S., enthalten 12 Jahresberichte in öffentlichen Sitzungen sowie 9 Ansprachen bei Jubiläen oder Todesfeiern; nicht aufgenommen sind spezielle Ansprachen bei besonderen Anlässen, die nicht für die Öffentlichkeit be-

stimmt waren. Die Jahresberichte waren nach einem bestimmten Schema abgefaßt, aber sie endigten in allgemeinen, patriotischen und optimistischen Auslassungen. Aus dem Nachlaß des berühmten Rechtshistorikers ist gleichzeitig der Schlußband erschienen: *Pisma pośmiertne Oswalda Balzera* tom III, Lemberg 1937, Verlag der Gelehrten Gesellschaft, 379 S. (französisches Résumé von S. 367 ab); nur eine Abhandlung ist weit fortgeschritten, S. 1—225, „Bemerkungen über Gestaltungen der Staaten des ursprünglichen Slaventums im Nordwesten" (Titel nach dem Aufsatz, den Balzer in der Festschrift zu Ehren von Prof. Abraham, Lemberg 1929, S. 1—27, herausgab und der sich zum Teil in dem zweiten Kapitel der vorliegenden Schrift wiederholt). Es lag Balzer daran, den Ursprung des p. Staates aus einheimischen Kräften, nicht durch fremde Invasion à la Rurik festzustellen und zu diesem Zwecke brauchte er als Hintergrund die nordwestslavische Staatengestaltungen, zur p. ist er nicht mehr gekommen. Die übrigen drei Abhandlungen (das p. Palatinat; Verhältnis Litauens zu Polen, zur Horodłofeier; Reform des p. Rechtskodex des Juristen Śliwnicki von 1536) reichen nicht über bloße Anfänge heraus; der Herausgeber, sein Nachfolger im Amt, Prof. P. Dąbkowski, unermüdlich tätig, hat mit außerordentlicher Pietät seines Amtes gewaltet.

Der etwas mysteriöse Tod eines anderen großen Historikers hat eine endgültige Lösung gefunden: Prof. Ign. Chrzanowski *Tajemnica ostatnich dni Joachima Lelewela w świetle źródeł*, Warschau 1927, 24 S. (Sep.-Abdruck aus Kultura i Nauka). Verf. erweist, daß ein Freimaurerstreich nach bewährten Mustern den Tod des greisen, sterbenskranken Gelehrten beschleunigte. Polnische Pariser Freimaurer wollten nicht zugeben, daß der Freimaurer Lelewel in Brüssel auf dem Sterbelager katholischen religiösen Trost empfange, wozu er sich bereits anschickte, und entführten gewaltsam den Paris hassenden Lelewel und seine Bücher und Papiere am 26. Mai nach Paris, am 28. Mai morgens ist er gestorben und die Freimaurer erreichten ihren Zweck, den sie als Sorge um seine Gesundheit tarnten!

Über Archäologisches sei nicht besonders gehandelt; es wird überall, soweit es die Mittel erlauben, fleißig und systematisch gegraben und Bemerkenswertes zutage gefördert; erwähnt sei nur aus den akademischen schlesischen Publikationen als prähistorische Arbeiten Nr. 2 *Badania prehistoryczne w województwie śląskiem w latach 1934—1936*, Krakau, Akademie, 1936, 63 S. gr. Fol., illustriert (die Funde) und 6 Tafeln; die Arbeiten leitete unter anderen auch Prof. Kostrzewski, der entgegen einer falschen Vermutung, er glaube jetzt wie deutsche Forscher an illyrische Zugehörigkeit der sog. Lausitzer Kultur, an deren slavischer Zugehörigkeit unentwegt festhält (Książka 1937, S. 155), um welche Sicherheit ihn wohl nicht jedermann beneiden dürfte, ich am wenigsten.

Vor dem Übergang zum Literaturbericht sei erwähnt, daß von den Polonica IX besprochenen *Lebenserinnerungen des T. T. Jeż (Miłkowski)* nunmehr auch der dritte Schlußband erschien, Od kolebki przez życie usw., Bd. III, Krakau 1937, Akademie, X 599 S. Vom 3. Band gilt dasselbe was von den beiden anderen: Die Fülle der Erlebnisse, die Menge der verschiedensten Personen, die politische und militärische Arbeit (das gegen die Überzahl der Rumänen gewonnene Gefecht bei Kostangalja 1863 u. a.), die materiellen Sorgen u. a. Besonderes Interesse erwecken die serbischen Aufzeichnungen, aus einem Lande, dessen Intelligenz wesentlich Schweinehändler ausmachten (die „Kaufleute"); die Konferenzen mit Bischof Strossmayer auf der Pariser Weltausstellung 1867 (S. 347—357), mit dessen Russophilie Jeż vergebens kämpfte; das Attentat auf Alexander II. des Berezowski und die Gerichtsverhandlung u. a. Die Polemik gegen Mickiewicz (nicht den Dichter, wohl aber den Menschen) füllt S. 367—410, ein psychologisches Studium, das dem Menschen nicht gerecht wird, weil es z. B. das erschütternde Gedicht an eine Mutter — Polin wörtlich, nicht ironisch auffaßt und Sinn und Absicht des Dichters sonderbarerweise verkennt; Jeż, der eingefleischte Demokrat, konnte sich zu Huldigungen hervorragender Literaten nicht leicht verstehen, er mied sie lieber. Leider brechen die lebenssprühenden Aufzeichnungen 1883 plötzlich ab, Jeż ließ sie 1909 unvollendet, seine Rolle, z. B. bei der Bildung der nationaldemokratischen Partei, der alten Liga, der Schaffung eines nationalen Schatzes usw. bekommen wir nicht mehr in seiner Beleuchtung.

Pamiętnik Literacki, Bd. XXXIII, Heft 4, S. 675—1074, feierte das 50jährige Jubiläum (1886—1936) der A. Mickiewicz-Gesellschaft in Lemberg, die diesen Titel bis heute behielt, während die von ihr herausgegebene Vierteljahrsschrift einen neuen erhalten hat, gemäß der Erweiterung ihres Programms auf das Gesamtgebiet der p. Literatur. Der stattliche Band beginnt mit einer Geschichte der Gesellschaft. Im folgenden hat St. Łempicki erwiesen, daß die treffliche Polonisierung des Plautinischen Trinummus durch Cieklíński nicht vor 1582, sondern ungleich später entstanden ist (1582 starb J. Ostroróg, der angebliche Verfasser eines Lobgedichtes der Vorrede, aber es handelt sich dort um einen anderen J. Ostroróg, der erst im 17. Jahrh. verstarb, ein ausgezeichneter Schriftsteller in ökonomischen Stoffen), kurz vor 1597, dem Datum des Druckes, wobei alle Nebenumstände (Verfasser, Umgebung usw.) neue Beleuchtung erfahren. A. Fei bespricht die Poesie des 17. Jahrh. auf Grund der neuausgegebenen Verse des J. Smolik zu Anfang und der A. Stanisławska zu Ende des Jahrhunderts, über die in den Polonica bereits gehandelt wurde; die vermischten Gedichte (auch Bukolisches) des Smolik werden sorgfältigst geprüft, die Autobiographie in Versen der Stani-

sławska ist zwar unendlich stümperhaft, aber durch ihren Inhalt und die energische Haltung der hohen Dame sehr interessant. St. Estreicher fand bei seinen bibliographischen Arbeiten ein Unikat der *Uwagi rzeczy ostatecznych* des Jesuiten Baka (Wilno 1766), der durch seine berüchtigten Knüttelverse *Uwagi o śmierci* von demselben Jahr Unsterblichkeit errang; der neue Fund bringt zwei Teile, ernstes und derbes. E. gibt Proben von beiden und eine Charakteristik dieser religiösen Barockliteratur spanischen Ursprunges. Aus einer Hs. des ältesten Theatrologen, K. Estreicher, wird die Geschichte der Warschauer Bühne bis 1850 abgedruckt. Einen Hauptteil bilden Briefe, des Sienkiewicz an Dobrski 1865 und Briefe an Asnyk verschiedener Personen (S. 884—962); vom bedeutenden historischen Roman („November") des H. Rzewuski und die erste Redaktion mit dem Druck verglichen. Es schließen sich Übersichten der neuesten Literatur über Norwid wie über Kasprowicz an.

Vom *Ruch Literacki* 1937 erschienen 4 Hefte, sie brachten theoretische Ausführungen und gehaltreiche Rezensionen, z. B. über die Neuausgabe der gesammelten Werke des längst vergessenen podolischen Dichters T. Zaborowski durch Frau M. Danilewicz (Warschau 1936. IV + 623 S.). Das Aufsuchen freimaurerischer Einschläge bei Mickiewicz (in den „Ahnen") und Słowacki („Kordian") scheint nur wenig einleuchtend; ungleich überzeugender ist die Darstellung von zweierlei Kategorien literarischer Forschung: die eine behandelt das Werk an sich. die andere das Werk in seiner Umgebung und Wirkung, beider verschiedene Ziele und Methoden. Die Rezension des dichterischen Werkes von B. Leśmian, dem Schöpfer poetischer Mythen von außerordentlicher, mitunter gar krauser Phantastik. Jedem Heft liegt bei eine Bibliographie, die nicht nur das Werk und Rezensionen anführt, sondern mitunter ausreichende Proben mitteilt: bisher 256 Nummern.

Die *Nowa Książka* unter der Führung St. Lams setzt ihre systematische Berichterstattung über das Gesamtgebiet p. literarischer Produktion in allen Wissenszweigen, doch überwiegend in den humanistischen erfolgreich fort; es gibt auch allgemeine Artikelbetrachtungen, zumal aus dem Gebiete der Kultur, ihrer Doppelheit (der Elite und der Massen) u. a.; die zahlreichen Notizen der Chronik beschränken sich meist auf die Buchwelt. Auf den Inhalt literarischer Zeitschriften, der bewährten Wiadomości Literackie, mit dem erneuerten Skamander, sowie auf die Zeitschrift der streng nationalen, vorwärtsstrebenden Jüngeren Prosto z Mostu sowie des abstrakter gehaltenen Marchołt können wir nicht mehr eingehen; es gab auch scharfe Polemiken, zumal über Sensationen des Tages. Wir gehen über zu Monographien und beginnen leider mit einem Fehlwerke. Bronisław Rakowiecki gab auf eigene Kosten des *J. Kochanowski Odprawa posłów greckich*, studium literackohistoryczne 1937 heraus,

86 S. kl.-8°. Leider ist sein Studium weder das eine noch das andere sondern reinste Phantastik; in dieser klassizistischen Tragödie von der vergeblichen Botschaft der Griechen um Auslieferung der entführten Helena gab es Anspielungen auf die Gegenwart, Aufmunterungen vorschauender Art, aber R. entdeckt darin einen ganzen Roman, Personen und Handlung in Troja sind nur getarnt, Alexander (Paris) ist Sigismund August; Helena d. i. die Halżka, Tochter des ukrainischen Fürsten von Ostrog, ist Personifikation der Ruś, um die der Kampf entbrannt ist und fortgeführt werden muß, Antenor ist Tarnowski usw., vorahnend wird auf den Sowjetüberfall von 1920 hingewiesen; ebenso ersonnen sind die Etymologien des Verf., der zwischen Kruszwica („Birnen" im Gnesener Dialekt) und der Venus einen Zusammenhang konstruiert („Kruszy więzy" des Winters), doch genug von dieser Groteske.

St. Kot *Le mouvement antitrinitaire au XVI^e et au XVII^e siècle.* Paris 1937, 105 S., wiederholt vier Vorträge, die Prof. Kot im Collège de France 1935 hielt: der gediegenste Kenner p. Kulturgeschichte hat diesmal weiter ausgeholt und die gesamte antitrinitarische Bewegung in Mitteleuropa dargestellt; es ist ein Kapitel aus der Geschichte der Reformation in Polen, die wir von ihm erwarten, wozu er bereits wesentliche Vorarbeiten lieferte. Die Darstellung umfaßt ein Jahrhundert bis zum Ausgang und Erlöschen der „p. Brüder", die jedoch in den angelsächsischen Unitariern Nordamerikas fortleben, der radikalsten aller christlichen Kirchen. Der p. Anteil an dieser Bewegung, der einzigen originalen in Polen, wird gebührend betont.

Bei dem ländlichen Typus der p. Kultur und Literatur war es wohl angezeigt, daß zum 75jährigen Jubiläum der Gazeta Rolnicza Prof. St. Kot einen passenden Beitrag lieferte. *Urok* (*Zauber*) *wsi i życia ziemiańskiego w poezji staropolskiej*, Warschau 1937, 147 S. Kl. 8°. Es ist eine trefflich ausgewählte Anthologie der Poesie des Landlebens, manches zum erstenmal aus Hss. oder Unikaten herausgegeben. S. 1—33 Einleitung des Herausgebers über den Sinn des ganzen, die Abhängigkeit vom Beatus ille qui procul negotiis etc. (öfters übersetzt!), die Quellen, die Ideale (auch der Landfrau) schildert; Teil II gibt die Texte selbst. Lob des Landlebens, das adelige Treiben, der Vorzug des ländlichen Standes vor jedem andern, das ländliche Schmausen usw., alles in Versen bekannter und unbekannter Dichter; ein Stück in Prosa; des Herrn Ponętowski, Kastellan von Brześć in Kujavien, um 1580, dessen „Ziemianin" (Landmann, natürlich von Adel) nach 3 Hss. herausgegeben ein Prachtstück altp. körniger Prosa abgibt; das längste Stück, Vergleich des Land- und Stadtlebens ist aus einem Unikat, des J. Domaniewski von 1620; „Die gute Hausfrau" ist aus einer Hs. vom Anfang des 17. Jahrh.; alles vom Herausgeber mit sorgfältigen Erklärungen versehen.

Der Wojewode von Belz Rafał Leszczyński, Säule des p. Kalvinismus, hat die „*Judith*" des französischen Kalviners Bartas frei übersetzt und seiner Schwägerin zugeeignet, 1620. Die Übersetzung hält sich nur in den drei ersten Gesängen genauer ans Original. Die beiden letzten Gesänge sind äußerst gekürzt und beschränken sich auf das Historische, ohne didaktisches und episches Detail. Die Übersetzung weist auf den guten Geschmack des Magnaten, auf seine souveräne Beherrschung von Sprache und Vers; es war die älteste und zugleich beste Übersetzung aus dem Französischen, neu herausgegeben in der „Bibliothek vergessener Autoren des 16. bis 18. Jahrhs.", von Frl. Maria Sipajłówna, XVIII und 48 S., Mianowski-Kasse. Der Magnat brauchte wohl als erster *obszar* und *treść* im heutigen Sinne, schuf *wznurcić* zu *nurt*, schrieb überhaupt ein famoses Polnisch, das nähere Würdigung verdiente.

Der hundertste Gedenktag des Todes von Puškin fand in der Tagespresse starken Widerhall, hier seien nur literarische Zeugnisse genannt. Der p. Puškinforscher Prof. W. Lednicki „*Puszkin 1837—1937*", Krakau MCMXXXVII, 65 S. kl. 8° in gediegenster typographischer Ausstattung mit einer Reihe effektvollster Bilder, gibt drei Aufsätze populärer Art: P. Bedeutung für Rußland; wie man ihn auf das Feld des Todes herauslockte; P. und wir, wo unverblümt des echten Russen P. Haß gegen Polen erklärt wird (Nr. 14 der Publikationen der p. Gesellschaft zum Studium Osteuropas). Der Bewunderer P.s, selbst ein großer Dichter, Julian Tuwim hat auf seine meisterhafte Übersetzung des „Ehernen Reiters" von 1932 eine Anthologie folgen lassen, *Lutnia Puszkina*, Warschau, Przewarski 1937, 140 S., gr. 8° in prächtigster typographischer Form; eine treffende Auswahl der P.schen Lyrik (auch zwei Abschnitte aus dem Ehernen Reiter von 1932 wiederholt) in einer Form, über die heute in Polen nur Tuwim verfügt; er fühlt sich dem Russen wie geistesverwandt und kann sich des Wohllautes von dessen Sprache nicht erwehren: so ergibt sich eine Vollendung der Übersetzung, wie sie die übrigen p. Übersetzer („Oniegin" des Belmont 1925, „des Häuschen in Kołomna, Mozart und Salieri" des Słobodnik 1935) nicht erreichten.

Stanisław Adamczewski, *Stefan Żeromski*, zarys biograficzny, Lemberg 1937, staatlicher Schulbücherverlag, 124 S., kl. 8° ist eine Ergänzung biographischer Art des schönen Hauptwerkes von A., das unter dem Titel Serce Nienasycone Stil und Methode, Gesinnung und Glauben des großen lyrischen Romanziers beredt kündete; dieselben Vorzüge einer vollendeten Darstellung wie eines tiefen Eindringens und Verstehens des Menschen im innigsten Anschluß an seine Werke zeichnet die Schrift aus, die ein Muster der Diskretion darstellt; sie verschweigt nur, was sich ohne Schädigung des Gesamtbildes verschweigen ließ. Als Zych hat Żeromski u. a. auch die Erinnerungen

an die Tortur p. Seelen durch russische Unterrichts- und Erziehungsmethoden verewigt, es ist daher nur Recht, hier eines Buches, das speziell demselben Zweck dient, zu gedenken: Prof. Jan Wołyński, *Wspomnienia z czasów szkolnictwa rosyjskiego w b. Królestwie Polskiem 1868—1915*, Warschau 1936, Selbstverlag, 165 S. 8°. Es handelt sich hauptsächlich um das Walten des berüchtigten, 1883 von einem Russen geohrfeigten Kurators des Warschauer Lehrbezirkes Apuchtin, der nach einem milderen Beginnen dem Zuge der Zeit folgend zum Polenfresser erster Klasse aufstieg, bis er 1897 ohne Sang und Klang spurlos verschwand. Das Martyrologium der p. Jugend hat hier seine offizielle Beglaubigung erhalten; anständige Russen werden aufrichtig anerkannt, doch bei der großen Mehrzahl war von Anstand wenig zu spüren. Die p. Lehrer wurden nicht einfach entlassen, sondern freiwerdende Stellen nur durch Russen besetzt, so daß mit jedem Dezennium der einst von Schülern der p. Hochschule in Warschau gebildete Lehrkörper ausschließlich russischer wurde; der Satrape Apuchtin hatte den einen Vorzug, daß er sein Wort hielt, was man von „Liberalen", z. B. von dem Philologen Senger nicht behaupten konnte.

Zum Abstecher nach Rußland (Puškin!) gesellt sich einer nach Böhmen. Jan Miszewski *Walka o czeskie rękopisy* (zum 120. Jahrestag ihrer Auffindung), Krakau 1937, Verlag der Polonisten der Universität, 84 S. hat das einzige Verdienst, daß er das p. Publikum von dem Neuauflodern des längst begrabenen Streites unterrichtet, natürlich ganz einseitig; über den neuen Sturm im Wasserglase soll anderswo gehandelt werden. Unendlich wertvoller ist Josef Hrabák *Staropolský verš ve srovnání ze staročeským*, Prag 1937, Verlag des Prager Linguistenkreises (Studie I), 70 S., das gründlichste über den p. Vers des 15. Jahrhs. (Bogurodzica kam dabei leider nicht in Betracht), denn die Studie von F. Siedlecki *Z zagadnień polskiego wiersza średniowiecznego* erscheint erst im Język Polski XXII. Inhalt: I. Teil, S. 1—25, Der Achtsilbler in Vers und Lied; Teil 2, Die übrigen Verstypen (bis S. 50); Teil 3, Der Reim nach seiner semantischen und seiner akustischen Seite (bis 60); Anhang, zur Erklärung des ap. Akzentes; für den čech. Vers geht Hr. von Jakobsons Forschungen aus. Der p. Vers ist seiner Form nach ziemlich primitiv, verharrt auf einer Stufe, die der č. im 14. Jahrh. schon verlassen hatte; seinem Umfang nach ist er recht ärmlich; in dem epischdidaktischen Vers ist der Achtsilbler fast ausschließlich, während in der religiösen Lyrik andere Versformen vorherrschen; erst Rej bricht endgültig mit dem Achtsilbler, dem er noch in seinen Anfängen huldigte; in seinem biblischen Drama „Joseph" 1545 sprechen Männer in 13-Silblern, Frauen in 8-Silblern, damit schließt er mit dem alten Metrum ab, das von anderen immer wieder des drastischen Effektes halber angewandt

wird. Seine Alleinherrschaft übernimmt der 13-Silbler, nur zweimal im 15. Jahrh. vertreten; ganz zu Unrecht zweifelt Hr. den p. Ursprung des Jesupsalters an, wissen wir doch, wer und wann ihn verfaßte: der č. Text ist die älteste Übersetzung aus dem P. Schon im 15. Jahrh. neigt der p. Vers (nicht das Lied!) zu ausschließlichem Syllabismus und ich rekonstruierte oft mangelhafte 8-Silbler, was Hr. wenig wahrscheinlich findet, aber ich konnte im „Äsop" des Biernat jeden Verstoß gegen die obligaten 8 Silben durch einfaches Einstellen älterer Formen beseitigen und glaubte ebenso für das 15. Jahrh. verfahren zu sollen — bin allerdings hier und da wohl zu weit gegangen. Hr. betont mit Recht den kulturellen Zusammenhang, die Abhängigkeit des P., aber für die meisten Verse und Lieder bestreite ich jegliches direkte Vorbild. So gehört z. B. die Alexiuslegende in die Reihe jener dürftigen, trotz des Reimes ganz prosaischen Legenden, die sogar die französische Poesie des 14. und 15. Jahrh. verunstalten. Aus dem Versbau folgert Hr. mit Recht, daß der Akzent auf der vorletzten Silbe schon im 15. Jahrh. erstarrt war, ein Vorgang, den das Aufgeben der Quantitätsunterschiede förderte. Mit Unrecht nimmt Hr. für die Reime *c* : *cz* auch das Masurieren zu Hilfe; der Pole reimte fürs Auge, und *cz* schrieb man für beide Laute. Hr. arbeitet nicht nur mit modernen Termini (phonologisch, Phonem usw.), Methoden (zahlreiche Diagramme), sondern auch mit der sorgfältigsten Statistik fast über jedes größere Lied, über dessen Cäsuren und Diäresen, fahndet nach daktylischen, nicht nur trochäischen Maßen, die allerdings stärkstens überwiegen, spürt Binnenreimen nach (nicht nur in demselben Vers, sondern in dem Paar, das zusammengehört), findet dürftigste Spuren des angeblichen urslavischen Zehnsilblers, läßt somit das bekannte Buch von Łoś Wiersze polskie 1920, für diese Zeit weit hinter sich.

Für die neueste Literaturgeschichte ist ein treffliches Handbuch abgeschlossen: Kazimierz Czachowski *Obraz współczesnej literatury polskiej 1884—1933*, Bd. 1, Naturalizm i Neoromantyzm, Lemberg 1934, Staatlicher Schulverlag, 355 S.; Bd. 2, Neoromantyzm i Psychologizm, 442 S.; Bd. 3 1884—1934, Ekspresjonizm i Neorealizm, 1936, 774 S. (!). Der erste Band handelt von den „Modernisten", von Miriam an, dem Norwidentdecker, bis Tetmajer, Kasprowicz, Przybyszewski, L. Staff; der zweite von den „Jungen Polen", Wyspiański, Berent, Żeromski, St. Brzozowski; der dritte von den Damen, die im Roman führen, im historischen wie im Familienroman (Zofja Kossak-Szczucka, Marja Dąbrowska, Zofja Nałkowska), von den Männern, die in der Lyrik führen (Julian Tuwim, Wierzyński, Słonimski, Iwaszkiewicz, daneben auch hier die Damen, K. Iłłakowiczówna, Marja Pawlikowska-Pieknorzewska), von proletarischen und Bauernschriftstellern; jeden Band beschließt der „Dział Informacyjny", der kurze biographische Notizen und eine erstaunlich reichhaltige Bibliographie, bis auf Zei-

tungsartikel herab beibringt. Gerade der der Literatur nach 1918 gewidmete Riesenband ist der erwünschteste, bietet er doch einen sicheren Wegweiser durch die Flut von Namen und Werken, Tendenzen und Stilen, Welt- und Kunstanschauungen; bahnt einen Weg durch Futurismus und Expressionismus, der nicht den äußeren Hergang, das Reale, sondern den inneren Eindruck, das Irreale glaubhaft machen soll. Hier kam Polen an, nachgehinkt, wie sonst, versuchte alles, behielt das wenigste. Einseitigkeiten fanden Bewunderer, nur machten sie sich in der Literatur wie in der Plastik nicht lange breit und räumten schließlich das Feld. Sie hatten einen bleibenden Erfolg zu buchen: Das Formelle in der Kunst — und was ist Kunst ohne Form! — war wie verfehmt gewesen. Der Impressionist verzichtete auf Farben und Linien, drängte uns seine oft krankhaften Vorstellungen auf: jetzt kam wieder Form zu Ehren, es galt nicht mehr bloß im Farbenspiel zu schwelgen und Verzeichnungen statt Objekte anstaunen zu lassen. Cz. ist in seinem Urteil zurückhaltend, allem Extremen abhold und erzielt den Eindruck der Objektivität schon dadurch, daß er statt eigener Meinung bewährten Kritikern das Wort einräumt, nicht vor seitenlangen Zitaten zurückscheut und so auch andere die Verantwortung für die Urteilsfindung mittragen läßt. In diesem Bande gibt er auch, was er in den früheren nicht tat, sogar ausführlichere Inhaltsangaben von Romanen und Dramen, schon um das eigene Urteil darauf besser stützen zu können. Besonders angemerkt sei für diese knappen 20 Jahre das bis dahin recht vernachlässigte Kapitel der Reisebeschreibungen, exotische Stoffe und Menschen laufen den regionalistischen den Vorrang ab, Goetel, Parandowski, Janta-Połczyński u. a. einem Schlesier wie Morcinek u. a.

Die Literatur von 1936 behandelt *Rocznik Literacki za rok 1936* hrsg. von Zofia Szmydtowa, Verlag Instytut Literacki, Warschau 1937 276 S.; die bekannten Rubriken werden von alten oder neuen sorgfältig ausgesuchten Mitarbeitern kritisch ausgefüllt; auf Verse, Dramen, Romane, Erneuerungen (Wiederausgaben) folgen Übersetzungen aus allen Literaturen der Welt, auch aus der jüdischen, dann Reisen, Memoiren, Jugendschriften, literarische Forschungen (diesmal von dem bewährten Literaten Kridl), Feuilleton (recht scharf beurteilt) literarische Zeitschriften, Chronik, endlich Übersetzungen aus dem P. in fremde Sprachen. In dem akademischen *Archivum Neophilologicum II*, Krakau 1937, 333 S., ist Hauptteil, S. 71—318, der Bericht über romanische Philologie in Polen, I. Teil: bis zum Schaffen der ersten Lehrkanzel (für den soeben verstorbenen S. Porębowicz, den besten des Faches); S. 173ff., romanische Philologie in Polen 1892—1935: außerordentlich reichhaltig, berücksichtigt auch portugiesisch und rumänisch, aber für die Zeit bis zum „philosophischen" Jahrhundert weder genau noch vollständig. Jean Fabre „St. Auguste et les hom-

mes de lettres français" S. 1—53 gibt auf Grund der Privatkorrespondenz des Königs, die auch untergeordnete oder etwas anrüchige Persönlichkeiten umfaßt, eine geistreiche Revue auch von Persönlichkeiten wie der „Baron" Grimm, Voltaire, Rousseau und andere literarische Größen der Zeit voll Anerkennung des Stan. August als eines Kavaliers und trefflichen Unterrichtsministers, nicht aber eines Königs.

Die Sammlung '*Prace historyczno-literackie*', die Prof. J. Chrzanowski in Krakau herausgab, ist in den Polonica stets besprochen worden, sie umfaßte die Nrn. 1—50 und eine neue Serie führt jetzt den Titel '*Prace z historyi literatury polskiej*', bisher drei Nrn; 1. ist ein Sammelband von 646 S. zu Ehren von Chrzanowski, in 2. bespricht A. Grodzicki die historischen Quellen des Romanes 'Popioły' von Żeromski; 3. Marja Szurek-Wisti *Miriam-Tłumacz*, Krakau 1937, 192 S. Miriam (Pseudonym für Zenon Przesmycki) ist der vollendetste p. Übersetzer, ein Führer der Modernen, dessen literarische Zeitschrift Chimera in die Geschichte des „Jungen Polen" bestimmend eingriff. In seinem fast leidenschaftlichen Suchen nach dem Schönen hat er den Gesichtskreis der p. Literatur wesentlich erweitert und einer feinsinnigen Analyse seiner Übersetzerei ist das Buch gewidmet. Die Einleitung gibt eine Übersicht dieses wesentlichen Zweiges der schönen Literatur in Polen (und Frankreich); der erste Teil bespricht den Umfang von Miriams Tätigkeit, der in erster Reihe die čechische Dichtung, Vrchlický und Zeyer den Polen vermittelte; es folgen die Franzosen und Belgier (persönliche Beziehungen namentlich zu Maeterlink), niemand hat so viel und so gut die moderne französische Lyrik nachgeschaffen, weniger die englische und deutsche. Miriams Übersetzungen suchen auch auf Kosten der Genauigkeit den Ton zu treffen, die Stimmung zu wahren, und sind trotzdem genauer als die anderer Übersetzer, mit ihm maß sich nur der Romanist Porębowicz. Es folgt die Analyse seiner Technik. Das Čechische trat schließlich gegen das Französische völlig zurück; bestimmend auf Stil und Diktion wurde seine Hingabe an den Nachlaß von C. Norwid, den Miriam der unverdienten Vergessenheit für immer entriß, unermüdlich im Sammeln und Publizieren seiner Werke in Gesamt- (leider noch immer unvollendet) und Einzelausgaben; Stil, ja die Lexis Norwid's haben auf Miriam deutlich abgefärbt. Dies alles erweist die Verfasserin an treffenden und mit gutem Geschmack ausgewählten Proben; sie berichtet auch stets, was vor Miriam an Übersetzungen vorhanden war und erweitert erheblich ihr Thema, sie wird zum erstenmal der umfassenden Tätigkeit des großen Übersetzers gerecht.

Charakteristisch für unsere Zeit ist das Sammeln und Drucken von Korrespondenzen bedeutender Künstler und Schriftsteller. Den Anfang schuf man mit *Chopin*; die neue Ausgabe durch den Musikologen

Opieński übertrifft an Fülle und Genauigkeit alle vorausgegangenen[1]). Von der Orzeszkowa sind ihre *Listy*, Band I, erschienen, Briefe an sie und von ihr; der Band ist nicht allgemein chronologisch, sondern nach den Korrespondenten geordnet und enthält den Briefwechsel mit Kraszewski, Jeż (Miłkowski), Konopnicka, Krzemieński, um die wichtigsten zu nennen; dieser Band, Warschau-Grodno 1937, 527 S. gr. 8°, hat daher den Untertitel Dwugłosy, weil er Briefe an sie (davon sind über 10000 vorhanden) und von ihr enthält, während die folgenden Bände nur ihre Briefe bringen werden; und zwar der zweite ihre Briefe an Schriftsteller, der dritte an Verleger, der vierte an die Familie; Herausgeber ist die 1926 gegründete Orzeszko-Gesellschaft. Die Briefe gehen bis S. 400, 401ff. sind Noten zu jedem einzelnen Brief. Die längsten und meisten sind die Briefe von und an Jeż (S. 22—221), namentlich die aus den Jahren 1879—1881, als O. in Grodno eine Buchhandlung errichtet hatte und Ausgaben p. Kalender, die bisher verboten waren, sowie Schaffen einer Leihbibliothek, die bisher p. nicht führen durfte, plante: alles ging aufs loyalste und beste, als ohne jeden Grund alles verboten, O. unter Polizeiaufsicht gestellt wurde. Diese Briefe sind unendlich aufschlußreich, ersetzen die für diese Zeiten fehlenden Memoiren, beleuchten russischen Terror, Warschauer literarisches Leben, das patriotische Wirken von Spasowicz, des größten Advokaten Rußlands (Verteidiger der Vera Zasulič, der politischen „Verbrecher"), von dem Pypin zu mir behauptete, eto istinno-russkij čelověk. Rührend ist der Briefwechsel mit der einstigen Schulgefährtin Konopnicka. Alles, eine fesselnde Lektüre, und eine wohldokumentierte Geschichte einer schrecklichen Zeit. An die allgemeine Bedeutung dieser Veröffentlichung für Zeit- und Literaturgeschichte kommen andere nicht mehr heran, so die von S. Goszczyński, herausgegeben von der Akademie: *Listy Seweryna Goszczyńskiego* (1823—1875), zebrał i do druku przygotował Stanisław Pigoń, Krakau 1937, 543 S. gr. 8°, der 19. Bd. des alten Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce[2]). Briefe aus der Jugendzeit und der Emigrantentätigkeit in Galizien fehlen fast vollständig; erhalten sind meist nur die Briefe des Towianisten-Mystikers von lehrhafter Tendenz, förmliche Bekenntnisschriften, daher besonders aus-

[1]) Listy Fryderyka Chopina w opracowaniu Henryka Opieńskiego, Warschau 1936, 400 S.

[2]) Daneben besteht ein besonderes Archiwum do dziejów oświaty i szkolnictwa w Polsce, bisher 3 Bände: Die Korrespondenz des Jan Śniadecki aus Krakau I; Conclusiones Universitatis Cracoviensis 1441—1589; Die Korrespondenz Metternich's in Sachen der Krakauer Universität 1820—1829, über die frühere Berichte Auskunft gaben.

führlich, aber für uns weniger interessant, zumal ihr Niveau nicht die Höhe ähnlicher Briefe des Mickiewicz erreicht. Es erscheinen auch die Briefe von St. Przybyszewski.

Wie nicht anders zu erwarten war, hat die neueingeführte orthographische Reform eine Masse von Protesten ausgelöst, darunter einen Sammelprotest von 150 Literaten und Journalisten. Gewiß, jedes Tippen an der altgewohnten Übung stößt auf Widerspruch von seiten der Liebhaber des Alten; die neue Orthographie ist ja gar nicht frei von Willkür, Mängeln, Inkonsequenzen aller Art, aber auf diesem Gebiete will ja jeder mitsprechen, wie einst jeder den König wählte, namentlich je weniger er davon versteht, daher ist ohne einen gewissen Zwang nicht auszukommen; da ja tiefgreifende Maßregeln (z. B. Einführung der *ć*-Zeichen, des *v*) von vornherein völlig ausgeschlossen waren (nur ein Weiser verlangte für *ch* und *h* ein Zeichen), so handelte es sich um Nebensächliches, damit nur eine Einigung erzielt werde, was für Schule und Druck unumgänglich war; wie geschrieben wurde, wäre minder wichtig, entscheidend wäre nur, daß so oder so, aber von allen gleich geschrieben wurde. Hoffentlich werden sich die Stürme im Glase Wasser legen; einzelne Proteste, die es immer geben wird, kann man unberücksichtigt lassen; das compelle intrare hat hier gerade Geltung. Wichtiger als Orthographie ist Orthoepie und da erscheint zeitgemäß das Werk eines Berufenen: Stanisław Szober *Słownik ortoepiczny*. Jak mówić i pisać po polsku, Verlag M. Arct (1836—1937), Warschau 1937, bisher 5 Hefte, A-Swój, XVI und 480 S. lex. 8°. Das Werk ist äußerst ökonomisch angelegt, das Schema ist folgendes: *Rzecz*, es folgen die richtigen Formen; darauf die Wendungen, in denen es gebraucht wird, mit Nummern bezeichnet, 1—22, zuletzt nach diesen Nummern die Belege aus Schriftstellern, Edikten u. dgl.; ich finde nur überflüssig, daß auch Allergewöhnlichstes mit Belegen aus Schriftstellern belastet wird, z. B. 20 *Rzecz wielkiej wagi* Żerom(ski). 21 *Niesłychana to rzecz* Sienk(iewicz). *Niebywała rzecz* Sienk(iewicz). 22 *Nakarmić, napoić konie to rzecz święta* Strug: nichts davon bedurfte der Gewährsmänner. Aber zur Sache selbst sei gerne zugegeben, daß Sz. sich alle erdenkliche Mühe gegeben hat, daß er, der Grammatiker seiner Aufgabe gewachsen war; ich wünschte nur, daß er sich öfters nicht mit bloßem Konstatieren begnügt hätte, sondern einfach ablehnte, was nicht richtig ist; in einem populären Werk hat der Grammatiker nicht nur zu „berichten", sondern auch „anzuordnen". Neben Wörtern gibt es auch Artikel, z. B. Nominativ. masc. plur. hat fünferlei Endungen usw., aber manches bleibt ungesagt, z. B. warum zu *rodak* niemand *rodakowie*, sondern nur *rodacy*, dagegen zu *ziomek* nur *ziomkowie*, nicht *ziomcy* sagt ?, warum zu *stog stogi*, aber zu *wróg wrodzy* ? (falsche Gleichstellung des *i* und *y*, ebenso ist das *e* von *mieszczanie* oder *przyjaciele* doch etwas ganz anderes als das *e* von *gwoździe*), jedenfalls war von

vornherein der Unterschied der persönlichen und der sachlichen Form scharf zu markieren. Völlig ratlos ist Sz. bei der Bestimmung, wann bei Orts- oder Zeitangaben *w*, wann *na* zu brauchen ist: er zitiert den Satz: *źle się działo w podwórzu . . . w polu . . . w lasach a najgorzej na gumnie*, er erwähnt nicht, daß es heißt *idę do biura*, aber *na pocztę* (ebenso deutsch: *gehe ins Amt, g. auf die Post*), *do poczty* würde heißen 'bis zur Post', *w Anglii, w Włoszech*, aber *na Rusi, Litwie, Mazowszu*: er versucht die Sache wegzuerklären mit den unmöglichsten Gründen, die scholastisch, nicht sprachlich sind. Mit Recht geht Sz. gegen Russismen oder Germanismen vor, aber manchmal treibt er nur den Teufel mit Beelzebub aus, z. B. „*gilza, lepiej tutka*", aber ein *gilza* verschuldete nur die Grażdanka unsel. And., die kein Zeichen für *h* hatte (Hülse); *cwikier-binokle*; *gryfel-szyferek*. Ableitungen sind mitunter falsch; 'Zollamt' heißt *urząd cłowy*, niemals *celny*! zu *klasa* gehört *klasowy* (*gospodarz, loterja*); zu *las, lasowy* (*leśny* ist etwas anderes), unter *poczta* fehlt das passendste *pocztowy* u. a. Über mancherlei staunt man: unter *ge-* heißt es: *ge* in Fremdworten, *gie-* in einheimischen und eingebürgerten, daher *geniusz*, aber *giemza*! als wenn Gemse p. *kozica*, „eingebürgert" wäre; *gicel, kasłać* (grundfalsch!) haben (masurisches) *c, s* statt *cz, sz*. Appellativa, wenn sie Personennamen werden, können ihre Deklination ändern, z. B. *Kocieł* flektiert als Familienname nicht *Kotła*, sondern *Kocieła*, was schon im 17. Jahrh. ausdrücklich angemerkt wurde, *gołąb* als Familienname hat gen. *Gołąba*, ja nicht *Gołębia*, was Sz. gerade vorschreibt! S. 201 p. *mechaty* statt *mchowy, mchaty*. Konnte nicht unter biernik S. 18 einfach angegeben werden, daß *co* richtig als Objekt im negativen Satze gebraucht wird (*ta niezna co robić*, unmöglich *czego*), weil es Genetiv ist (oder war), statt einer fast unverständlichen Kasuistik? Unter *kojąc* wird des langen und breiten über Participia als Adverbien geredet, statt einfach anzugeben, daß die Form auf *-ąco* Adverbium, die auf *-ąc* Partizip ist: *uśmiechał się pytając̨o* (fragend), *u. s. pytając* (indem er fragte).

Verf. hätte sich auf Grundsätze festlegen sollen; solche wären: 1. Ceteris paribus ist stets das kürzere vorzuziehen, also *Konstantynopolski, Neapolski, Bukaresztski* (oder *Bukarecki*), *Podhalski* usw.; falsch ist *Konstantynopolitański, Neapolitański, Bukareszteński, Podhalański* usw.; *cudzoziemczyzna* ist besser als *cudzoziemszczyzna, niemczyzna* als *niemiecczyzna* usw. 2. Höre auf Geschichte d. i. auf Fakta, nicht auf Einbildungen, die immer das Falsche treffen. S. 223 „Töchternamen von *a*-Stämmen bildet man mit *-anka* (falsch, statt *ianka*!), *Kmita-Kmicianka* u. a.", „in letzter Zeit begann man daneben Formen auf *-ówna* zu bilden, *Kmitówna* u. a." Aber die *-ówna*-Namen sind alt und anständig, *-ianka* ist proletarisch (z. B. *Giżanka* für eine Maitresse!); mir sind alle Namen auf *-ianka* ohne Ausnahme sehr verdächtig. 1530 heiratete Rej eine *Kosnówna*, keine *Kosnianka*. Königs-

tochter hieß nie anders als *królewna* usw. Oder: „*podziać* (seltener *podzieć*, veraltet“); nur das umgekehrte stimmt, *podziać podziali* ist alt und richtig, weil kontrahiert aus *dějati*, ebenso wie *lać*, *śmiać*, *siać*, *wiać*, wo Sz. beides, *lali* neben *leli* (und so bei allen übrigen) grundfalsch ansetzt. Das Haschen nach (falscher!) Popularität des Textes verführt zu den tollsten Sprüngen, denn wie kann ein Grammatiker das *i* von *chłopi* und das von *rogi* auf eine Stufe stellen ?, wie kann er eine Form wie nom. plur. *duzi* billigen statt *duży*, gleich dem nom. sing., wie auch in anderen Fällen; es muß auch *kapeluszyk* heißen, nicht *kapelusik*, wie Sz. angibt, es heißt doch *nożyk*, nicht etwa *nozik*, *kołnierzyk* nicht etwa *kołniezik*. Es fehlt auch jedes Wort gegen die falschen *dominikanin* u. ä., nom. pl. *dominikanie* (statt *dominikani*, lautet Gen. nur *dominikanów*); wir könnten auch noch einen *bernardynin* bekommen. Wie kann man von einem Suffix *-ki* in *bracki* u. ä. sprechen ? Die ganze Darlegung des Suffixes *-ski* ist von Grund aus verfehlt. Statt viel zu viel Raum auf Konjugationsformen zu verschwenden, war eine Notiz über das „bewegliche“ harte und weiche *e* unumgänglich, wofür ein Beispiel, *den-dzień* ausgereicht hätte. Dann war unter Suffix *-cki* auf *-ski* zu verweisen und dort anzugeben, daß vor dem *-ski* (*-stwo*) ein bewegliches weiches *e* einst stand, dessen Wirkung in *pan*, *pański* (*państwo*) zu spüren ist; ein ebensolches *braćski* ist zu *bracski*, *bracki* geworden (vgl. *bractwo*, doch auch ein *wiejski* aus *wieśski*). Dann war hervorzuheben, daß dieses *ski* an nicht mit *sk*, *in* belastete Stämme antritt, also *lipski* zu *Lipsk*, *gdański* zu *Gdańsk*, *śląski* zu *Śląsk*, *lubelski* zu *Lublin*, *osmólski* zu *Osmolin* (Sz. gibt falsch *osmoliński* an); *Mogilno*: *mogileński* (Sz. falsch *mogilański*, das zu *Mogilany* gehört; nach anderen ebenso falsch *Mogilneński* wie *Gnieźnieński*, falsch *gniezieński* für altes, allein richtiges *gnieździeński*, so bis zum 16. Jahrh., das den p. Historikern ihr Konzept verdirbt, die in *Gniezno* eine Art *Książ* erkennen wollen).

Schärfer wäre gegen unp. Zusammensetzungen aufzutreten gewesen, ein *listonosz* ‘Briefträger’ (wäre es wenigstens *nosilist* oder *listonos*) zu verdammen, aber man duldet sogar *jadłodajnia* statt einfachem *jadalnia* (das Eßzimmer heißt doch echtp. *stołowa*!). Wenn zu *okazywać* und allen ähnlichen Iterativen der Ind. *okazuję* lautet, so ist das regelmäßige *okazywam* das ältere, heute meist schon aufgegebene. Das Reflexivum *się* wird im P. vielmehr gebraucht als z. B. im Russ., namentlich bei dem Verbalsubstantivum, *porozumienie się*, wofür man einfach *porozumienie* sagen müßte. Unter *ja* fehlt die andere fremde Wendung (ich ging mit dem Vater) *ja z ojcem szliśmy*.

Niemand verlangt von der Sprache Logik, aber gröblichste Verstöße dagegen hätte Sz. rügen sollen, z. B. *bezcen* ‘Spottpreis’, aber das Adjektiv dazu *bezcenny* ist ‘unschätzbar’ statt ‘wertlos’, wo doch alle p. Adjekt. mit *bez-* ausschließlich negierend sind. Gibt es zweierlei

Formen, so empfiehlt es sich, sie der Bedeutung nach zu differenzieren, z. B. zu *pismo* ist *pisemny* 'schriftlich', daher *pisemnictwo* 'Schrifttum, Literatur'; *piśmienny* dagegen ist der 'Schriftkundige' (Gegensatz zum Analphabeten), daher *piśmiennictwo* für Literatur direkt falsch und läßt sich doch nicht ausrotten. Endlich sollte ein orthoepisches Wörterbuch auch über neu aufkommende Sprachneigungen belehren, z. B. Tochternamen werden mit *-ówna* (s. o.) gebildet, aber heute fällt immer häufiger dieses *-ówna* weg: die p. Marlitt, *Rodziewiczówna* schrieb sich immer so bei ihren vielen Romanen, seit einigen Jahren unterzeichnet sie sie nur mit *Maria Rodziewicz*, *Zofia Kossak* (nicht *Kossakówna*), wird gemildert durch den Zusatz *Szczucka* (Doppelnamen sind beim Adel nicht selten, der der Sippe und der eigene: *Rawita Gawroński*, *Grzymała Siedlecki* usw.). Oder (briefliche) Anrede leitete immer mit *Szanowny* ein, seit wohl einem Dezennium ist dafür *Czcigodny* üblich: ich kann es nicht verdauen, weil mich diese höchst überflüssige Zusammensetzung nur an 'Ehrwürden' erinnert, wo ich doch Laie bin; *szanowny* störte als Germanismus, nur braucht es der Deutsche nie, kennt es gar nicht in diesem Sinne! wollte man durchaus einen einheimischen Ausdruck, stand *zacny* zur Verfügung. Vergebens würde man bei Sz. nach einem *bezcenny* (steht da, verweist auf *cena*, aber unter *cena* wird es gar nicht erwähnt!), *czcigodny*, *nazwiska córek na -ówna* eine Bemerkung darüber suchen. Bei *rapt* fehlt das *łac.* (lateinisch); bei *deptać* und allen ähnlichen ist das *cz* im Präs. falsch, für *c*; seit wann ist *podeptać* ein Iterativum (das ist ja *zadeptywać* S. 47), *przesiadywać* ist ebensowenig iter. zu *przesiedzieć*, das etwas anderes bedeutete usw.; eine zweite Auflage müßte gar vieles bessern.

Spezialität der außerordentlich tätigen Warschauer Firma Trzaska, Ewert i Michalski sind Ausgaben in Lieferungen. Zu diesen gehört jetzt auch der *Nowy wielki słownik wyrazów obcych*. Etymologia, wymowa, objaśnienia pojęć, skróty, przysłowia, nowa pisownia, Warschau 1937, bisher 6 Hefte, von A — Litem lite resolvere, Spalte 1—1152 (dreispaltige Seiten). Das ganze wird über 60000 Fremdwörter (z. B. alle fachmännischen Ausdrücke in Chemie, Medizin, Nautik usw.) bringen; auf die Angabe der Aussprache und Etymologie folgt fachmännische Erklärung, möglichst kurz und doch möglichst genau. Ein novum ist die Menge sprichwörtlicher Wendungen aus allen Kultursprachen. Die Firma hat sich um p. Kultur außerordentlich verdient gemacht; sie gab ein Prachtwerk *Polska* in drei außerordentlich reich ausgestatteten, illustrierten Riesenbänden (Geschichte und Kultur, Literatur und Künste); eine vergleichende Geschichte aller Literaturen der Welt von vielen Fachmännern ausgeführt; illustrierte allgemeine Enzyklopädien in 1, 2, 5 Bänden und eine besondere des 20. Jahrhs., gibt neben vielen anderen auch eine *Encyklopedja staropolska* (Text von mir; die Illustrationen sammelte Dr. K. Estreicher,

ein Enkel des Lexikographen), an 1000 S., gr. 8°, Text und über 4000 Illustrationen (bisher 7 Hefte, bis Spalte 896); das Werk soll die alte verdiente, nur von der russ. Zensur stark mitgenommene Glogersche in vier Bänden ersetzen, die vieles gar nicht bringen durfte, z. B. die Union von Lublin oder gar die von Brześć (mit den Schismatikern); wo es anging, bediente ich mich gern des Werkes meines Vorgängers, eines trefflichen Kenners und eifrigen Sammlers alles P. Die Enzyklopädie ist im Gegensatze zu meiner Kulturgeschichte P.'s nach Stichworten alphabetisch geordnet, die einzelnen Artikel kürzer oder ausführlicher behandelt; eine erwünschte Ergänzung bietet Prof. St. Kot, der namentlich Bibliographisches hinzufügt und so den Wert des mit Beifall aufgenommenen Werkes wesentlich steigert.

Eug. Słuszkiewicz „*Rzut oka na dzieje etymologii nazwy Słowianie*", Lemberg 1937 (Sep.-Abz. aus Przegląd Klasyczny 9—10, 1936), S. 731—798, 8°. In einer Warschauer Dissertation (Daniewski) war das alte Märchen Suevi-Slavi aufgewärmt, Sł. widerlegt es und gibt zugleich eine kritische Analyse aller bisherigen Versuche einer Deutung dieses Namens; würde sich schließlich für eine topographische entscheiden. Mich hielt von einer solchen der Umstand zurück, daß wie die Namen der *Chorvaten*, *Serben*, *Dudleben*, die gewiß nicht topographisch sind, so auch der Name *Slověne* sich in Nord, West, Süd der Slavenwelt wiederholt, also vielleicht auch nicht topographisch ist; die Wiederholung von Völkernamen ist charakteristisch für Slaven, fehlt in diesem Maße den Germanen ganz.

Miscellanea Slawistyczne, Krakau 1937 (Publikationen der p. Gesellschaft für Osteuropa usw. s. o. unter Puškin, Nr. X), I. Teil, 184 S., II, 114 S. 8° (Zbiór prac obcych i polskich autorów). Der Grund der Einteilung in zwei Teile mit je eigener Pagination (eine Unsitte!) ist nicht erkenntlich, beide Teile bieten Gleiches, z. B. Nekrolog von M. Hruszewskij, über Nitsch zu seinem 60sten Geburtstag; über J. Bunin; Turgenev's Schaffen (nur nach den Novellen); Mickiewicz in Odessa und auf seiner Krimreise (wegen des Werkes von J. Kleiner über Mickiewicz) in zwei Aufsätzen; über die Fälschungen der Prophezeiungen eines Wernyhora (angeblicher Kosakensänger über P. endlichen Sieg) aus dem Novemberaufstand von 1830. K. Wiskowaty hatte seinerzeit (1933) über p. Widerhall in der südslavischen Volksepik, namentlich über den Entsatz von Wien 1683 gehandelt, Prof. Juljan Krzyżanowski kritisierte dies sehr abfällig und der Verf. widerlegt diese Kritik, in welcher Krz. auch über andere z. B. über die phantastische Theorie des Dr. Subotić von der Entstehung der südslavischen Volksepik (in Ragusa zu Anfang des 16. Jahrhs.!) begeistert berichtete, weil sie ebenso falsch ist wie seine eigenen Erörterungen über die Bylinen, die ich seinerzeit widerlegte.

Berlin-Wilmersdorf. A. Brückner.

Kazimieras Alminauskis: *Die Germanismen des Litauischen.* Teil 1: *Die deutschen Lehnwörter im Litauischen.* Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde. Leipzig, 1934, 8°, 152 S.

In der Form, in welcher diese Dissertation von K. Alminauskis uns jetzt vorliegt, hat sie äußerlich wenig den Charakter einer Lehnwortuntersuchung in dem Sinne, wie wir sie z. B. bei Thomsen sehen, so nützlich sie sonst auch sein kann. Der Verfasser hat eine Menge Wortzusammenstellungen gemacht — es handelt sich hier in den meisten Fällen um litauische Wörter, deren deutscher Ursprung leicht ersichtlich ist —, man vermißt aber eine wichtige Seite einer wissenschaftlichen Behandlung der Frage, eine Übersicht der Lautentsprechungen zwischen der lehngebenden und der empfangenden Sprache. Ohne eine derartige Darstellung bleibt ja die Materialsammlung ziemlich uninteressant, unabhängig davon, ob die Zusammenstellungen überhaupt überzeugend sind.

Dessenungeachtet ist die Arbeit in einigen anderen Hinsichten verdienstvoll. So ist der Verf. bestrebt gewesen, die lehngebende Seite in der Gestalt der wirklichen volkstümlichen Sprache der deutschen (niederdeutschen) Nachbardialekte mit der betreffenden litauischen Form zusammenzustellen, was den Wert der Arbeit vielfach erhöht. Der Leser wird u. a. unbedingt davon überzeugt, daß das reichliche Material des noch ungedruckten Preußischen Wörterbuches von Ziesemer der vorliegenden Arbeit in hohem Maße zugute gekommen ist. Das neue Material kann bisweilen ausschlaggebend sein. Ein Beispiel: Buga hat in Kalba ir Senovė 48 lit. *raguolė* 'Schrank ohne Türen mit Brettern, Fächern' mit lit. *rãgas* 'Horn' verbunden. Diese Zusammenstellung, die schon semasiologisch bedenklich ist, erweist sich als sicher falsch, indem wir jetzt mit Alminauskis ein d. *ragǫ̂l, rogǫ̂l* 'Regal, ein Brettergerüst für Küche oder Kammer, Wandbrett' dem litauischen Worte *raguolė* zur Seite stellen können (S. 109).

Vielleicht bekommen wir das, was man in der Dissertation vermißt, d. h. ein Kapitel über die Lautentsprechungen, in der Fortsetzung der Arbeit. Der Verf. hat sich hierüber nicht klar genug geäußert. Er sagt: „Es war anfangs von mir gedacht, die Germanismen des Litauischen im weiteren Sinne zu untersuchen. Es sollte nicht nur das Lexikalische, sondern auch das Grammatische und Syntaktische (besonders in Preußisch-litauischen Mundarten) umfassen. Ferner sollte die Arbeit auch die Chronologie und die geographische Verbreitung der Lehnwörter, die Schichten der Entlehnungen und die kulturhistorische Bedeutung behandeln. Beim Fortschreiten der Arbeit hat sich herausgestellt, daß die Bearbeitung des ganzen Materials in seinem vollen Umfange den Rahmen der Dissertation weit

überschreiten würde. Infolgedessen habe ich mich entschlossen, mich hier nur auf das Lexikalische zu beschränken. Die anderen Fragen, zu deren Beantwortung das Material größtenteils gesammelt ist, werden später von mir im zweiten Teil zum Abdruck gebracht."

„Die Chronologie der Lehnwörter" und die „Schichten der Entlehnungen" kann man ja nicht behandeln, ohne die Lautentsprechungen zu berücksichtigen. Die Entsprechungen können aber auch in dem Falle wichtig sein, wenn keine chronologischen Rückschlüsse gezogen werden können.

In der vorliegenden Dissertation finden wir über diese Seite der Lehnwortfrage nur einige Hinweise im Rahmen einzelner Zusammenstellungen, auch hier nur äußerst selten und immer im Zusammenhange mit einer Vertretung, die nicht die regelmäßige ist, d. h. die zu den Ausnahmen gehört, als ob die gewöhnlichere Wiedergabe ohne weiteres bekannt oder selbstverständlich wäre. So wird s. v. *bõsas* 'Faß' S. 34 gesagt: „Zum Anlaut vgl. *bûteris* 'Futter', *brìšas* 'frisch'." S. v. *brìšas* S. 35 findet der Leser: „Zum Anlaut vgl. *bõsas*, *bûteris*, *bukšvancis*." Es handelt sich hier also um die Wiedergabe eines d. *f*, eines Lautes, der im Litauischen fehlt, und wir sehen, daß dieser Laut in den angeführten Fällen durch lit. *b* wiedergegeben ist — diese Entsprechung sehen wir sonst auch in lit. *bértainis*, *bérteinis* 'Viertel' (vgl. *ãktainis*, *ãktaine* 'Achtel als Hohlmaß' < d. *Achtel*) und in lit. *tóbelis* 'Klingsäckel in der Kirche' < d. *tôfel* 'Tafel' (die semasiologische Seite wird vom Verf. besonders begründet). Der Leser wird aber nicht darüber unterrichtet, welche Vertretung die übliche ist, sowohl an lit. *p* (*pẽlė* 'Fehl, Mangel', *koperas*, *kùparas*, *kupartas* 'Koffer', *šiũpelė* 'Schaufel', *štropa*, *štriopa* 'Strafe', *jumprava* 'Jungfrau' usw.) als lit. *f* (in späteren Entlehnungen in Preußisch-Litauen, wie *farbas*, auch *parbas* 'die Farbe', *kam̃fertas* 'Kampfer', *kufaras* 'Koffer, Schrank', *kunfereñcas* 'Konferenz' usw.) wird mit Schweigen vorbeigegangen, ebenso auch an *v-* in *vórpustas* 'Vorposten'. Wie ersichtlich, ist die ganze Frage einer eingehenden Behandlung wert[1].)

Auf die Lautgestalt bezieht sich auch eine Erklärung, die wir s. v. lit. *kambarỹs* 'Zimmer, Kammer' finden: „Prellwitz meint, daß es aus let. *kambars* 'Kammer' entlehnt ist. Es wird eher so sein, daß ‚mm' ebenso wie im Lettischen zu *mb* wurde. Vgl. lit. *kámbratis* 'Kammrad', *klambaris* 'Klammer', *kembos* pl. 'Kamm'."

Was lit. *kámbratis* betrifft, ist *b* natürlich ein zwischen *m* und *r* entstandener Übergangslaut. Sonst verstehe ich *-mb-* in diesen Fällen

---

[1]) Man möchte auch in *bl-* (vgl. lit. *blasas*, *blosas* neben *bõsas* 'Faß') eine Wiedergabe von *f-* sehen. Nach dem Verf. existieren aber diese Formen nur in Wörterbüchern und sind der gesprochenen Sprache fremd.

so, daß das Litauische, welches keine Geminaten kennt, einen Weg zur Wiedergabe der Gemination gesucht und das Problem in diesem Falle durch *-mb-* gelöst hat. Ähnlich dürfte lit. *kélnėrė, kélnėris* 'Keller' zu erklären sein. Vgl. Endzelin Lett. Gramm. 117.

Ist der Konsonantismus bei der Wiedergabe nur durch ein paar Hinweise behandelt worden, so besitzen wir für den Vokalismus auch das nicht. Vergleicht man die Gestalt des litauischen Wortes mit der herangezogenen deutschen, gewöhnlich niederdeutschen Form, so wird es sich herausstellen, daß die Wiedergabe der Vokale viel verwickelter ist als diejenige der Konsonanten. Dem Leser wäre es also noch wichtiger, den Vokalismus behandelt zu sehen. Über die betreffenden Probleme erfahren wir aber vorläufig nichts. Zu den interessanten Fragen gehört u. a. die Wiedergabe von d. *a* und *o*, die schon darum wichtig ist, da ein Vergleich mit dem Schicksal der entsprechenden slavischen Vokale sehr nahe liegt. In den slavischen Lehnwörtern des Litauischen sehen wir bekanntlich die mit der urspr. Vokalquantität zusammenhängende Erscheinung, daß ein slav. *a* mit lit. *o*, ein slav. *o* dagegen mit lit. *a* wiedergegeben worden ist. Fälle wie lit. *bagõčius* 'reicher Mann' (poln. *bogacz*) zeigen, daß dieses Lautverhältnis auch der jüngeren Schicht der Entlehnungen eigentümlich ist.

Auch in den germanischen Lehnwörtern des Litauischen sieht man ein d. *a* durch lit. *o* wiedergegeben, diese Vertretung ist aber nicht die vorherrschende, sie ist viel seltener als d. *a* : lit. *a*, vgl. einerseits lit. *akarót, akaróts* < d. *akrôt, ackerôts* 'akkurat, genau so', *álvė* < d. *halwe* 'Halb Liter, Halblitermaß', *ãpsacas* 'der Absatz am Stiefel', *atẽstas* 'Attest', *bãkas* 'großes Gefäß, Wasserbehälter' < d. *bak* 'hölzernes Gefäß', *bãkis* 'Pack, Paket, Heunetz' < d. *Pack, dãmas* 'Damm, Straße, Weg', *padamỹs* 'Andamm, Gegend am Damm' < d. *damm* 'Straße, Fahrstraße, Fahrdamm, Weg', *nãras* 'Narr' < d. *nár, nar* 'Narr', *pana, pãnė* 'Pfanne, Bratpfanne' < d. *pan, pán* 'Pfanne', *culamts* 'Zollamt' usw., andererseits *bõsas* 'Faß' (s. oben), *nótrumas, nótrimas* 'Natrium', *promas* 'Prahm, Fahrzeug' < d. *prám* 'plattes großes Fahrzeug, Fähre zum Übersetzen' (wegen seiner geographischen Verbreitung nach dem Verf. am ehesten ein deutsches Lehnwort), *ámonas* (auch *álmonas*), *ómons, hófmons* 'Milchhofmann' < *hôman* 'Meier' (vgl. *adelmonas, ēdelmonas* 'Edelmann', *ámtmonas* 'Amtmann', *ámtsrotas* 'Amtsrat'), *oblótas* (neben *ablótas*) < d. *ablat* 'Oblate, Hostie'. In vielen Fällen ist *o* im Litauischen durch die dialektische Gestalt des Originals bedingt, so *bõnė* 'Eisenbahn' < d. *bộn* 'die Bahn', *ókas* (auch *uõkas*) 'Haken' (< *hộk* 'Haken'), *štrópa, štriópa* 'Strafe' (< *štrof*), *akarót, akaróts* (neben *akuràt*) 'akkurat, genau so' (< d. *akrôt, ackerôts* 'akkurat, genau'), *admirolius* < d. *ôdmirôl, âmîrôl, apikõtas afikõtas* 'Advokat, Rechtsanwalt' < d. *afkôt* id., *bagóžė, pakóžė* 'Bagage' < d. *bagoś* 'Bagage, Gepäck' u. a.

Man sieht eine ziemlich große Menge Wörter, in denen d. *o* durch lit. *u* wiedergegeben ist, eine Erscheinung, der es in den slavischen Lehnwörtern des Litauischen keine Entsprechung gibt, so *bùkiai* pl. 'Bock', *blukis* 'Block', *budelbylė* < d. *bodelbîl* 'Büttelbeil', *drupe* < d. *drope* 'Tropfen', *kuřbas* < d. *korb*, *korw* 'Korb', *kùrkė* 'Pantoffel' < d. *kork* 'Pantoffel', *akùrtas*, *akortas* < d. *akort* 'Akkord', *pustas* 'Post', *zurga* 'Sorge', *liuterija* 'Lotterie', *kamudė*, *kamudas* 'Kommode', in anderen Fällen ist *u* schon in dem dialektischen Original vorhanden, so in *puliceĩja*, *pulecijė* 'Polizei' (< d. *puletsei* 'Polizei'), *kùparas* (< d. *koffer* 'Koffer'), *kupartas* (< d. *kuffert* 'Koffer')[1]).

Die Wörter, in denen ähnlich wie in den slavischen Entlehnungen, ein fremdes *o* durch lit. *a* ersetzt ist, sind nicht selten. Diese Wiedergabe erklärt sich dadurch, daß lit. *o* als langer Vokal nicht besonders geeignet ist, einen kurzen Vokal zu vertreten, vgl. *apcỹras*, *aficỹras* 'Offizier', *kamudė* und *kamudas* 'Kommode', *kamunė* 'Kommune', *kaprõlius*, *karprõlius*, *kaplorius* 'Korporal', aber auch *krãgas* 'Kanne, ein Krug als Trinkgefäß' < *krog*, *krug* 'Gefäß, auch Gasthaus', *bartà* 'Bord, der erhöhte, einfassende Rand eines Gefäßes oder eines Raumes überhaupt' < mnd. *bôrt* 'Rand eines Gefäßes', *ámonas*, *álmonas* < d. *hômann*, *hofmann*, s. oben. In lit. *kamẽdija* 'Komödie, überhaupt jede Aufführung zur Belustigung; auch ein Puppenspiel' geht *a* der ersten Silbe wohl auf d. *a* zurück, vgl. d. *kammêdje* 'Komödie, Theater' (S. 61).

Ohne eine eingehende Behandlung der Vokalentsprechungen ist es nicht möglich, zu sagen, ob der Verf. Recht hat, indem er lit. *maktingas* 'tüchtig, kraftvoll' zu dem Adj. *mächtig* und nicht zu dem Subst. *Macht* stellt. Auf den ersten Blick glaubt man zwar Fälle zu finden mit d. *e* : lit. *a*, diese sind aber oft nicht einwandfrei, so *maldãvimas* 'Meldung', *maldúoti* 'jmd. etwas melden' (s. S. 84), *ãkselis* (neben *ẽkselis*) 'Häcksel' (d. sowohl *haksel* als *hęksel*). Oft ist auch poln. Vermittlung vorauszusetzen. Lit. *a* (statt *e*) jedoch vielleicht nach *r* in lit. *ragìstai* pl. 'Regester', lit. *rakrûtas* (auch *akrûtas*) 'Rekrut'. Man möchte u. a. auch gern wissen, woher *i* in der ersten Silbe in lit. *giliùkis* 'Glück' (vgl. auch *giliukìngas* 'glücklich') stammt und ob es durch ein von dem Verf. mitgeteiltes d. dial. *gelöck* 'Glück' verständlich wird.

In der Behandlung der Sibilanten sieht man Entsprechungen, die nicht ohne weiteres verständlich oder sogar befremdend sind und somit eine Erklärung erheischen[2]).

---

[1]) Der Verf. erklärt S. 76 sowohl *kùparas* als *kupartas* für deutsche Lehnwörter, S. 70 s. v. *koperas* dagegen sagt er: „In Ostlitauen, *kùparas*, *kùparis*, *kupeřkas* mag aus p. *kufer*, *kuferek* 'Koffer' entlehnt sein.

[2]) Die Entsprechung von d. *Käse* kommt bei dem Verf. nur in den Formen *kẽžas* und *kiežas* (< d. *kês*) vor. Lit. *kẽzas* bei Leskien Lit. Lesebuch S. 256 ist sicher ein Druckfehler (S. 99 sowohl *kẽzas* als *kẽžas*).

In vielen Einzelfällen kann es Zweifeln unterliegen, ob das Litauische aus dem Deutschen, den slavischen Nachbarsprachen oder dem Lettischen geschöpft hat. Für die Lösung dieser Rätsel kann die Lautgestalt wichtig sein. Der Verf. hat oft auf die verschiedenen Möglichkeiten hingewiesen, z. B. s. v. lit. *mûras* 'Mauer' < d. *mûr* 'Mauer' oder poln. *mur* (sogar lat. *murus* soll hier in Betracht kommen). Er unterläßt auch nicht zu sagen, daß lit. *varštõtas* (üblich in Žemaiten) auf poln. *warsztat* zurückzuführen ist, während lit. *varkštotas* 'Werkstatt; Töpferscheibe' aus dem Deutschen stammt. Man vermißt aber auch oft einen derartigen Grenzzug; s. v. lit. *zeglas*, *zeglys* 'Segel' (< d.) hätte lit. *žẽglius* 'Segel' (< poln. *żagiel*, s. Skardžius, Die slav. Lehnwörter im Altlit. 247) erwähnt werden müssen, s. v. *póras* 'Paar' < d. *pôr* id. hätte man gern lit. *porà* 'Paar' behandelt gesehen (< poln. *para*, s. Skardžius a. a. O. 174).

In semasiologischer Hinsicht sind die Wortzusammenstellungen tadellos, man hat kaum etwas auszusetzen. Zu *kẽselis*, *keselỹs* 'Tragkorb, Wiege' hat der Verf. keine befriedigende Entsprechung im Deutschen gefunden und sagt nur vorsichtig „Vgl. *kessel* 'Wohnraum des Dachses' PrW." Ich halte es für sicher, daß Thomsen BFB 260 den richtigen Weg eingeschlagen hatte, indem er das lit. Wort („lit. [Memel] *keselis* 'Bernsteinkescher zum Fischen'") mit finn. *kesseli* 'geflochtener Korb, Ranzen' verband. Das lit. Wort stammt zunächst aus dem Lettischen (*k'esele* 'Tasche, kleiner Sack; Hafersack usw.'), das lettische Wort aus dem Estnischen (*kessel* 'Netzsack zum Tragen von Fischen, kleiner Sack oder Korb'), vgl. auch Endzelin-Mühlenbach, Lett.-deutsch. Wb. s. v. *k'esele*. Der Ursprung des finn.-estn. Wortes ist nicht klar. Schwed. dial. (Nyland) *tjässil* 'größerer Korb' gehört jedenfalls zusammen, s. Mikkola BWS 128—29.

Nicht alle Lehnwörter sind leicht erkennbar. Es gibt Ausnahmen. Lit. *bėžis* 'Binse' ist nach Brückner Die slav. Fremdwörter im Lit. 199 aus d. *Binse* entstanden. Der Verf. ist hier wie überhaupt in unsicheren Fällen vorsichtig. Sehr gewissenhaft hat er auch den Einfluß der Volksetymologie auf die Gestalt der Entlehnung berücksichtigt (z. B. *padėdis*, *padėtis* < *Patate* 'Kartoffel', Anlehnung an lit. *dėti* 'legen', lit. *kiĩrkapis* 'Kirchhof', Anlehnung an lit. *kãpas* 'Grabhügel', pl. *kapaĩ* 'Friedhof'[1]). Unter dem behandelten Material nehmen die teilweisen Lehnübersetzungen eine wichtige Stellung ein, so *piẽtstundis* 'Mittagstunde', *verkpėdė*, *verkpėdis* 'Werkschuh', vgl. lit. *pėda* 'Schuh', auch *veršpėdė*, durch volksetymologische Anlehnung an lit. *veršis* 'Kalb'. Etwas eigenartig ist lit. *bobmuderė* und *bomuderė*

[1]) In dem letzten Beispiel sehe ich keinen dringenden Grund zu der Annahme der Volksetymologie, kommt doch lit. *a* für d. *o* auch in vielen anderen Fällen vor.

'Hebamme' (vgl. *muderė* 'Weib, Hebamme' < pltd. *môder*, *modder*, *mudder* 'Mutter'), nach dem Verf. wohl eine Zusammensetzung aus lit. *bóba* 'ältere verheiratete Frau' und *muderė*, so daß in *bobmuderė* nur eine Verstärkung vorliegen würde (vgl. lit. *bobùtė* 'Hebamme'). Andererseits sagt der Verf. s. v. *muderė*: „Möglich, daß es aus *bobmudere* (vgl. dort) nach dem Abfallen des ersten Komponenten *bóba* entstanden ist."

Trotz der äußerlichen Form — das Buch besteht ja eigentlich nur aus einem Wörterverzeichnis — kann man die vorliegende Dissertation eine Untersuchung nennen. Die Wortzusammenstellungen und die Begründung zeugt von einem feinen, zuverlässigen Sprachgefühl, warum man mit dem Verf. in den meisten Fällen einverstanden ist.

Helsinki (Helsingfors). Jalo Kalima.

A. L. Военм (Вém): У истоков творчества Достоевского. (О Достоевском. Сборник статей hgb. von A. L. Военм. Bd. III.) Prag 1936, 8⁰, 216 S.

Als dritten Band seiner bekannten Dostojevskij-Sammelschrift hat der Prager russische Dostojevskij-Forscher A. L. Военм jetzt die Sammlung seiner eigenen Aufsätze über Beziehungen Dostojevskijs zu den großen russischen Dichtern: zu Gribojedov, Puškin, Gogol' und L. Tolstoj veröffentlicht. Diese Gesamtausgabe seiner wichtigen Dostojevskij-Forschungen, die jetzt in einer an vielen Stellen umgestalteten und ergänzten Fassung vorliegen, bedarf keiner weiteren Empfehlung. Es ist nur sehr zu bedauern, daß der Verf. seinen Arbeiten nicht eine grundsätzliche Betrachtung über die Eigenart seiner „Methode der kleinen Beobachtungen", wie er sie nennt, vorangeschickt hat (daß er dieser Methode einen besonderen Vortrag gewidmet hat, erfahren wir aus „Zpráva o činnosti pražského linguistického kroužku za první desítiletí jeho trvání", 1936, S. 6; vgl. auch grundsätzlich zustimmende Bemerkungen N. E. Osipovs in der „Slavischen Rundschau", 1930, Nr. 4, S. 257f.). Wir geben zu, daß die „Kleinigkeiten" — „Verschreibungen", Entgleisungen, die Namengebung der Helden — zumal der Nebenpersonen eines Werkes —, „zufällig" nicht beseitigte Reste der früheren Fassungen des Werkes —, und besonders bei Dostojevskij, der nicht immer die nötige Zeit und Ruhe hatte, um seinen Schöpfungen die letzte Feilung zu geben, uns Aufschluß geben über Gedanken und Vorstellungen, die bei der Arbeit an dem Werk den Verfasser bewußt oder unbewußt leiteten, und die im fertigen Werk nunmehr oft nur in diesen Kleinigkeiten zum Vorschein kommen. Der Forscher kann diesen Gedanken und Vorstellungen eben durch diese „Kleinigkeiten" auf die Spur kommen. Die „kleinen Beobachtungen" sind aber keinesfalls ein

Selbstzweck, mit ihrer Hilfe werden nur wesentlichere und tieferliegende Zusammenhänge aufgedeckt. Was die Beziehungen Dostojevskijs zu den großen russischen Dichtern betrifft, so sind sie meist von ihm selbst ganz offen zugegeben: er führt mit den großen russischen und westeuropäischen (Schiller!) Dichtern oft eine Art „dichterischer Polemik", versucht im „dichterischen Wettlauf" mit ihnen sie zu überholen. Aus diesem Grund hat die Methode der „kleinen Beobachtungen" in der Dostojevskij-Forschung eine recht geringe Bedeutung: Man braucht die kleinen Beobachtungen keinesfalls dazu, um die Verbindungen der Dichtung und Weltanschauung Dostojevskijs mit denen der großen russischen Dichter erst zu finden, da sie ganz offensichtlich sind, sondern nur zu ihrer Bestätigung. So ist die Methode der „kleinen Beobachtungen" auch für Boehm in seinem Buche nur eine Hilfsmethode, die ihm nur hie und da wertvolle Unterstützung leistet, keinesfalls aber für seine Ergebnisse entscheidende Tatsachen zutage bringt. Wir sehen daher im weiteren von der Auseinandersetzung mit dieser Methode ab; eine solche Auseinandersetzung hätte auch an unserem Urteil über das Buch nichts geändert.

Der erste Aufsatz ist den Beziehungen Dostojevskijs zu Gribojedov gewidmet (13—33, früher in „Slavia", X, 1931, 1). Neben einer Zusammenstellung der Urteile Dostojevskijs über Čackij („Verstand schafft Leiden") bringt Boehm auch Analysen einiger Typen Dostojevskijs, die Reflexe verschiedener Züge Čackijs enthalten (Fürst Myškin im „Idioten", Versilov im „Jüngling"). Nicht alle vom Verf. festgestellten ähnlichen Züge lassen ohne weiteres auf genetische Zusammenhänge der Typen Dostojevskijs mit Čackij schließen. — Der Verf. irrt sich übrigens, wenn er glaubt, Dostojevskij habe einen neuen Kunstgriff erfunden, wenn er in „Zimnije Zametki" „die Helden der Gribojedovschen Komödie in die Gegenwart versetzt", d. h. sie in seinem eigenen Werke auftreten läßt, „ihm folgte später Saltykov-Ščedrin" (Boehm S. 20): dieser dichterische Kunstgriff war in der russischen Literatur keine Neuerung, — vgl. z. B. Bujanov aus dem „Opasnyj sosed" von V. L. Puškin, der bei A. S. Puškin („Jevgenij Onegin" V, 26, 39) wiederkehrt und übrigens auch schon im Gedicht Batjuškovs an Fürst P. I. Šalikov (1818) auftritt, vgl. auch Burcov, der von D. Davydov zu den anderen Dichtern kam, vgl. auch Fonvizins „Skotininy" bei Puškin („Jevgenij Onegin" V, 26), „Skotinin" tritt übrigens schon bei A. Izmajlov und zwar nicht zufällig auf (Werke 1849, S. 91, 599).

Die schönsten Seiten im Buche sind den Beziehungen Dostojevskijs zu Puškin gewidmet, und zwar speziell zur „Pique Dame" (37—81, frühere Fassung in „Slavia" VIII, 1929, 1—2 und IX, 1931) und zum „Geizigen Ritter" (82—123, früher im „Puškinskij Sbornik" des Russischen Instituts in Prag, 1929). Die Analysen des Verf.

sind auch für die Interpretation der „Pique Dame" von großer Bedeutung. Vom Hermann in der „Pique Dame" (angedeutet ist das Thema schon im „Jevgenij Onegin" II, 14, vgl. dazu VII 19) zieht sich die Entwicklung verschiedener Motive dieser Novelle (stark sein Wollen, vgl. schon „My vse gljadim v Napoleony" im „Jevgenij Onegin" II 14; Streben nach dem Gelde als nach einem Mittel zur Macht, Konflikt zwischen Liebe und der Machtsucht, und eine Reihe weiterer Motive) durch die Werke Dostojevskijs — durch die Novellen über den „armen Beamten" („Das schwache Herz", „Herr Procharčin", „Petersburger Träume", in allen diesen Novellen kreuzt sich jedenfalls der Einfluß Puškins mit demjenigen der Petersburger Novellen Gogol's, was im Buche leider nicht hervorgehoben ist), über „Schuld und Sühne", über den „Spieler" (hier hätte ich übrigens die offensichtliche Verbindung mit dem „Spieler" E. Th. A. Hoffmanns betont) durch die „Dämonen" (Liza Tušina und Stavrogin), und sie klingen noch in einer parodistischen Abschwächung in der Erzählung Jepančins im „Idioten" nach. Wenn auch einige Motive nicht unbedingt auf die „Pique Dame" zurückgehen müssen (Spielleidenschaft, Komposition der Träume in „Pique Dame" und „Schuld und Sühne" — vgl. die Träume bei Gogol' — „Nevskij Prospekt" und „Bildnis", vgl. dazu Altmann in „Slavia" IX, 1931) und wenn auch manche Verwandtschaft (Liza in „Pique Dame" und Lizaveta in „Schuld und Sühne") vielleicht eine recht äußerliche ist — den Verfasser verleitet seine Methode der „kleinen Beobachtungen" manchmal zu seltsamen Feststellungen — so ist doch der überwiegende Teil der Analysen beweiskräftig und eröffnet auch interessante Einblicke in die ideologischen Grundlagen der Dichtung der beiden großen russischen Dichter. Der Verf. hätte vielleicht meine Bemerkungen zum Begriff der „unbeweglichen Idee" (übrigens — eine Übersetzung der „idée fixe") beachten sollen, die in seiner Sammelschrift Bd. II erschienen sind. — Nicht weniger ist dem Verf. auch das Kapitel über den „Geizigen Ritter" in der Dichtung Dostojevskijs gelungen: hier fallen übrigens bei Puškin und Dostojevskij viel mehr der Ideengehalt als die dichterische Form zusammen — solche Motive, wie „Aufruhr des Armen", „Problem des Geizes", „Philosophie des Geldes", „Konflikt zwischen dem Sohne und dem geizigen Vater" sind sicherlich beiden Dichtern gemeinsam und führten beide Dichter zu ähnlichen ideologischen Schlußfolgerungen. Man sollte vielleicht aber etwas mehr auf die möglichen Verbindungslinien mit denselben Motiven bei anderen Dichtern hinweisen: Molière und Gogol' (Čičikov und Pljuškin) waren Dostojevskij auch nicht unbekannt, den verschwenderischen Erben treffen wir ja überall (Horaz, vgl. die russische Nachdichtung von V. Kapnist); Boehm macht selbst auf die Schillerschen Motive, die ja in den „Brüdern Karamazov" allzuklar zutage

treten, aufmerksam. Endlich steht das Schuldproblem — das letzte Problem, auf welches Boehm in diesem Aufsatz zu sprechen kommt — bei Dostojevskij in einem ganz anderen Zusammenhang (vgl. Boehm selbst in dieser Zeitschrift, Bd. XII).

Als unzureichend muß man leider die beiden anregenden Skizzen über Gogol′ und Dostojevskij bezeichnen. Allerdings brauchte der Verf. vielleicht nicht das zu wiederholen, was in den Arbeiten der russischen „Formalisten" (Tynjanov, Vinogradov) zu diesem Thema gesagt worden ist. „Der Mantel" und „Die armen Leute" (127—138, zuerst in „Zapiski Russkago Istoričeskago Obščestva v Prage" I, 1927) und „Die Nase" und „Der Doppelgänger" (139—163, zuerst in „Slavia" VII, 1929, 1) sind die beiden vom Verf. bearbeiteten Themata: sie betreffen aber nur den kleinsten Teil der Beziehungen Dostojevskijs zu Gogol′. Die Abhängigkeit des dichterischen Stils Dostojevskijs von Gogol′ ist keinesfalls erschöpfend behandelt worden; aber auch die ideologischen Zusammenhänge werden nur in einem bestimmten Aspekt untersucht — im Lichte der „dichterischen Polemik" Dostojevskijs gegen Gogol′. Boehm übernimmt auch zu leicht die polemische Einstellung des jungen Dostojevskij gegen Gogol′ (vgl. dazu meine Bemerkungen in dem Aufsatz über den „Mantel" Gogol′s, Ztschr. XIV). In diesen Kapiteln sind auch viele „kleine Beobachtungen" zerstreut, die an die Zeiten der Entlehnungssuche erinnern: daß man in einer Petersburger Konditorei Kuchen (pirožki) bekommen und Schokolade trinken kann, brauchte Dostojevskij nicht aus der „Nase" Gogol′s zu erfahren. Genau so wenig, daß in den 40er Jahren die „Severnaja Pčela" gelesen wurde (vgl. S. 144 u. a.). Die letzten Seiten des zweiten Kapitels berühren die ideologischen Probleme („svoje mesto" usf.); hier wäre es am Platze, die Rolle dieser (Gogol′schen) Probleme auch in den späteren Werken Dostojevskijs zu untersuchen. Wertvollen Stoff liefern jedenfalls auch diese beiden Beiträge.

In den beiden letzten Kapiteln des Buches (167—191 und 192—213) behandelt der Verf. die Beziehungen Dostojevskijs zu Leo Tolstoj (früher erschienen in „Trudy Russkago Narodnago Universiteta v Prage" II, 1929 und in den Abhandlungen des ersten Slavisten-Kongresses 1929, Bd. II, S. 13ff.), ein in der Dostojevskijs-Literatur wenig beachtetes Thema. Neben einer wertvollen Zusammenstellung der Urteile Dostojevskijs über Tolstojs Dichtung werden überzeugend die Elemente der dichterischen Polemik gegen Tolstoj in den Werken Dostojevskijs aufgedeckt, die in diesem Falle als eine grundsätzliche Polemik gegen die „Gutsbesitzer-Literatur" (pomeščičja literatura) geführt wird. Die Interpretation mancher Seite des „Jünglings" als einer „Antwort" auf Tolstojs „Kindheit und Jugend" gehört wieder zu den besten Seiten des Buches.

Der Verf. deutet in der Vorrede weitere Aufgaben der Forschung auf dem von ihm in diesem Buche bearbeiteten Gebiete an. Man könnte am ehesten von ihm selbst die Fortsetzung dieser Arbeit erwarten: Dostojevskijs Beziehungen zu Nekrasov und Saltykov-Ščedrin, vielleicht auch zu Lermontov, den Dostojevskij doch ziemlich oft zitiert, harren einer Untersuchung (das Thema Turgenev-Dostojevskij ist bekanntlich von Ju. Nikolskij behandelt worden; Boehm hält es nicht für nötig, die Arbeit an diesem Thema von neuem in Angriff zu nehmen), Boehm spricht auch noch von den Beziehungen Dostojevskijs zu Publizisten und Kritikern (die z. T. auch als Dichter auftraten), etwa zu Černyševskij; Belinskij, Ap. Grigorjev, Herzen, Strachov sollte man hinzufügen (über den letzteren vgl. meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift und in der Sammelschrift „Žizn' i smert'", Prag 1936, II) — diese Fragen könnte niemand besser als der Verfasser dieses Buches bearbeiten, mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen des Dostojevskij-Textes und mit seiner fruchtbaren Neigung, selbst die „Kleinigkeiten" dieses Textes nicht unbeachtet zu lassen. Eine Fortsetzung seiner Gogol'-Dostojevskij-Studien dürfte man von ihm vielleicht auch erwarten.

Das Buch kann man nicht nur jedem russischen Literaturhistoriker, sondern jedem Slavisten überhaupt aufs wärmste empfehlen.

Halle a. S. D. Čyževśkyj.

Der Untertitel des Buches besagt Näheres: Gribojedov, Puškin, Gogolj, Tolstoj und Dostojevskij. Also wohl eine vergleichende Studie über die Einflüsse einiger großer Russen — es fehlen hier Turgenev, Saltykov u. a. — auf Dostojevskij? „Einfluß" wäre ein zu wenig zutreffendes Wort, auch „Istoki"-Quelle besagt nicht genau die Art dieser Studie. Bém bietet mehr, indem er darlegt, wie die genannten „Quellen" bloß einzelne Anregungen, Sujets, Typen, Episoden und Ideen für Dostojevskij lieferten, aber von ihm umgearbeitet, umgestaltet und bereichert, oder so vertieft wurden, daß nur noch das geübteste Auge eines Analytikers imstande ist, die Zusammenhänge aufzudecken. Durch Béms tiefgründige Studie ist wieder einmal Nietzsches Auffassung über die Einflußfrage zur Tat geworden. „Jeder Freund leiht ihm (dem Dichter) seine Sinne, vielmehr: er lebt für ihn. Er aber wird zum Mittelpunkt (sogar gegen seinen eigenen Willen), er beobachtet und benützt alles. Aber er beeinflußt auch selber, und die übrigen leben und führen seine Ideen durch und setzen sich statt seiner der Gefahr aus, als Versuche zu dienen." Hier sehen wir es. Bém führt die Ideen Dostojevskijs dahin aus, daß sie oft wie weiter und zu Ende gedachte Anregungen jener Quellen auf Dostojevskij aussehen. Damit ist weder gesagt, daß alle diese Ausführungen Béms bezweifelt, noch daß sie so wie sie hier gegeben werden, angenommen

werden müssen. Auch der Verfasser fühlt es manchmal, daß er die letzte Lösung noch nicht gefunden hat, und schließt oft seine Darstellungen mit solchen Wendungen: „Kann man noch darüber zweifeln ... Ist es nicht einleuchtend? ... Sind noch weitere Belege nötig?" Man ist also versucht, an der Ausschließlichkeit der Quellen hier und da zu zweifeln. Neben einer nachgewiesenen russischen Quelle kann doch eine stärkere ausländische die Oberhand gehabt haben und die schlagende Ähnlichkeit der russischen Quelle mit Dostojevskij fließt eben dann aus der Gemeinsamkeit einer dritten Vorlage für beide. Dieses kann der Fall sein mit Gribojedov und Dostojevskij, wenn Bém die bekannte Figur des antigesellschaftlichen Helden (Myškin und viele andere) auf Gribojedovs Čackij zurückführt. Trotz aller erstaunlichen Übereinstimmungen ist hier eine dritte westliche Anregung heranzuziehen. Dieser Dritte ist — J. J. Rousseau. Der ganze Rousseau, wie er lebte und wie er sich in seinen Bekenntnissen zur Schau stellt. In ihm vermute ich den Vater nicht nur aller traurigen Gestalten der russischen Großen und namentlich den Anreger von Gribojedovs Čackij und Dostojevskijs Myškin, sondern auch anderer Gestalten, wie es z. B. die Pantoffelhelden Foma Fomič und Stepan Trofimovič sind, die unter der Protektion von eingebildeten und verschrobenen Frauen dahinsiechen und ihr „Genie" aufreiben, weil ihnen die Natur fürs ganze Leben böse mitgespielt hat. Man vergleiche die so oft betonte Schüchternheit gegenüber den Menschen bei Rousseau, seine tränenzerfließende Gekränktheit, seine Selbstanklage und zugleich sein Bewußtheit, daß er der geistig und moralisch Überlegene ist, während über ihn die kleineren Mitmenschen herrschen. Ja sogar Einzelheiten könnte man aus den Bekenntnissen herausgreifen, z. B. wo Rousseau sich beklagt, er habe keinen „gesellschaftlichen Ton", oder wie ihn Frau d'Epinay einen „Bären" nennt, ihn durch „Briefe" zurechtweist, ihn in einem Nebengebäude ihres Schlosses zur Reserve hält, ferner wie Rousseau sich auch aufbäumt und, wohl wissend, daß er „gesellschaftliche Fehler" habe, eben aus diesen Fehlern Tugenden macht und selbst bekennt, wie er das, „was sich ziemt", beflissentlich manchmal mit Füßen getreten habe, nur um „mannhaft" zu erscheinen. Und warum das alles? Darum, weil die Natur in ihm „die Menschenwürde beleidigte", ihn mit einer fehlerhaften Blase bedachte und so vor der Gesellschaft unmöglich und lächerlich machte, verspottete ... Daher also die ganze eigenartige psychologische Gestaltung Rousseaus — aber auch Dostojevskijs, welchen die Natur nicht weniger „verspottete", indem sie ihn mit tückischen epileptischen Anfällen bedachte. Und solche zwei, von der Natur gleichgeartete Selbstpeiniger sollten sich nicht auf den ersten Blick gefunden haben? Heute bin ich davon mehr als je überzeugt, daß Dostojevskij, als er zum erstenmal Rousseaus Be-

kenntnisse las, sich selbst in Rousseau erkannt haben muß. Rousseau mußte auf Dostojevskij tief schöpferisch eingewirkt haben, er muß ihn von einem Druck befreit und veranlaßt haben, sich in unzählige Gestalten umzudeuten, so wie es Rousseau selbst getan hat, um sich so „von sich selbst zu befreien" und über den Druck der Natur zu triumphieren. Ich wundere mich selbst, daß ich diesen Gedanken in meiner schon darauf hinweisenden Studie über Dostojevskij (Zagreb 1921) nicht systematischer ausgeführt habe, und daß es meines Wissens auch niemand anderes getan hat. Um so mehr ist dies zu verwundern, da schon Bělinskij diesen Vergleich (Rousseau und Dostojevskij) streifte, indem er sagte: „Von Rousseau las ich bloß seine Bekenntnisse und nach ihnen urteilend und mit Bezug auf seine Vergötterung mancher religiöser Esel empfand ich gegen diesen Herrn einen starken Haß. Er erinnert mich eben sehr an Dostojevskij, der auch tief überzeugt ist, daß er von aller Welt beneidet und verfolgt wird . . ." (vgl. meine Studie S. 88). Die Parallele Rousseau und Dostojevskij wird auch von anderen erwähnt, aber nur Unwesentliches, z. B. Leonid Grossman berührt sie schon 1925; aber auch er in einer speziellen Beziehung, und zwar bei der Frage über die neu gefundene Beichte (Bekenntnis Stavrogins), wobei er auf die traditionelle Form (formale Moskauer Literaturwissenschaft) der Bekenntnisse aufmerksam macht und namentlich auf Rousseaus Bekenntnisse hinweist (vgl. Dolinins Достоевский. Статьи и материалы Bd. 2, 1925, 145). Mein Einwurf also ist es, daß nicht die russischen Quellen als die einzigen und wesentlichen für eine bestimmte Idee, Gestalt, Verfassung, Motiv bei Dostojevskij verbürgt sind, wenn auch für sie schlagende Ähnlichkeitsmomente angeführt werden können. Hingegen könnte man auch bei anderen Parallelen: Gogolj-Dostojevskij, Puškin-Dostojevskij westliche Quellen dartun . . . Es handelt sich mir hier aber diesmal nicht darum, dies nachzuweisen, sondern bloß um die Feststellung dieser Möglichkeiten zu betonen. . . . Es würde ja den Rahmen dieser kurzen Anzeige überschreiten, wenn ich hier auf den Vergleich von Rousseau-Dostojevskij näher eingehen würde. Ich muß mich auch hier mit dem gegebenen Hinweis begnügen.

Die Studie Bém ist aber nach einer gewissen Richtung hin eine in sich geschlossene wissenschaftliche Schöpfung, ungeachtet dessen, wie sich die weitere Beziehung Dostojevskijs gegenüber dem Westen noch gestalten wird. Sie ist ein Meisterwerk der neuen russischen formalen stilistischen Schule in der Literaturwissenschaft. Bém unterläßt es nicht, die kleinsten Wendungen in der Sprache, im Stil Dostojevskijs mit den möglichen Übereinstimmungen in den genannten russischen Quellen in Beziehung zu bringen. Zum Beispiel die feine Beobachtung, daß der Fürst Sokolskij (Podrostok) über Versilov dieselben Worte gebraucht, welche Gribojedov über Čackij äußert

(какъ невзначай и как проворно), dies rückt das intime Verhältnis zwischen Gribojedov und Dostojevskij in ein grelles Licht. Man ist von dieser Methode hingerissen und möchte gern in die Behauptung Вёмs einfallen: „Es ist wohl schwer, plastischer die innere Beziehung zweier künstlerischer Bilder nachzuweisen." — Dieselbe formale Analyse wiederholt Вём, indem er die Mordszenen in Puškins „Pique Dame" und Dostojevskijs „Schuld und Sühne" auf Schritt und Tritt verfolgt (Hermann und Raskoljnikov), und man ist erstaunt über die beinahe komisch wirkenden Übereinstimmungen. Ich komme dabei auf den Gedanken, daß es interessanter wäre, diese Gleichartigkeit auf die Gleichartigkeit aller solcher Mordtaten zurückzuführen, statt mit Entlehnungen zu rechnen. Davon muß auch der Verfasser überzeugt gewesen sein und darum verschanzt er sich eben hinter stilistische Auffälligkeiten, die erstaunlich übereinstimmen. In diesem Falle kann man aber auch annehmen, daß das noch junge anreizbare Gehirn Dostojevskijs, als er zum erstenmal die „Pique Dame" las, von der Lektüre so eingenommen wurde, daß einzelne Ausdrücke für immer haften blieben und der spätere Autor der „Schuld und Sühne" sich kaum mehr bewußt war, woher ihm die Einzelheiten zuflossen. Bei Вём sieht das Verhältnis aber nicht so aus, sondern als ob die „kolossale Figur Hermanns" (Worte von Dostojevskij selbst) in Dostojevskij ihren „unerwarteten Deuter gefunden hätte" (69), also bewußt umgedichtet worden wäre ... Solche Fäden zwischen Puškin und Dostojevskij deckt Вём auch bei der Frage eines Zusammenhanges zwischen „Dem Spieler" (Dostojevskijs), und von hier aus zur Liza-Stavrogin-Szene in den „Dämonen", und zurück zu Puškins Pique Dame, auf. Auch hier die erstaunliche Beobachtungsgabe des Verfassers betreffend übereinstimmende Einzelheiten (69—75), er gibt aber hier selbst zu: „Es steht außer Zweifel, daß Dostojevskij ohne sich dessen selbst bewußt zu sein usw." (75). Wo Вём stilistische und architektonische Übereinstimmungen hervorhebt, ist seine Beweisführung fast unanfechtbar. Anders steht es mit jenen Partien, wo es galt die Ideen der Vorgänger bei Dostojevskij und zugleich ihre Umgestaltungen, Vertiefungen und auch Bekämpfungen aufzuzeigen. Eine solche „Idee" ist jene vom „Sparen, mit dem Bestreben zur Macht und Freiheit zu gelangen". Diese, so oft bei Dostojevskij behandelte Idee, sieht Вём durch Puškins Geizigen Ritter in die russische Literatur eingeführt, und darum vergleicht Вём auch Den Jüngling (Podrostok Dostojevskijs) mit Dem geizigen Ritter Puškins und findet, daß Dostojevskij die „Sparidee" zur „Zwangsidee" gesteigert und dabei zugleich ihr Entstehen aufgedeckt habe. Ursprünglich liegt hier auch eine Beobachtung Dolinins vor, was auch Вём verzeichnet (83 und 103). Вём folgert aber daraus weiter: „Den Sohn mit der Idee des Vaters zu bedenken, und aus dem Vater einen ideellen Verprasser zu machen,

darin liegt die Originalität Dostojevskijs gegenüber dem Vorbilde" (108). Nun, was diese „Idee" allein anbelangt, könnte man auch hier auf den Westen hinweisen. „Fair la fortune", Geld zu machen und zu sparen, um so in der Gesellschaft zur Macht zu gelangen, das ist auch sonstwo bei Dostojevskij, z. B. im Spieler, als eine echt „französische" Idee gerügt. Balzacs Romane, die Dostojevskij, wie ich gezeigt habe, gut kannte und nachahmte, drehen sich beständig ums Geld in diesem Sinne, sie haben fast alle diese „Idee".

Es wäre hier schwer, alles Bedeutende aus Béms Studie herauszuholen, hier wird auch eine Reihe anderer neuer Deutungen gegeben, so die über die Entstehung „des Helden" bei Dostojevskij an Hand seiner Erzählung „Schwaches Herz" mit Béms geistvoller Aufdeckung, daß nicht Vasja Šumkov, sondern Arkadij Ivanovič, der Held dieser Erzählung ist (39); weiter wird von Bém der Zusammenhang von Procharčin, „dem geizigen Staatsangestellten", mit Puškins „Geizigem Ritter" festgestellt (96), dann Gogols Pljuškin und der Held im Žitije velikogo grešnika verglichen (101) und noch eine weitere Vertiefung im Podrostok nachgewiesen. Auch über Dvojnik ist hier Neues kombiniert (135), und zwar in Zusammenhang mit Gogols „Nase". Dostojevskij vertieft manches (161) und der Roman „Dvojnik" wird so bei Bém zur „Antwort" auf Gogols Nase (163). Den Band schließt eine bedeutende Studie Béms über Tolstoj und Dostojevskij. Es handelt sich bei Bém aber in diesem letzten Kapitel mehr um die Beleuchtung gegenseitiger Beurteilungen der beiden Großen, weniger um Quellendeutungen. Dostojevskij, führt Bém aus, habe die Weiterentwicklung Tolstojs vorausgesagt (181) und sei in seinen Beurteilungen über Tolstoj immer beständig geblieben (189). Sein Podrostok sei eine „Antwort" auf Tolstojs Familienchronik und alle Werke Tolstojs seien eine Familienchronik (197). Meines Erachtens gipfelt der Roman (Podrostok) mit Versilovs Vision von der Menschheit im Momente, wo sie sich gewahr wurde, daß sie „verwaist" ist, da sie Gott verstieß und endlich zu ihm die Hände ausstreckt. Wohl möglich, daß Bém recht hat, wenn er behauptet, daß Dostojevskij zugleich Tolstojs Lebenswerk durch diesen Roman überwindet, indem er den Podrostok als Helden einer „zufälligen (nicht legitimen) Familie" Levin, einem Helden aus adeliger Familie, gegenüberstellte (214).

Und darin liegt wohl auch die Grundidee von Béms neuer Studie über Dostojevskij: zu zeigen, daß auch die russischen Klassiker des 19. Jahrh. keine „zufällige Familie" sind, sondern untereinander eng verbunden und blutverwandt seien, daß sie alle in Dostojevskij wiederkehren und in ihm weiter ausgestaltet sind. Wir erhalten somit hier eine der wirklichsten Geschichten der gesamten russischen Literatur an Hand einiger Typen und Ideen, wie sie bei Dostojevskij ausreiften. Die russische große Schriftstellerplejade war für mich bisher eine Insel-

gruppe, nun ist sie ein zusammenhängendes festes Land, dessen unsichtbare gemeinsamen Gründe Bém aufdeckte. Dieser Wurf Béms ist nicht hoch genug einzuschätzen, wenn man bedenkt, daß er dadurch eigentlich nicht mehr und nicht weniger als den nationalen Untergrund der russischen Literatur neu dargeboten hat.

Béms langjährige folgerichtige Arbeit an Dostojevskij, seine Serien von Studien über ihn, stehen einzig da, als Beispiel einer immer mehr sich vertiefenden wissenschaftlichen Arbeit. Und eben dieser Vertiefung zufolge ist Bém davor bewahrt geblieben, Dostojevskij nach links oder nach rechts auszudeuten. Béms Tätigkeit an der Prager čechischen Universität als Lektor der russischen Sprache bietet ihm zwar die Möglichkeit, sein bestes Gewissen sprechen zu lassen, es ist aber zu hoffen, daß einem solchen schöpferischen Geist eine vollberechtigte wissenschaftliche Stellung zu einer vollen wissenschaftlichen Tätigkeit geboten wid.

Prag. Dragutin Prohaska.

G. Gunnarsson: *Das slavische Wort für Kirche.* Uppsala Universitets Årsskrift 1937, Nr. 7 (Uppsala 1937), 8°, 67 S.

Der Verfasser dieser Arbeit hat sich bisher um die Bearbeitung syntaktischer Probleme der Slavistik verdient gemacht. Hier wendet er sich erstmalig einer etymologischen Frage zu. Seit mehr als 100 Jahren besteht in unserer Wissenschaft der Vergleich von abulg. *cьrky* 'Kirche' usw. mit nhd. *Kirche*, ahd. *kirihha*. Schon Kopitar führte dieses Beispiel unter seinen Pannonismen auf. Wenn man bedenkt, daß im Finnischen die Form *kirkko* vorliegt, die auch aus germanischer Quelle erklärt wird, dann ist nicht zu verstehen, wie man an dieser Etymologie zweifeln kann. Der schwedische Forscher kommt zu dem merkwürdigen Schluß, daß zwischen *crьky* und *Kirche* ein Zusammenhang nicht bestanden hat. Er bemüht sich zu beweisen, daß dem slavischen Wort ein **cerъky* zugrunde gelegen hat. Schon der Ansatz dieser Grundform verursacht gewisse Schwierigkeiten und ukrain. *cerkva*, *cerkov* verträgt sich damit nicht ohne weiteres, weil hier dafür **cirkva* erwartet werden müßte. Wenn Verf. in diesem Fall den Ausweg wählen könnte, das seinem Ansatz widerstrebende ukrain. Wort sei evtl. eine Entlehnung aus einer anderen slavischen Sprache, so wird dadurch immerhin seine Behauptung hinfällig (S. 29), die von ihm angenommene Grundform **cerъky* genügte zur Erklärung aller einzelsprachlichen slavischen Formen. Nicht glücklich ist auch der Gedanke des Verf., das skr. *cȓkva* hätte sein r̥ durch eine Kürzung aus *er* entwickelt — eine Kürzung, für die S. 24 recht unsichere, größtenteils jüngere Entlehnungen als Beweis herhalten müssen. Gewaltsam finde ich auch die Art, wie der in den Freisinger und Kiever Blättern

vorliegenden Form **cirky* zu Leibe gegangen wird. Der späte dialektische skr. Wandel von r̥ zu *ri* (*prīst* aus *prst* u. dgl.) wird hier zur Deutung sehr alt belegter Formen herangezogen. Schließlich kommt der Verf. zu dem Ergebnis, daß das slavische Wort für Kirche nur auf einer ostromanischen Fortsetzung von *basilica* (rumän. *biserică*) beruhe.

Ich verkenne nicht die Findigkeit und Gelehrsamkeit, mit der hier der kulturhistorische Nachweis angetreten wird, die Bedingungen für eine Übernahme des Wortes für Kirche durch die Slaven seien im nordwestlichen Teil der Balkanhalbinsel besonders günstig gewesen. Lautlich ist diese Deutung aber für mich ausgeschlossen. Nicht nur wegen des *c*, für dessen Aufkommen an Stelle von *-s-* in älteren slav. Lehnwörtern aus dem Romanischen wir keine Parallelen haben[1]), sondern auch wegen *-y* an Stelle eines rumän. *-ă*. Verf. behauptet zwar S. 37, die Ausdrücke, wo rumän. *-ă* durch slav. *-a* vertreten sei, seien „sehr alte slav. Lehnwörter aus dem Romanischen" („meistens Ausdrücke aus dem Hirtenleben"), aber der einzige bei ihm zitierte Fall *brynza* aus rumän. *brînză* ist bestimmt jung, weil slavisch sonst ein Nasalvokal oder *y* in erster Silbe vorliegen müßte. Auch sonst führt der Ansatz **bъserky*, **pserky* (S. 39) nicht zum Ziel, weil Fälle mit *-ps-* aus *-pъs-* im Slavischen anders behandelt werden (*pъsanъ*). So glaube ich trotz dieses energischen Vorstoßes die alte Gleichung **cьrky* : *Kirche* um jeden Preis verteidigen zu müssen[2]), wenn ich auch gern zugebe, daß die Schrift verschiedene Fragen der slavischen Frühgeschichte auf dem Balkan in anregender Weise behandelt.

Noch eine Nebensächlichkeit: auf S. 35 wird von finnisch-ugrischen Bulgaren in Moesien gesprochen. An den Protobulgaren war ganz gewiß nichts Finnisch-ugrisches.

Berlin. M. Vasmer.

---

[1]) Auch nicht in den lat.-romanischen Lehnwörtern des Albanischen. Vgl. dazu W. Meyer-Lübke in Gröbers Grundriß d. roman. Philol. I² S. 1052ff. Aus lat. *Silva* haben wir dalmat. *Selva*, skr. *Silba*, *Siba* vgl. Skok Naša pomorska terminologija na Jadranu, Spalato 1933, S. 17.

[2]) Lautliche Schwierigkeiten gibt es dabei nicht. Zum *c* vgl. außer slav. *осьтъ* : lat. *acētum* auch noch etwa skr. *Cavtat* „Ragusa vecchia" : lat. *Civitatem*, skr. *Cres* Name der Insel Cherso, ital. *Cherso*, *Ulcinj* Dulcigno : alb. *Ul'kiń* u. a. Beiläufig möchte ich bemerken, daß *Ulcinium* sich zu alb. *ul'k* 'Wolf' so verhält wie der Ortsname *Delminium* zu alb. *del'mε* 'Schaf'. Beide Namen sind wegen ihrer geographischen Verbreitung für mich illyrisch.

P. Skok, *Naša pomorska i ribarska terminologija na Jadranu.* Split (Spalato) 1933, 8⁰, 184 S. + 73 Abbildungen. (= Pomorska Biblioteka Jadranske Straže 1933, S.-A. aus Jadranska Straža 1932 Nr. 3—12, 1933 Nr. 1—3).

Der Agramer Romanist P. Skok, trefflich geschult unter der Leitung W. Meyer-Lübkes in Wien, hat sich auch um die Slavistik große Verdienste erworben durch die Behandlung romanischer Lehnwörter im Serbokr. sowie durch seine Studien über das Balkanlatein, die ihn zu wertvollen Ortsnamendeutungen auf skr. und slovenischem Gebiet führten. Zu diesen Verdiensten wird durch die vorliegende Studie ein neues hinzugefügt. Auf Grund souveräner Beherrschung des sprachwissenschaftlichen Materials wird hier der skr. Wortschatz für Schiffahrt und Fischerei in ausgezeichneter Weise behandelt. Das Buch gliedert sich in 12 Kapitel folgenden Inhalts: 1. Die Grundkenntnisse der mittelmeerländischen Fischerei und Schiffahrt erlangten die Adriatischen Serbokroaten von den romanischen Dalmatinern. Linguistische Beweise. 2. Alte dalmatinisch-romanische Ausdrücke für Inseln, Uferformen u. dgl. Alte Bekanntschaft der „Adriatischen Jugoslaven" mit der Westküste des Adriatischen Meeres. 3. Alte dalmatinisch-romanische Bezeichnungen für Schiffahrt. 4. Fischereigeräte (Angelarten). 5. Namen der Seefische. 6. Netze, Reusen und Gabeln. 7. Petar Hektorovićs Dichtung „Ribanje i ribarsko prigovaranje". 8. Die Küche der dalmatinischen Fischer. 9. Einfluß der arabischen Terminologie auf der Adria. Unterschiede zwischen der alten romanisch-dalmatinischen und venezianischen Terminologie. Historische und soziologische Ursachen des starken venezianischen Einflusses. 10. Die Schiffbauterminologie. 11. Die wichtigsten Ausdrücke aus der Schiffer-Meteorologie. 12. Das adriatische Kulturproblem im Zusammenhange mit der slavischen Folklore und der Schöpfung einer skr. Terminologie für Schiffahrt und Fischerei.

Zum Unterschiede von den meisten Lehnwörteruntersuchungen der letzten Jahre, die sich gewöhnlich auf die in der sprachwissenschaftlichen Literatur bereits behandelten Wörter beschränken, hat der Verf. ein größeres Wortmaterial erstmalig etymologisch beleuchtet, das er teils früheren Sammlungen anderer Forscher, teils seinen eigenen Aufzeichnungen aus Dalmatien im Verlaufe der letzten 20 Jahre entnimmt. Die etymologische Behandlung ist fast immer einwandfrei und zeichnet sich durch vorbildliche Vereinigung von Wort- und Sachkenntnis aus. Dies muß besonders hervorgehoben werden, da es sich um eine populäre Schrift handelt, die sich im wissenschaftlichen Apparat Beschränkung auferlegen mußte. Verdienstvoll ist auch die Behandlung der slavischen Lehnwörter des Venezianischen, deren Zahl (S. 134ff.) allerdings recht dürftig ist und in gar keinem Verhält-

nis steht zu dem starken umgekehrten Einfluß, den der venezianische Dialekt auf das Skr. ausgeübt hat. An nicht wenigen Stellen des Buches werden gute Deutungen dalmatinischer Ortsnamen aus dem Romanischen geboten. Einen besonderen Reiz erhält die Untersuchung dadurch, daß bei den einzelnen semasiologischen Gruppen die Frage aufgerollt wird, welche Begriffe und Wörter die an die Adria vorrückenden Südslaven bereits aus ihrer Urheimat mitgebracht haben und welche neuen Begriffe und Ausdrücke sie erst in der neuen Heimat sich aneigneten. Interessant ist die Feststellung, daß es keine Benennungen für adriatische Fische aus urslavischer Zeit gibt und daß keine Übertragung der Namen von Süßwasserfischen auf Seefische stattgefunden hat. Dies ein Unterschied von der entsprechenden germanischen Terminologie (*Äsche, Barsch*: *Meeräsche, Seebarsch*). Nicht weniger wichtig ist auch der Nachweis eines starken venezianischen Einschlages bei den Bezeichnungen für Schiffsarten und Teile des Schiffes. Man sieht daraus, wie stark der italienische Kultureinfluß in Dalmatien auch auf diesem Gebiet war, ebenso wie in der Literatur und der Baukunst. Die Versuche des Verf. diese Tatsache wegzudiskutieren, wirken nicht überzeugend (S. 132ff.). Angesichts der Tatsache, daß die dalmatinischen Küstenstädte bis zum 12. Jahrh. unter byzantinischer Herrschaft gestanden haben, überrascht es uns nicht, daß neben romanischen auch griechische Seeschiffahrtsausdrücke angetroffen werden.

Während die romanistischen Deutungen bei Skr. meist evident sind (zweifelhaft ist mir Entlehnung von skr. *vrt* aus lat. *hortus* S. 97) ist die gleiche Sorgfalt nicht auf die griechischen Erklärungen verwendet. Auf S. 40 hätten griech. *κατάρτι(ον)* und *κάτεργον* auseinandergehalten werden müssen. In anderen Fällen hätten statt der altgriechischen die spätgriechischen Entsprechungen berücksichtigt werden können, z. B. bei skr. *trĩgla* (46) ngr. *τρίγλα* neben altgr. *τρίγλη*, bei skr. *palamida, polanda* (Ragusa), *palomnić* (Muo) — ngr. *παλαμύδα, παλαμύδι* : agr. *πηλαμύς* (S. 51). Zu skr. *moruna* (54), vgl. ngr. *μουρούνα* : altgriech. *μύραινα*; zu skr. *ahtapod* (56): ngr. *ἀχταπόδι* : *ὀκταπόδιον*. Auf S. 69 ist von einem Fischnetz die Rede, das skr. *vojga, volega* heißt. Verf. läßt das Wort unerklärt. Ich wäre geneigt, es durch romanische Vermittlung auf griech. *βολικόν* plur. *βολικά*, zu *βάλλω*, zurückzuführen. Die Quelle von skr. *navao, -vla* 'Schiffslast' und lat. *naulum* ist griech. *ναῦλον* (nicht *ναυλόν* S. 124), diejenige von skr. *prova* ist griech. *πρῴρα*, ngr. *πρώρα* (nicht *πρωρά* S. 136). Bei der Herleitung von skr. *klokun* aus roman. *calcon* wird eine Liquidametathese angenommen, ähnlich wie bulg. ON *Lom* aus altem *Almus* (S. 122). Ein rätselhafter Fall dürfte aber nicht durch Hinweis auf einen zweiten fraglichen erklärt werden. Die Entwicklung von *Lom* aus *Almus* könnte ja durch slav. Volksetymologie verursacht sein und erklärt uns daher nicht das andere Beispiel.

Wer die nüchterne und gut begründete Beweisführung der anderen Kapitel verfolgt, wird erstaunt sein über den journalistischen Ton des letzten, 12. Abschnittes, wo der Verf. sich nicht genug tun kann in der Herabsetzung des italienischen und österreichischen Kultureinflusses an der Adria und Vorschläge macht zur Ausmerzung der fremden Seeschiffahrtsterminologie nach dem Vorbilde der Polen, die auch die ihnen unliebsamen Seeausdrücke durch eigene Bildungen zu ersetzen bestrebt seien. Die Zukunft wird lehren, wie weit er mit diesen Bestrebungen Erfolg haben wird. Den deutschen Leser braucht dieses einseitige Kapitel nicht von dem Studium der anderen abzuhalten, die zum Teil das Gegenteil von dem beweisen, was der Verf. hier will und es wäre zu wünschen, daß die skr. Schiffssprache weiterhin erforscht würde, bevor engherziger Purismus sie ändert.

Berlin. M. Vasmer.

Antoine Martel, *Michel Lomonosov et la langue littéraire russe.* Paris 1933, 8⁰, III + 135 S. (Bibliothèque de l'Institut Français de Leningrad, Bd. XIII).

Durch Vermittlung bulgarischer Geistlicher ist in Rußland das Altbulgarische zur Kirchen- und (da das altrussische Schrifttum jahrhundertelang fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit lag) auch zur Literatursprache geworden. Die Geistlichkeit vermochte jedoch ihre Sprache auf die Dauer nicht restlos dem Einfluß der Volkssprache zu entziehen, wie denn auch letztere ihrerseits Elemente der Kirchensprache in sich aufgenommen und zum Teil bis heute bewahrt hat. Die russische Literatur hat von den Anfängen bis auf Peter den Großen einen vorwiegend theologischen Charakter. Ihre Sprache, das sog. Russisch-Kirchenslavische beruht auf bulgarischer Grundlage und ist mit mehr oder weniger Russizismen durchsetzt. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Volkssprache mehr und mehr von der Kirchen- und Literatursprache entfernt[1]). Der Unterschied betrifft namentlich die Lautlehre und den Wortschatz.

Noch im 17. Jahrh. gelangte westeuropäischer Einfluß fast nur durch polnische und ukrainische Vermittlung nach Rußland. Peter der Große hat dann die Russen gewaltsam in direkte Verbindung mit dem Westen gebracht und dadurch die Entwicklung des russischen Geisteslebens beträchtlich gefördert. Die literarischen Werke seiner Zeit bilden aber in sprachlicher Hinsicht immer noch ein Gemisch von Kirchenslavisch und Kanzleirussisch, das dann noch (ausgenommen

[1]) Schließlich kam es soweit, daß das Volk die Kirchensprache nicht mehr restlos verstand, vgl. hierzu die Einleitung zu Tredjakovskijs *Jezda na ostrov l'ubvi* (1730 erschienen).

etwa bei Tatiščev) durch zahlreiche westeuropäische Lehnwörter umgestaltet wurde. In der Zeit nach Peter d. Gr. gewann das weltliche Element in der russ. Literatur die Oberhand. Gleichzeitig näherte sich auch die Literatursprache mehr und mehr der Umgangssprache. Dieser Anpassungsprozeß vollzog sich allmählich im Laufe des 18. Jahrh. und er fand im ersten Viertel des 19. Jahrh. seinen Abschluß.

Den größten Anteil an der Entstehung einer russischen Literatursprache hat M. Lomonosov, mit dessen Behandlung die Monographie von Martel einsetzt. Die Untersuchung ist ein Opus posthumum, das nach dem allzufrühen Tode des Autors von B. Unbegaun, A. Mazon und P. Boyer (der das Vorwort dazu schrieb) herausgegeben worden ist. Die Arbeit zerfällt in vier Kapitel, deren Überschriften ich der größeren Deutlichkeit wegen im Original belasse: *I. Les difficultés de l'œuvre. II. La doctrine. III. La pratique. IV. Les destins d'une théorie et d'une œuvre.*

I. Das erste Kapitel (S. 5—18) bildet die Einleitung zu den folgenden. Verf. orientiert über die zu Beginn des 18. Jahrh. vorhandenen Arbeiten über russische Grammatik und Lexikographie. Er kommt dabei zum Schluß, daß diese Werke insgesamt unzulänglich seien und daß Lomonosov auf diesem Gebiete Pionierarbeit geleistet habe. Verf. charakterisiert dann gut die russische Gesellschaft und das geistige Leben um die Mitte des 18. Jahrh.s. Die Interessen für Literatur und Wissenschaft waren damals auch in den höchsten Kreisen gering. Literarische Zirkel gab es kaum. Lomonosovs einzige Zeitgenossen in der Literatur waren Tredjakovskij und Sumarokov. L. lebte mit beiden in Fehde, namentlich gegenüber dem eingebildeten Sumarokov nahm er, wie aus einem Briefe an seinen Protektor Šuvalov hervorgeht, eine restlos ablehnende Haltung ein. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft fand L. unter den Russen keine ebenbürtigen Kollegen und gegenüber tüchtigen ausländischen Gelehrten wie Müller und Schlözer verwehrte ihm sein leidenschaftlicher Patriotismus ein sachliches Urteil. An der sog. „Akademie" (denn sie verdiente diesen Namen noch keineswegs) herrschten damals unglaubliche Zustände.

II. In der Folge diskutiert Verf. Lomonosovs theoretische Schriften über Rhetorik, russische Grammatik, Stilarten (19—56). Er hebt dabei Lomonosovs Bedeutung für die Entstehung einer russ. Literatursprache gebührend hervor. L. erkannte zuerst klar den Unterschied zwischen Kirchenslavisch und Russisch. Er sah ein, daß die russische Sprache ebenso ausdrucksfähig und geschmeidig werden könne wie es zu seiner Zeit das Deutsche und besonders das Französische schon waren. Auch die Stellung des Russischen innerhalb der slavischen Sprachen faßte er im Grunde richtig auf. Anregend wirkt der Ausschnitt über Norm und Sprachgebrauch (28—39.) Für Tredjakovskij ist die Umgangssprache die Sprache des Hofes, des Adels,

der höheren Geistlichkeit (vgl. die Einleitung zu *Jezda na ostrov l'ubvi*). Später hat T. aber diese grundsätzliche Unterscheidung zwischen Kirchenslavisch und Russisch wieder aufgegeben und praktisch hat er sich nie daran gehalten sondern ziemlich wahllos kirchenslavische Elemente in seine Werke aufgenommen. Lomonosov versteht unter Umgangssprache weniger die Sprache einer bestimmten Gesellschaftsschicht als die Sprache eines bestimmten Gebietes, und zwar den sog. Moskauer Dialekt. Er, der Nordrusse, erkannte auch zuerst russische Dialekte. In der Lehre von den drei Stilarten (*o pol'zě knig cerkovnych*, a. 1757) weicht L. zwar theoretisch wieder etwas von seiner früher geäußerten Ansicht ab, aber

III. was das Verhältnis seiner Lehre zur Praxis betrifft (57—88), so hat sich L. doch in weitem Maße von seinen theoretischen Anschauungen leiten lassen. Seine Werke machen schon auf den ersten Blick einen viel klareren Eindruck als diejenigen seines Zeitgenossen Tredjakovskij. Selbst in den pathetischen Oden treffen wir verhältnismäßig wenig ksl. Elemente. Freier noch ist die Sprache der wissenschaftlichen Werke (es scheint, daß L. namentlich bei der Abfassung derselben und dann auch bei der Ausarbeitung seiner Akademie-Festreden sich der großen Bedeutung der sprachlichen Form bewußt wurde und daraufhin seine Aufmerksamkeit dem vertieften Studium seiner Muttersprache zuwandte). Nur vereinzelt finden sich Slavismen in L.s Briefen, z. B. an den Grafen Šuvalov, die geradezu modern anmuten. Verf. gibt uns eine wertvolle und anscheinend nahezu vollständige Zusammenstellung der in den Werken Lomonosovs vorkommenden kirchenslavischen Elemente; sie betreffen den Wortschatz[1]) (60—69) und die Laut- und Formenlehre (69—88). Für diesen Teil der Arbeit wie auch für das folgende Kapitel hätte eine wichtige Untersuchung von E. Budde[2]), die ich nirgends erwähnt finde, nicht übersehen werden dürfen. Wenn auch der Einfluß von L. auf die Bildung der russ. Schriftsprache nicht zu unterschätzen ist, so darf man doch nicht ernsthaft daran denken (wie dies Verf.

[1]) Die dabei vom Verf. befolgte Anordnung nach semantischem Gesichtspunkt scheint mir nicht im Material begründet zu liegen.

[2]) *Očerk istorii sovremennago literaturnago russkago jazyka (XVII—XIX věkov)*, Pbg. 1908 (*Enciklopedija Slavjanskoj Filologii*, Bd. 12). Es wäre mindestens Sache der Herausgeber gewesen, in Anmerkungen gelegentlich auf diese das ksl. Element in der russ. Literatursprache besonders beachtende Darstellung Bezug zu nehmen. Außer dem eben genannten Werk wären noch einige Aufsätze desselben Autors heranzuziehen gewesen, vgl. *Očerk* S. 131f., ferner Gukovskij Von Lomonosov bis Deržavin, Zeitschr. f. slav. Philol. II (1925) S. 223—365 (wo namentlich auf die Verdienste Tredjakovskijs hingewiesen wird).

S. 88 tut), daß ohne seine Tätigkeit vielleicht das Deutsche oder gar das Französische (wenigstens für einige Zeit) in Rußland zur Literatursprache hätte werden können, namentlich, wenn man sich die bald nach L.s Tode (1765) einsetzende literarische Tätigkeit eines Deržavin, Fonvizin, Krylov u. a. vor Augen hält.

IV. Im letzten Kapitel (89—129) verfolgt Verf. die weitere Entwicklung der russ. Literatursprache bis auf Puškin, wobei er besonders den Einfluß Lomonosovs berücksichtigt. L.s Einwirkung auf die russ. Dichtung ist uns bereits aus der Literaturgeschichte[1]) hinreichend bekannt. Zeitgenossen und Nachfolger verehrten in L. vor allem den Odendichter und Vorläufer Deržavins. Erst Puškin hat L. als Dichter abgelehnt, dafür aber auf seine große Bedeutung als Begründer der russischen Wissenschaft und auf seine Verdienste um die russische Sprache hingewiesen. Die theoretischen Schriften L.s fanden in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode (1765) nur wenig Beachtung. Die Kaiserin Katharina II. und ihre literarischen Zeitgenossen Deržavin, Fonvizin, Krylov u. a. haben durch ihre Werke, d. h. praktisch zur weiteren Entwicklung der russ. Literatursprache beigetragen. Einen großen Anteil an deren Vervollkommnung hat dann besonders Karamzin. Er vereinfachte den schwerfälligen Satzbau der Literatursprache und bereicherte sie durch zahlreiche, geschickte Lehnübersetzungen aus dem Französischen, wobei er immerhin auch viele Fremdwörter direkt übernommen hat. Gegen Karamzins „eleganten Stil" wandte sich Šiškov, der an Lomonosov anknüpfte, dann aber weit über diesen hinausging. Er witterte in der Sprache K.s etwas Unechtes, Gekünsteltes, gleichsam ein „Russisch auf französischer Grundlage". Dagegen empfahl er Anlehnung an die Kirchensprache, aus welcher er den russ. Wortschatz bereichern wollte. Šiškov war dabei von dem richtigen Instinkt geleitet, daß die Literatursprache aus der Muttersprache (und nichts aus einer Fremdsprache) zu schöpfen habe, aber er verfiel nicht auf den naheliegenden Gedanken, die Quelle hierfür in der Volkssprache zu suchen. Diesen Schritt hat dann Puškin vollzogen, der namentlich aus dem reichen Schatze des russ. Volksmärchens schöpfte. Zu ergänzen bleibt noch, daß außer ihm auch Lermontov (der Puškin nicht selten noch an Reinheit der Sprache übertrifft), Gogol' (der von der ukrainischen Volkssprache her kam) und Kol'cov (Volkslied) viel zur Bereicherung und Vervollkommnung der russ. Literatursprache beigetragen haben. Mit Recht deutet Verf. im Schlußwort (131f.) an, daß die Literatursprache sich eigentlich mit jeder neuen Generation wieder verändere, in Abhängigkeit von Milieu (wir würden sagen „Zeitgeist") und Persönlichkeit der Autoren.

[1]) Vgl. beispielsweise Pypin *Istorija russkoj literatury* IV[4] (Pbg. 1913).

Wer mit der russ. Literatur des 18. Jahrh. vertraut ist, erfährt aus der Untersuchung von Martel wenig Neues. Man ist jedoch dem Verf. Dank schuldig für die geschickte Zusammenfassung, in welcher Lomonosovs Verdienste um die russ. Literatursprache auf Grund seiner Werke eingehend erläutert und klar hervorgehoben sind. Die Behandlung des Stoffes ist verläßlich, die Darstellung anschaulich. Anregend wirken die gelegentlich eingestreuten Hinweise auf die französische Literatur und Sprache des 17. und 18. Jahrh. Der maßgebende Einfluß des deutschen Philosophen Chr. Wolff auf Lomonosov und dessen wissenschaftliche Methode hätte deutlicher hervorgehoben werden können.

Zürich. E. Dickenmann.

Walenty Roździeński, *„Officina ferraria abo Huta i Warstat z kuźniami szlachetnego dzieła żelaznego."* 1612, hgb. Roman Pollak, Kattowitz, Instytut Śląski 1936, 8°, XXV + 113 S. + 9 Tafeln. (= Bibljoteka Pisarzów Śląskich Nr. 4).

Als vor vier Jahren die „Officina ferraria" auszugsweise in populärer Ausgabe erschien (Posen 1933), war es schwer sich davon ein Bild zu machen, inwieweit die Auslassungen im Text mehr oder weniger Entbehrliches betroffen hatten. Es waren, wie man heute sehen kann, Texte von Bedeutung für das Verhältnis des Dichters zu seinem „Protektor", Freiherrn Andreas von Kochtizky, dem die „Officina" gewidmet war, fortgefallen, ferner Randbemerkungen mit teilweiser Quellenangabe für die Geschichte des alten Bergbaues und schließlich ein erheblicher Teil der Verse, die von diesem letzteren handeln. So sehr dieser gelehrte Teil der Dichtung abfällt gegen die chronistisch wertvollen Berichte aus späterer Zeit und die lebensvollen Schilderungen aus der Praxis des Hüttenfachmanns, so nötig war es doch ihn in seinem ganzen Umfang kennenzulernen. Erst jetzt tritt die staunenswerte Belesenheit des Walenty R. und seine klassische Bildung ins rechte Licht, und damit drängt sich die Frage auf nach seinem Bildungsgang und nach den Bücherschätzen, die ihm bei Abfassung der „Officina" zur Verfügung standen.

Nach im Archiv des Fürsten von Pleß angestellten Untersuchungen, deren Ergebnisse im Vorwort der Neuausgabe mitgeteilt werden, ist Walenty in dem Grenzstädtchen Roździń etwa um 1570 zur Welt gekommen, wurde dort Hüttenmeister des Eisenwerks und verschwand 1596 am Ausgang eines für ihn ungünstig verlaufenen Prozesses nach seiner Gefangensetzung in Pleß, unbekannt wie und wohin, vermutlich aber nach Polen, wo damals seine Hüttentätigkeit eingesetzt haben wird, aus deren Erfahrungen er in seiner Dichtung berichtet. Man erfährt, daß Amts- und Gerichtssprache im Pleßer Gebiet čechisch

war, und aus der Neuausgabe ist zu ersehen, daß Walenty des Čechischen kundig genug gewesen um die Chronik des Hajek von Libočan im Original zu lesen, Hinweise welche die gelegentlichen Čechismen, wie z. B. das so häufig vorkommende „nastati" im Sinne von „entstehen" in seiner Sprache erklären. Die Frage nach der Schule, welcher Walenty seine klassische Bildung verdankte, ist in der Neuausgabe nicht berührt worden. Sollten durch die Studien von L. Musioł über die Pfarrkirchen im Pleßer Dekanat (Dzieje Szkół Parafjalnych . . ., Kattowitz 1933) sich nicht Wege finden lassen, um dieser Frage näher zu kommen? Oder müßte man annehmen, daß es vielleicht die Schule von Lublinitz war, die Walenty unter dem „Protektorat" des Freiherrn von Kochtizky besuchen durfte?

Im Neudruck von 1933 blieb das Verhältnis zwischen diesem Magnaten, welchem das Buch gewidmet war und dem Dichter ganz ungeklärt. Jetzt sind die dem Buch vorausgehenden Huldigungsgedichte des Walenty mit abgedruckt, welche früher fehlten und trotzdem gibt auch diese Neuausgabe nur ein schattenhaftes Bild von diesem „Stern der schlesischen Dynasten" (so wurde er in einem lateinischen Huldigungsgedicht genannt), welcher als glänzendster Vertreter deutscher Geistesbildung jener Zeit inmitten der oberschlesischen Grenzwälder eine großartige Bibliothek besaß und Freundschaft mit Dichtern und Gelehrten pflegte. Walenty R. hat in seinen eigenen Huldigungsgedichten an den Freiherrn jede Andeutung gemieden, daß er dessen Bibliothek die Grundlage für seine gelehrten Ausarbeitungen über den alten Bergbau zu danken hatte, und doch muß dies der Fall gewesen sein. Es war ein eigenartiger Zufall, daß mir, während die Neuausgabe der „Officina" in Vorbereitung war, bisher unbekannt gebliebenes Material über Andreas von Kochtizky und seine berühmte Bibliothek in die Hände kam. Eine kurze Schilderung dieser Bibliothek kannte man bereits aus alter Quelle, doch war in ihr mehr der äußere Eindruck ins Auge gefaßt. Dahingegen fand ich unvermutet in einem Traktat über „Stahl und Eisen" von dem spanischen Arzt Monardo ein glänzendes Zeugnis für die reichen Bestände und den wissenschaftlichen Charakter der Bibliothek von Lublinitz, das jetzt zu polnisch gewordenem Gebiet gehört. Die Verleger Eyering & Perfert in Breslau brachten 1615 eine deutsche Übersetzung des Buches heraus und widmeten diese dem Freiherrn, sie müssen dessen Bibliothek gut gekannt und reichlich beliefert haben und sie waren gewiß, daß ihm diese deutsche Übersetzung im Interesse aller des Lateinischen Unkundigen willkommen sein wird. Eines der zu jener Zeit am meisten gelesenen bergbaulichen Werke, eine Sammlung von zwanzig deutschen Predigten für die Bergleute von Joachimstal in Böhmen, wird in dieser Widmung genannt. Es ist die „Sarepta" des Johannes Muthesius (1562 in Nürnberg erschienen), ein Werk voll von gelehrten Notizen über die Ge-

schichte des Bergbaues, dessen Vergleich mit der „Officina" unwiderleglich erweist, daß Walenty R. dieser Vorlage sich reichlich bedient hat, doch ohne sie als Quelle zu nennen, ebensowenig wie er das bei dem berühmten schlesischen Naturforscher und Arzt Kaspar Schwenckfeldt getan, von dem er ganze Partien ungeniert abschrieb. Roman Pollak hat in den Anmerkungen zur Neuausgabe angelegentlich die Frage behandelt, ob und wieweit Walenty R. auch die Schriften Agricolas benützt hat, ohne aber zu einem abschließenden Ergebnis gelangt zu sein. Dessen „Bermannus" scheint Walenty nicht gekannt zu haben. Es ist aber kaum anzunehmen, daß in der Kochtizky-Bibliothek die Werke dieses berühmtesten deutschen Bergbauforschers ganz gefehlt haben sollten und wahrscheinlich wird der Nachweis noch gelingen, daß Rozdzieński ihn benützt hat, nur ist es nicht immer leicht ihn an Stellen zu überführen, wo er sich nicht in die Karten sehen lassen wollte.

Mein Aufsatz „Andreas Freiherr von Kochtizky, der Mäzen Oberschlesiens um die Zeit des dreißigjährigen Krieges" erschien im „Oberschlesier" (Oppeln) 1936 Heft 9 und 11, d. h. in einer der Heimatforschung gewidmeten Zeitschrift, die vielen Slavisten nicht zugänglich sein wird. Es wird aber zu hoffen sein, daß ich auf seinen Inhalt noch im Rahmen einer größeren Veröffentlichung werde zurückgreifen können, er ist zum Verständnis der deutschen Kultur und Bildung im damaligen oberschlesischen Grenzland ebenso wichtig wie für die Entstehungsgeschichte der „Officina".

Breslau. Emmy Haertel.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums hgb. von Carl Petersen und Otto Scheel Bd. 1: *A—Bütow*. Breslau, J. Hirt 1933—1935, Lex. 8°, S. 1—747; Bd. 2: *C—Entre-Rios*, Lief. 1—6, 1935—1937, S. 1—432.

Das nach jahrelangen Vorbereitungen ins Leben gerufene Handwörterbuch füllt eine große Lücke in der deutschen wissenschaftlichen Literatur aus. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, weil es an guten Untersuchungen über das Deutschtum z. B. in Rußland vielfach fehlt. Es war ursprünglich die Absicht der Herausgeber, einheimische deutsche Gelehrte für das Deutschtum im Wolgagebiet und in Südrußland heranzuziehen. Dieser Gedanke mußte wegen des Mangels an gut vorgebildeten Kräften aufgegeben werden. Für das Deutschtum in Rußland wurde Frl. Dr. M. Woltner gewonnen, deren reichhaltige, in knapper Form gehaltene Beiträge unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen hatten. Sie bieten, soweit bisher erschienen, gute Aufschlüsse über mehrere besonders vernachlässigte

Gebiete, z. B. *Ak Metschet'*, *Alt-Samaraer Siedlungsgruppe*, *Archangelsk*, *Askania Nova*, *Astrachań*, *Baschkirien*, *u. a.* im 2. Bde: *Charkow* usw.

Zweifellos wird eine zweite Auflage nicht wenige Ergänzungen und neue Stichwörter bringen. Um diese Aufgabe zu erleichtern, müssen jetzt schon die Wünsche der einzelnen Disziplinen zu Worte kommen. Der Slavist empfindet ganz besonders das Fehlen eines Artikels über *Bulgarische Literatur*, wo Verschiedenes über den deutschen Einfluß auf Dichter wie etwa P. Slavejkov hätte gesagt werden können. Auch zu den Literaturangaben konnten Nachträge geboten werden; z. B. unter *Åland* (S. 77ff.) fehlt der 2. Bd. des großen geographischen Werkes „Suomenmaa" hgb. von J. E. Rosberg, K. Grotenfelt und K. Hildén (Helsingfors 192(ff.); unter *Bessarabien*, das von siebenbürgischen Verfassern bearbeitet ist, fehlt die nicht zu unterschätzende russische Literatur, bes. Spiski Naselennych Mest Bd. 3: Bessarabskaja oblast', Petersburg 1861, mit dem reichhaltigen Ortsnamenverzeichnis und die Monographie von L. Berg; bei den südslavischen Artikeln vermißt man die Mitarbeit eines Slavisten, dagegen eignet den böhmischen Stichwörtern, z. B. *Brünn* von Ernst Schwarz, *Egerland* u. a. von J. Pfitzner ein derartiger Mangel nicht. Unter *Bukowina* ist ein wertvoller Aufsatz von W. Zaloziećkyj über künstlerisches Leben der Deutschen enthalten. Für die Frage der deutschen Einflüsse im Russischen ist eine ausführliche Behandlung der Sprache der *Deutschbalten* (II S. 202 ff.) wichtig. Ich vermisse hier eine Erwähnung der Arbeiten W. Wigets. Im allgemeinen ein sehr verdienstvolles Unternehmen, dessen Fortsetzung mit Spannung entgegengesehen werden kann.

Berlin. M. Vasmer.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

Adamczyk Th. Fürst G. A. Potemkin, Emsdetten, Lechte 1937, 8, VI + 127 S.

Andersson Otto. Sjöngo varjagerna svenska folkvisor?, Nordiska Folkminnesstudier tillägn. Sverker Ek, Göteborg 1937 S. 1—18.

Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. Jahrg. 92 Bd. 171 (N. F. Bd. 71) Nr. 3—4, Braunschweig, Westermann 1937, 8°, S. 145—288 + VI S. *Dasselbe*, Jahrg. 92, Bd. 172 (N.F. Bd. 72) Nr. 1—2 Braunschweig, ebda. 1937, S. 1—144.

Archiva, Organul Societăţii Istorico-Filologice din Jaşi. Bd. 44 Nr. 1—2. Jassy 1937, 8°, S. 1—176.

Aschenbrenner M. Iwan Schmeljow, Leben und Schaffen, Königsberg i. Pr., Osteuropa-Verlag 1937, 8°, 161 S. (= Schriften der Albertus-Universität, Geisteswiss. Reihe Bd. 9).

Axnäs K. Slavisch-Baltisches in altnordischen Beinamen. Uppsala 1937, 8°, XV + 114 S. (= Nomina Germanica hgb. J. Sahlgren Bd. 2).

Bauch R. Vorzeitliche und frühzeitliche Kulturrelikte in der Pflanzenwelt Mecklenburgs, Botanisches Centralbl. Bd. 57, Abt. B Heft 1—2, Beiheft S. 77—138.

Belgradskij Puškinskij Sbornik hgb. E. Aničkov, Belgrad 1937, 8°, VII + 414 S.

Bendixen J. A. Verlagerung und Strukturwandel ländlicher Siedlungen bes. S-W. Priegnitz, Kiel 1937, 8°, (= Schriften d. Geograph. Inst. d. Universität Kiel Bd. 7 Nr. 2).

Biuletin Polskiego Towarzystwa Językoznawczego Bd. 6, Krakau 1937, 8°, 64 S.

Bohoslovija Bd. 15 Nr. 2—3, Lemberg 1937, 8°, S. 91—210.

Byzantinoslavica Bd. 6. Prag 1935—1936, 8°, 460 S.

Ceļi Rakstu krajums Bd. 8. Riga, 1937, 8°, 416 S.

Collinson W. E. A study of demonstratives, articles, and other indicaters, Baltimore, Waverly 1937, 8°, 128 S. (= Language Monographs Bd. 17).

Časopis Maćicy Serbskeje 1937, N. F. Bd. 90 (Bd. 170), Bautzen 1937, 8°, 63 S.

Časopis pro moderní filologii Bd. 23 Nr. 4, Prag 1937, 8°, S. 313—440.

Dobrovský J. Spisy Bd. 21: Dopisy. Prag, Česk. Společnost Nauk 1937, 8°, 182 S.

Doroszewski W. Myśli i uwagi o języku polskim. Warschau, M. Arct 1937, 8°, 136 S.

Forschungen zur brandenb. und preuß. Geschichte Bd. 49 Nr. 2, Berlin-Dahlem 1937, 8°, S. 235—456 + 70 S.

Gamillscheg E. Ausgewählte Aufsätze, Jena, Gronau 1937, 8°, VIII + 380 S. (= Zeitschr. f. franz. Spr. Suppl. Bd. 15).

Godišnjak Bd. 45 u. 46. Belgrad, Akademie d. Wiss. 1936, 1937, 16°, 255 u. 393 S.

Göllnerová A. József Eötvös. Študia literárne-historická. Preßburg 1937, 8°, 244 S. (= Spisy Fil. Fak. University Komenského Bd. 25).

Handwörterbuch d. Grenz- und Auslanddeutschtums Bd. 2 Lief. 6 *Elsaß — Entre Ríos*. Breslau, F. Hirt 1937, 8°, S. 353—432.

Horn W. Fortschritte der Phonetik, Zeitschr. f. neusprachl. Unterricht Bd. 35 (1936) S. 17—25.

Indogermanische Forschungen Bd. 55 Nr. 2—4. Berlin, W. de Gruyter 1937, 8°, S. 81—328.

Indogermanisches Jahrbuch Bd. 21, Berlin, W. de Gruyter 1937, 8°, 456 S.

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas Bd. 2 Nr. 1—3, Breslau 1937, 8°, S. 1—538.

Jentzsch Rud. Die kulturelle Lage Bulgariens in Vergangenheit und Gegenwart. Sofia, H. Pohle, 1937, 8°, 23 S.

Język Polski Bd. 22 Nr. 4—5, Krakau 1937, 8°, S. 97—160.

Jilek H. Reymonts Roman „Die Bauern", Neue Jahrbücher f. Wissenschaft u. Jugendbildg 12 (1936) S. 48—59.

Kühne W. Der Durchbruch des romantischen Gefühls in Mickie-

wicz, Mitteilgen d. Akad. zur wiss. Erforschung d. Deutschtums Heft 3, Jahrg. 1937. München 1937, S. 359—370.

Kuhns Zeitschrift f. vgl. Sprachforschung Bd. 64 Nr. 3—4. Göttingen, Vandenhoeck 1937, 8°, S. 145—284.

Kyriakides St. Neugriechische Volkskunde, Thessalonike 1936, 8°, 44 S. + XIV Tafeln.

Kyrios Bd. 2 Nr. 1—2, Königsberg Pr. 1937, 8°, S. 1—174.

Language, Journal of the Linguistic Society of America Bd. 13 Nr. 2—3, Baltimore, Waverly 1937, 8°, S. 83—262.

Letopis Matice Srpske Jg. 111, Bd. 348 Nr. 1—2, Belgrad 1937, 8°, S. 1—224.

Manning C. A. The Deus ex machina in Soviet Literature, The American Review 1937, S. 205—215.

Marchołt, Kwartalnik poświęcony sprawom literatury i kultury. Bd. 3 Nr. 1—3, Warschau 1937, 8°, S. 1—428.

Melik Ant. Slovenija Bd. 1 und 2 Laibach, Slovenska Matica 1936, 8°, VIII + 701 S.

Moderní Stát Bd. 10 Nr. 1—10. Prag 1937, 4°, S. 1—234.

Monde Slave, Le. Jg. 14 (Bd. 2) Nr. 4—6, (Bd. 3) Nr. 7—8, Paris 1937, 8°, 384 S. + 320 S.

Narodna Starina Lief. 33, Agram 1937, 4°, 116 S.

Naše Řeč Bd. 21 Nr. 6—7, Prag 1937, 8°, S. 145—208.

Naše Věda Bd. 18 Nr. 8—9. Brünn, Globus 1937, 8°, S. 241—308.

Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap Bd. 8 und 10, Oslo 1937, 8°, 504 und 402 S.

Olesch R. Beiträge zur oberschlesischen Dialektforschung Die Mundart der Kobylorze, Teil 1, Leipzig, Harrassowitz 1937, 8°, XXVI + 118 S. (= Veröffentlichungen d. Slav. Inst. Berlin Bd. 19).

Olesch R. Die slavischen Dialekte Oberschlesiens, Berlin 1937, 8°, 85 S. (= Arbeiten aus dem Institut f. Lautforschung a. d. Universität Berlin Nr. 3).

Ostland-Berichte 1937 Nr. 2—3. Danzig, Ostl.-Institut 1937, 8°, S. 49—152.

Otec Paisij Bd. 10 Nr. 6—8. Sofia 1937, 8°, S. 201—320.

Polski Słownik Biograficzny Bd. 3 Lief. 3—4: Całowański — Chodźko. Krakau, Akad. d. Wissensch., 4°, S. 193—384.

Popruženko M. Kozma Presviter. Sofia, Akad. 1936, 8°, CCC + 92 S. (= Bъlgarski Starini Bd. 12).

Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor Bd. 17 Nr. 1 Belgrad 1937, 8°, S. 1—190.

Příruční slovník jazyka českého. Lief. 46—51: kmitati — krasovost. Prag, Čech. Akademie, 1937, 4°, S. 161—352.

Rammelmeyer Alfr. Studien zur Geschichte der russischen Fabel des 18. Jahrh. Diss. Berlin 1937, 8°, 51 S.

Revue des études balkaniques Bd. 3 Nr. 1 (5), Belgrad 1937, 8°, S. 1—312.

Rocznik Wołyński Bd. 5–6, Równe 1937, 8°, 537 S.

Rodna Reč Bd. 10, Nr. 5. Sofia 1937, 8°, S. 193—256. Dasselbe Bd. 11, Nr. 1. ebda 1937, 8°, S. 1—52 + XVI S.

Sacke G. Graf A. Voroncov, A. Radiščev und der „Gnadenbrief", Emsdetten, Lechte 1937, 8°, 31 S.

Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss., Philos.-histor. Klasse 1937 Nr. 14—19, Berlin, W. de Gruyter 1937 S. 105—152.

Skamander. Miesięcznik poetycki. Jg. 11 Lief. 78—83. Warschau 1937, 8°, S. 1—128.

Slavia Bd. XIV Nr. 3. Prag 1937, 8°, S. 321—480.

Slavonic Review, The, Bd. 16 Nr. 46, London 1937, 8°, S. 1—250.

Slijepčević P. Schiller u Jugoslaviji. Skoplje 1937, 8°, 143 S. (= Godišnjak Skopskog Filozofskog Fakulteta Bd. 3 Nr. 1).

Szober, St. Na straży języka, Szkice, Warschau, Nasza Księgarnia 1937, 8°, 244 S.

Šachmatov M. Kompetencija ispolnitel'noj vlasti v Moskovskoj Rusi, Teil 1. Prag 1936, 8°, (= Zapiski Naučno-Izslědovat. Objedinenija Bd. 4 S. 137—219).

Tolstoj L. Poln. sobranije sočinenij Bd. 47, Moskau, Staatsverlag 1937, 4°, XII + 618 S.

Trivunac M. Nemački uticaji u našem jeziku, Belgrad, Strani Pregled 1937, 8°, 98 S.

Učilišten Pregled Jg. 36 Nr. 5—7 Sofia 1937, 8°, S. 565—948.

Weingart M. Rukověť jazyka staroslověnského Bd. 1. Prag 1937, 8°, 248 S. (= Knihy Didaktického Kruhu Klubu Moderních Filologů Bd. 2).

Weingart M. Staroslověnské Teksty, Prag, Slav. Seminar 1937, 8°, 256 S.

Wünsch, Walter. Heldensänger in Südosteuropa, Berlin 1937, 8°, 40 S. + 7 Abb. (= Arbeiten aus d. Inst. f. Lautforschung a. d. Univ. Berlin Nr. 4).

Zapysky Naukovoho Tovarystva imeny Ševčenka Bd. 155. Lemberg 1937, 8°, 370 S.

Zaranie Śląskie Bd. 13 Nr. 1 Teschen 1937, 8°, S. 1—56.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena Bd. 31 Nr. 1 Agram 1937, 8°, 292 S.

Zeitschrift für den Tschechischunterricht. Hgb. F. Liewehr, G. Preißler, E. Rippl, Jg. 1 Nr. 1—3, Brünn 1937, 8°, S. 1—96.

Zlatorog Bd. 18 Nr. 6—8. Sofia 1937, 8°, S. 241—396.

Zsirai M. Finnugor Rokonságunk, Budapest, Akad. d. Wiss. 1937, 8°, 587 S. + 1 Karte.

Wortregister.

Slavisch

Babo-sek sloven. 297
Balce, Bilse dalm. 10
benevreci, benevrake skr. 13
besěda 101
bezcenny poln. 446
bociem, ciem poln. 303ff.
Bože-glav sloven. 297
Brani-sel sloven. 295
bratvěla skr. 13
brěče, bráše skr. 13
brenke, branke skr. 13
Bribir skr. 13
Burchanlar bulg. 317f.
Cavtat skr. 464
círky ačech. 464

cьrky altruss. 463
Cres skr. 464
cvili-móž(ek) sloven. 294
chaložnik čech. 425
charłężnik poln. 424
Chinova aruss. 50
chwoszczka poln. 300
Čabrěn skr. 12
čáki-birt sloven. 294
Čatež sloven. 11
Čech čech. 428
član, članak skr. 7
črěmiga skr. 11
dad, ded kroat. 10
deptać poln. 447
Deremela aruss. 52
Dober-drug sloven. 297
Dober-let sloven. 297
dręta, drętev, drętva sloven. 13
dreta, drětva, drůtva skr. 13
Drěnopolje skr. 12
dudy poln. 429
ѣмъ russ. 2
Gaz(i)-voda sloven. 295
gicel poln. 445
gilza poln. 445
Glazna bulg. 104
glazъ südslav. 104
Globo-dol sloven. 297
gnězdo 4ff.
gnieździeński poln. 446
gołąb, gołąba poln. 445
Goli-bajs sloven. 295
Goli-hleb sloven. 295
Golkunda sloven. 297
Golo-uh sloven. 297
Grede skr. 8
Gruszt poln. 431
Ingirъ, Ingerъ russ. 97ff.
Irmiž russ. 97
jaciem poln. 310f.
ѭдъ kslaw. 388
jądro, jędro, jłdro, łdro skr. dial. 6
Jadrtovac skr. 15
jazva russ. 1
Jedrěj, Jadre skr. 15
jegrist, jegrišt, egreš skr. 15
jesak poln. 431
Jukša russ. 97
jutry osorb. 301f.
Kaži-pót sloven. 294
Kitaj russ. 16ff.
Klapo-ùh sloven. 294
Klati-vîtez sloven. 294
Kocieł, -ła poln. 445
Kočkoma russ. 96
Kočkomozero russ. 96
Kolo-vrat sloven. 297
Kosiarze poln. 429
Kotčino russ. 96
Kotka russ. 96
Kotkiševo russ. 96
Kotkozero russ. 96
Kozo-glav sloven. 297
Kozo-rog sloven. 297
Krivo-nog, -nos sloven. 297
Kriwicz poln. 363
Krkonoše čech. 368
Kućuga russ. 96
kuny apoln. 50
kur apoln. 180
Kuri-peč-ič sloven. 295
Kuri-selo sloven. 295
Kysuca slovak. 357
łàbud, łèbut skr. 9
łan poln. 431
Lavor aruss. 50
lavorika, lovorika skr. dial. 14
lèbrak skr. 14
Lęch russ. 428
leśny poln. 445
lětva skr. 14
lézi-baba sloven. 294
Lipo-glav sloven. 297
lubîn, lubên skr. 14
lumbrak, lòmbrāk skr. dial. 14
Lyngiŕ russ. 98
Makó-Ter sloven. 297
Malo-, Pusto-, Velko-vrh sloven. 297
mazg skr. 9
mažđàć skr. dial. 9
mažđłti skr. dial. 9
mączniki poln. 429
mechaty poln. 445
menco-rìt sloven. 294
Mese-snél sloven. 297
Meso-jedec, -jednik sloven. 297
Meza russ. 99
mézga skr. 9
młokos poln. 214
Moči-bob sloven. 295
mȍgren, mogrâń skr. 13
moguty aruss. 50
Morava čech. 357f.
moto-róga sloven. 294
mot-vȍz sloven. 294
Mrzi-dolšek sloven. 298
n^ål skr. 6
n^adra skr. dial. 6f.
Nengiŕ russ. 98
Ninur russ. 97
No-grašek sloven. 298
Obesi-boh sloven. 295
obszar poln. 438
očělъ südslav., čech. 14
Ogìěj sloven. 3
Ohře čech. 359
Olbery aruss. 50
orȁh skr. 8
orłh, orȅh skr. 8

**pêsa, pêįsa, pîəsa* sloven. 3
pó-, zá-tri-hiš sloven. 294
podreka sloven. 3
podrêzi-bába sloven. 294
podziać poln. 446
Poišč(i)-kruh sloven. 295
ponúdi-ga sloven. 294
poto-, poti-glàv sloven. 294
pra- slav. 8
Pradegoi, Predegoy sloven. 11
pram, prêm skr. 8
pråska, pråskva skr. 13
prě- 8
Predi-Kaka sloven. 295
prenono skr. 8
przesiadywać poln. 447
rebac skr. 8
rę́diti, redčiti sloven. 297
rędko-sę́ja sloven. 296
rędos sloven. 297
rędo-sę́ja sloven. 296
rěpa skr. 11f.
Repo-lusk sloven. 297
Resnik skr. 8
resti, rasti skr. 8
Revugy aruss. 50
Rosi-rep sloven. 297
Rožen-cvet sloven. 297
Salo-pek sloven. 297
Sclavani, sclavanisca sloven. 11
Seližarovka russ. 100
Selva skr. 464
Seregěrь russ. 100
Silba skr. 464
siewkę grać poln. 431
Simbas russ. 97
Singiŕ russ. 98
Sjargosero russ. 100
skóči-mož sloven. 294
slado-led sloven. 297
Slověne 448
Smiči-klas sloven. 295
smrdo-duška sloven. 294
smrdo-jêrica sloven. 294
smrdo-kâvra sloven. 294
smrdo-vrânka sloven. 294
Smuči-per sloven. 295
sobačka russ. 429
solno-vràt, slanǫ́vrat sloven. 296
srbo-rìt sloven. 294
srbo-rîtka sloven. 294
srbo-rîtnež sloven. 294
srbo-rítost sloven. 294
Sta-noga sloven. 297
Steklasa, Stoklas sloven. 297
stłup poln. 431
stodola čech. 364
strézi-birt sloven. 294
Stribog aruss. 51
strmo-glav sloven. 294
Strupi-korec sloven. 295
strzała poln. 429
Suhi-vamp -petek sloven. 297
svaki skr. 7
Svarog aruss. 51
svìrala skr. 8
szlak poln. 94
Šarma russ. 100
Šilbery aruss. 50
škråpa, škrip skr. 13, 59ff.
śl'ach ukr., weißruss. 94
Šormanga russ. 97
Šorna, Šerna russ. 98
Štandrež sloven. 12
Tatrany aruss. 50
tenraz poln. 431
Tolkoviny aruss. 51
Topčak aruss. 50
treść poln. 438
treso-glàv sloven. 294
treso-nòg sloven. 294
treso-pèt sloven. 294
treso-rèp sloven. 294
trí-nog sloven. 294
tri-noštvo sloven. 295
trpo-glavka sloven. 297
Trse-glav sloven. 295
Uhlava čech. 357
Úhošťany čech. 361
Ulcinj skr. 464
Upa russ. 353f.
urząd celny poln. 445
Uslawa 357
вельможа kslav. 388
vijeglâvka sloven. 295
Vi-vod(a), Voj-voda sloven. 297
Vltava čech. 357
Vodo-pivec sloven. 297
volynka russ. 428
vrto-glàv sloven. 295
vrto-rèp sloven. 295
vrto-vràt sloven. 295
wiem altpoln. 313
włoka poln. 431
wznurcić poln. 438
zgubi-penez sloven. 295
Zlato-lasec sloven. 297
Zlato-per sloven. 297
Zlo-dej sloven. 297
Zlo-sel sloven. 298
žènč sloven. 295f.
žlasti abg. 7

Baltisch
(litauisch unbezeichnet)
aižaũ 1
kambarỹs 450
kámbratis 450
kẽselis, keselỹs 453
kẽzas, kẽžas 452
raguolė 449

Germanisch
(nhd. unbezeichnet)
Atschau 261, 361
Aupa 357
Aussig 362
Burberg 261
Cuscenbergh 298
Cuschenberg 299
Doelach, Dellach 3
drāt ahd. 13
duwenwocke ndd. 299
duwok ndd. 299f.
Duwopp ndd. 300
Eger 359
Folge, die FlN 368
Gern FlN 369
Gosch, Kosch, Koschke 299
Gossengrim 359
Gräpelen 60
Guschenberg 298
Guschk 299
Hermös ndd. 299f.
Hörsin 360
Karpaten 60
Katt(en)start, Kattenstert ndd. 299
Kautzenberg 301
Königsberg 359
Kotzen 301
Kreibitz 363
Kremnitz 366
Kuhschenberg 299
Kulsam 359
Kusch 298ff.
Kuschenberg 298f.
Kuschenbruch 298
Kuschensoll 299
Kuschidoł 298
Kuschken 298
Kuschkenwiese 298
Kuschwiese 298
Kusenberg 299
Kuskengard 298
Laugaricio 366
March 358
Moldau 357
Neiße 358
Oppa 357
Preßburg 366
Rathsam 359
Rega 425
Reifberg 263
-schar FlN 368
Tiefengrün 359
Tollstock 300
Trautenau, Trautenbach 363
Waag 365
Wogast 262ff.
Wogastisburg 261ff., 361
Zips 366

Albanisch
del'mɛ 464
karmɛ 60
karpɛ 60
škrep, krep 60
ul'k 464

Illyrisch
Cusus 365
Delminium 464
Ulcinium 464

Griechisch
κεραμίδα 12
Κρασήμερη mgr. 9
Πρίλαπος mgr. 16
Πριζδριάνα mgr. 15
Στριάμον mgr. 16
Τραβούνια mgr. 9

Finnougrisch
ăngər tscherem. 97
irmizə tscherem. 97
jüktšö tscherem. 97
koskem Lule-lapp. 96
kotka finn. 96
kotkas estn. 96
kučko merj. 96
kutkəž, kutškəž tscherem. 96
kutš syrjän. 96
leẓ tscherem. 98
mizə tscherem. 99
ni, niẓ tscherem. 98
šarɒńə tscherem. 98
šimpatš tscherem. 97
šormo tscherem. 100
šurmangə tscherem. 97

Turkotatarisch
Erbuga kuman. 50

Printed in Germany. / I. v. W. g. / Für die Schriftleitung verantwortlich: Prof Dr. Max Vasmer Berlin NW 7, Dorotheenstr. 6. / Für die Anzeigen verantwortlich: Heinrich Becker, Leipzig C 1, Querstr. 14. (Pl. 2). / Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Biblioteka Słowian

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030001019467
II 29302/14/1937